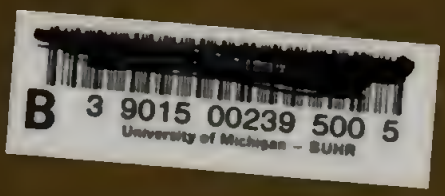
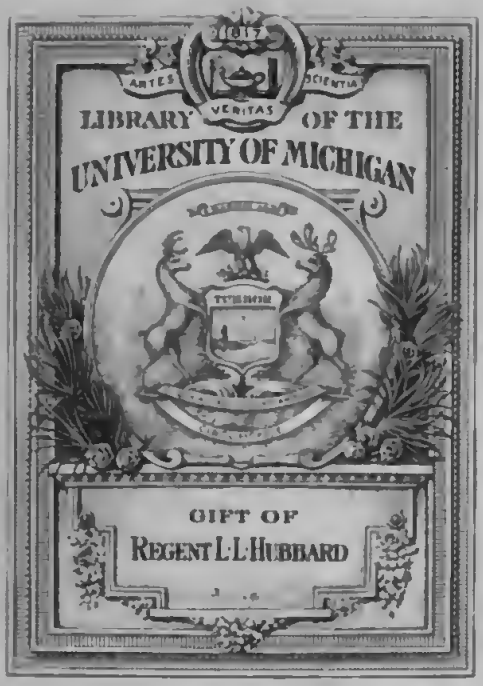

B 3 9015 00239 500 5
University of Michigan - BUHR


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GIFT OF
REGENT L. L. HUBBARD

GF
37
.U5
18

GF
37
.U57
1857

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.

Portfolio

Länder- und Völkerkunde

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

zur Belehrung [illegible]

[illegible]

[illegible]

Dr. [illegible]

[illegible]

[illegible]

Neue Au[illegible]

Pest, [illegible]

Digitized by Google

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Portfolio

für

Länder- und Völkerkunde.

Mittheilungen des Neuesten und Interessantesten

aus dem Gebiete der

Geographie, Statistik, Ethnographie, Naturgeschichte und überhaupt aus dem Völker- und Naturleben in allen Welttheilen;

zur Belehrung und Unterhaltung.

Unter Benützung der zuverlässigsten Quellen

herausgegeben

von

Dr. Ungewitter.

Mit drei Ansichten in Farbendruck.

I. Eine Pußta in Ungarn.
II. Ansicht von Athen. Aufgenommen von Thomas Ender.
III. Das großherrliche Lustschloß in Beschiktasch.

Neue Ausgabe.

Pest, Wien und Leipzig, 1857.
G. A. Hartleben's Verlags-Expedition.

GF
37
.257
1857

gift
Regent R R Hilliard
7-20-28

Vorwort.

Zu bloßer Vermehrung der Zahl der ſchon vorhandenen Zeitſchriften für Erd-, Völker- und Staatenkunde iſt das Portfolio nicht beſtimmt. Die vorhandenen ſind zum Theil vortrefflich und erfüllen daher auch im Weſentlichen den Zweck, den die Herausgeber im Auge haben.

Dennoch möchte eine Lücke längſt fühlbar geworden ſein namentlich mit Beziehung auf **politiſche Geographie und Popularität des Stoffes.** Die Materialien zum Aufbau eines ſ. g. **wiſſenſchaftlich**-geographiſchen Syſtems, das heißt eines Syſtems, in welchem die phyſiſche Geographie die mathematiſche oder wenigſtens die politiſche Geographie faſt gänzlich verdrängt oder doch entſchieden in den Hintergrund drängt, ſind ſeit Ritter's Auftreten ſo fleißig angeſammelt und herbeigetragen worden, daß es wahrlich keiner Zeitſchrift noch bedarf, um neuen Stoff dieſer Art herbeizuſchleppen. Die Liebhaber der ausſchließlich phyſiſchen Geographie bilden zudem nur einen ſehr kleinen Kreis und haben hinreichend die Mittel und Wege zur Befriedigung ihrer Wißbegierde.

Die politiſche Geographie iſt es dagegen, welche den Hauptanziehungspunkt für alle Diejenigen bildet, denen es überhaupt Bedürfniß iſt, auf dem geographiſchen Gebiete einigermaßen heimiſch zu werden, oder die ſchon gewonnenen geographiſchen Kenntniſſe noch zu vermehren, über die in jenes Gebiet gehörenden Tagesereigniſſe gemeinverſtändliche Aufſchlüſſe zu erhalten, ſtatiſtiſche Notizen, die ein mehr oder minder allgemeines Intereſſe haben, möglichſt früh zu bekommen u. dgl. m. Aber Darſtellungen, die ſich auf rein geographiſche oder ſtatiſtiſche Notizen und Erläuterungen beſchränken, genügen heutzutage nicht mehr. Vielmehr iſt es dringendes Bedürfniß geworden, daß im Allgemeinen, oder wo nur irgend geſchichtlicher Boden iſt, das Geſchichtliche mit dem Geographiſchen ſtets Hand in Hand gehe.

Die fünf Aufſätze im vorliegenden erſten Heft des Portfolio ſind in dieſem Sinne bearbeitet und geben zugleich einen ungefähren Begriff von der Tendenz und Hauptbeſtimmung des Portfolio. Mit einer einfachen Statiſtik des Negerſklaventhums, oder der Goldproduktion in den jetzigen drei Hauptgoldländern möchte den Leſern wenig gedient ſein, eben ſo wenig mit einer bloßen Angabe der zu der Expedition nach Japan verwendeten nordamerikaniſchen Schiffe oder der im Birmanenkriege von brittiſcher Seite aufgeſtellten Truppenmacht. Daher ſind dieſe Gegenſtände durch geographiſche und geſchichtliche Bemerkungen jeder zu einem harmoniſchen Ganzen verſchmolzen, um ihn klar und deutlich hervortreten zu laſſen und ſo eine vielſeitige Auffaſſung der Sache zu ermöglichen. Der fünfte Aufſatz gehört eben ſo wohl in das Gebiet der politiſchen Geographie, wie die vier erſten, und beleuchtet vom politiſch-geographiſch-hiſtoriſchen Standpunkte aus einen Gegenſtand der regſten Tagespolitik.

Man könnte in der Kürze ſagen, das Portfolio ſei hauptſächlich beſtimmt, alles das, was politiſche Tagblätter aus dem allgemein geographiſchen Gebiete irgend Neues und Bemerkenswerthes, aber nur zu häufig unrichtig und verunſtaltet bringen, in ähnlicher Weiſe wie die oben erwähnten Aufſätze, alſo berichtigt, wiſſenſchaftlich geordnet und faßlich dargeſtellt, zur Kenntniß ſeiner Leſer zu bringen. Kleinere Notizen werden in ſpäteren Heften unter der Rubrik „Miscellen“ gegeben werden. Obwohl für die Herausgabe der einzelnen Hefte im Voraus keine beſtimmte Zeit feſtgeſetzt werden kann, ſo werden ſie doch immer möglichſt raſch nach einander folgen.

Der Herausgeber.

Die Negerſklaven und die freien Neger in Weſtindien, den Vereinigten Staaten Nordamerika's und in der Negerrepublik Liberia.

Von

Caſimir Leconte.

Als Wilberforce 1787 im brittiſchen Parlamente ſeinen erſten Antrag auf Abſchaffung des Negerſklavenhandels machte, hatte er alle Diejenigen wider ſich, welche bei den Handelsintereſſen Englands nur irgend betheiligt waren. Er ließ ſich aber dadurch nicht irre machen, ſondern verdoppelte ſeine Bemühungen, und gegenwärtig nimmt die Negerhandels-Angelegenheit ſowohl, wie die wegen der Sklaven-Emancipation, unter den wichtigſten Lebensfragen ziviliſirter Staaten ihre Stelle ein. Welches nun aber auch der Erfolg der, zur Unterdrückung des Sklavenhandels getroffenen Maßregeln ſein möge, ſo iſt es doch nicht dieſer Theil der durch Wilberforce den Staatsmännern der alten und neuen Welt geſtellten ſchweren Aufgabe, auf den wir jetzt unſere Aufmerkſamkeit richten wollen; vielmehr ſcheint es uns hauptſächlich nur von Intereſſe, zu unterſuchen, wie es mit den Emancipations-Verſuchen ſteht und mit der Negerarbeit ſowohl in den Ländern, wo die Sklaverei noch beſteht, wie auch in denen, wo ſie ohne Weiteres aufgehoben iſt. Denn mit der Freigebung ſklaviſcher Bevölkerungen iſt es allein nicht gethan, ſondern es bleibt noch immer die Frage übrig, was nunmehr für ſie und die Nationen, welche die Emanripation vorgenommen, zu thun iſt; und dieſe zweite Frage iſt nicht minder wichtig als die erſte. Die dabei ſich herausſtellenden Schwierigkeiten nachzuweiſen, iſt der Zweck dieſer Darſtellung.

Die brittiſche Sklavenemancipations-Bill ward bekanntlich 1833 von den beiden Parlamentshäuſern angenommen und der Zeitpunkt der vollſtändigen Emancipation auf den 1. Aug. 1840 feſtgeſetzt. Es erlangten dadurch 800,000 Sklaven ihre Freiheit, und ihre bisherigen Herren erhielten 20 Mill. Pf. Sterl. Entſchädigung. Die ſ. g. Lehrlingszeit nahm bereits mit dem 1. Aug. 1834 ihren Anfang. Demnach liegen die Reſultate von achtzehn Jahren, die ſeit der Verwirklichung dieſer Maßregel verfloſſen ſind, uns vor.

Im J. 1848 betrat auch Frankreich die von England eingeſchlagene Bahn, und zwar mit jener abentheuerlichen Unbedachtſamkeit, welche nur zu oft ſeine öffentlichen Handlungen, ſoweit ſie plötzlichen Einfällen ihre Entſtehung verdanken, bezeichnet.

Für England und Frankreich handelt es ſich alſo nach geſchehener That nicht mehr um Entwürfe, ſondern um eine Würdigung der Emancipations-Maßregel in deren

Ergebniſſen, und, ſofern es überhaupt möglich iſt, um eine Leitung derſelben in ihren Folgen. Eine ſolche Aufgabe läßt ſich aber nicht mit glücklichem Erfolge löſen ohne vorgängige genaue Kenntniß der Negerraſſe in deren dreifachen, ganz von einander verſchiedenen äußern Zuſtänden: im Zuſtande der Sklaverei auf Cuba und in den Sklavenſtaaten der nordamerikaniſchen Union, im Zuſtande der Freiheit in Weſtindien und den nördlichen Staaten der Union, und endlich im Zuſtande gänzlicher Unabhängigkeit in Liberia und Maryland-in-Liberia auf der Küſte von Guinea. Was ihren Zuſtand im Negerreiche Haiti unter der Herrſchaft Fauſtin's I. betrifft, ſo halten wir es beinahe nicht der Mühe werth davon zu reden. Denn derſelbe iſt ein völlig zerrütteter und regelloſer und muß früher oder ſpäter in Barbarei ausarten, wenn nicht irgend ein beſonderes Ereigniß vermittelnd eintritt, um wieder neues Leben in dieſes von der Natur ſo geſegnete, aber von der Bevölkerung ſo unglücklich gemachte Land zu bringen.

Die Erinnerungen aus einer Reiſe neuerer Zeit in verſchiedenen Ländern der neuen Welt, wo theils die Sklaverei noch beſteht, theils aufgehoben iſt, werden vielleicht dazu dienen können, einiges Licht zu verbreiten über einen Gegenſtand, der namentlich auch für die Zukunft der franzöſiſchen Colonien von ſo großem Intereſſe iſt.

Die ſpaniſchen Creolen behandeln im Allgemeinen ihre Sklaven anders als die nordamerikaniſchen Sklavenhalter.

Die Neger durch furchtbare und oft unmenſchliche Strenge zur Arbeit anhalten, an ihrer Nahrung und ſonſtigen Bedürfniſſen möglichſt kargen, und wenn ſie unter der Körperzüchtigung ſterben, oder ſich entleiden, oder glücklich entkommen, ſie wie ein abgenutztes Stück Möbel durch andere erſetzen: — das iſt, mit kurzen Worten, das Verfahren, welches ſehr viele Sklaveneigenthümer auf Cuba beobachten. Vollends ſchauderhaft aber iſt die Art und Weiſe, wie in Abweſenheit des Pflanzers die Sklavenaufſeher gegen die unglücklichen Neger zu verfahren pflegen. Sie verfahren auf das Rückſichtsloſeſte, da ſie kein eigenes Intereſſe dabei haben, den Sklaven, oder doch wenigſtens das darin ſteckende Geldkapital zu ſchonen. Ich bin acht bis zehn Tage lang Augenzeuge davon geweſen, und ich geſtehe, daß obwohl ich ſehr gewünſcht hätte, die ſinnreichen Einrichtungen in den Zuckermühlen — welche, beiläufig bemerkt, ihres Gleichen nicht haben — mir genau anzuſehen, ich doch aus dem eben angeführten Grunde nicht länger bleiben mochte. Beim Abſchiede konnte ich nicht unterlaſſen, meinem Wirthe folgende Warnung ans Herz zu legen: »Ihr Verfahren iſt eben ſo unweiſe wie grauſam; Sie ſollten wenigſtens Ihr Intereſſe wahren, wenn Sie auch menſchlichen Gefühlen in Ihrem Herzen nicht Raum geben wollen. Begreifen Sie denn nicht, daß Sie Ihr Kapital vermindern, wenn Sie auf ſolche Weiſe die Sterblichkeitsfälle, die Zahl der Körpergebrechen und die Fluchtverſuche vermehren, und daß das an der Nahrung, Kleidung und Wohnung Erſparte durch die Ueberwachungskoſten und das an die Rancheros zu zahlende Fanggeld wieder darauf geht?«

Unter Rancheros ſind ganz einfach Menſchenjäger zu verſtehen, wie man ſie in dieſer Art nur bei den ſpaniſchen Creolen findet. In jedem Kirchſpiel findet man einen Ranchero eben ſowohl wie einen Holzwärter. Wenn nun ein Sklave entflieht, ſo hat der Eigenthümer weiter nichts zu thun, als mit irgend einem Kleidungsſtück und

dem Signalement des Sklaven zum Ranchero zu gehen, der dann ſeinen Hunden pfeift, ſie an dem Kleidungsſtücke riechen läßt, Gewehr und Säbel ergreift und ſich auf die Jagd begibt. Die ungemein gelehrigen und ſtarken Hunde ſind auf die Negerjagd eben ſo abgerichtet, wie bei uns die Jagdhunde auf Wild. Sind ſie einmal dem Flüchtlinge auf der Spur, ſo erreichen ſie ihn ſicher, mag er einen noch ſo großen Vorſprung haben. Ein Cubaner erzählte mir, daß einſt ein ſolcher Hund bei einem großen Weiher ſtehen geblieben und durchaus nicht davon wegzubringen geweſen ſei, obwohl man hier nicht im Entfernteſten einen entlaufenen Sklaven vermuthet habe, bis es endlich dem Ranchero, der hierdurch aufmerkſam geworden war, nach langem Suchen gelang, einen hinter dichtem Schilf verſteckten und bis an den Hals im Waſſer ſtehenden Neger zu entdecken. Sobald die Hunde, deren gewöhnlich zwei beiſammen ſind, einen Flüchtling eingeholt haben, packen ſie ihn jeder am Arm, ohne ihm etwas zu Leide zu thun, ſofern er nicht etwa Widerſtand leiſtet, wovor er ſich aber meiſtens hütet, weil ſie ihn ſonſt zerreißen würden, wie er ſehr wohl weiß. Der Ranchero legt nun dem Flüchtling Handfeſſeln an und bringt ihn ruhig nach der Plantage zurück, wo man ihm 20 Piaſter zahlt, was als Fanggeld Taxe iſt in gewöhnlichen Fällen. In außergewöhnlichen Fällen aber, wenn etwa der Ranchero einen Kampf zu beſtehen gehabt hat, oder über eine gewiſſe Grenze hinaus ſeine Verfolgung hat ausdehnen müſſen, iſt das Fanggeld höher. Man darf übrigens nicht glauben, daß Menſchlichkeit die Urſache iſt, weßhalb die Hunde ſo abgerichtet werden, daß ſie die Negerflüchtlinge nicht verletzen, ſondern es geſchieht einfach aus dem Grunde, damit Letztere nichts an ihrem Werthe verlieren. In manchen Fällen iſt der Ranchero ſogar verantwortlich für jeden, dem Eigenthum des Pflanzers zugefügten Schaden.

Wir ſehen hier alſo eine vollſtändige Organiſation und ein Einheitsſyſtem auf Grundlagen feſtgeſtellt, von denen man glaubt, daß ſie im Einklange mit der Sparſamkeit ſowohl wie mit der Gerechtigkeit ſtehen. Für die letztere Behauptung führt man an, daß die Neger auf der Guineaküſte noch ſchlimmer daran ſein würden als auf Cuba, und daß ſie demnach ſich nicht beklagen dürfen. Weit entfernt ſei es von mir, ſelbſt auch nur den Schein anzunehmen, als wollte ich hier die Großmuth, die Hochherzigkeit und übrigen edlen Eigenſchaften des Charakters der Caſtilianer in Abrede ſtellen! Ich ſelbſt habe davon zu viele Proben erfahren, und ich würde mich in meinen eigenen Augen herabſetzen, wenn ich dem geringſten Zweifel daran Raum ließe; allein nichtsdeſtoweniger erheiſcht die Unparteilichkeit, zu ſagen, was man geſehen und durch aufmerkſame und wiederholte Beobachtungen als Thatſache ermittelt hat. Zudem geſtehen die Spanier ſelbſt ein, daß ihnen in ihrer geiſtigen und phyſiſchen Organiſation eine gewiſſe Rauheit eigen iſt, welche ſie für menſchliche Leiden weniger empfindlich macht als andere Völker. Indem wir alſo dem, was ſie edles und gutes an ſich haben, die volle Anerkennung zollen, halten wir es andererſeits für unſere Pflicht, auf das was uns tadelnswerth erſcheint, aufmerkſam zu machen. Nun aber bedarf, unſerer Anſicht nach, das Verfahren auf den Pflanzungen in Cuba einer Radikalreform, nicht nur im Intereſſe der Menſchheit, ſondern auch in dem der Pflanzer ſelbſt. Ich will nicht ſagen, daß dieſes Verfahren überall und durchgängig angewendet wird, aber es herrſcht doch ziemlich allgemein. Schon in einem früheren Aufſatze, nämlich v. J. 1841, ſprach ſich die Frau Gräfin

Merlin in ähnlichem Sinne, und beſonders über die grauſame Härte der Sklavenaufſeher aus. Auf der andern Seite hob ſie freilich auch das Wohlwollende und Fürſorgliche hervor, welches in manchen, die Sklaven auf Cuba betreffenden Geſetzen zu finden und in dem Verfahren mancher Sklaveneigenthümer gegen die Neger wahrzunehmen iſt. Allerdings gibt es auf Cuba, beſonders in den Städten, Sklaven, welche mit Milde behandelt werden, und ſelbſt in einer, den Umſtänden nach faſt glücklich zu nennenden Lage ſich befinden. Dies beſtreite ich keineswegs. Vielmehr ſpreche ich hier nur von der Zweckwidrigkeit und Unmenſchlichkeit des auf der Inſel im Allgemeinen vorherrſchenden Syſtems der Strenge in der Behandlung der Sklaven.

Die einzelnen Ausnahmen von dieſer Regel ſind übrigens mehr von den Sitten der Creolen als von Menſchlichkeitsgefühlen herzuleiten. Die Bewohner der ſpaniſchen Colonien, namentlich in den größeren Städten, wie z. B. Havanna, lieben äußern Prunk und Aufwand; ſie gefallen ſich darin, in glänzenden Equipagen und anderen Effekt machenden Aeußerlichkeiten ſich zu zeigen; ſie umgeben ſich mit einer zahlreichen Dienerſchaft und lieben hohes Spiel, und alles dies erfordert natürlicher Weiſe ſtarke Ausgaben. Außerdem iſt das weichliche Leben im heißen Klima ganz geeignet, zur Ueberſättigung, zur Trägheit und folglich auch zu einem launenhaften Weſen zu führen. Es iſt alſo nicht zu verwundern, wenn man bei Jemand Geſinnungen wahrnimmt, die ſeine Handlungsweiſe gegen die Diener, beſonders wenn dieſe ſein Eigenthum ſo gut wie ſeine Pferde und Hunde ſind, weſentlich modificiren. Er macht demnach zwiſchen ſeinen Hausſklaven und den auf ſeiner Plantage arbeitenden Sklaven den nämlichen Unterſchied, wie zwiſchen ſeinem Reitpferde und dem Arbeitsgaul, zwiſchen ſeinem Wachtelhündchen Carlo und dem ungeſchlachten Hunde ſeines Rancheró. Da er ſich auf ſeiner Plantage wenig aufhält, ſo überläßt er ſie der Aufſicht eines Verwalters, der ſeinerſeits die Einzelnheiten des Geſchäfts den Unteraufſehern überläßt. Daher der grelle Contraſt zwiſchen den Luxusſklaven oder Luxusthieren und denen, welche lediglich des Nutzens wegen gehalten werden. Die Einen haben ſich des äußern Schimmers, reichlicher und ſchmackhafter Nahrung und einer oft übertriebenen Nachſicht zu erfreuen, die Andern dagegen erliegen faſt unter der übermäßigen Arbeit und den ſengenden Strahlen der tropiſchen Sonne, und haben die ſtrengſte Züchtigung zu gewärtigen, wenn ſie das geringſte Murren laut werden laſſen. Von jenen verlangt man Erhöhung der Genüſſe des Luxus und der Eitelkeit, von dieſen verlangt man Geld, um damit die Koſten des Aufwandes zu beſtreiten.

Die Art und Weiſe, wie die Negerſklaven auf Cuba ergänzt werden, gehört ebenfalls zu der Schattenſeite des ſpaniſchen Sklavenſyſtems.

In den ſpaniſchen Colonien Weſtindiens wird der Abgang in den arbeitenden Kräften oder den Sklaven einzig und allein mit Hülfe des Negerhandels wieder erſetzt. Die ſpaniſche Regierung, welche den von England beantragten Verträgen zur Unterdrückung des Sklavenhandels an der afrikaniſchen Küſte beigetreten iſt, kommt der übernommenen Verpflichtung allerdings nach, inſoweit als ſie nicht zuläßt, daß ihre Unterthanen unter irgend einem Vorwande Negerhandel betreiben, und die Behörden die Negerhändler, die ſich auf friſcher That ertappen laſſen, beſtrafen. Allein, wenn es ſchon den engliſchen und franzöſiſchen Kreuzern an den afrikaniſchen Küſten, trotz ihrer

Wachſamkeit, nicht gelingt, den Negerhandel gänzlich zu unterdrücken, darf man ſich dann wundern, daß auch die Wachſamkeit der ſpaniſchen Regierung bisweilen getäuſcht wird? Ihr nächſtes Intereſſe iſt nun einmal jedenfalls das Gedeihen von Cuba und Portorico, und auch hiervon abgeſehen, ſo kann ſie es doch nicht immer hindern, wenn die Ortsbehörden die Ausſchiffung der Sklavenfahrzeuge und den Transport der gelandeten Neger ins Innere unter der Hand begünſtigen. Was die Inſulaner überhaupt betrifft, ſo ſind ſie freilich verpflichtet, den Durchzug neuangekommener Neger durch ihren Bezirk anzuzeigen; allein man ſorgt dafür, ſie von dem Tage des Abmarſches des Negertrupps im Voraus in Kenntniß zu ſetzen, und ſie gehen dann nach einer benachbarten Stadt oder nach einer andern Gegend ihres Bezirkes und zeigen ſich dort öffentlich, damit ſie ihr Alibi nachweiſen und mit gutem Gewiſſen ſchwören können, von dem, warum ſie befragt werden, nichts zu wiſſen. Ich war in Cuba einſt auf einer großen Plantage im Bezirk von Banaguiſes, und hörte den Pflanzer ſich beklagen über den Mangel an Lebensart, wie er es nannte, auf Seite ſeiner Nachbarn. Dieſe hatten nämlich einen Transport von zweitauſend neuangekommener Neger durchpaſſiren laſſen, ohne ihn davon im Voraus zu benachrichtigen, und der Pflanzer äußerte mit Beziehung hierauf gegen mich: »Sie können hieran einigermaßen ſehen, in welche Lage ich käme, wenn der Richter mich auf Eid und Gewiſſen befragte; wäre mir nur irgend ein Wink davon gegeben worden, ſo hätte ich in Cardenas zu Mittag ſpeiſen können.«

Man darf übrigens nicht glauben, daß es unter ſolchen Umſtänden der Colonie an Arbeitskräften mangelt; vielmehr beweiſt der mäßige Preis der Neger das Gegentheil. Als ich Cuba verließ, ſtanden die Preiſe ungefähr folgendermaßen: 350 bis 400 Piaſter für einen aus Afrika eben angekommenen Neger; 450 bis 500 Piaſter für einen an Feldarbeit gewöhnten Plantagenneger, und 700 bis 1000 Piaſter für einen geſchickten und kunſtfertigen Sklaven. Die Negerinnen werden eben ſo theuer bezahlt. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß die eben genannten Preiſe nur von jungen und kräftigen Sklaven gelten. Für Kinder, Greiſe oder ſolche Sklaven, die in Folge von Wunden, Verſtümmelungen oder anderer körperlichen Gebrechen nicht mehr viel leiſten können, zahlt man nach gegenſeitiger Uebereinkunft. Ein Umſtand, der ebenfalls dazu dient, die Sklavenpreiſe auf einer mäßigen Höhe zu erhalten, iſt der, daß es ein Geſetz gibt, welches den Sklaveneigenthümer zwingt, ſeinen Sklaven freizulaſſen, wenn derſelbe ihm die Loskaufungsſumme von 400 Piaſtern zahlen kann. Wenn nun aber die mittleren Sklavenpreiſe die Höhe von 400 Piaſtern beträchtlich überſtiegen, ſo würde mit Loskaufen und Wiederverkaufen ein derartiges Spekulationsgeſchäft getrieben werden, daß die Preiſe bald wieder in ihre natürlichen Grenzen zurückgeführt werden würden. Bei dem jetzigen Stande der Dinge kommen ſogar Fälle vor, wo der Neger die 400 Piaſter, die er zu ſeiner Loskaufung bedarf, geliehen bekommen kann. Hierauf verkauft er ſich wieder zu einem höhern Preiſe, und theilt dann den Gewinn mit ſeinem Darleiher. Bisweilen kommt es auch vor, daß Spekulanten die Plantagen bereiſen, die Neger betrunken zu machen und zur Flucht zu verleiten ſuchen, und dann in einer andern Gegend der Inſel verkaufen. Was den afrikaniſchen Negerhandel anbelangt, ſo werden die Negerſchiffe in den abgelegenen kleinen Meeresbuchten ausgerüſtet von Leuten, die ſich genau auf die Sache verſtehen, und man nimmt an, daß von fünf Expeditionen durchſchnittlich drei

gelingen, was für hinreichend erachtet wird, um den Markt zu verſorgen und den Unternehmern einen erklecklichen Gewinn zu ſichern.

In den Sklavenſtaaten Nordamerika's verhält ſich die Sache ganz anders. Der afrikaniſche Negerhandel hat hier geſetzlich und faktiſch ganz aufgehört, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ſich hier die Negerbevölkerung unaufhörlich durch ſich ſelbſt ergänzt, wogegen auf den ſpaniſchen Antillen nur der afrikaniſche Negerhandel die durch ſchlechte Behandlung und karge Nahrung immerwährend entſtehende Lücke in der Zahl der Plantagenſklaven wieder ausfüllen kann. Im Jahre 1840 belief ſich in der nordamerikaniſchen Union die Zahl der Sklaven männlichen und weiblichen Geſchlechtes, ſo wie jedes Alters auf 2,487,355, und nach der neueſten Zählung von 1850 hatte ſich dieſe Zahl bis auf 3,178,053, demnach in einem zehnjährigen Zeitraume um 690,700 vermehrt. Sie waren folgendermaßen vertheilt, wobei noch bemerkt werden muß, daß die beim Zuſammenzählen ſich ergebende Differenz daher rührt, weil die in Pennſylvanien, New-Jerſey und anderen nördlichen Staaten (wo die Sklaverei geſetzlich aufgehoben iſt, und bald auch faktiſch ganz aufhören wird) noch vorhandenen, verhältnißmäßig wenigen Sklaven hier nicht mitgezählt ſind.

Sklavenſtaaten	Zahl der Sklaven im J. 1840.	Zahl der Sklaven im J. 1850.	Vermehrung in zehn Jahren.	Verminderung in zehn Jahren.
Delaware	2,605	2,688	83	.....
Maryland	89,737	89,204	.....	533
Virginien	448,987	473,972	24,985	.....
Nord-Carolina	245,817	288,412	42,595	.....
Süd-Carolina	327,038	384,720	57,682	.....
Georgien	280,944	349,208	68,264	.....
Florida	25,717	40,335	14,618	.....
Alabama	253,532	344,323	90,791	.....
Miſſiſſippi	195,211	174,495	.....	20,716
Tenneſſee	183,059	237,020	53,967	.....
Kentucky	182,258	211,237	28,979	.....
Miſſouri	58,240	87,767	29,527	.....
Arkanſas	19,935	45,242	25,307	.....
Louiſiana	168,452	249,947	81,495	.....
Texas	.....	62,000	.....	.....
Bundesdiſtrikt Columbia	4,694	3,688	.....	1,006

Man erſieht aus dieſer Zuſammenſtellung, daß in Delaware, Maryland und im Bundesdiſtrikt Columbia die Sklavenbevölkerung beinahe ſtationär geblieben iſt, dagegen im Staate Miſſiſſippi beträchtlich ſich vermindert hat. Die Geſammtbevölkerung des

letztgenannten Staates hat ſich aber überhaupt von 1840 bis 50 um 70,724 E. vermindert; denn 1840 belief ſie ſich auf 375,651 und 1850 nur noch auf 304,927 E. Dergleichen Bevölkerungsfluctuationen ſind in den Ver. Staaten nicht ſelten. Auffallender iſt dagegen die geringe Vermehrung der Sklavenbevölkerung in Virginien. Denn wenn 2,487,355 Sklaven überhaupt in einem zehnjährigen Zeitraume um 690,700 ſich vermehren, ſo müßten nach dieſem Maßſtabe die 448,987 Sklaven, welche Virginien im J. 1840 zählte, in dieſem Zeitraume um wenigſtens 124,700 ſich vermehrt haben, alſo um beinahe 100,000 mehr als wirklich der Fall geweſen iſt. Die Sache iſt folgendermaßen zu erklären. Virginien wird, wie einige Schweizerkantone in zwei Halbkantone, ſo durch die von Südweſt nach Nordoſt ſtreichende Doppelkette der Alleghanis ſo zu ſagen in zwei Halbſtaaten getheilt. Nun iſt in der innern, von den Staaten Kentucky, Ohio und Pennſylvanien begrenzten Hälfte das Sklavenſyſtem faktiſch ſo gut wie ganz abgeſchafft und Sklavenarbeit durch Taglöhnerarbeit, welche von europäiſchen, hauptſächlich deutſchen und irländiſchen Einwanderern verrichtet wird, erſetzt. Das Klima und die Bodenbeſchaffenheit eignen ſich hier für europäiſche Bodenkultur ganz und gar, und die Grundbeſitzer haben es aus dieſem und andern Gründen vortheilhafter gefunden, ihre Sklaven zu verkaufen und auf die eben bezeichnete Weiſe zu verfahren. In der andern, vom Atlantiſchen Meere und Nord-Carolina begrenzten Hälfte dagegen wird die Bodenkultur, die hauptſächlich in Tabaksbau beſteht, nach wie vor durch Sklaven betrieben. Da nun aber die Zahl derſelben weit größer iſt als der Anbau erfordert, ſo verkaufen viele Pflanzer ihre überzähligen Sklaven nach den ſüdlichen und ſüdweſtlichen Staaten, wo die Baumwoll- und Zuckerplantagen einen außerordentlichen Aufſchwung genommen haben. Virginien führt alſo jährlich eine Menge Sklaven aus, und dieſem Umſtande iſt die verhältnißmäßig geringe Vermehrung in dem genannten zehnjährigen Zeitraume beizumeſſen *).

*) Hr. Leconte ſucht nunmehr darzuthun, daß die nordamerikaniſchen Sklavenhalter ihre Sklaven wahrhaft väterlich behandeln, und zwar mit ſolcher Milde, Liebe und Fürſorge, daß die Sklaven nicht nur mit ihrem Looſe zufrieden ſind, ſondern ſelbſt in Fällen, wo ſie das zu ihrer Loskaufung erforderliche Geld bereits ſich erſpart haben, es dennoch nicht dazu verwenden, um ihre Freiheit zu erlangen, ſondern es vorziehen, in der Sklaverei zu bleiben. Die einzigen Beweiſe, die er für dieſe Behauptung vorbringt, ſind die Ausſagen von Sklaveneigenthümern in und um Neuorleans, mit denen Hr. Leconte während ſeiner dortigen Anweſenheit verkehrte und die ihn in die Küche, die Hütten und auf die Arbeitsfelder der Sklaven führten, ohne Zweifel damit er ſich ſelbſt überzeugen möchte, wie gut dieſelben es bei ihnen hätten. Man wird eingeſtehen müſſen, daß er auf dieſe Weiſe durchaus nicht in den Stand geſetzt worden iſt, über das Sklavenweſen in den Ver. Staaten gründlich und unbefangen, und obendrein über die Behandlung der Sklaven in ſämmtlichen Sklavenſtaaten der nordamerikaniſchen Union zu urtheilen. Daß die Sklaven in den Ver. Staaten hin und wieder ſehr gut behandelt werden, ſoll hiermit durchaus nicht geläugnet werden. Indeß bilden dergleichen Ausnahmen noch keine Regel, und ſie ſind vorgekommen und kommen bis auf den heutigen Tag vor in allen Ländern, wo Sklaven gehalten werden. Daß aber die nordamerikaniſchen Sklaven der großen Mehrzahl nach die Sklaverei der Freiheit vorziehen ſollten, iſt eine Behauptung, die derjenigen unzähliger Nordamerikaner geradezu widerſpricht. Und die Nordamerikaner, die bei der Schnelligkeit und Leichtigkeit

Die nordamerikaniſchen Sklavenhalter behandeln im Allgemeinen ihre Sklaven gut, weil ſchon ihr eigenes Intereſſe dies erheiſcht. Sie überladen ſie meiſt nicht mit ſchweren Arbeiten, denn das in ihnen ſteckende Kapital würde ſich ſonſt früher verzehren; ſie ſorgen in Krankheitsfällen für ſie, denn auf Zufuhren aus Afrika können ſie und dürfen ſie nicht rechnen, ſofern durch den Tod Lücken entſtehen; ſie ſorgen für die Wöchnerinnen und Kinder, denn nur auf dieſe Weiſe läßt ſich die Sklavenbevölkerung dort wieder ergänzen; und ſie behandeln die Sklaven überhaupt nicht mit zu großer Strenge, damit ſie ihnen nicht fortlaufen und durch die nach der Wiedereinfangung ihnen zuzuerkennende ſcharfe Züchtigung nicht etwa arbeitsunfähig werden. Bei dem Nordamerikaner iſt alles Berechnung, im Kleinen wie im Großen, in der Behandlung der Pferde und anderer nutzbarer Hausthiere, und ſo denn auch in der Behandlung der Sklaven. Mitunter liegt allerdings Menſchlichkeitsgefühl ebenfalls weſentlich mit zum Grunde.

Weit weniger wohlwollend bezeigen ſich die Nordamerikaner gegen die in ihrer Mitte lebenden freien Neger oder freien Farbigen, wie ſie dort genannt werden *). Die Lage dieſer Unglücklichen iſt meines Bedünkens eine unerträgliche, und ich begreife

---

des Reiſens in den Ver. Staaten meiſt alle Theile der Union beſuchen und daher im Süden eben ſo gut wie im Norden, im Weſten eben ſo gut wie im Oſten Beſcheid wiſſen, werden denn doch wahrlich wohl ein richtigeres Urtheil über die dortigen Zuſtände zu fällen vermögen, als ein Fremder, der an dieſem oder jenem Orte vielleicht nur einige Tage, höchſtens ein Paar Wochen verweilt! Wäre Leconte's Behauptung wahr, ſo würden in den nördlichen Staaten der Union nicht ſo unerhörte Anſtrengungen gemacht werden, um dem Sklavenweſen in den Ver. Staaten ein für allemal das Garaus zu machen. Denn man geht dort von der allerdings ganz richtigen Anſicht aus, daß Sklaverei mit dem der nordamerikaniſchen Verfaſſung zur Grundlage dienenden Prinzipe unbeſchränkter Freiheit und Gleichheit im ſchneidendſten Widerſpruche ſtehe und ein Schandfleck für die Union ſei. Daß andererſeits die Sklaven ſich in ihrer gegenwärtigen Lage keineswegs ſo behaglich fühlen, wie Hr. Leconte verſichert, davon zeugen ihre unzähligen Fluchtverſuche, die in dem Grade ſich vermehrt haben, daß die Congreßmitglieder aus den ſüdlichen Staaten ſich in neuerer Zeit veranlaßt ſahen, eine Congreßakte zu beantragen und zu deren Annahme Alles in Bewegung zu ſetzen, nach welcher auch die freien Staaten (wo nämlich die Sklaverei nicht mehr beſteht) verpflichtet ſind, flüchtige Sklaven auf Requiſition der Eigenthümer auszuliefern. Wären die Fluchtverſuche ſelten, ſo würde man wahrlich zu einem ſolchen extremen Mittel nicht die Zuflucht genommen haben. Außerdem beſteht in den ſüdlichen Küſtenſtaaten ein Geſetz, nach welchem jeder freie Neger, der auf einem ankommenden Schiffe dient oder überhaupt ſich aufhält, bis zur Wiederabfahrt des Schiffes in gefänglicher Haft gehalten wird. Alſo wiederum ein Beweis, wie ſehr man die Anſteckung des Freiheitsgeiſtes bei den Sklaven in den ſüdlichen Staaten der Union fürchtet. Wir haben oben in der überſichtlichen Zuſammenſtellung der Sklavenbevölkerung verſchiedene Zahlenangaben berichtigen müſſen, was namentlich von denen aus dem J. 1850 gilt. Jedoch hiervon und von der, die Behandlung und Lage der Sklaven in der nordamerikaniſchen Union betreffenden Behauptung abgeſehen, ſind die Mittheilungen des Hrn. Leconte eben ſo glaubwürdig wie intereſſant. Wir faſſen daher das, was er über die Zuſtände und Verhältniſſe der Sklaven in Nordamerika ſagt, oben im Texte kurz zuſammen und fahren dann in ſeiner Erzählung fort.

*) Einen freien Neger in den Ver. Staaten einen Neger (negro) zu heißen, gilt geſetzlich für eine Injurie. Daher nennt man ihn dort nie anders als einen Farbigen oder in der Allgemeinheit Farbige (coloured man, coloured people).

nicht, wie Diejenigen unter ihnrn, welche Eriſtenzmittel und das geringſte Selbſtgefühl haben, mit der Stellung zufrieden ſein können, die ihnen in dieſem angeblich freieſten Lande der Erde angewieſrn iſt. Obwohl geborene amerikaniſche Bürger, haben ſie dennoch von keinem der Rechte und Vortheile, welche die Verfaſſung der Union, wie der einzelnen Staaten den Bürgern ſichert, den Mitgenuß. Würde ein Farbiger ſelbſt da, wo das Geſrtz keine Raſſen-Unterſcheidung macht, bei den Wahlen ſich einfinden und mitſtimmen wollen, ſo wäre die unausblribliche Folge davon, daß man ihn mit Schimpf und Schande fortjagte, und vielleicht geriethe auch ſein Lrben in Gefahr, beſtände er auf ſeinem Willen. Ferner hat er nach dem Buchſtaben des Geſrtzes auf eine unbeſtreitbare und unbeſtrittene Weiſe Zutritt zu allen Aemtern; aber er kann im Voraus gewiß ſein, nie eine Stelle zu erhalten, die nur irgend von Wichtigkeit iſt. Wie achtbar oder wie reich er auch ſein mag, ſo wird er es doch nie wagen, ſich in einen Omnibus zu ſetzen, wo dagegen der geringſte Handwerker von weißer Farbe, auch wenn er ſein Schurzfell trägt, unbedenklich ſeinen Piatz einnehmen darf. Ich habe es in New-York ſelbſt mit angeſrhen, wie ein Farbiger, der noch dazu als Abgeordneter des haitiſchen Kaiſers Soulouque gewiſſermaßen einen amtlichen Charakter bekleidete, ſich weigerte, in einen Omnibus zu ſteigen, weil er, wie er gegen den ihn dazu auffordernden Herrn ſich äußerte, inſultirt zu werden fürchtete. Im Theater, in den Wagons auf den Eiſenbahnen, vollruds aber in den Kirchen, überhaupt überall, wo der Farbige mit Weißen in Berührung kommen kann, hat er ſeinen abgeſonderten Platz. In drn Gaſthöfen haben die weißrn Dienſtboten ihrrn Tiſch für ſich gedrckt, und da iſt kein Stubenmädchen, kein Stallknecht, der nicht augenblicklich vom Tiſche aufſtehen würde, wenn der Hausherr etwa auf den Gedanken kommen ſollte, auch einem freien Farbigrn, möchte dieſer noch ſo gebildet ſein, einen Platz dabei anzuweiſen. Man darf nicht etwa glauben, daß ein ſo eingewurzeltes Vorurtheil blos in den Sklavenſtaaten beſteht; nein, ſogar die tugendſame Stadt Boſton z. B., welche voll großer Philoſophrn, weiſer Moralprediger und eifriger Abolitioniſten *) iſt, theils dasſelbe wir jede andere Stadt der Union. Ich reiſ'tr mit rinem angeſehenen Kaufmanne, der einen talentvollen, reichbegabten jungen Mann mit ſehr heller Hautfarbr, in der ſich die mütterliche Abkunft freilich noch nicht ganz verläugnete, in ein Erziehungsinſtitut im Weſten bringen wollte. Es befremdete mich keineswegs, als ich ſpäter vernahm, daß einer der Zöglinge des Inſtituts, der die Familie drs Neuangrkommenen kannte, ihn angezeigt hatte, und man hierauf genöthigt geweſrn war, ihn zu ſeiner Ausbildung nach Frankreich zu ſenden. — Der Abbé M., einer der frömmſten und ausgezeichnetſten Geiſtlichen, hat in Neu-Orleans ebenfalls erfahren müſſen, was das Vorurtheil alles vrrmag. Da er nie zuvor in Nordamerika geweſen war, ſo wußte er von den daſelbſt zu nehmenden Rückſichten nichts, und vermuthete am allrrwenigſten Hinderniſſe bei Ausführung ſeines, gleich nach dem Antritt der Pfarre gefaßten Entſchluſſes, die in dem Gotteshauſe vorgefundene Abſonderung der Farbigen von den Weißen aufzuheben. Er zeigte daher ſeiner Gemeinde an, daß von jetzt an die Kirchenſtühle vermiethet und die Plätze von den Gemeindemitgliedern ohne Unterſchied der Raſſe beſetzt werden würden. Sofort pro-

*) Gegner des Sklavenſyſtems.

teſtirten die Weißen hiergegen, ſchickten die Schlüſſel zu ihrrn Bänken ein, und beohten mit Einſtellung der Zahlung ihrer Gemeindebeiträge. Da nun in der nordamerikaniſchen Union der Staat in die Religionsangelegenheiten ſich nicht einmiſcht, demnach auch für die Beſoldungen der Geiſtlichen nicht ſorgt, ſondern hierfür die Glieder jedee Gemeinde ſelbſt Sorge tragen müſſen, ſo blieb dem Abbé M. freilich nichts anderes übrig, als ſeinen Entſchluß zurückzunehmen und die Raſſenabſonderung beſtehen zu laſſen.

Indeß darf zur Steuer der Wahrheit nicht uneewähnt gelaſſen werden, daß die Farbigen ſelbſt, durch die Verachtung, die ſie gegen ihre eigene Raſſe affeetieen, dem Vorurtheil gegen ſie neue Stärke verleihen. Namentlich tragen die Frauen kein Bedenken, ihren Widerwillen in dieſer Beziehung offen an den Tag zu legen und jeden Heirathsantrag mit einem Farbigen zurückzuweiſen; ſie ziehen es bei weitem vor, wie ſie dies auch unverholen ſagen, ein vertrautes Verhältniß mit einem Weißen anzuknüpfen, welche Uebelſtände für ſie und ihre Kinder auch daraus erwachſrn mögen. Dies iſt wiederum eine der traurigen Folgrn der obwalteuden zweideutigen Verhältniſſe, und was die freigelaſſenen Farbigen betrifft, ſo halte ich dafüe, daß man hinſichtlich ihrer in den Vereinigten Staaten durchgängig auf einem falſchen Standpunkte ſich befindet oder mit ſich ſelbſt im Widerſpruche ſteht. Beinahe in dee ganzen einen Hälfte der Staaten beſteht noch die Sklaverei und daß hier auch ſchon aus materiellem Intereſſe, die Raſſen-Abſonderung aufrecht erhalten wird, iſt begreiflich; aber in den übrigen Staaten iſt ſie um ſo unerklärlichee, je mehr die philoſophiſchen Lebensanſichten und die thätige chriſtliche Nächſtenliebe ſich hier geltend zu machen ſuchen. Denn wie ſoll man es mit einander reimen, wenn z. B. jener Puritaner in Maſſachuſetts ſein halbes Leben damit verbringt, lange Reden zu Gunſten dee Negerraſſe zu halten und Mitglied allee ſklavengegneriſcher Vereine iſt, aber daheim ſeinen einzigen Sohn foetjagt, weil derſelbe eine Quaterone *), vielleicht das achtungswertheſte Mädchen in der Union, geheieathet hat? Zwei Fälle aus dem wieklichen Leben werden beſſer als weitläuftige Erörterungen zeigen, wie der Abolitionismus in den Veeeinigten Staaten im Grunde zu nehmen iſt. Ein Einwohner Boſton's erbte eine große und ſchöne Plantagr in Louiſiana, die ihm ſein dort verſtorbener Oheim vermacht hatte. Dieſer Boſtonee war ein entſchiedener Gegner der Sklaverei; allein als gutem Rechnenmeiſter und Yankee **) blieb es ihm nicht verborgen, daß die auf ſeiner neuen Beſitzung befindlichen dreihundert Negerſklaven, durch die Bank zu 350 Dollars jeden angeſchlagen, die runde Summe von 110,000 Dollars oder beinahe 600,000 Franes werth ſeien. Sein Geldintereſſe wurde dadurch rege, und um nun dieſes mit ſeinem Moralprinzipe in Einklang zu bringen, berief ee eine negerfreundliche Verſammlung ein, und ſtellte ihe Folgendes vor: »Ich bin durch einen Unglücksfall,

*) Tochter riner Mulattin und rines Weißen.

**) So ſprachen die nordamerikaniſchen Indiannr das engliſchr Wort English oder das franzöſiſche Anglais (engliſch oder Engländer) aus; und ſeitdem werden im gemeinen Leben die Neuengländer odrr Bürger der 6 nördlichen Küſtenſtaaten (wo die erſten regelmäßigen nordamerikan. Anſtedlungen ſtattfanden) vorzugsweiſr, ſonſt aber auch wohl ſämmtliche eingrborene Nordamerikaner Yankees genannt.

den ich nicht vorausſehen konnte, in den Beſitz von dreihundert unſerer ſchwarzen Brüder gelangt. Mein Gewiſſen und meine wohlbekannten Grundſätze verbieten mir, ſie zu behalten; indeß wäre es unbillig, daß wenn ich ihnen die ihnen mit Recht zukommende Freiheit gäbe, ich den Schaden allein tragen ſollte. Ich ſchlage Euch daher eine Subſcription zum Rückkauf meiner dreihundert Sklaven vor, und erkläre mich bereit, mit einem Drittheile mich dabei zu betheiligen, unter der Bedingung, daß die Anti-Sklaverei-Vereine die beiden übrigen Drittheile übernehmen. Sehr gern will ich den größten Theil des Opfers tragen, und mehr kann man billiger Weiſe nicht von mir verlangen.« Der Redner wurde durch ein Bewunderung ausdrückendes Gemurmel unterbrochen, und die öffentlichen Blätter der nördlichen Staaten überhäuften ihn mit Lobſprüchen; jedoch die unparteiiſche Geſchichte berichtet, das Subſcriptionsblatt ſei ſo weiß wie urſprünglich geblieben. Der neue Pflanzer ſetzte ſeine »Negerliebe« einſtweilen bei Seite und behielt ſeine Pflanzung mit ſammt ſeinen Schwarzen zu ſeinem Nutzen und Frommen.

Ein zweiter Fall iſt folgender. In dem Sklavenſtaate Kentucky war ein reicher Gutsbeſitzer geſtorben mit Hinterlaſſung eines Teſtaments, in welchem er allen ſeinen Sklaven die Freiheit ſchenkte. Noch mehr, er hatte auch für ihre künftige Exiſtenz ſorgen wollen und zu dieſem Ende ſeinen Teſtamentsvollſtrecker beauftragt, in dem benachbarten freien Staate Ohio Ländereien von hinlänglichem Umfange anzukaufen, ſie in Parzellen zu theilen, Wohnhäuſer und Wirthſchaftsgebäude darauf errichten zu laſſen und ſie mit einem Viehſtand, mit Sämereien und Ackerbaugeräthſchaften zu verſehen. Der Wille des edelmüthigen Teſtators wurde vollzogen und Anfangs ging auch alles in gehöriger Ordnung vor ſich. Allein als der dienſteifrige Teſtamentsvollſtrecker an der Spitze ſeines Negergefolges erſchien, um die Freigelaſſenen einzuführen und in den Beſitz ihres Eigenthums und ihrer Bürgerrechte zu ſetzen, fand er am Ufer des die Grenzſcheide zwiſchen den genannten beiden Staaten bildenden Ohiofluſſes die ganze weiße Bevölkerung des die neue Anſiedlung enthaltenden Bezirkes verſammelt. Sie war bis an die Zähne bewaffnet und bedeutete ihm, daß ſie eine Colonie von Negerpack in ihrer Mitte nicht dulden werde. Das Projekt mußte, kurz geſagt, aufgegeben werden.

Aus dieſem allen geht alſo ſoviel mit Beſtimmtheit hervor, daß der Abolitionismus in den nördlichen Staaten nicht verhindert, die verjährten Vorurtheile gegen die Negerraſſe fortbeſtehen zu laſſen, wenngleich er mit allem Nachdruck auf die Sklavenemancipation in ſämmtlichen Staaten der Union dringt.

Bei dem gegenwärtigen Stande der Civiliſation kann Niemand es in Abrede ſtellen, daß die Sklaverei etwas Regelwidriges und Bedauernswerthes ſei. Alle fühlende Herzen, alle einſichtsvolle Männer wünſchen aufrichtig, dieſer odiöſen Anomalie endlich einmal ein Ende gemacht zu ſehen, und vor allen wünſchen es die Nordamerikaner ſelbſt; denn es liegt darin der Keim eines unheilbringenden Zwieſpalts für ihren Geſammtſtaat. Die Schwierigkeit beſteht alſo nicht darin, zu wiſſen, ob man, ſondern wie man ihr ein Ende machen ſolle; und doch kann offenbar nur die Zeit dieſe Lebensfrage mit glücklichem Erfolge löſen. Die beklagenswerthen Folgen einer voreiligen Emancipation liegen in den brittiſchen Colonien vor, um auch dem Befangenſten die Augen zu öffnen; denn durch dieſe unbeſonnene und ſtrafbare Uebereilung ſind Herren und Sklaven gleichmäßig zu Grunde gerichtet. Das iſt eben die Klippe, die vermieden werden muß,

Digitized by Google

und vor allem muß die freie Arbeit an die Stelle der Sklavenarbeit beim Baumwolle-, Zuckerrohr- und Tabaksbau treten können.

In den nördlichen Staaten der nordamerikaniſchen Union konnte die Sklaverei um ſo leichter aufgehoben werden, weil hier die Neger ſchon ſeit langer Zeit nur zu häuslichen Arbeiten gebraucht wurden; allein ſobald die Emancipationsfrage weſentlich das Eigenthumsrecht berührt und ſelbſt die Exiſtenz des Eigenthümers bedroht, nimmt ſie offenbar einen weit ernſtern Charakter an. Nichtsdeſtoweniger ſind bereits ernſtliche Verſuche zur Löſung der Aufgabe gemacht worden. So hat z. B. einer der bedeutendſten Plantagenbeſitzer Louiſiana's irländiſche Arbeiter auf ſeinen Pflanzungen angeſtellt, und ſich über ihre Leiſtungen bei gewiſſen Beſchäftigungen, namentlich beim Sieden und bei der Bereitung des Zuckers, eben nicht ſehr zu beklagen gehabt. Ueberhaupt bei allen Beſchäftigungen, die mehr der eigentlichen Induſtrie angehören, iſt die Arbeit der Weißen der Negerarbeit vorzuziehen; nur in der Arbeit beim Plantagenbau liegt die Schwierigkeit. Die europäiſchen Handwerker und Arbeiter, deren Geſchäft bei ſtarkem Feuer betrieben wird, wie die Lederlackirer, Glasmacher, Bäcker, Schmiede, halten allerdings einen hohen Grad von Hitze bei ihren Arbeiten aus, fühlen ſich aber ſehr erquickt und erfriſcht, ſobald ſie wieder ins Freie kommen; auch iſt das europäiſche Klima ganz geeignet, ihre Kräfte neu zu ſtärken, und ſo ſind ſie im Stande, lebenslänglich einer Beſchäftigung ſich zu widmen, bei der ſie unter einem tropiſchen Himmel wahrſcheinlich bald unterliegen würden. Bis jetzt liegen noch nicht Erfahrungen genug vor, um daraus einen richtigen Schluß ziehen zu können in Betreff der Arbeit von Weißen beim Plantagenbau und andern ähnlichen Arbeiten, die eine an das Klima gewöhnte Körpereonſtitution vorausſetzen *). Die Vereinigten Staaten dürfen nicht nachlaſſen, die angeſtellten Verſuche zu vervielfältigen und z. B. auch zu unterſuchen, in wiefern dieſe oder jene Maſchinen zur Erſparung menſchlicher Arbeitskräfte angewendet werden könnten, u. dgl. m.

Uebrigens beſchränkt ſich die Sklaverei, in den meiſten Staaten der nordamerikaniſchen Union geſetzlich und faktiſch bereits abgeſchafft, auch in den übrigen Staaten jetzt mehr und mehr. In der weſtlichen Hälfte Virginiens iſt die Bodencultur bereits freier Arbeit übergeben (ſ. oben); Maryland und Kentucky laſſen ſich die Abſchaffung der Sklaverei ernſtlich angelegen ſein; Delaware, welches, wie wir oben geſehen, 1840 und 1850 nur noch wenig über 2600 zählte, hat ſeine Aufgabe beinahe ſchon gelöſ't, und die nördlichen Staaten haben dies ſeit längerer oder kürzerer Zeit vollſtändig gethan. Man darf demnach annehmen, daß die Zahl der freien Staaten ſchon ziemlich bald ein bedeutendes Uebergewicht über die der Sklavenſtaaten erhalten wird; wie denn auch z. B.

*) Nach Martinique hat man Lothringer kommen laſſen, welche bekanntlich zur Erntezeit oft in entfernte Gegenden als Arbeiter ſich verdingen und daran gewöhnt ſind, in der Sonnenhitze zu arbeiten. Bisjetzt hat man nicht gefunden, daß der mit ihnen in Weſtindien angeſtellte Verſuch den gehegten Erwartungen in allen Stücken entſprochen hätte. In Cuba und Portoriko hält man es durchaus nicht für möglich, die Negerarbeit entbehren zu können, und zudem ſind die ſpaniſchen Coloniſten nicht die Leute, um dieſem Gegenſtande eine ernſtliche Aufmerkſamkeit zu widmen.

die Gebiete Neu-Mexico und Utah nunmehr nur unter der Bedingung, die Sklaverei bei ſich nicht zu dulden, als Staaten in die Union werden aufgenommen werden. Sobald die freien Staaten die entſchiedene Mehrheit im Congreſſe haben und demnach in der Sklavenfrage Geſetze vorſchreiben können, tritt ein verhängnißvoller Augenblick für die Union ein, und gar nicht unmöglich wäre es, daß es zu einem Bürgerkriege kommen könnte. Die ſüdlichen Staaten, wenn ſie auch ſchon jetzt in der Minderzahl gegen die übrigen ſind, würden vor einem gewaltſamen Zuſammenſtoß um ſo weniger zurückſchrecken, da ſie ſchon bei mehreren Gelegenheiten gezeigt haben, daß es ihnen an Kampfluſt und Kampffertigkeit durchaus nicht fehlt. Nimmt man den Durchſchnittspreis eines Negerſklaven zu 350 Piaſtern und die Zahl der in den Sklavenſtaaten vorhandenen Sklaven zu 3 Millionen an, ſo ſteckt in ihnen ein Werth von mehr als 1000 Millionen Piaſtern, und es iſt begreiflich, daß die Eigenthümer den plötzlichen Verluſt einer ſo ungeheuren Summe ohne Entſchädigung ſich nicht geduldig gefallen laſſen würden. Die ſonſtigen nachtheiligen Folgen einer übereilten Sklavenemancipation, z. B. Vernichtung der Baumwolleernten, Zügelloſigkeit der auf einmal und millionenweiſe freigelaſſenen Sklaven u. ſ. w., wären vollends unabſehbar.

Man hat bereits die richtige Bemerkung gemacht, mit der Zeit würde ſich die Sklaverei ganz naturgemäß und von ſelbſt auf diejenigen Gegenden beſchränken, wo die Negerſklavenarbeit gegenwärtig allein möglich iſt und, welcher günſtige Umſtand auch eintreten, welches bisher noch unbekannte Anbauverfahren auch eingeführt werden möchte, ſo würden doch ohne Zweifel die Bewohner dieſer Gegenden vielleicht immer die Erſten ſein, um die Sklavenemancipation zu ermöglichen. Allerdings fühlen, bis auf wenige Ausnahmen, die Sklaveneigenthümer ſelbſt die Schwierigkeiten ihrer Lage und wünſchen aus dieſer ſobald wie möglich herauszukommen. Schon längſt iſt man in den Ver. Staaten auf Mittel bedacht geweſen, die am geeignetſten ſein möchten, den dort freigelaſſenen Sklaven eine geſicherte und behagliche Exiſtenz zu bereiten; und dieſen Bemühungen verdankt die Negerrepublik **Liberia** in Oberguinea ihre Entſtehung. Die Sache verdient eine ausführliche Darſtellung.

Am 31. Dec. 1816 wurden, auf Anregung des Hrn. Elias Caldwell und unter dem Vorſitz des bekannten und unlängſt verſtorbenen Henry Clay in Waſhington die erſte Verſammlung zu dem eben genannten Zwecke abgehalten. Zwei Haupthinderniſſe waren zu überſteigen, und mußten direkt oder indirekt beſeitigt werden. Das eine lag in dem eingewurzelten Vorurtheil der Weißen gegen die afrikaniſche Raſſe, und das andere in der Apathie der Neger ſelbſt. Wir haben bereits oben an einigen Beiſpielen gezeigt, wie ſehr die Nordamerikaner, bei all' ihrem Freiheits-Enthuſiasmus und affektirten Haß wider die Ständeverſchiedenheit in Europa, in den Geſinnungen und der Handlungsweiſe gegen die freien Farbigen von wahrhafter Freiſinnigkeit entfernt ſind. Was andererſeits die Gleichgültigkeit der freigelaſſenen Neger gegen die für ſie getroffenen wohlwollenden Maßregeln betrifft, ſo läßt es ſich freilich bei ihnen in mancher Hinſicht entſchuldigen, wenn ſie ungern den Boden verlaſſen, wo ſie geboren ſind und an welchen ſie ſo manche mehr oder minder angenehme Erinnerungen feſſeln. Eine, unter den obwaltenden Umſtänden erklärliche geringe Verſtandesausbildung, die Gewohnheit aus der Sklavenzeit her, für ihre Lebensbedürfniſſe Andere ſtets ſorgen zu laſſen, und die Scheu vor außer-

gewöhnlichen Anſtrengungen ſind ebenfalls hierbei mit in Anrechnung zu bringen. Dieſe und andere ähnliche Hinderniſſe, waren Urſache, daß die von jener Verſammlung beſprochenen Maßregeln vor der Hand noch nicht ausgeführet werden konnten.

Erſt im J. 1820 konnte ernſtlich zu Werke geſchritten werden. Es wurde beſchloſſen, auf der afrikaniſchen Weſtküſte eine Stadt zu gründen, zu dem Zwecke, damit dieſelbe der Mittelpunkt und die Hauptſtadt eines, von civiliſirten und im Vollgenuß bürgerlicher und politiſcher Rechte befindlichen Negern bevölkerten neuen Staates werde. Dies war das Ziel, das der bereits 1816 entſtandene »Amerikaniſche Coloniſationsverein zur Coloniſirung der freien Farbigen der Vereinigten Staaten« ſich geſteckt hatte. Urſprünglich waren Ort und Ausführungsmittel nicht feſtgeſtellt worden, ſondern man hatte das Weitere darüber der Zeit und den Umſtänden überlaſſen. Die Aufbringung der Geldmittel ließ ſich nur von Privatunternehmungen erwarten; indeß bewilligten einige Staaten Beiträge dazu.

Afrika ſchwebte den Theilnehmern als das für die Errichtung der neuen Colonien am beſten ſich eignende Land vor. Dort fand der Neger ſich wieder daheim und die Fortſchritte der Negercolonie konnten die Intereſſen irgend einer europäiſchen Colonialmacht in keiner Weiſe beeinträchtigen. Bei einer ſolchen Entfernung konnten auch die vorurtheilsvollſten weißen Coloniſten unbedenklich die politiſchen und bürgerlichen Rechte ihrer ehemaligen Sklaven anerkennen und ſogar unbeſorgt den zu deren Vortheil dienenden Maßregeln ſich anſchließen.

Nachdem ſchon 1818 die HH. Mills und Burgeß eine Reiſe nach Afrika unternommen hatten, um einen paſſenden Ort zur Anlegung der beabſichtigten Colonie aufzuſuchen, aber unverrichteter Sache wieder zurückgekehrt waren, ging 1820 das erſte Schiff des Vereins, die »Eliſabeth,« nach der afrikaniſchen Küſte unter Segel und ſetzte hier 80 freie Neger und mehrere Vereinsbevollmächtigte, welche die ganze Angelegenheit zu ordnen und in den Gang zu bringen beauftragt waren, an's Land. Der Ort war, wie erzählt wird, ſchlecht gewählt und das Klima hier ſehr ungeſund; zudem war die Jahreszeit ungünſtig und Viele — man rechnet den dritten Theil der Gelandeten — wurden davon ein Opfer und durch den Tod hingerafft. Weit entfernt ſich hierdurch entmuthigen zu laſſen, machte der Verein im folgenden Jahre einen neuen Verſuch und ſchickte diesmal die Auswanderer nach dem öſtlichen Theil der Sierra Leona-Küſte mit der Weiſung, dort zu warten, bis an dem zu einer Niederlaſſung definitiv beſtimmten Orte Alles in Bereitſchaft ſei. Nach erfolgter Ankunft ward mit eingeborenen Häuptlingen auf der Grenze jener und der Pfefferküſte unterhandelt und am 15. Dec. 1821 ein Vertrag unterzeichnet und dadurch dem amerikaniſchen Coloniſationsvereine ein, vom Cap Meſurado (wo die oberguineaſche Pfefferküſte beginnt) oſtwärts ſich erſtreckender Küſtenſtrich eingeräumt, der eine Küſtenlänge von 28 geographiſchen Meilen hatte und ſich etwa 9 Meilen tief ins Land erſtreckte, ſich aber nach und nach durch neue Landankäufe vergrößert hat. Gegenwärtig kann man ſeine Länge zu 106 und ſeine Breite zu 17 geographiſchen Meilen annehmen. Der zwiſchen dem Verein und den eingeborenen Häuptlingen abgeſchloſſene erſte Vertrag verdient ſeiner Merkwürdigkeit wegen hier wiedergegeben zu werden. Er lautet in der Ueberſetzung wie folgt:

»Kund und zu wiſſen ſei hiermit Jedermann, daß dieſer Vertrag am 15. Dec. 1821 abgeſchloſſen worden zwiſchen dem Könige Peter, dem Könige George, dem Könige Zoda,

dem Könige Langpeter, ihren Prinzen und Häuptlingen einerſeits, und dem Capitän Robert T. Stockton und dem Doctor Eli Ayres andererſeits.

»In Betracht, daß gewiſſe Perſonen, Bürger der Vereinigten Staaten Nordamerika's, den Wunſch hegen, ſich auf der afrikaniſchen Weſtküſte niederzulaſſen, und den Capitän Robert T. Stockton und den Doctor Eli Ayres bevollmächtigt haben, zu unterhandeln und von uns abzukaufen das Gebiet von . . . (folgt die Beſchreibung des Gebietes).

»Völlig überzeugt von den rechtlichen und friedfertigen Geſinnungen beſagter Bürger, und von dem Verlangen erfüllt, ihnen die Erwiederung ihrer Freundſchaft zu beweiſen, und überhaupt in Erwägung deſſen was uns gezahlt und in Wirklichkeit übergeben worden iſt, nämlich: ſechs Musketen, eine Schachtel mit Glasperlen, zwei Packfäſſer Tabak, ein Fäßchen Schießpulver, ſechs Stangen Eiſen, zehn eiſerne Töpfe, ein Dutzend Paar Meſſer und Gabeln, ein Dutzend Löffel, ſechs Stück blaue Guineatücher, vier Hüte, drei Kleider, drei Paar Schuhe, eine Kiſte mit Tabakspfeifen, ein Kiſtchen Nägel, drei Spiegel, drei Stück Taſchentücher, drei Stück Calico, drei Stöcke, vier Regenſchirme, eine Kiſte Seife und ein Fäßchen Rum;

»Sowie, daß uns ſpäter Folgendes gezahlt werden ſoll:

»Sechs Stangen Eiſen, eine Schachtel Glasperlen, fünfzig Meſſer, zwanzig Spiegel, zehn eiſerne Töpfe, ein Dutzend Gewehre, drei Fäßchen Schießpulver, ein Dutzend Schüſſeln, ein Dutzend Meſſer und Gabeln, zwanzig Hüte, fünf Fäſſer Pöckelrindfleiſch, fünf Fäſſer Pöckelſchweinfleiſch, zehn Fäßchen Schiffszwieback, ein Dutzend Glasflaſchen, ein Dutzend Gläſer und fünfundzwanzig Paar Schuhe;

»Treten wir für immer ab und überlaſſen wir die oben erwähnten Ländereien an Robert T. Stockton und Eli Ayres, auf daß ſie dieſelben beſitzen und dem Gebrauche der beſagten Amerikaniſchen Bürger widmen können.

Unterzeichnet: Capitän R. T. Stockton,
Dr. Med. Eli Ayres. *)

Nach manchen fruchtloſen Verſuchen und bitteren Täuſchungen war denn endlich der Vertrag unterſiegelt und ratificirt, und der Coloniſationsverein wurde in den Beſitz eines dem Zwecke ganz entſprechenden und, was noch wichtiger war, gefunden Landſtriches, zur Gründung der Colonie geſetzt. Die armen Negereinwanderer, die zuerſt angekommen und Anfangs auf der (zur Sierra Leona-Küſte gehörigen) Inſel Sherbro untergebracht waren, ſich aber jetzt an der Turra-Bai befanden, wurden nun nach ihrem bleibenden Wohnſitze gebracht. Anfangs hatte man mit Gefahren und Hinderniſſen aller Art zu kämpfen, die jedoch durch Muth und Ausdauer beſiegt wurden, und am 25. April 1822 wurde die amerikaniſche Flagge auf dem Vorgebirge Meſurado aufgezogen.

Das erſte Jahr der Colonie hatte zum Merkzeichen einen wüthenden Angriff von Seiten der benachbarten Volksſtämme, welche die, durch die Fürſten, die den Vertrag am 15. Dec. unterzeichnet, geſchehene Gebietsabtretung nicht gutgeheißen hatten. Der Ver-

*) Die Negerfürſten ſetzten unter den Vertrag ein Kreuz zum Zeichen ihrer Unterſchrift.

einsbevollmächtigte, Hr. Aſhmun, rettete die junge Niederlaſſung durch ſeine Umſicht und ſeinen Muth, begab ſich dann zur Wiederherſtellung ſeiner, durch unerhörte Beſchwerden und Anſtrengung zerrütteten Geſundheit nach den Inſeln des Grünen Vorgebirges, und kehrte im Auguſt 1824 wieder zurück, in Begleitung des Geiſtlichen Dr. Gurley, der den Auftrag hatte, einige Irrungen beizulegen und den Zuſtand der Colonie zu unterſuchen. Dr. Gurley brachte die Nachricht mit, daß die Colonie des nordamerikaniſchen Vereines den Namen Liberia, der an ſeinen Urſprung und Zweck erinnerte, führen, und die am Cap Meſurado gegründete Stadt Monrovia genannt werden ſolle, zu Ehren des nordamerikaniſchen Unionspräſidenten Monroe, der ſich für den Coloniſations-Verein und die Negerauswanderer ſtets aufs Lebhafteſte intereſſirt hatte.

Von 1824 an wurden ziemlich erhebliche Fortſchritte gemacht. In Monrovia wurden ſteinerne Häuſer erbaut, ein kleines, mit 6 Kanonen beſetztes Fort erbaut, Kapellen, Schulen und ein Hoſpital errichtet. Man fing an, das Land anzubauen, machte durch Unterhandlungen mit den Negerhäuptlingen am St. Paulsfluß neue Gebietserwerbungen und gründete nach Ankunft neuer Einwanderer eine zweite Stadt, welche Caldwell genannt wurde, zu Ehren des Nordamerikaners dieſes Namens, der, wie oben erwähnt, die erſte in dieſer Angelegenheit 1816 in Waſhington abgehaltene Verſammlung angeregt hatte. Im Jahre 1828 verließ Herr Aſhmun, erſchöpft von ſeinen Anſtrengungen Liberia und ſtarb wenige Tage nach ſeiner Ankunft in Nordamerika. Er wurde in Newhaven (in der Nähe von Newyork und im Staate Connecticut) begraben und der Coloniſations-Verein hat ihm dort ein Denkmal errichtet.

Schon ſeit einiger Zeit war in Monrovia eine Druckerei errichtet worden, und Johann Baptiſt Rußwurm, ſo nannte ſich der Mann, gab 1829 dort die erſte Zeitung unter dem Titel: »Liberia Herald« heraus. Dieſe Erſcheinung wurde in den Ver. Staaten mit großem Intereſſe aufgenommen. Damals auch machten zwei nordamerikaniſche Miſſionäre eine Reiſe nach Liberia und erſtatteten einen günſtigen Bericht über die dortigen Fortſchritte in moraliſcher und materieller Hinſicht, der eine Aufforderung enthielt für die freien Farbigen in den Ver. Staaten, ſich zu ihren Brüdern zu geſellen und bei ihnen der Wohlthaten der politiſchen Freiheit, der Ausbildung und materiellen Wohlfahrt theilhaftig zu werden. Sodann wurden zwei neue Niederlaſſungen gegründet, die eine im Baſſam- oder Baſſa-Lande (oſtſüdöſtlich und 14 M. von Monrovia), die andere am Cap Monte (bei den Engländern Cape Mount), nordweſtlich und 10½ M. von Monrovia. Auf dieſe beiden Punkte hatte Aſhmun ſchon ſeit langer Zeit ſeine Aufmerkſamkeit gerichtet gehabt. Die Colonie ſchritt im Gedeihen fort unter der Verwaltung des Dr. Mechlin, der in ſeiner Eigenſchaft als Arzt nach Afrika gekommen war. Hr. Mechlin unterhandelte zunächſt mit dem Negerhäuptling Boba Grey *), an dem er eine kräftige Stütze fand und der viel Sinn für europäiſche Ideen zu haben ſchien, und die Folge

*) Daß dieſer Häuptling in der Landesſprache nicht ſo heißt, eben ſo wenig wie die Unterzeichner des oben mitgetheilten Vertrages Peter, Georg und Langpeter, bedarf wohl kaum der ausdrücklichen Erwähnung. Dieſe Namen ſind ihnen vielmehr von den Nordamerikanern der Kürze oder leichtern Ausſprache wegen beigelegt worden.

davon war die Gründung einer neuen Stadt im Baſſa-Lande, die den Namen Edina erhielt, zu Ehren der Bürger Edinburgs, welche eine Beiſteuer nach Liberia geſchickt hatten. Mit der Gründung Edina's wurde gleichzeitig ein abergläubiſcher und abſcheulicher Gebrauch der Eingebornen abgeſchafft. Dort ſtand nämlich der berüchtigte ſ. g. Teufelsbuſch, um den ſich das Volk verſammelte, ſo oft es von einer Landplage heimgeſucht ward, die es jederzeit böſen Zauberkünſten beimaß. Der »Großteufel« bezeichnete Jemand, der eine fürchterliche Probe zu beſtehen hatte, indem man ihn zwang, die ungeheure Quantität von 4 Maß oder 8 Quart eines, aus dem Saft des ſ. g. Saſſy-Baumes bereiteten Gifttrankes zu trinken. Gab er die Flüſſigkeitsmaſſe augenblicklich wieder von ſich, ſo ward er für unſchuldig erklärt; war aber ſein Magen ſtark genug, um ſie bei ſich zu behalten, ſo gerieth er in einen ſchauderhaften Zuſtand und er wurde auf einer Sandfläche ſo lange umhergejagt und mit Meſſerſtichen und Stockſchlägen mißhandelt, bis er an den doppelten Folgen des Giftes und der Wunden ſtarb. Der Teufelsbuſch ward umgehauen und auf ſeiner Stelle eine Chriſten-Kapelle errichtet.

Mit der Niederlaſſung am Cap Monte hatte es Anfangs einige Schwierigkeiten. Die Engländer hatten wegen einer Gebietsabtretung daſelbſt mehrmals Unterhandlungen mit den Negerhäuptlingen angeknüpft, aber ohne Erfolg. Dem Gouverneur Mechlin gelang es jedoch endlich die Erlaubniß zur Errichtung eines Handelscomptoirs am genannten Orte zu erwirken und er ließ daſſelbe dann befeſtigen. Außerdem erlangte er hier die Abſchaffung des Negerhandels, der bisher am Cap Monte ſehr eifrig betrieben worden war. Mehrere benachbarte Häuptlinge erkannten ſehr bald die Vortheile, welche eine genaue Verbindung mit Liberia ihnen gewähren würde, und ſprachen den Wunſch aus in den neuen Staat aufgenommen zu werden. Dies geſchah und damit verſchwanden vier kleine Souveränitäten. Andere Häuptlinge dagegen ſahen mit Neid die Fortſchritte der neuen Colonie und zettelten Feindſeligkeiten gegen ſie an, denen jedoch der Gouverneur Mechlin ſchnell und nachdrücklich begegnete. Die glückliche Beendigung dieſes Kampfes führte die Beſchwichtigung und Unterwerfung von fünf andern Häuptlingen herbei.

In dem Zeitraum von 1829 bis 1834 ging es mit der Colonie zwar langſam, aber doch ungeſtört vorwärts. Nur 1834 gerieth ſie in eine ziemlich bedrängte Lage. Die benachbarten Negerhäuptlinge führten grauſame Kriegszüge gegen einander und dadurch ſtockten die Lebensmittel-Zufuhren für Liberia auf eine empfindliche Weiſe. Man beſchloß hierauf an den mächtigſten der feindlichen Häuptlinge, den König Hochbootsmann *) eine Geſandtſchaft zu ſchicken, um ihn zum Frieden zu bewegen zu ſuchen. Dieſe Sendung hatte zwar nicht ganz den gewünſchten Erfolg, trug indeß weſentlich dazu bei, das Anſehen des Staates Liberia zur Geltung zu bringen und die Keime der Menſchlichkeit und Civiliſation unter wilde Stämme gelangen zu laſſen. Einem, der Geſandtſchaft beigegebenen Miſſionär gelang es ſogar in Bo-Poro, der Haupt- und Reſidenzſtadt des Königs Hochbootsmann, eine Schule zu gründen und bei einigen Eingebornen den

*) Von dieſem Namen gilt das Nämliche, was in der vorigen Anmerkung über die andern Namen geſagt iſt.

Wunſch rege zu machen, das Engliſche zu lernen. Der König ſchickte alsbald nach Monrovia eine aus dreihundert Mann beſtehende Karavane mit einer großen Quantität Waaren, insbeſondere Reis, Elfenbein, inländiſche Stoffe und von den Engländern camwood genanntes, rothfärbendes Farbeholz.

Im folgenden Jahre, nämlich 1835, ſchickte ein, von jungen Leuten Pennſylvaniens gebildeter Coloniſations-Verein *) Abgeordnete an das Gouvernement Liberia's, um wegen der Gründung einer neuen Colonie mit ihr in Unterhandlung zu treten. Der auserkorene Niederlaſſungspunkt war an der Baſſa-Bucht und an dem ſchönen St. Johannsfluß, Edina gegenüber, und dieſe Wahl war um ſo glücklicher, da man, abgeſehen von den hier ſich darbietenden natürlichen Vortheilen für den inländiſchen und auswärtigen Handel, die gegründete Hoffnung hatte, auf ſolche Weiſe einen zweiten Hauptheerd des Negerhandels zu zerſtören. Obwohl die neue Colonie an die Mutter-Colonie ſich anſchließen und mit ihr Hand in Hand gehen ſollte, ſo wünſchte doch der Pennſylvaniſche Verein in ihre Statuten gewiſſe Beſtimmungen aufgenommen zu ſehen, welche dazu dienen konnten, ſowohl unter den Coloniſten, wie unter den Eingebornen, mit denen ſie in nähere Berührung kommen möchten, die Sittlichkeit zu fördern. Demzufolge wurde von den neuen Coloniſten verlangt, ſich anheiſchig zu machen: 1. ſich des Genuſſes geiſtiger Getränke gänzlich zu enthalten, 2. dem Handel mit geiſtigen Getränken und der Kriegführung durchaus zu entſagen und 3. das Chriſtenthum unter den benachbarten heidniſchen Völkerſchaften unmittelbar zu verbreiten zu ſuchen. Der Kern der neuen Colonie wurde mit ſorgfältiger Auswahl aus Leuten gebildet, die durch ihre Geſchicklichkeit in verſchiedenen Handwerken, wie auch durch ihre achtungswerthen Geſinnungen bekannt waren. Im Ganzen waren es 126 Perſonen, und unter ihnen gab es Schmiede, Zimmerleute, Schuhmacher, Schneider, Weber, Spinner, Ziegelbrenner und Maurer. Vor ihrer Einſchiffung nach Afrika bildeten ſie unter ſich einen Mäßigkeitsverein, und nie vielleicht hat eine Niederlaſſung unter günſtigeren Anzeichen begonnen. In Liberia mit offenen Armen aufgenommen, wurden die Neuangekommenen nach der Baſſa-Bucht geführt, wo ſie ſogleich mit Eifer ans Werk gingen. Nach Verlauf von ſieben Monaten waren die Einwanderer zweckmäßig untergebracht in 18 hübſchen Häuſern, umgeben von angebauten Ländereien, welche eine reiche Ernte hoffen ließen. Auch für den Gouverneur wurde ein Haus gebaut, zweiſtöckig, und 50 Kl. lang, bei 20 Kl. breit und mit einem, zwei Morgen großen, wohl verſehenen und gut verſchloſſenen Garten daneben. Alles ging demnach ſehr gut, nur daß eine ſichtbare Kälte in den Verbindungen mit den Eingebornen einzutreten anfing. Das Oberhaupt der Colonie, ein ſchwacher und fahrläſſiger Mann, wies die ihm angebotene Hülfe zurück und wollte, ſo drohend auch die Gefahr war, doch durchaus nicht an ſchlimme Abſichten auf Seiten ſeiner Nachbarn glauben. Allein nachdem die von Edina zu Hülfe herbeigeeilten Freiwilligen wieder zurückgeſchickt worden waren, ward am Tage darauf die Niederlaſſung an der Baſſa-Bucht von den Eingebornen überfallen, die Häuſer in Brand geſteckt, die Anpflanzungen vernichtet und 18 Coloniſten getödtet oder verwundet: die übrigen ergriffen die Flucht. Die

*) Pennsylvania young men's colonization society.

Feinde, hierdurch ſiegestrunken gemacht, wollten nun auch Edina angreifen; allein der Beiſtand des Königs Bob-Grey und die entſchloſſene Haltung der Einwohner zwangen ſie, hiervon abzulaſſen. Man erfuhr nunmehr, daß ein Negerhäuptling, Joe-Harris, den Ueberfall unternommen hatte auf Anſtiften des Befehlshabers eines Sklavenſchiffes, der ihm gedroht hatte, den Negerhandel anderswo zu betreiben, wenn er ſich nicht der Nachbarſchaft der Amerikaner entledige. Joe-Harris erkannte übrigens bald, daß er einen großen Fehler begangen habe, und um denſelben wieder gut zu machen, erklärte er ſich nicht nur zum Erſatz des angerichteten Schadens bereit, ſondern auch zu einer Gebietsabtretung und zu jeder Gewähleiſtung für die Zukunft. Das Dorf wurde wieder aufgebaut, jedoch der größern Sicherheit wegen eine halbe Meile nördlich von dem vorigen, welches zerſtört worden war und Port Creſſon geheißen hatte. Die neue Niederlaſſung wurde gegen Angriffe von Seiten der Eingebornen ſicher geſtellt, erhielt nunmehr den Namen Baſſa-Cove (Baſſa-Bucht) und blühte raſch empor.

Das Jahr 1839 war dadurch merkwürdig, daß der Staat Liberia nunmehr förmlich die Bahn einer geregelten politiſchen Organiſation betrat. Bei der Anordnung einzelner Beſtimmungen und Einrichtungen hatten nun ſchon mehrere Coloniſations-Vereine ſich betheiligt und man hatte ſich über Maßregeln, das Geſammtweſen betreffend, nie einigen können. Jetzt aber fühlte man das Bedürfniß, die Staatsgewalt zu centraliſiren. Zu dieſem Ende wurde ein Comité ernannt zur Ausarbeitung eines Conſtitutionsentwurfes und nachdem dieſer von dem nordamerikaniſchen Coloniſations-Hauptvereine gutgeheißen war, ward er im April 1839 förmlich zum Staatsgrundgeſetz erhoben. Die Hauptartikel deſſelben ſind folgende:

»Art. 1. Die geſetzgebende Gewalt wird einem Gouvernement und einem Rath übertragen, jedoch können die von ihnen erlaſſenen Geſetze von dem Coloniſationsrath widerrufen werden.

»Art. 2. Der Rath beſteht aus Volksvertretern, die nach einem richtigen Verhältniſſe gewählt ſind. Das Staatsgebiet wird in zwei Grafſchaften eingetheilt. Die Diſtrikte Monrovia, Caldwell, Millsburg und Neu-Georgien bilden die Grafſchaft Meſurado, welche ſechs Vertreter wählt, und die Diſtrikte Baſſa-Cove, Marſhall, Berley und Edina bilden die Grafſchaft Baſſa, mit vier Repräſentanten.

»Art. 15. Die richterliche Gewalt wird einem Obertribunal und den von dem Gouvernement und Rath einzuſetzenden Untergerichtshöfen übertragen. Der Gouverneur iſt kraft ſeines Amtes zugleich Juſtizchef in Liberia.

»Art. 20. Die Sklaverei iſt nicht geſtattet.

»Art. 21. Der Sklavenhandel iſt allen Staatsbürgern Liberia's ſowohl im Lande ſelbſt wie außerhalb der Landesgrenzen unterſagt.

»Art. 23. Das Recht des Ausſpruchs der Geſchwornen in Straffällen und das Petitionsrecht ſind unverletzlich.

»Art. 25. Jeder Bürger, der das 21. Jahr erreicht hat, übt das Stimmrecht aus.

»Art. 26. Alle Wahlen geſchehen durch Abſtimmung.«

Die Frage wegen der, den Miſſionären, Vereinsbevollmächtigten und andern Weißen, die dem Lande Dienſte geleiſtet hatten, zu ertheilenden Belohnungen hatte bei dem, mit der Ausarbeitung des Conſtitutionsentwurfes beauftragten Comité eine leb-

hafte Erörterung angeregt. Der Präſident hatte beantragt, man ſolle ihnen Ländereien bewilligen, allein das Comité ſich dem widerſetzt, und es war zuletzt einſtimmig beſchloſſen worden, daß kein Weißer Grundeigenthümer in Liberia werden könne. Auch hatte ſich der amerikaniſche Coloniſations-Verein damit einverſtanden erklärt. Dies war, unſerer Anſicht nach, eine den Verhältniſſen vollkommen angemeſſene Beſtimmung, denn die praktiſche Tüchtigkeit und Geſchäftskenntniß der Weißen würden ſie unwillkürlich in den Beſitz aller einflußreichen Aemter und Stellen gebracht und ſo das Grundprinzip eines ſelbſtſtändig eigenthümlichen und unverkennbare Keime der Fruchtbarkeit in ſich tragenden Staatsvereines aufgehoben haben.

Der neue Gouverneur Buchanan und der geſetzgebende Körper Liberia's richteten zunächſt ihr Augenmerk auf die Organiſation des Poſtweſens und trafen dann Anordnungen in Betreff der Wohlthätigkeitsanſtalten und Schulen, und bald war die Staatsmaſchine in regelmäßigem, Nutzen bringenden Gange. Wie es aber um die Colonie im Allgemeinen eigentlich ſtand, als ſie ein regelmäßiges Staatsleben zu führen anfing, läßt ſich nicht genau ſagen, da es an ſtatiſtiſchen Einzelnheiten fehlt, ſei es nun, daß man ihre Zuſammenſtellung vernachläſſigt oder es für eben nicht wünſchenswerth erachtet hat, die noch ſehr ſchwache Zahl einer Stammbevölkerung, welche die verſchiedenen nordamerikaniſchen Coloniſations-Vereine mittelſt achtzehnjähriger Anſtrengungen und Geldopfer zuſammenzubringen vermocht, öffentlich kund werden zu laſſen. Aus dem, was vorliegt, iſt zwar zu erſehen, daß Liberia damals 9 Städte oder Ortſchaften zählte und 500,000 Morgen fruchtbaren Landes zur Verfügung der Coloniſten ſtellen konnte, daß es 4 Druckereien gab und 2 Zeitungen herausgegeben wurden, und daß 21 Kirchen mit 30 Geiſtlichen, 10 Wochen- und mehrere Sonntagsſchulen vorhanden waren; jedoch weit weniger erfreulich ſieht es mit der Einwohnerzahl, dem Handel, dem Ackerbau-Ertrage und den Kauffahrteiſchiffen aus, und wenn man die Geſammtzahl der aus den Ver. Staaten eingewanderten und den Bevölkerungskern bildenden freien Farbigen zu 3- bis 4000 annimmt, ſo dürfte man von der Wahrheit nicht ſehr weit entfernt ſein.

Im Jahre 1841 ſtarb der Gouverneur Buchanan, und Hr. Roberts wurde ſein Nachfolger. Er wendete zunächſt ſeine Fürſorge dem öffentlichen Unterrichte zu, der ſich ſehr erweiterte. Denn die Eingebornen verlangten immer eifriger nach den Miſſionären und ſchickten ihre Kinder in die Schulen Liberia's, ſo oft ſie konnten. Sodann waren von der Regierung Schwierigkeiten zu ordnen in Betreff der Weigerung brittiſcher Kauffahrer, Waarenzölle an ſie zu entrichten. Sie beriefen ſich dabei auf frühere Verträge mit eingebornen Häuptlingen dieſer Küſtengegend. Nachdem ferner Irrungen zwiſchen den benachbarten Negerfürſten entſtanden waren, übernahm der Gouverneur Roberts das Vermittleramt, ſöhnte die ſtreitenden Parteien mit einander aus und bewog ſie, ſich zu einem Freundſchafts-Bündniß mit Liberia zu vereinigen. Dieſer Traktat war ein wahrhafter Triumph für Liberia, denn alle Theilnehmer desſelben verpflichteten ſich gegenſeitig, den Sklavenhandel auf ihrem Gebiete für immer zu unterdrücken und in peinlichen Fällen die ſchauderhafte Giftprobe nicht mehr anzuwenden, ſondern nur die freiſinnigen Geſetze der Colonie. Am 22. Februar 1843 wurde derſelbe unterzeichnet, und er war eben ſo erfreulich durch die Gefühle der Menſchlichkeit, die er bei den, bis dahin dem Mitleid unzugänglichen einheimiſchen kleinen Tyrannen kund gab, wie materiell vortheilhaft für den neuen Staat,

dem er nützliche Bundesgenoſſen ſicherte. Ein zweiter nicht worniger erſprießlicher Vertrag wurde im nämlichen Jahre mit den Bewohnern des Landes Kruh, welches ſich von Sanquin (ſüdöſtlich und 30 Meilen von Monrovia) bis Cap Palmas (wo die Zahn- oder Elfenbeinküſte beginnt und welches ſüdöſtlich und 50 Meilen vom Cap Meſurabo liegt) erſtreckt, abgeſchloſſen. Man ſchätzt ſie auf 30- bis 40,000 Seelen, und ſie ſind rechtlich, thätig, wirthſchaftlich und betriebſam. Die Kruhbewohner ſind die beſten Seeleute und die unentbehrlichen Lootſen der ganzen Küſte, welche ſie auf eine Strecke von mehr als dreihundert Meilen befahren. Den Sklavenhandel haben ſie nie direkt betrieben, wohl aber haben ſie dabei den Sklavenhändlern, die ohne ſie nichts hätten ausrichten können, nothgebrungen zur Hand gehen müſſen. In dem zwiſchen dem Beherrſcher von Kruh und dem Gouverneur Roberts abgeſchloſſenen Vertrage wurde feſtgeſetzt, daß mit Ausnahme der Bürger Liberia's oder der Agenten des nordamerikaniſchen Coloniſations-Vereins, kein Fremder im Lande Kruh irgend etwas beſitzen, kaufen, miethen oder ſich abtreten laſſen dürfe. Dieſe für Liberia ſo günſtige Bedingung verſchaffte ihm nicht nur einen weiten Wirkungskreis, ſondern ſicherte ihm auch eine ſtarke Ausfuhr von Camwood (ſ. oben) und Palmöl und befreite es zugleich von den Verbrießlichkeiten, welche ihm die fremden Händler unaufhörlich bereitet hatten.

Im J. 1844 beſuchte der Prinz von Joinville Liberia und nahm großes Intereſſe an allem, was er dort ſah und hörte. Das folgende Jahr war merkwürdig durch ein anderes Ereigniß. Der Häuptling Bah-Gray, der in dem Lande Klein-Baſſa herrſchte, ſah ſich von einem mächtigen Nachbar bedroht, der ihn zwingen wollte, den Negerhandel wieder zu betreiben. Hierauf erhob ſich das ganze Volk und verlangte in die Gemeinſchaft Liberia's aufgenommen zu werden, was denn auch geſchah, indem ein Vertrag darüber abgeſchloſſen und am 5. April des genannten Jahres bekannt gemacht wurde.

Die Jahre 1846 und 1847 werden den erſten Platz in der Geſchichte des Landes behaupten, indem damals ſeine Unabhängigkeit vorbereitet und proclamirt wurde. Es iſt bereits von den Schwierigkeiten die Rede geweſen, welche durch die Weigerung der engliſchen Kauffahrer, an die Colonialregierung Zollgebühren zu entrichten, entſtanden. Nach ſehr langen Verhandlungen in Waſhington und London gab endlich die brittiſche Regierung die Erklärung ab, daß ſie keinem Privatvereine, *wie achtbar er auch ſonſt ſein möge*, das Recht einräumen könne, von Schiffen ihrer Nation irgend eine Abgabe zu erheben, und ſo lange die Colonie Liberia nichts anderes als eine Emanation des nordamerikaniſchen Coloniſations-Vereines ſei, könne ſie von Schiffen und Waaren unter brittiſcher Flagge keine Zollgebühren entnehmen. Für Liberia war nunmehr die Lage peinlich, denn es konnte weder Gewalt noch Recht für ſich in Anſpruch nehmen. Es blieb ihm alſo nur ein Ausweg zur Befeſtigung ſeines politiſchen Daſeins übrig, nämlich die Proklamirung ſeiner Unabhängigkeit, trotz ſeiner ſchwachen Stammbevölkerung und der Geringfügigkeit ſeiner Hülfsquellen. Der nordamerikaniſche Coloniſations-Verein überließ dem neuen freien Staate großmüthig ſeine Ländereien und behielt ſich nur, für fernere Einwanderungen aus den Ver. Staaten, einen Gebietstheil vor, und reſervirte ſich außerdem 10 pCt. von dem Ländereien-Verkaufe zu Erziehungszwecken. Das Volk wurde befragt, eine Verſammlung abgehalten, eine Verfaſſung entworfen und die Unabhängigkeitserklärung ausgeſprochen und an alle civiliſirte Nationen geſandt. Endlich am 24. Auguſt 1847,

nach abgehaltenem feierlichen Gottesdienſte, ward die Nationalflagge Liberia's aufgezogen *), und der neue Staat trat in die Aera ſeiner politiſchen, bürgerlichen und religiöſen Freiheit.

Nachdem das Volk die Verfaſſung vollſtändig angenommen hatte, wurden am 27. Sept. die erſten Wahlen vorgenommen, und Joſeph J. Robert zum Präſidenten auf zwei Jahre und Nathaniel Brander zum Vicepräſidenten erwählt. Einige Wochen ſpäter erſchien die an der afrikaniſchen Küſte ſtationirte nordamericaniſche Flottenabtheilung und eine brittiſche Corvette auf der Rhede von Monrovia, um die neue Republik anzuerkennen und die Flagge Liberia's mit zwanzig Kanonenſchüſſen zu begrüßen. Die Proclamation, durch welche die Unabhängigkeit verkündet wurde, erinnerte daran, daß das Liberienſiſche Volk von den Ver. Staaten herſtamme; daß es dort durch die Geſetze und Vorurtheile der Weißen ſeiner Bürgerrechte beraubt woeden ſei, und daß, nachdem alle Hoffnung auf eine, der ſchwarzen Raſſe günſtige Aenderung der Geſinnungen geſchwunden, auf die Gründung einer Zufluchtsſtätte für die Opfer einer unverdienten Zurückſetzung habe Bedacht genommen werden müſſen. Die afrikaniſche Weſtküſte ſei hierzu auserſehen worden, und vermöge der wohlwollenden und menſchenfreundlichen Fürſorge des Coloniſations-Vereines werde der Staat Liberia in Zukunft der Sammelpunkt aller Schwarzen und Farbigen, die der von Gott allen Raſſen eingeräumten bürgerlichen und politiſchen Vortheile theilhaftig zu werden wünſchten, ſein. Auf dieſer entlegenen Freiſtätte ſeien bereits Tauſende freier Menſchen vereinigt und ſchon große Hoffnungen verwirklicht, dem wahren Gotte daſelbſt Tempel errichtet, eine unparteiiſche Gerechtigkeitspflege durch ordentliche Gerichte feſtgeſtellt und die Wohlthaten der Erziehung durch Schulen verbreitet worden. Noch mehr, die einheimiſche afrikaniſche Bevölkerung, die mit den Bürgern Liberia's vor dem Altar des lebendigen Gottes anbetend ſich niederwerfe, bekenne, daß das Licht des Chriſtenthums bis zu ihr gedrungen ſei, und daß der fluchwürdige Sklavenhandel einen tödtlichen Stoß erhalte überall, wo der Einfluß des neuen Staates ſich geltend mache. In Betracht aller dieſer Thatſachen mache man einen Aufruf an alle civiliſirte Nationen, mit der Bitte um ihr Wohlwollen und ihren Beiſtand zu Gunſten der jungen Republik. — Was die Verfaſſung betrifft, ſo ſprach ſie das förmliche Verbot des Sklavenhandels im Staate Liberia aus, und keiner ſeiner Bürger durfte innerhalb oder außerhalb der Grenzen deſſelben ihn betreiben. Die geſetzgebende Gewalt war einem Senate und einem Repräſentantenhauſe (wie in den Ver. Staaten) übertragen. Jede Geaffſchaft hatte zwei Mitglieder in den Senat zu wählen, und zur Wahlfähigkeit war ein dreijähriger Aufenthalt im Lande, das zurückgelegte fünfundzwanzigſte Lebensjahe und ein jährliches Einkommen von 200 Dollars erforderlich. Die Wahlfähigkeits-Erforderniſſe eines Mitgliedes

*) Die Flagge iſt (ähnlich der nordamerikaniſchen) roth und weiß geſtreift, indem 6 parallel laufende rothe und 5 weiße Streifen mit einander abwechſeln. In der obern Ecke der Flaggſtockſeite befindet ſich ein blaues Viereck mit einem weißen Stern in der Mitte. Das Staatswappen beſteht aus einer fliegenden Taube mit einer Legende in den Klauen, einem Meer mit ſegelndem Schiff und der aufgehenden Sonne, und einer Palme, an deren Stamm ein Pflug und ein Spaten lehnen. Die Umſchrift iſt: Republik Liberia, und die Deviſe lautet: Die Liebe zur Freiheit führte uns hieher.

des Repräſentantenhauſes waren zweijähriger Aufenthalt im Lande, das zurückgelegte dreiundzwanzigſte Jahr und der nachgewieſene Beſitz eines Einkommens von 50 Dollars. Die Zahl der Repräſentanten richtete ſich nach dem Stande der Bevölkerung. Für die erſten Wahlen wurde das Landesgebiet in drei Grafſchaften eingetheilt: Meſurado (welche 4 Abgeordnete oder Repräſentanten zu wählen hatte), Baſſa (3) und Sinou (1). Bei ſpäterer Zunahme der Bevölkerung ſollte auf je tauſend Seelen mehr ein Abgeordneter kommen. Die vollziehende Gewalt war einem Präſidenten übertragen, der wenigſtens fünfunddreißig Jahre alt, fünf Jahre im Lande anweſend geweſen ſein und ein Einkommen von 600 Dollars beſitzen mußte. Die richterliche Gewalt war einem, von der geſetzgebenden Gewalt eingeſetzten Obertribunal und Untergerichten übertragen.

Die erſte Seſſion des neuen Parlamentes wurde im Anfange des Jahres 1848 eröffnet. Nach der Einſetzung der Kammern reiſte der Präſident Roberts in Begleitung von zwei Commiſſären nach Nordamerika und den vorzüglichſten Staaten Europa's. Er und ſeine Begleiter wurden überall wohl aufgenommen, und England ſchloß mit ihnen einen, auf völliger Gegenſeitigkeit beruhenden Handelstraktat ab, beſchenkte auch Liberia mit einem allerliebſten Kriegscutter von 4 Kanonen. Frankreich erkannte den neuen Staat an, ſchenkte ihm einige Waffen, und ließ dem franzöſiſchen Befehlshaber der afrikaniſchen Flottenſtation die Weiſung zugehen, ſich mit der Regierung Liberia's in Verbindung zu ſetzen und ihr bei der Vernichtung des Sklavenhandels auf ihrem Gebiete behülflich zu ſein. Die franzöſiſche Fregatte »Penelope« erſchien Ende Februars 1849 auf der Rhede von Monrovia und begrüßte die Flagge des neuen Staates mit einundzwanzig Kanonenſchüſſen; Offiziere und Mannſchaft wurden mit Enthuſiasmus empfangen, und der von ihnen im Namen Frankreichs gethane Schritt wurde mit Banketts, Trinkſprüchen und Reden gefeiert.

Wenige Tage nachher ſchiffte ſich der Präſident Roberts an der Spitze einer liberienſiſchen Milizabtheilung auf dem franzöſiſchen Kriegsdampfſchiffe »Espadon« ein, welches in Begleitung der amerikaniſchen Corvette »Yorktown« und der engliſchen Cutterbrigg »Kingfiſher« nach Neu-Seſtros fuhr, um dort ein Hauptneſt des Sklavenhandels dieſer Küſte zu zerſtören. Dieſer Zweck wurde erreicht, beſonders durch die Mitwirkung des »Eſpadon,« der, da er nicht tief ging, der Küſte ganz nahe kommen und durch ein Geſchützfeuer die Landung und die Operationen der liberienſiſchen Colonne decken konnte. Vierthalbtauſend Negerſklaven wurden in Freiheit geſetzt, die Baracken der Sklavenhändler in Brand geſteckt, überhaupt die ganze Niederlaſſung und damit ein Hauptheerd des ſchändlichen Sklavenhandels zerſtört. Eine ähnliche Expedition wurde nach Tradetown unternommen, und gelang ebenfalls. Das Parlament in Monrovia erließ eine Dankadreſſe, worin es ſeine Erkenntlichkeit für die namentlich von Frankreich und deſſen Marine dem Lande geleiſteten Dienſte ausſprach.

Seit Ende Februars 1849 hat ſich in dem jungen Freiſtaate nichts beſonders Merkwürdiges zugetragen. Die beiden letzten Jahre ſcheinen ruhig verfloſſen zu ſein; die Staatseinrichtungen befeſtigen ſich und nehmen ihren geregelten Fortgang; indeß vermehrt ſich die aus Nordamerika herrührende Stammbevölkerung nur langſam und ſpärlich, und man ſchätzte ſie 1851 auf nicht mehr als 10,000 Seelen. In allen Staaten der nordamerikaniſchen Union ſind Subſcriptionen eröffnet worden, und mehrere geſetzgebende Körper-

ſchaften haben Fonds zum Beſten der Auswanderer nach der afrikaniſchen Küſte bewilligt. Auch fehlt es nicht an anderen Aufmunterungen und Bemühungen, um die Auswanderungsluſt rege zu machen; allein nichts vermag die Raſſe der Farbigen in den Ver. Staaten in Bewegung zu ſetzen, nichts ſie aus ihrer Apathie zu reißen, nichts ihnen das Gefühl für die Würde eines freien Bürgers einzuflößen.

Die Coloniſation der afrikaniſchen Weſtküſte hat deſſenungeachtet zwei erfreuliche Folgen gehabt, die man im Intereſſe der Menſchheit nicht genug rühmen kann. Sie hat mehr als alle Geſchwader und Kreuzer auf die Unterdrückung des Sklavenhandels eingewirkt und die Fackel der Civiliſation unter die Barbarenvölker Guinea's getragen. Faſt täglich reihen ſich neue Stämme unter das Banner Liberia's und Maryland's, einer Nachbarcolonie, von der wir ſogleich reden werden; und der von dem Geiſtlichen, Hrn. Gurley, Specialabgeordneten der nordamerikaniſchen Regierung, unterm 14. Sept. 1850 in Waſhington erſtattete Bericht weiſt nach, daß eine einheimiſche Bevölkerung von 300,000 Seelen auf dem Gebiete der beiden Colonien wohnt, ſich ihren Geſetzen fügt und ihren Gewohnheiten nachzuleben ſich bemüht. Mehr als 50,000 Eingeborene haben das Engliſche gelernt; die Miſſionäre durchziehen das Land in allen Richtungen und führen dem Chriſtenthume täglich neue Anhänger zu. Zugleich gewinnt der öffentliche Unterricht immermehr an Boden und zahlreiche Schulen helfen deſſen Bedürfniſſen ab. Der Drang zum Lernen regt ſich überall, und es iſt nichts Seltenes, Kinder aus 80 bis 100 Meilen entfernten Gegenden des Innern herbeikommen zu ſehen, um in Monrovia oder Caldwell ſich Kenntniſſe anzueignen, die ſie in ihrer Heimath nicht erlangen können. Ebenſo gewinnt der Handel in beträchtlicher Weiſe an Ausdehnung. Seit 1849 haben bereits 82 Handelsfahrzeuge Monrovia beſucht und daſelbſt gegen afrikaniſche Naturerzeugniſſe Handelswaaren zum Werthe von etwa 3 Millionen Francs umgeſetzt. Mit jedem Jahre ſteigert ſich dieſes Verhältniß, und man findet einen Beweis dafür in einem, von dem Schatzſekretär Lewis an Herrn Gurley gerichteten amtlichen Schreiben, worin es heißt: „Liberia erhält vom Auslande Verbrauchsgegenſtände aller Art, als Lebensmittel, Kleider, Hausgeräthſchaften, Papier, Waffen ꝛc., und außerdem auch viele Artikel, um damit die Völkerſchaften des Innern zu verſorgen; denn es ſind, wie verſichert wird, nicht weniger als zwei Millionen Eingeborene, welche ihren Bedarf durch Vermittelung der amerikaniſchen Colonien erhalten. Die Hauptgegenſtände der Ausfuhr ſind Palmöl, Camwood *), Elfenbein, Reis und Goldſtaub. Es ſind Verſuche gemacht worden zum Anbau aller Handelspflanzen des heißen und ſelbſt des gemäßigten Himmelsſtriches, namentlich der Baumwolle, des Zuckerrohrs, des Cacao- und des Kaffeebaumes. Der Kaffeebaum wächſt wild in den Wäldern, und der davon gewonnene Kaffee wird mit dem Mokkakaffee Yemens verglichen. Zu ſeinem regelmäßigen Anbau iſt nichts weiter erforderlich, als den Boden in Brand zu ſtecken, ihn leicht umzupflügen, und dann die Steckreiſer des inländiſchen Kaffeebaumes einzuſetzen und zwar 250 auf dem Morgen. Nach drei Jahren (auch wohl ſchon nach zwei Jahren) erntet man von jedem Baum drei bis vier Pfund Kaffee, und nach ſechs Jahren den höchſten Ertrag, der durchſchnittlich zu ſechs Pfund angenommen werden kann.

*) Das bereits oben erwähnte Färbeholz.

Die Felder Liberia's bedecken ſich daher mit Kaffeebäumen, auf die man große Hoffnungen baut, und die in der Grafſchaft Baſſa am beſten zu gedeihen ſcheinen. Der Cacao ſcheint ebenfalls ein wichtiger Ausfuhrartikel werden zu wollen. Nahrungspflanzen, wie Caſſave, Yams, Kartoffeln, Pfeilwurz und ſelbſt Getreide gedeihen vorzüglich.

Nach einem großen Maßſtabe wird übrigens der Landbau zur Zeit noch nicht betrieben, und was man in Liberia Felder oder Meiereien nennt, kommt in der Regel unſeren gewöhnlichen Obſt- und Gemüſegärten an Größe gleich. Die Nothwendigkeit, zunächſt für die dringendſten Familienbedürfniſſe zu ſorgen, hindert ſchon an ſich eine raſche und großartige Erweiterung der Landwirthſchaft in einer jungen Colonie; indeſſen wird es ohne Zweifel dahin kommen, daß hier eben ſo wichtige Pflanzungen entſtehen, wie anderwärts, ſobald der Handel und die Landwirthſchaft die Kapitalien und die Kenntniß der Hülfsquellen des Landes vermehrt haben werden. Ein ſeltſamer Umſtand iſt ebenfalls Schuld an dem bisherigen langſamen Fortgange der Bodenkultur geweſen. Es fehlt nämlich in Liberia an Zug- und Laſtthieren gänzlich. Es ſind Pferde aus den Ver. Staaten und Eſel von den Inſeln des Grünen Vorgebirges hergebracht worden; allein keins der Thiere iſt am Leben geblieben, und doch ſcheint dieſer Theil Afrika's von anderen Ländern des nämlichen Continents, wo ſchöne Raſſen von Pferden, Rindern und anderen nutzbaren Thieren gezogen werden, in nichts ſich zu unterſcheiden. Vermuthlich ſind alſo die bisherigen Verſuche verkehrt angeſtellt worden, und außerdem mag die Leichtigkeit des Waſſertransports, in Verbindung mit den geringen Fortſchritten im Landbau, den Liberienſern die Nothwendigkeit, ſich die, bei Feldarbeiten ſonſt unentbehrlichen Thiere anzuſchaffen, noch nicht fühlbar gemacht haben. Uebrigens beträgt das Taglohn bei Feldarbeiten durchſchnittlich 1¼ Francs. — Die Zahl der unter der Nationalflagge ſegelnden Fahrzeuge iſt noch gering. Jedoch hat man angefangen, in den Ver. Staaten mehrere Schiffe von verſchiedenem Tonnengehalt zu bauen oder vielmehr bauen zu laſſen, und ein wahrhaft zweckmäßiges Unternehmen iſt die Einrichtung einer regelmäßigen Segelpaketfahrt zwiſchen Baltimore und Monrovia, welche auf dieſe Weiſe eine lebhafte Verbindung zwiſchen dem Mutterſtaat und ſeinen intereſſanten Colonien unterhält.

Wie ſich bei der geringen Entfernung vom Aequator vorausſetzen läßt, iſt das Klima heiß, jedoch eben nicht übermäßig, indem der Thermometer ſich zwiſchen 16 und 24 Grad Reaumur hält. Auch iſt es geſund, und nach zuverläſſigen Berichten haben nie epidemiſche Krankheiten im Lande geherrſcht. Die Eingeborenen und die an das Klima gewöhnten Fremden haben ſich einer vollkommenen Geſundheit zu erfreuen; dagegen werden die Neuangekommenen leicht von einem ziemlich gefährlichen Klimafieber befallen, deſſen Entſtehung den während der Regenzeit ſich bildenden Moräſten beizumeſſen zu ſein ſcheint. Man hat bereits einige Austrockungsarbeiten vorgenommen; bis aber dieſe von Erfolg ſein werden, iſt nur eine ſehr einfache Vorſichtsmaßregel zu beobachten nöthig, die nach Ausſage eines Miſſionärs, dem zahlreiche Fälle davon vorgekommen ſind, unfehlbar iſt und darin beſteht, nach der Ankunft in Liberia nicht in unmittelbarer Nähe des Meeres zu verweilen, ſondern ſich ſofort ins Innere zu begeben und erſt nach Verlauf einiger Zeit nach der Küſte zurückzukehren.

Die Quelle der Staatseinkünfte iſt der von den importirten Waaren nach dem Werthverhältniſſe erhobene Eingangszoll von 6 pCt. Der auf einige Artikel, wie auf Feuerwaf-

ſen, Tabak, Salz und Spirituoſa gelegte Zoll iſt etwas höher. Auch beſteht eine Patentabgabe. Die geſammten Einkünfte mögen ſich auf 20- bis 25,000 Dollars jährlich belaufen. — Die Landmacht beſteht aus 1000 bis 1500 Mann Milizen.

Das Gebiet von Liberia hat gegenwärtig folgende Ausdehnung und Grenzen. Weſtwärts erſtreckt es ſich bis zum Manafluß, der in der Nähe von Cap Monte, unter 6° 52′ nördl. Br. und 11° 22′ W. von Greenwich, ins Meer ſich ergießt, und hier iſt es von der brittiſchen Colonie Sierra Leona nur durch den, als Hauptmarkt für den Sklavenhandel berüchtigten Gallinas-Diſtrikt getrennt. Oſtwärts erſtreckt es ſich bis zu der, unter 4° 35′ (nach anderen Angaben 4° 39′) N. Br. und 8° 6′ W. von Greenwich befindlichen Mündung des Groß-Seſtros und grenzt hier zugleich an Maryland-in-Liberia. Die Küſtenausdehnung beträgt 350 engliſche oder 76 deutſche und die mittlere Breite des Landes 40 engliſche oder 8⅝ deutſche Meilen. Die Erwerbung des Gebietes der Gallinas, welches anzukaufen man ſchon lange ſich Mühe gegeben hat, würde den Sklavenhandel ganz und gar von der Pfefferküſte verbannen.

In ihrer gegenwärtigen Lage genügt die Republik Liberia ſich ſelbſt und iſt in den Stand geſetzt, den Angriffen von Seiten der Negerfürſten und der Sklavenſchiffe mit Erfolg zu begegnen. Zudem würde ſie in Nothfällen eine wirkſame Hülfe bei den verbündeten Negerſtämmen und den Kreuzern der großen Seemächte finden. Jedoch hat ſie bisjetzt bewieſen, daß ſie Energie genug beſitzt, um einen Krieg mit Ehren zu beſtehen, und Umſicht genug, um in Friedenszeiten die Staatseinrichtungen mit dem wahren Volkswohl ſtets im Einklange zu erhalten. Es iſt vielleicht ein großes Glück für ſie, daß die lobenswerthen Bemühungen der amerikaniſchen Coloniſationsvereine nur bei dem geſunden Theil der freien farbigen Bevölkerung der Ver. Staaten Erfolg gehabt und die ausgearteten Maſſen theilnahmslos gelaſſen haben. Dieſe würden in die junge Colonie nur einen Hang zum Luxus, wie er häufig in Gefolge der Civiliſation zu ſein pflegt, gebracht und die dort im Allgemeinen jetzt herrſchenden Tugenden ſchwerlich ſich angeeignet haben.

Der neuen Staatsgenoſſenſchaft iſt es vielleicht vorbehalten, ein großes Problem zu löſen und zu zeigen, was die äthiopiſche Raſſe in ihrem natürlichen oder urſprünglichen Zuſtande, wo ſie nämlich frei iſt, ſowohl von den erniedrigenden Traditionen der Sklaverei, als auch von der Zügelloſigkeit, wie ſie auf Hayti herrſcht, zu leiſten vermag. Wenn die Negerraſſe einen Deſſalines, einen Chriſtoph und einen Soulouque aufzuweiſen hat, ſo hat ſie andererſeits auch einen Aſhmun und einen Roberts aufzuweiſen gehabt. Jene haben ihr zur Schande gereicht, dieſe ihr zur Ehre, und wir wollen wünſchen und hoffen, daß die Zahl und Beſtrebungen der Letzteren immer mehr das Uebergewicht bei ihr erhalten mögen.

Eine zweite Colonie an Liberia's Grenze hat ſich das nämliche Ziel geſteckt, wir meinen **Maryland-in-Liberia**; auf folgende Veranlaſſung entſtanden. Kein Staat der nordamerikaniſchen Union hat ſich mehr bemüht, den Ausſatz der Sklaverei loszuwerden, als Maryland. Von dieſen Bemühungen zeugen eine Menge Maßregeln der Staatsgeſetzgebung und Handlungen thätiger Beihülfe einzelner Bürger. Es war demnach natürlich, daß Maryland dem 1816 von Caldwell in Waſhington zuerſt angeregten Unternehmen von Anfang an große Aufmerkſamkeit ſchenkte. Es intereſſirte ſich lebhaft für alles, was der Coloniſationsverein in dieſem Sinne vornahm, und als die Dinge ſo weit gedie-

hen waren, daß die Niederlaſſung auf der afrikaniſchen Weſtküſte lebensfähig erſchien, kam 1827 die Staatslegislatur den Privatunterzeichnungen zu Hülfe und bewilligte einen Jahresbeitrag von 1000 Dollars, der in die Kaſſe des ſo eben genannten Vereins gezahlt werden ſollte. Im J. 1831 entſtand der Gedanke, daß es beſſer ſein würde, wenn der Staat Maryland ſeine Angelegenheiten in dieſer Sache ſelbſt leitete und ſich nicht mehr blindlings auf die Reſultate von Handlungen verließe, die er nicht beaufſichtigen könnte; und ſo entſtand der Coloniſationsverein des Staates Maryland (Maryland state colonization society), deſſen Zweck dahin ging, alle Mittel, welche Maryland für das gemeinſame Werk aufbringen würde, zu vereinigen und auf daſſelbe zu verwenden, jedoch unter dem Patronate des urſprünglichen Hauptvereins.

Die erſte, nach Monrovia unternommene Expedition mißlang, in Folge von Mißverſtändniſſen und Irrungen, die zwiſchen den beiden Vereinen entſtanden ſind. Der Marylandverein faßte hierauf den Entſchluß, außerhalb Liberia's Grenzen eine zweite, für ſich beſtehende Colonie zu gründen. Das unter 4° 23′ N. Br. und 7° 44′ W. von Greenwich, und ungefähr 50 M. in ſüdöſtlicher Richtung von Cap Meſurado liegende Cap Palmas wurde zum Niederlaſſungsort erwählt, und im Nov. 1833 ſegelte das Schiff »Anna« von Baltimore ab, unter der obern Leitung des Dr. Hall, der 18 Auswanderer und einige methodiſtiſche und presbyterianiſche Miſſionäre mit ſich führte. Da die zu gründende Colonie die Beſtimmung hatte, ſpäter ein freier Staat zu werden, ſo waren gleich Anfangs die Grundlagen ihrer politiſchen Inſtitutionen feſtgeſtellt und auf ſie baſirte Inſtruktionen und Vollmachten wegen der proviſoriſchen Verwaltung dem Dr. Hall ertheilt worden. Da zu den aufgeſtellten Grundprinzipien auch die Enthaltung von hitzigen Getränken gehörte, ſo bildeten ſich die Auswanderer zunächſt noch zu einer Mäßigkeitsgeſellſchaft, und ſodann ging man nach Cap Palmas unter Segel. Dr. Hall holte zunächſt von Monrovia die daſelbſt von der erſten Expedition noch zurückgebliebenen Auswanderer ab, und langte bald darauf an der Spitze von 54 Begleitern am Orte der Beſtimmung an.

Schon während ſeines kurzen Aufenthaltes in Monrovia waren die Negerfürſten der Umgegend von Cap Palmas von ſeiner bevorſtehenden Ankunft benachrichtigt worden. Sie waren daher jetzt ſchon verſammelt und auch geneigt, einen Theil ihres Gebietes unter angemeſſenen Bedingungen abzutreten. Nur eine ernſte Schwierigkeit erhob ſich bei den Unterhandlungen, als die Eingeborenen von dem förmlichen Verbot des Genuſſes hitziger Getränke reden hörten, und wollten dieſen nun ſchon ſeit drei Jahrhunderten, wie ſie meinten, herkömmlichen Genuß nicht entbehren; allein der Dr. Hall blieb ſtandhaft und beſiegte endlich den Widerſtand der Häuptlinge. Nachdem noch die einſtweilen in Monrovia zurückgebliebenen Angehörigen den neuen Coloniſten nachgekommen und alle für die Niederlaſſung beſtimmten Gegenſtände ans Land geſchafft worden waren, kehrte die »Anna« nach Baltimore zurück mit günſtigen Berichten über den Ausgang der Expedition. Es wurden ſeitdem noch mehr Fahrzeuge nach Cap Palmas abgeſchickt, um neue Coloniſten und neue Hülfe dahin zu bringen. Als 1835 der »Bourne« dort ankam, war die Colonie bereits dauerhaft gegründet und alle Beſorgniſſe, die Anfangs ſich geregt hatten, nunmehr verſcheucht.

Der Beherrſcher der nächſten Umgegend vom Cap Palmas hatte nämlich bald nach der Abfahrt der »Anna« die Reispreiſe ohne Weiteres erhöht. Der Dr. Hall erkannte

augenblicklich, daß, wenn er dieſen unwillkürlichen Akt ruhig hingeben laſſe, damit unzähligen andern Willkürlichkeiten und den unerträglichſten Plackereien Thür und Thor geöffnet wäre. Er verfügte ſich alſo zu dem Negerfürſten und erklärte ihm, daß, wenn er den Reis nicht zu einem billigen Preiſe bekommen könne, er ein Schiff abſenden und ihn anderswoher holen laſſen werde. Der König drohte, das Schiff in Grund bohren zu laſſen, worauf der Dr. Hall die königliche Reſidenzſtadt in Brand zu ſtecken drohte. Nach einem heftigen Wortwechſel gab endlich jener nach und die Sache kam wieder in Ordnung. Dies war die erſte und einzige Verdrießlichkeit, welche die Colonie am Cap Palmas erlebte, die alſo in dieſer Hinſicht glücklicher war als ihre Nachbarin und Vorgängerin. Sie war ſogar für ſie von glücklichen Folgen, denn mehrere Stämme der Eingeborenen, überraſcht von der entſchloſſenen Haltung der Coloniſten Angeſichts eines unvermeidlich ſcheinenden Kampfes, in welchem 35 Mann es mit 1500 zu thun gehabt haben würden, trugen Verlangen, ſich unter den Schutz eines Landes zu ſtellen, welches ſo energiſch auftretende Männer aufzuweiſen habe. Demgemäß reiſte einer ihrer vornehmſten Häuptlinge nach Nordamerika und erbat ſich Geſetze von dem marylándiſchen Coloniſations-Vereine.

Von 1837 datirt die moraliſche und politiſche Exiſtenz der Maryland-Colonie, indem nunmehr der Anfang gemacht wurde, den Farbigen ſelbſt die Verwaltung zu übertragen und ein Geſetzbuch promulgirt ward, welches auf die Rechtsgrundzüge baſirt war, nach denen der Dr. Hall die proviſoriſche Regierung geleitet hatte. Der Handel hatte bisher nur auf dem Wege des Tauſches betrieben werden können; in Ermangelung des baaren Geldes war eine kleine Quantität Papiergeld ereirt, welches ſeinen wirklichen Werth in Waaren hatte, die im öffentlichen Magazin nach dem Marktpreiſe ſtets eingelöſt werden konnten. Die Bedeutung und der Werth deſſelben waren den Eingeborenen durch Abbildungen von Naturgegenſtänden verdeutlicht worden, und dieſe ſinnreiche Einrichtung war vom beſten Erfolge geweſen und bisher in Anwendung gebracht worden.

Im Jahre 1841 ward in Baltimore eine Generalverſammlung des Coloniſations-Vereins abgehalten und in derſelben die falſche Stellung der freien Farbigen in den Ver. Staaten und die für ſie fortdauernde Unmöglichkeit, gleiche Rechte mit den übrigen nordamerikaniſchen Bürgern zu genießen, aufs Neue beſprochen und hierauf der Beſchluß gefaßt, die Bemühungen für das Emporbringen der afrikaniſchen Colonie zu verdoppeln. In dieſem Sinne wurden denn auch verſchiedene Maßregeln angeordnet, deren nützlichſte ohne Zweifel wohl der Ankauf eines Fahrzeuges war, welches als Paketſchiff dienen und eine regelmäßige Verbindung zwiſchen Maryland-in-Liberia und Baltimore begründen ſollte. Zwei Jahre zuvor hatten ſich die Geldmittel des Vereins erſchöpft und es war beſchloſſen worden, die Abſendung neuer Expeditionen einſtweilen einzuſtellen, was man überdies als erſprießlich erachtete, damit den erſten Einwanderern Zeit gelaſſen werde ihre Verhältniſſe gehörig zu ordnen, und man ſie nicht zu ſehr in Anſpruch nehme, immerwährend für Neuankommende zu ſorgen. Die Erfahrung lehrte, daß man hieran wohlgethan hatte, und die der Verſammlung, welche 1841 abgehalten wurde, vorgelegten Berichte ließen erkennen, daß die Colonie damals im vollen Gedeihen war. Zwei hübſche Dörfer, Harper und Mont-Tubmann, waren durch eine Allee mit einander verbunden, und längs derſelben breiteten ſich die von den Coloniſten ange-

bauten Felder aus. Der Geſundheitszuſtand ließ nichts zu wünſchen übrig und lieferte den Beweis, daß keine beſſere Wahl hinſichtlich des Ortes der Niederlaſſung hätte getroffen werden können. Bei einer Bevölkerung von 500 Seelen beſtand das Verhältniß von nur 9 Todesfällen gegen 17 Geburten.

Im Jahre 1843 konnte auf eine Gebietserweiterung Bedacht genommen werden und es ward der Diſtrikt Fiſhtown angekauft, der einen, zum Landungs- und Sammelplatze der, an der afrikaniſchen Weſtküſte ſtationirten amerikaniſchen Flottenabtheilung beſtimmten vortrefflichen Hafen enthielt. Dieſer wichtigen Erwerbung folgte 1846 die der Diſtrikte Tabu, Tahoe, Groß-Bereby, Klein-Bereby, Baſſa und Garraway, und Maryland-in-Liberia erhielt dadurch eine Küſtenausdehnung von 130 engliſchen oder 28½ deutſchen Meilen. Im erſtgenannten Jahre 1843 ſchon hatte man in Maryland das Bedürfniß gefühlt, der Colonie regelmäßige Einkünfte zu ſichern und ihr auf dieſe Weiſe die zu ihrer Selbſterhaltung erforderlichen Mittel zu verſchaffen. Demzufolge wurde der Gouverneur ermächtigt, einen Werthzoll von 5 bis 10 pCt. von den importirten Waaren, ſodann von den Schiffen eine Abgabe für den, auf dem Cap Palmas errichteten Leuchtthurm und endlich auch eine Patentſteuer von den hierzu geeignet ſcheinenden Gewerben zu erheben. Der regelmäßige Handelsverkehr nahm nunmehr einen neuen Aufſchwung und hat ſeitdem ſeinen ruhigen und glücklichen Fortgang gehabt. Er umfaßt die nämlichen Gegenſtände wie in Liberia (Palmöl, Elfenbein ꝛc.); der Ackerbau hat auf dem fruchtbaren Boden raſche Fortſchritte gemacht; kleine Fahrzeuge ſind erbaut worden und treiben einen vortheilhaften Küſtenhandel; kurz, die Colonie ſcheint ganz und gar in einem Zuſtande ſich zu befinden, der ihr Gedeihen und ihre Unabhängigkeit ſichert. Der Gouverneur Rußwurm, ein Farbiger, iſt ein ſehr tüchtiger Mann, dem auch in den Ver. Staaten alle Anerkennung gezollt wird. Die Zahl der Eingewanderten belief ſich, nach dem, dem Coloniſations-Vereine zu Baltimore im Januar 1850 erſtatteten Berichte, auf 804 Perſonen, davon 388 männlichen und 416 weiblichen Geſchlechts. *) Man berechnete, daß der unmittelbare und mittelbare Einfluß der Colonie ſich über eine Bevölkerung von etwa 100,000 Eingebornen erſtrecke. Die Landesvertheidigung iſt einer Miliz von 175 Mann übertragen, welche durchgehends gut gekleidet ſind, jede Woche exerzirt werden und zwei Compagnien, eine der Infanterie und eine der Artillerie bilden. Landesflagge iſt die nordamerikaniſche, nur daß ſtatt der Sterne ein weißes griechiſches Kreuz im blauen Felde ſich befindet.

Das Gebiet von Maryland-in-Liberia hat zur Weſtgrenze den Fluß Groß-Seſtros, der es hier von Liberia trennt (ſ. oben) und zur Oſtgrenze den San Pedrofluß (oder vielmehr St. Andreasfluß), deſſen Mündung unter 5° 0′ N. Br. und 6° 3′ W. von Greenwich liegt.

*) Die Neueingewanderten werden ein halbes Jahr hindurch frei beköſtigt und unterhalten, müſſen aber dann für ſich ſelbſt ſorgen. Sie bekommen bei ihrer Ankunft ein Haus und fünf Morgen Landes, wenn ſie verheirathet, dagegen nur dritthalb Morgen, wenn ſie noch unverheirathet ſind, und dies iſt mehr als hinreichend in einem von der Natur ſo begünſtigten Lande. Wünſchen ſie eine größere Morgenzahl, ſo brauchen ſie nicht mehr als 1 Dollar für den Morgen zu zahlen.

Nach den letzten Berichten beliefen ſich die Staatseinkünfte noch nicht höher als auf etwa 2000 Dollaes; jedoch deckt der Coloniſations-Verein den Ausfall in den Koſten der Verwaltung, die übrigens mit großer Sparſamkeit geleitet wird. Die genannten beiden Döfer enthalten alle öffentliche Gebäude, die für die Vertheidigung, den Gottesdienſt, das Schulweſen und die Regierung des Landes erforderlich ſind. Zwei kleine, zweckmäßig bewaffnete Forts beſchützen die Zugänge zu dem Cap Palmas.

So iſt dieſe kleine, aber höchſt intereſſante Colonie beſchaffen, die ſich neben dem mächtigern Staate Liberia erhoben hat. Seit 1832, dem Jahre ihrer Gründung, hat ſie durch die Beſonnenheit und Energie ihrer Bürger die Hoffnungen der Freunde der Menſchheit gerechtfertigt. Zu bemerken iſt, daß die Begründung der Colonie Maryland in Liberia verhältnißmäßig äußerſt geringe Koſten verurſacht hat, was freilich wohl hauptſächlich der Umſicht und praktiſchen Tüchtigkeit des Verwaltungscomités in Baltimore beizumeſſen iſt. Nach den Rechnungsbelegen ſind in dem neunzehnjährigen Zeitraume von 1831 bis 1850 nicht mehr als 285,964 Dollars 43 Cents verausgabt worden, und hiervon obendrein noch 57,143 Dollars abzuziehen, welche der Coloniſations-Verein mit ſeinen Handelsgeſchäften auf der afrikaniſchen Küſte verdient und zu Colonialzwecken verwendet hatte. Der Staat Maryland und die Privatſubſcribenten hatten alſo unmittelbar nur etwa 228,821 Dollars beigeſteuert, und mittelſt dieſer mäßigen Summe ſind achthundert Perſonen übers Meer befördert und angemeſſen untergebracht, iſt die Anſiedlung einer weit größern Anzahl vorbereitet, iſt das zwiefache Licht des Chriſtenthums und der Civiliſation verbreitet worden unter ganze Völkerſchaften, die bis dahin in Elend und Unwiſſenheit gelebt und barbariſchen Sitten gefröhnt hatten, nicht einmal des ſchändlichen Sklavenhandels, den ſie betrieben, zu gedenken. Männer, welche ſolche Ergebniſſe mit ſo geringen Mitteln herbeigeführt haben, verdienen in der That alles mögliche Lob.

Welche Schlüſſe ſind nunmehr zu ziehen aus der verſchiedenen Behandlungsweiſe der Negerraſſe auf Cuba, in den Ver. Staaten und in Liberia? Das Syſtem unerbittlicher Strenge iſt eben ſo nachtheilig für die Intereſſen der Sklavenhändler, wie unmenſchlich. Das Syſtem ſtrenger Beaufſichtigung bei ſonſt im Allgemeinen guter Behandlung hat den doppelten Vortheil, die Forderungen des Menſchenfreundes zu erfüllen und den eigenen Nutzen zu befördern. Endlich das Syſtem bürgerlicher und politiſcher Unabhängigkeit, in genauer Verbindung mit religiöſer Ausbildung und Verſittlichung, wie wir es in Liberia vorfinden, hat höchſt befriedigende Reſultate geliefert.

Frankreich und England haben ſich weder mit dem ſpaniſchen noch mit dem nordamerikaniſchen Syſtem, welches mit der Sklaverei zuſammenhängt, mehr zu beſchäftigen, ſondern es nur noch mit freigelaſſenen Negern zu thun. Es bleibt ihnen da die Wahl zwiſchen dem Benehmen, welches die Nordamerikaner gegen freie Farbige, die ſich noch in ihrer Mitte befinden, beobachten, und den Grundſätzen der Nächſtenliebe und des praktiſchen Chriſtenthums, denen die beiden Niederlaſſungen Liberia's ihre Entſtehung verdanken. Nach unſerem Bedünken dürfte die Wahl nicht zweifelhaft und der letztere Weg dem Charakter der Colonialbevölkerung Englands und Frankreichs am entſprechendſten ſein. Nur ſind in den Beſitzungen der beiden Länder verſchiedene Maßregeln zu ergreifen um dem Werke der Verſittlichung, welches zur Vervollſtändigung der Sklavenemancipation unumgänglich nöthig iſt, die volle Wirkſamkeit zu ſichern.

Der mit der Emancipation gemachte Verſuch hat, wie man wird zugeſtehen müſſen, den meiſten brittiſchen Colonien zum Verderben gereicht. Die brittiſchen Antillen ſind, mit Ausnahme von Barbados *) mehr oder minder in tiefes Elend gerathen. Trinidad, deſſen Fruchtbarkeit ans Unglaubliche grenzt, quält ſich unter den nachtheiligen Folgen der Emancipation ab und macht unerhörte Anſtrengungen, um die Plantagenarbeit unter erträglichen Bedingungen zu organiſiren. Es läßt aus Indien Schaaren von Kulis **)

*) Barbados befindet ſich in einer Lage, die von der aller übrigen Inſeln durchaus verſchieden iſt, und hat es ihr allein zu verdanken, daß es dem allgemeinen Verderben entronnen iſt. Es hat einen durchaus flachen Boden und kein Wald iſt da, welcher Vagabunden eine Zufluchtſtätte und Nahrung darbieten könnte. Die ganze Inſel iſt mit Zuckerfeldern bedeckt, deren einzelne Parzellen eingehegt und wohl verwahrt ſind. Die Bevölkerung iſt ſo zahlreich, daß ſchon 1842 nahe an 17,600 Einw. auf die Quadratmeile kamen. Für Müßiggänger iſt hier alſo nichts zu machen: ſie müſſen entweder arbeiten, oder ſtehlen, oder auswandern; und da nun natürlich Arbeiten das Sicherſte iſt, ſo arbeitet auch der Schwarze auf Barbados. Der Pflanzer andererſeits, dem hier ein billiges Taglohn (etwa 75 Centimes oder $^{3}/_{4}$ Fr. den Tag, Beköſtigung mit einbegriffen) zur Seite ſteht, ſucht eine Verbeſſerung nach der andern anzubringen, und hält auf dieſe Weiſe mit den begünſtigtſten Colonien den Wettkampf aus.

**) Kulis ſind Hindus aus einer der unteren Kaſten und nähren ſich in ihrem Vaterlande als Laſtträger und Taglöhner. Daher iſt man ſeit der Sklavenemancipation in den brittiſch-weſtindiſchen Colonien auf den Gedanken gerathen, ſie aus Indien dorthin kommen zu laſſen. Zu dieſem Ende werden durch beſondere Agenten in Indien förmliche Verträge mit ihnen abgeſchloſſen, durch die ſie ſich auf eine kürzere oder längere Friſt zur Feldarbeit in Weſtindien gegen angemeſſenen Lohn und ſonſtige Vortheile verbindlich machen. So lange ſie in der weſtindiſchen Colonie ſind, ſtehen ſie unter den dortigen Geſetzen und Behörden, und ſie dürfen vor der feſtgeſetzten Zeit ihre Arbeit nicht aufkündigen, ſonſt verlieren ſie ihre Anſprüche auf freie Rückfahrt nach der Heimath. Die bis jetzt nach Trinidad gebrachten Kulis haben ſehr große Koſten verurſacht. Sie machen die Hälfte der dortigen Feldarbeiterzahl aus, werden aber weder durch ein Geſetz, noch durch ſonſtige Anordnungen in ihrem unſteten Weſen und ihrer Veränderungsſucht genugſam im Zaume gehalten. Denn auch die guten Arbeiter unter ihnen haben wenigſtens den vierten Theil ihrer Zeit damit hingebracht, von einer Pflanzung zur andern zu laufen, und ihr Dienſtwechſel hat faſt nie eine triftige Urſache gehabt. Bei dem Allen ſprechen die Pflanzer einhellig die Ueberzeugung aus, daß die Kulis die Colonie gerettet haben. Auch macht von den Letzteen Niemand von der freien Rückfahrt ins Vaterland nach abgelaufener Dienſtzeit Gebrauch, ſondern Alle ziehen es vor, in der Colonie zu bleiben, wie ſich bei einer 1850 von der Regierung veranlaßten amtlichen Unterſuchung ergeben hat. Die Colonialregierung hat ein, mit dem Jahre 1851 in Kraft getretenes Geſetz in Betreff der Anſiedlung und Behandlung der Kulis erlaſſen. Nach den zweckmäßigen Anordnungen desſelben kommen die Koſten des Transportes von Indien nach Trinidad jetzt nicht höher als 9 Pf. Sterl. für jeden Kuli zu ſtehen, während ſie bisher durchſchnittlich 17 Pf. Sterl. betrugen. Die ſeit Anfang 1851 nach Trinidad gebrachten und ferner noch dahin kommenden Kulis müſſen arbeiten bei Strafe einer Geldbuße von 5 Schillingen (etwa $1^{3}/_{4}$ Thaler preuß.) oder Gefängnißſtrafe bei Zahlungsunfähigkeit. In Rebellionsfällen können ſie ſogar zu öffentlichen Zwangsarbeiten verurtheilt werden. Die Kulis arbeiten zwar nicht angeſtrengter als die Neger; ſie verrichten aber ihre Arbeit mit mehr Sorgfalt, und deßhalb werden ſie vorgezogen. Außer der Zuckerernte beträgt ihre tägliche Arbeitszeit ſieben Stunden und ihr Taglohn 30 Cents oder $13^{7}/_{11}$ preuß. Silbergroſchen. Während der Ernte wird das Taglohn auf 40 Cents. ($18^{2}/_{11}$ Silbergroſchen) erhöht und ihre Arbeitszeit richtet ſich dann nach der geringern oder größern

kommen, um ſie entweder allein bei der Arbeit zu gebrauchen oder durch ſie wo möglich einen Wetteifer bei den Negern anzuregen. Jedenfalls läßt ſich nicht verhehlen, daß die Lage der Pflanzer immer höchſt precär bleibt; denn ſo oft die Zuckerpreiſe unter 3 Piaſter den engliſchen Centner weichen, ſchwebt die Colonie in Gefahr. Als im Jahre 1847 die Zuckerpreiſe auf 2¼ Piaſter fielen, machte die Hälfte der Pflanzer Bankerott. Cuba dagegen kann ſeinen Zucker ohne Verluſt zu 2¼ und an gewiſſen Stellen ſogar zu 2¼ Piaſter den Centner liefern: es hat demnach das Schickſal der übrigen Antillen in ſeinen Händen.

Beſonders Jamaica befindet ſich in einem kläglichen Zuſtande. Ueberall ſieht man herrliche Pflanzungen, die von ihren Eigenthümern verlaſſen und mit Wucherpflanzen überdeckt ſind, und ich glaube mich keiner Uebertreibung ſchuldig zu machen, wenn ich behaupte, daß im Monat April 1851 über die Hälfte der Häuſer in Kingston zu vermiethen war. Ein ehemals reicher Pflanzer ſagte mir, er würde ſich glücklich ſchätzen, wenn er 15,000 Francs erhielte für eine Plantage, die er vor der Emancipation nicht um 250,000 Frcs. verkauft hätte. Indeß darf, um gerecht zu ſein, nicht unerwähnt gelaſſen werden, daß die Schuld zum Theil auch an den Coloniſten ſelbſt liegt, welche, nachdem ſie eine beträchtliche Entſchädigung (50 Pf. Sterl. für jeden Sclaven ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts) erhalten hatten, keinen gemeinſamen Entſchluß faßten, ſondern das Taglohn bis zu der enormen Höhe von 1 Piaſter den Tag ſteigen ließen. Die Neger, welche wenig Einſicht und guten Willen hatten, haben dieſe ihnen vortheilhafte Veränderung benutzt; und jetzt, wo die Geldmittel der Coloniſten ſich ſehr vermindert, wo nicht ganz erſchöpft haben, gibt es nichts mehr anzubauen unter billigen Bedingungen.

Frankreichs Lage mit Beziehung auf ſeine Colonien iſt nicht die nämliche wie diejenige Englands. Die beiden Nationen ſind nicht von demſelben Standpunkte ausgegangen, und laſſen ſich eben ſo wenig von einer und derſelben Idee leiten. Auf Martinique haben die Neger Beweiſe von Mäßigung, und in einigen Gegenden der Inſel ſogar von

---

Quantität des auszupreſſenden Zuckerrohres. Wenn die Kulis ihre Arrardbedingungen nicht erfüllen, ſo erleiden ſie einen Abzug an ihrem Taglohn. Da das genannte Taglahn in Trinidad ein verhältnißmäßig ſehr hahes iſt, ſa wäre es gewiß ſehr vartheilhaft für die Calanie, die Einbringung von Kulis in dem Grade zu vermehren, daß das Tagiahn um wenigſtens ein Viertel ſich verringerte. In der bisherigen Weiſe kann die Colonie ihren Zucker unter dem Preiſe van 3 Piaſtern den engliſchen Centner nicht liefern, und dies macht ihre Lage precär. Uebrigens ſind auch die erſten Kulis auf eine ſehr unverſtändige Weiſe übergeſiedelt warden. Die Agenten in Indien haben Leute van allem Schlage, zum Theil wahre Vagabunden, überhaupt meiſt ganz untaugliche Menſchen hinübergeſchafft, ſtatt tüchtiger Feldarbeiter, die ſie zu liefern ſich anheiſchig gemacht hatten. Gegenwärtig hat jedach die Colaniairegierung van Trinidad ihre eigenen Agenten, van denen ſie überzeugt ſein darf, daß ſie zue Ueberſiedlung nur Arbeiter wählen, die van Jugend auf an Feldarbeiten gewöhnt ſind. Van den erſten Ueberſiedlungen ſind nach etwa 8000 Kulis da, und dieſe ſallten durch 12,000 neue Einwanderee vermehrt werden, was für nathwendig erachtet warden, theils damit die Feldarbeiten gut verrichtet werden, theils damit das Taglahn ſich niedriger ſtelle und eine wirkſame Conrurrenz zwiſchen den Kulls und den freigelaſſenen Negern eintrete.

Dankbarkeit gegen ihre bisherigen Herren gegeben. Auch hat ſich das Taglohn gleich Anfangs auf einen ziemlich mäßigen Preis, nämlich auf 1 bis 1 Fr. 15 Cts. den Tag geſtellt. Nach und nach freilich haben die demagogiſchen Umtriebe nachtheilig einzuwirken nicht verfehlt und Unruhen zur Folge gehabt; viele Neger haben ſich dem Vagabundiren ergeben, und die Arbeiter haben ihre Forderungen höher geſtellt. An Arbeitsfähigen fehlt es auf Martinique nicht, wohl aber an Arbeitsluſt. Zum Glück ſind noch Kapitalien, wiewohl jetzt verringert, doch immer noch genug vorhanden, um bei gemeinſamen Anſtrengungen die Bodenkultur auf einem befriedigenden Fuß zu erhalten. Das der Wiederaufnahme der Arbeiten entgegenſtehende Hinderniß iſt mehr moraliſcher als materieller Art, und durch verſtändige Maßregeln könnte dieſe vorübergehende Schwierigkeit leicht gehoben werden *).

Auf Guadeloupe war die Kriſis gewaltſamer. Die Schölcheriſtiſchen Lehren — wie die Neger ſelbſt ſie nennen — haben hier bald blutige Früchte getragen. Die emancipirten Sklaven haben die wildeſten Ausſchweifungen und Gewaltthaten verübt und eine Menge Plantagen in Brand geſteckt, welche die zu Grunde gerichteten Eigenthümer wieder aufzubauen nicht im Stande ſind, ſo daß dieſe Ländereien nothwendiger Weiſe beach liegen müſſen. Nachdem die Wuth der Leidenſchaften ſich ein wenig gelegt hatte, begaben ſich die Frevler in die Wälder und lebten dort in einem wilden Zuſtande. Die unſicheren Hülfsmittel dieſer irregeleiteten Menſchen waren jedoch bald erſchöpft und Hungersnoth und Krankheiten ließen ſie zu ſpät das Unſinnige ihres Treibens erkennen. Man behauptet, daß ſeit den beiden Unglücksjahren, wo die Colonie den größten Drangſalen preisgegeben war, der zehnte Theil ihrer Negerbevölkerung durch den Tod hingerafft worden iſt; jedenfalls iſt die Sterblichkeit bei ihr außerordentlich groß geweſen. Endlich, im Laufe des Jahres 1850 waren Anzeichen einer geregelten Thätigkeit wieder wahezunehmen. Es ward wieder Zuckerrohr gebaut; es meldeten ſich Arbeiter zu mäßigem Taglohn (75 bis 80 Centimes den Tag, Beköſtigung einbegriffen), und die Sache kam wieder in den Gang. Die letzten Berichte melden, daß die Arbeiten in der Zunahme begriffen ſind, und demnach auch die Produktion ſich wieder zu mehren anfängt. Dennoch glaubte man nicht, es vor der Hand auf mehr als 45,000 Fäſſer Zucker bringen zu können. Martinique, meinte man, werde ſich in einer ähnlichen Lage befinden **).

---

*) Im Juniheft der „Revue des Doux Mondes“ vom J. 1852 hat der ehemalige Gouverneur am Senegal, der Flottenkapitän Bouet-Willaumez, die Wiederaufnahme der Arbeit in den franzöſiſchen Colonien, nach neuern Ermittelungen behauptet. Ich will dem nicht widerſprechen und zugleich bemerken, daß die von mir geſammelten Nachrichten aus einer Zeit ſind, die dem Emancipationsakt noch zu nahe ſtand, als daß die Thätigkeit in den Colonien ſchon wieder einen neuen Aufſchwung hätte nehmen können.

**) Was manchen Pflanzern, beſonders den kleinen, einige Erleichterung gewährt hat, ſofern ſie nämlich vermöge der Ortslage davon gehörig Gebrauch haben machen können, iſt die Benutzung der von der ehemaligen Antillen-Compagnie errichteten Central-Zuckermühlen geweſen. Von dieſen Mühlen gibt es drei auf Guadeloupe und eine auf Martinique. Sie nehmen alles Zuckerrohr, was man ihnen ſchicken kann, auf; es wird vor dem Zerquetſchen gewogen, und der Eigenthümer erhält von dieſem Bruttogewicht 5 pCt. Zuckee; oder es wird auch die Berechnung in Geld nach dem Tagescours gemacht. Ich habe mir dieſe Mühlen ſorgfältig und mit

Faſt völlige Arbeitsloſigkeit in den meiſten brittiſchen Colonien und eine merkliche Abnahme in den franzöſiſchen Beſitzungen, dies ſind die Hauptübel, an denen dieſelben leiden, denen aber unſeres Bedünkens in einem gewiſſen Grade wohl abgeholfen werden könnte, wenn, nach der Weiſe der Nordamerikaner, der Charakter der äthiopiſchen Raſſe gehörig berückſichtigt und demgemäß das Verfahren gegen dieſelbe eingerichtet würde.

Der Neger iſt ſanft und gut, beſonders in den franzöſiſchen Colonien, wenn ſeine Leidenſchaften nicht überreizt ſind; allein er hat kein Gefühl ſeiner Menſchenwürde. Aus Mangel an materiellen Bedürfniſſen und an wohlverſtandener Eigenliebe entſteht dann die große Wunde der Colonie, die Landſtreicherei. Dies iſt ein Feind, gegen den bis aufs Aeußerſte gekämpft werden muß, was freilich nicht immer leicht iſt, wenn die Oertlichkeiten geeignet ſind, den böſen Gewohnheiten Vorſchub zu leiſten. Die ungeheuren Wälder auf St. Domingo und Trinidad, ſelbſt auch die weniger ausgedehnten auf Martinique und Guadeloupe dienen Tauſenden von Vagabunden zum Zufluchtsort und liefern ihnen einen Theil der Nahrung, deren fehlender Theil durch nächtlichen Raub ergänzt wird. Selbſt in den Städten, namentlich auch in St. Pierre, Martinique, wimmelt es von Tagedieben. Dieſe unbeſchäftigten Arme müſſen um jeden Preis zur Arbeit wieder angehalten werden, und da die Umſtände gegenwärtig günſtiger zu ſein ſcheinen, ſo muß ihnen mit Energie nachgeholfen werden.

Die Landſtreicherei kann und muß durch ſtrenge Maßregeln bekämpft werden, zu denen namentlich auch die gehört, daß jeder Landſtreicher zu den öffentlichen Arbeiten verurtheilt wird *). Die Landſtraßen befinden ſich in einem traurigen Zuſtande und können noch lange Zeit zahlreichen Armen Beſchäftigung geben. Das Durchbrechen der Wälder, die Lichtung und Urbarmachung derſelben verdienen eine ernſtliche Berückſichtigung, und man braucht nur ſich zu erinnern, daß Barbados der Baumloſigkeit ſeines Bodens es allein zu verdanken hat, vor dem traurigen Looſe der übrigen brittiſch-weſtindiſchen Colonien bewahrt geblieben zu ſein. Die Eitelkeit und Putzſucht können ebenfalls benutzt und zu dieſem Ende die Ausfuhr von allerhand Tand begünſtigt werden **).

Vor allem jedoch muß die moraliſche Seite hierbei aufgefaßt und auf die religiöſe Ausbildung der Neger Bedacht genommen werden. Durch die Weckung chriſtlicher Geſinnungen und die Predigt des Evangeliums haben die Ver. Staaten auf der afrikaniſchen

---

Intereſſe angeſehen: die zu St. Marc auf Guadeloupe und zu Fort de France auf Martinique ſchienen mir mittelmäßig eingerichtet und wenig zu thun zu haben; die zu Bellevue auf Guadeloupe war noch nicht wieder im Gange, obwohl Alles dazu vorbereitet ward; aber die zu Marly, ebenfalls auf Guadeloupe, war in voller Thätigkeit und ſtand unter einer ſehr einſichtsvollen Leitung.

*) Es iſt bereits der Anfang mit einer Beſchäftigungsanſtalt in Piton, bei Fort de France auf Martinique gemacht, jedoch dieſelbe nach einem zu geringen Maßſtabe angelegt worden.

**) Zu den Urſachen, welche das Vagabundiren begünſtigen, können auch die zahlreichen verlaſſenen Negerhütten gerechnet werden, die Jedermann offen ſtehen. Schon mehrmals iſt die Rede davon geweſen, ſie in Brand zu ſtecken. Denn wenn ſie den ſchwarzen Müßiggängern nicht zum Zufluchtsorte dienen, ſo werden ſie die Behauſung von Schlangen, die ſeit der Emancipation in furchtbarer Weiſe ſich vermehrt haben, beſonders auf Martinique, und ſehr häufig Unglück anrichten.

Küſte ſo höchſt merkwürdige und erfreuliche Reſultate erlangt; und dies wird ſtets das beſte Mittel bleiben, und vielleicht das einzige, um die Emancipationsmaßregel zu einem glücklichen und gedeihlichen Ende zu führen.

Wenn zu lange noch gezögert wird, die ſchwere Aufgabe zu löſen, ſo wird die Folge hiervon wahrſcheinlich die ſein, daß die reichen Pflanzer ihre Plantagen aufgeben und ihre Ländereien in kleinen Parzellen verpachten müſſen, wie bereits auf Guadeloupe und anderwärts einige gethan haben. Die Neger werden ſich dann in zwei Klaſſen theilen: die fleißigen und verſtändigen werden ſich auf kleinen Grundſtücken, deren Fruchtbarkeit der Arbeit ſo ſehr zu Hülfe kommt, anbauen, dort Hütten für ſich und ihre Familien errichten, ein Gemüſegärtchen anlegen, einiges Federvieh aufziehen und dann binnen kurzem in der Lage ſein, Niemand mehr zu brauchen. Die andere Klaſſe oder die Faullenzer werden das Vagabundiren ſo lange forttreiben, bis Jammer, Elend und Krankheiten über ſie kommen und ſie vollends zu Grunde richten, wie es auf Guadeloupe, Jamaica und Haiti ſchon geſchehen iſt. Dann iſt es aber mit den Handels- und Schiffahrtsverbindungen zwiſchen Frankreich und ſeinen Colonien vorbei.

Was diejenigen europäiſchen Colonien betrifft, in denen die Sklaverei noch beſteht, ſo muß hier offenbar mit der größten Vorſicht zu Werke gegangen werden, damit gewaltſame Erſchütterungen vermieden und die Uebergänge erleichtert werden. Wenn die ſpaniſchen Coloniſten ihr wahres Intereſſe beherzigen, ſo werden ſie ein Syſtem aufgeben, bei welchem die Ergänzung der Negerbevölkerung Cuba's von immer unſicherer werdenden Mitteln des afrikaniſchen Negerhandels abhängig gemacht iſt. Die Ver. Staaten brauchen blos auf dem einmal betretenen Wege zu verharren, zugleich die mechaniſchen Mittel, die in ihrer Induſtrie bereits eine ſo große Rolle ſpielen, zu vervollkommnen zu ſuchen und die Sklavenarbeit möglichſt durch freie Arbeit zu erſetzen bemüht ſein. Bei der immer nothwendiger erſcheinenden Emancipation wird dieſe dann weniger nachtheilig für ſie und erſprießlicher für die Freigelaſſenen werden, und ſie werden ſich auf dieſe Weiſe nur Glück wünſchen können, einem der achtungswertheſten Gefühle, die der Bruſt des Menſchen und des Chriſten entkeimen können, Gehör geſchenkt zu haben.

Die Goldproduktion in Auſtralien, Amerika und Rußland, und über die Werthverminderung des Goldes.

Von

Leon Faucher.

Seit dem Anfange dieſes Jahrhunderts wurde in Europa Gold im Verhältniß zum Silber ſtets auffallend bevorzugt, und ſein Handelswerth ſtand durchſchnittlich immer 1 pCt. höher als ſein Legalwerth. Nur in England war noch gemünztes Gold in regelmäßigem Umlaufe, wogegen in allen übrigen Ländern mit doppelter Geldart die Goldmünze gleich nach der Prägung zur Waare wurde und mehr oder minder aus der Circulation kam. Unerwartete Schätze wurden entdeckt, und dennoch gelang es durch die Ausbeutung dieſer Goldlager nicht, das Gleichgewicht zwiſchen den Metallvaleurs wieder herzuſtellen und den Markt zu befriedigen. Die in der Geſchichtszeit ſich entwickelnde Civiliſation machte in der That die Sagen der Fabelzeit zur Wirklichkeit. Das Gold ſchien vermöge der Größe und Stetigkeit ſeines Werthes das Symbol und Normalmaß des Reichthums werden zu ſollen.

In dieſem Gange nun, den die edlen Metalle nahmen, iſt jetzt ein Stillſtand oder vielmehr eine Aenderung eingetreten; und das Gold ſcheint von ſeiner Geldhöhe herabſinken zu ſollen. Zunächſt iſt ſeine Herrſchaft wie ſo manche andere erſchüttert worden durch eine Art Furchtaufſtand. Vor zehn Jahren hatte man eine übermäßige Furcht vor der Werthverminderung des Silbers, und ſeit etwa zwei Jahren hat man eine eben ſo übertriebene Furcht vor der Werthverminderung des Goldes. In einigen Staaten, wo man es früher mit großen Opfern in den Umlauf hereinzuziehen oder darin zu erhalten ſich bemühte, zeigt ſich jetzt eine leidenſchaftliche Ungeduld, es aus dem Umlauf herauszubringen.

Holland, welches darin mit dem Beiſpiele vorangegangen iſt, hat ſeit dem Junimonate 1850 ſeine Zehnguldenſtücke und Wilhelmd'ore im Werthe herabgeſetzt. Portugal iſt dieſem Beiſpiele wenigſtens theilweiſe gefolgt, indem es den im Königreiche circulirenden Goldmünzen, mit Ausnahme der engliſchen Sovereigns, den Cours entzogen hat. Belgien, welches um überflüſſig Gold auf ſeinen Märkten zu haben, nicht nur den franzöſiſchen Zwanzig- und Vierzigfrancsſtücken Cours gegeben, ſondern auch im J. 1847 eigene Goldmünzen von ſchlechtem Gehalte geſchlagen hatte, hat ſich beeilt, die einheimiſchen wie fremden Goldmünzen im Werthe herabzuſetzen. Rußland hat, in der Abſicht das Gleich-

gewicht aufrecht zu erhalten, die Silberausfuhr durch einen Ukas vom 29. Dec. 1850 verboten. Auch die franzöſiſche Regierung, angeregt durch die Neuheit und Plötzlichkeit der Umſtände, ernannte eine Commiſſion, und zwar, wie der Finanzminiſter in der Verfügung vom 14. Dec. 1850 erklärte, »zu dem Zwecke der Unterſuchung der Fragen, die ſich an den gleichzeitigen Gebrauch der beiden edlen Metalle, des Goldes und des Silbers als legaler Münze in der Circulation, knüpfen.«

Von den Staatsgewalten iſt der Schreck momentan auch auf die Privatintereſſenten übergegangen, und der Werth der edlen Metalle hat auf dem europäiſchen Markte eine merkliche Störung erlitten. Binnen wenigen Monaten iſt an die Stelle des Goldagio's eine Werthverminderung eingetreten, der nur durch den legalen Tarif Schranken geſetzt iſt. Vom 1. Juli bis zum 25. Dec. 1850 fielen die engliſchen Sovereigns in Paris um etwa 2 pCt. im Courſe. Auf der Amſterdamer Börſe ſank gegen Ende Decembers des nämlichen Jahres der Goldcours ſogar um 4 pCt. herab. Zu derſelben Zeit war auf dem Londoner Markt das Silber faſt in eben dem Verhältniſſe im Courſe geſtiegen, nämlich von 4 Schillingen 11$^1/_2$ Pence auf 5 Schillinge 1$^5/_8$ Pence die Unze. Das Verhältniß zwiſchen Gold und Silber, welches in Frankreich durch das Geſetz vom Jahre XI. auf 15$^1/_2$ Unzen Feinſilber für eine Unze Feingold feſtgeſetzt iſt, und welches das beſtändige Goldagio in Europa auf 15$^3/_4$ Unzen (den ſpaniſchen Tarif) hinaufgebracht hatte, ſank auf 15$^1/_4$ herab in Holland, Belgien, Hamburg und überhaupt überall, wo die Goldmünze ſchlechtweg zur Waare geworden war. Es war alſo beinahe zu dem Tarife Rußlands herabgekommen, in welchem Lande der Goldüberfluß und die verhältnißmäßige Seltenheit des Silbers Veranlaſſung gegeben haben, das Verhältniß dieſer beiden Metalle zu einander auf 15 Unzen Feinſilber für eine Unze Feingold feſtzuſtellen.

Wie groß aber auch die Werthverminderung des Goldes für den Augenblick ſein mochte, ſo glaubte man doch auf eine noch größere ſich gefaßt machen zu müſſen. Die Unglücksprophezeiungen der Preſſe dienten dazu, das Publikum nur noch mehr in Schrecken zu ſetzen; denn die Blätter aller Farben und aller Länder meinten, es werde, in Folge der nunmehr zweifachen ſtarken Goldproduktion in Californien und Rußland, binnen kurzem unfehlbar dahin kommen, daß der Goldwerth den Silberwerth nur noch um das Neun- oder Zehnfache überſteigen werde. Während Schaaren von Auswanderern entweder mit Lebensgefahr über das Felſengebirge ſich hinüberarbeiteten, oder der Koſtenerſparniß wegen das Cap Horn umſchifften, oder auch in ihrer Ungeduld den kürzeſten, aber koſtſpieligſten Weg über die Landenge von Panama wählten, um das goldene Vließ zu erobern, ſanken dieſe Schätze, von denen ſie ſich die übertriebenſten Vorſtellungen machten, in Europa bereits über Gebühr in der öffentlichen Meinung, und was vor einem halben Jahre noch als das Zuverläſſigſte und Koſtbarſte in der Welt gegolten hatte, ſchien jetzt binnen kurzem in den Bereich der Hirngeſpinnſte verwieſen werden zu ſollen. Auf die Goldmanie aller Zeiten folgte unter den civiliſirteſten Völkern eine Art Aurophobie oder Goldſcheu.

Zunächſt war es Großbritannien, welches der rückgängigen Bewegung Einhalt that. Denn während die continentale Handelswelt bei dem Gedanken an eine beträchtliche Vermehrung der Goldeinfuhr von Furcht erfüllt war, trug die Bank von England kein Bedenken, die Goldausfuhr zu beſchränken zu ſuchen. Im Anfange des Jahres 1851 erhöhte ſie den Disconto von 2$^1/_2$ auf 3 pCt., und faſt augenblicklich hob ſich auch der

Cours wieder; denn das Pfund Sterling, welches momentan auf 24 Francs 70 Centimen, oder um 2 pCt. gefallen war, ſtieg binnen wenigen Tagen wieder auf 24 Francs 95 Cent. und ſchwankt gegenwärtig zwiſchen 25 Fr. 35 Cent. und 25 Fr. 45 Cent., was einem Agio von $^1/_4$ bis $^3/_4$ pCt. gleichkommt. Sodann trat bei der Pariſer Münze der Umſtand ein, daß während ſie im December 1850 und im Januar 1851 Gold zum Prägen millionenweiſe erhielt, dieſes Zuſtrömen ſchon im Frühjahr 1851 in dem Grade nachließ, daß ſie die in den genannten beiden Monaten oft an einem einzigen Tage ihr zugebrachte Quantität von jetzt an nur etwa in einer Woche erhielt. Zu dieſer Zeit ſchienen überhaupt die Schwankungen auf dem Markte ihr Ende erreicht zu haben; die Gemüther fingen an ſich zu beruhigen, und die Münzvalenrs näherten ſich wieder ihrem Legalwerthe. Es ſchien demnach ein günſtigerer Augenblick gekommen zu ſein, um zu unterſuchen, ob die Störung, zu der man mitgeholfen hatte, vorübergehenden Zufällen oder dauernden Urſachen beizumeſſen ſei.

Die franzöſiſche Regierung, welche Anfangs geneigt geweſen zu ſein ſcheint, dieſe ſchwierige Frage ohne Weiteres zu durchhauen, hat indeß bald erkannt, daß ſie gründlicheren Unterſuchungen vorbehalten bleiben müſſe. Sie ſprach ſich im Moniteur vom 15. Jan. 1851 darüber folgendermaßen aus: „Die in Gemäßheit der Verfügung vom 14. Dec. unter dem Vorſitz des Hrn. Finanzminiſters Fould niedergeſetzte Commiſſion zur Unterſuchung der Geldmünzenfrage hat erkannt, daß die neuerliche Werthverminderung des Goldes hauptſächlich durch zufällige Urſachen, deren Einwirkung bereits nachzulaſſen anfängt, herbeigeführt iſt, daß aber der Einfluß, den dauernde Urſachen auf dieſe Werthverminderung ausgeübt haben könnten, ſich gegenwärtig noch nicht genügend beſtimmen läßt, und daß es bei dieſem Stande der Dinge nothwendig iſt, zuvor genaue Erkundigungen über die Produktion der edlen Metalle, vornehmlich in Californien und Rußland, einzuziehen. Demzufolge und mit Rückſicht auf die vorliegenden Thatſachen iſt die Commiſſion der Anſicht geweſen, daß kein Grund vorliege, mit unſerem Geldweſen irgend eine Modification vorzunehmen.“

Dies war ein vernünftiger Entſchluß, den denn auch die Thatumſtände gerechtfertigt haben. Auf der einen Seite hat der Werth des bis auf ein Geringes ſeinen alten Standpunkt wieder erreichenden Goldes abermals den Legalwerth überſtiegen, und auf der andern Seite ſcheint die gegen Mitte des Jahrs 1851 gemachte Entdeckung reicher Goldlager im ſüdlichen Theil des auſtraliſchen Feſtlandes ganz geeignet, eine zwar einſtweilen ruhende, aber keineswegs ſchon erledigte Streitfrage wieder anzuregen. Die Anfangsgründe derſelben wechſeln und verwirren ſich von Stunde zu Stunde.

Wenngleich amtliche Angaben nicht vorliegen, ſo haben wir doch die Berichte der Goldgräber und Handelsnachrichten, und dadurch genugſam Aufſchlüſſe erhalten, aus dem Norden, Weſten und Süden, um über die Richtung und Tragweite der in der Produktion der edlen Metalle ſich kundgebenden Bewegung wenigſtens Muthmaßungen anſtellen zu können. Wir können noch hinzufügen, daß man fortan dieſem Gegenſtande frei von den Beſorgniſſen, die ihn bisher verdunkelten, die Aufmerkſamkeit zuwenden wird. Der Handel mit den als Geldmünze dienenden Metallen ſcheint in ſeine geregelte Bahn zurückgekehrt zu ſein, und das Trugbild des Fallens und Steigens des Courſes vor der Hand von dem Markte gewichen zu ſein. Noch unlängſt hat die Bank von Frankreich das

Agio des Goldes erhöht, um deſſen Ausfuhr zu verhindern. In London wie in Paris ſind die vorhandenen Baarfonds beträchtlich. Die Bank von England hat über 500 Millionen, und die Bank von Frankreich ungefähr 600 Millionen in ihren Kellern. Die Einfuhr edler Metalle in Europa geht langſam von ſtatten. Dem untrüglichen Mittel des geduldigen Abwartens der Thatſachen, wodurch allein die Wiſſenſchaft in den Stand geſetzt werden kann, richtige Schlüſſe zu ziehen, ſteht demnach von jetzt an nichts mehr im Wege.

I.

Der den edlen Metallen in ihrer Eigenſchaft als Geldmünze beigelegte Werth hat nichts Willkürliches, und weder die Regierungen, noch die geſetzgebenden Gewalten ſind im Stande, ihn nach ihrem Gutdünken oder Bedürfniſſe feſtzuſtellen. Die Staatsgewalten ſind in dieſer Beziehung nur die Organe der Thatſachen, deren Gebot ſie gehorchen und verkünden. Das den Münzen aufgedrückte amtliche Gepräge dient als Werthzeichen, und es wird dadurch ihr innerer Werth ausgeſprochen und gewährleiſtet; dagegen muß der Legalwerth des Goldes und Silbers zugleich der genaue Ausdruck des Handelswerthes dieſer Metalle ſein. Hierin beſteht die Solidität und geregelte Ordnung des Geldumlaufs.

Die Urſachen, welche den Werth der edlen Metalle beſtimmen, ſind die nämlichen, wie diejenigen, welche auf die Preiſe anderer Waaren einwirken: es kommt dabei vor allem auf das Verhältniß des Angebots zum Begehr, auf großen oder geringen Vorrath des Goldes auf dem Markte an. Je mehr ſich der Metallreichthum eines Volkes vermehrt, um ſo niedriger ſtehen in Jedermanns Augen Gold und Silber im Preiſe. Ihre Handelsmacht vermindert ſich in dem nämlichen Verhältniſſe, wie ihre Quantität ſich vermehrt. Je weniger dagegen baares Geld im Umlaufe iſt, um ſo höhern Werth hat jede Geldart im Verkehr. Ein verhältnißmäßig geringer Theil baaren Geldes reicht dann hin, um eine ebenfalls verhältnißmäßig beträchtliche Quantität Waaren zu kaufen; und man kann dann entweder ſagen, z. B. die Lebensmittel ſind wohlfeil, oder, was ganz auf eins hinausläuft, das Geld iſt theuer. So hatte zur Zeit Carls des Großen das Geld einen elfmal höhern Werth als jetzt, und das heißt mit anderen Worten, es war elfmal begehrter und elfmal ſeltener als jetzt. Bekannt iſt, daß die Entdeckung von Amerika dadurch, daß ſeitdem Maſſen edler Metalle in den europäiſchen Geldumlauf kamen, eine plötzliche und weſentliche Werthverminderung für ſie herbeiführte, welche bei allen dazwiſchen gekommenen leichten Schwankungen, bald des Steigens bald des Fallens, bis auf den heutigen Tag beſtehen geblieben ſind.

Nicht nur der Stand des Marktes dient als Maßſtab für den Werth des Goldes oder Silbers, in Beziehung auf andere Waaren, ſondern auch um den relativen Werth feſtzuſtellen und die Preisveränderung zu beſtimmen, welche je nach den Ortsverhältniſſen und Umſtänden bei dem Golde und Silber eintreten muß, gibt es keinen andern Maßſtab als die Ueberfülle oder Seltenheit des einen oder andern dieſer edlen Metalle, und die Flauheit oder ſtarke Nachfrage nach dem einen oder nach dem andern.

Das Verhältniß des Goldes zum Silber iſt ſeiner Natur nach veränderlich. Adam Smith's Commentator Garnier hat ſich zwar bemüht nachzuweiſen, daß in alten Zeiten der Goldwerth von dem jetzigen nicht weſentlich verſchieden geweſen ſei und, nach Herodot,

bereits unter Darius in Perſien und zur Zeit Plato's in Griechenland das Gold einen ungefähr fünfzehnfach höheren Werth als Silber — alſo ſo ziemlich wie gegenwärtig — gehabt habe. Allein dieſe, wenn auch ſinnreiche, doch unhaltbare Hypotheſe iſt durch die, auf Thatſachen ſich ſtützende wiſſenſchaftliche Kritik umgeſtoßen, und dagegen gezeigt worden, daß bei den an edlen Metallen reichen Völkern des Alterthums das Silber nicht den wichtigen Platz einnahm, wie gegenwärtig, wo es bei dem Geldumlaufe die Hauptrolle ſpielt.

Wenn man in den Geldverſchiedenheiten ſich zurecht zu finden und die Beobachtung nach einem feſten Prinzip zu leiten ſucht, ſo wird man bald wahrnehmen, daß der zwiſchen dem Golde und Silber beſtehende Werthunterſchied in dem Grade ſteigt, wie die Civiliſation und die Induſtrie ſich entwickeln. Nicht ohne Grund hat die, die Analogien der Körperwelt auf das geiſtige Gebiet übertragende Mythologie, das ſilberne Zeitalter auf das goldene folgen laſſen; denn geſchichtlich hat allerdings die Entdeckung und Ausbeutung der Goldlager der Entdeckung und Ausbeutung der Silbererze vorhergehen müſſen. Gold findet ſich faſt immer in gediegenem Zuſtande, entweder rein oder mit Silber vererzt, und in Flüſſen oder Bächen erhält man es aus dem Sande durch einfache Waſchung. Dieſe Arbeit können auch Völker verrichten, die in den mechaniſchen Künſten und in der Wiſſenſchaft noch wenig oder gar keine Fortſchritte gemacht haben, und ſie liefert Schätze, welche die Natur über die Erdoberfläche verbreitet und, ſo zu ſagen, dem erſten Beſitzergreifer vor die Füße gelegt hat. Das Silber dagegen, eingeſprengt in älteren Gebirgsarten, findet ſich nur in großen Tiefen; und die Gewinnung dieſes Metalls erfordert mächtige Maſchinen, alle Hülfsquellen der Chemie und die vereinigte Thätigkeit des Willens, der Kräfte und Kapitalien: ſie iſt das Werk einer bereits entwickelten Civiliſation, die ſich ihrer ſelbſt bewußt iſt.

Faſt alle Völker des Alterthums, wie auch ihr ſittlicher Zuſtand beſchaffen ſein mochte, haben den Gebrauch und den Werth des Goldes gekannt. Von Indien bis Iberien, von Aethiopien bis zu den Ländern der Hyperboräer hat es kein Nomaden- oder anſäßiges Volk gegeben, welches nicht ſeine Betriebſamkeit mit der Ausbeutung dieſer unter der Bodenoberfläche verborgenen Reichthümer begonnen hätte. Welches Land hat nicht ſeinen Paktolus gehabt? Welcher Fürſt oder Satrap iſt nicht zugleich Schätzeſammler geweſen, wie Midas oder Krösus? Die von den Weltmonarchien der Vorzeit dargelegte Pracht und Verſchwendung zeigt von einer Anhäufung von Metallſchätzen, wie ſie heutzutage noch nicht vorgekommen iſt; aber die Quellen dieſes beiſpielloſen Reichthums ſind eine nach der andern verſiegt. Dureau de la Malle weiſt nach, daß ſeit Alexanders Tode die Goldlager Aſiens und Griechenlands ſich erſchöpften, und die Goldgruben Galliens und Spaniens ſcheinen zur Zeit des Unterganges des römiſchen Reiches verlaſſen worden zu ſein. Das Gold iſt ſeit langer Zeit von der Oberfläche der von den älteſten Zeiten her bewohnten Länder verſchwunden; in erheblichen und auf den Geldumlauf einwirkenden Quantitäten kann es nur noch aus Gegenden kommen, die entweder dem europäiſchen Handel mehr oder minder unzugänglich, oder erſt in neuerer Zeit entdeckt worden ſind.

Wenn man in der Geſchichte zurückgeht, ſo ſieht man, daß der Gebrauch des Silbers als Münze in nicht ſo ferner Zeit aufgekommen iſt, und daß handel- und gewerb-

treibende, nicht aber erobernde Völker es in dieſer Eigenſchaft in den Verkehr gebracht haben. Man braucht nur die Phönizier, die ſo fleißig Colonien anlegten, die Athenienſer und Carthagenienſer zu nennen. In Amerika fand man zur Zeit ſeiner Entdeckung gemünztes Silber nur bei den Peruanern und Mexikanern vor, das heißt, bei den zwei Völkern, die allein dort ſtaatsgeſellſchaftliche Einrichtungen hatten. Wenn andererſeits das Silber ſpäter in den Geldumlauf gekommen iſt, als das Gold, ſo erhält es ſich auch dafür mit mehr Stetigkeit und Regelmäßigkeit darin. Die Minen, aus denen es gewonnen wird, und wo es mit ſeinen Adern in die Eingeweide der Erde dringt und ſich verzweigt, ſind faſt unerſchöpflich. Daraus folgt, daß die Silberproduktion oft noch fortdauert, wenn es mit der Goldproduktion ſchon zu Ende iſt, und ſo laſſen ſich die Schwankungen erklären, welche das Verhältniß der edlen Metalle zu einander vormals dargeboten hat.

Die gelehrten Forſchungen eines Böckh, Letronne, Humboldt, Jacob und Dureau de la Malle haben über die Urſachen und die Wichtigkeit dieſer Geldſchwankungen viel Licht verbreitet. Alle kommen überein in der Anſicht, daß urſprünglich bei einigen Völkern der Werth des Silbers dem des Goldes gleich geweſen iſt und ihn ſogar überſtiegen hat. Die Geſetze von Manu legen dem Golde einen dritthalbfach höhern Werth als dem Silber bei. Dureau de la Malle meint, daß zwiſchen dem 15. und 16. Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung überall, außer in Indien, das Verhältniß des Goldes zum Silber wie 6 oder 8 zu 1 geweſen ſei, alſo wie es in China und Japan zu Ende des vorigen Jahrhunderts war. In Griechenland war es zur Zeit Xenophon's oder etwa vierhundert Jahre vor Chr. Geb., wie 10 zu 1. Ungefähr hundert Jahre ſpäter beſtand ein ähnliches Verhältniß, wie ſich aus dem Vertrage Roms mit Aetolien entnehmen läßt.

Heutzutage ſind die Entdeckung und Ausbeutung neuer und reicher Gold- oder Silbererzlager die einzigen Urſachen, welche auf den relativen Werth der edlen Metalle dauernd einwirken können. Vor Zeiten aber, wenn eine Eroberung gemacht war, bei der die ſiegreiche Nation ſich auf Koſten der beſiegten bereicherte, oder wenn jene großen Geldbehälter, die man den Staatsſchatz nannte, ausgeplündert wurden, und auf dieſe Weiſe plötzlich Maſſen Goldes und Silbers in Umlauf kamen, konnte es nicht fehlen, daß, je nach den Umſtänden, das eine oder das andere dieſer edlen Metalle, oder beide zugleich eine Werthverminderung erlitten. So überſchwemmten die, die Thore des Orients öffnenden Eroberungen Alexanders des Großen Griechenland mit Reichthümern, die ſich durch ihre Ueberfülle im Werth verringerten und ſich durch ihr eigenes Gewicht erdrückten. Nach der Einnahme von Syrakus durch die Römer ſank der Werth des Silbers, welches den Haupttheil der dort geraubten Schätze ausmachte, gleich auf der Stelle und zwar in dem Grade, daß für ein Pfund Gold ſiebzehn Pfund Silber gegeben wurden. Als ſpäter das Verhältniß ſich auf ungefähr 12 zu 1 geſtellt hatte und Cäſar die im römiſchen Staatsſchatz befindlichen und hauptſächlich aus Gold beſtehenden 2 Milliarden der Plünderung preisgab, erlitt wiederum das Gold eine ſtarke Werthverminderung, ſo daß es zum Silber nur noch in dem Verhältniſſe wie beiläufig 1 zu 9 ſtand. Unter den römiſchen Kaiſern ließ die Goldproduktion ſchon mehr und mehr nach; dagegen geſtatteten die in der Mechanik gemachten Fortſchritte, die reichen Erzgänge der Silbergruben Aſiens, Thraziens und Spaniens mit ſteigendem Vortheil auszubeuten. Das

Verhältniß zwiſchen den beiden edlen Metallen mußte ſich demzufolge ändern. Es war wie 18 zu 1 zur Zeit Theodoſius des Jüngern, oder um das Jahr 412 nach Chr. Geb.

Als das römiſche Reich in Verfall gerieth, oder im 4. Jahrhunderte, war der Stand des Werthes der edlen Metalle ungefähr der nämliche wie gegenwärtig. Der Einbruch der Barbaren, welche die im Abendlande angehäuften Schätze zerſtreuten und vergeudeten, vernichtete auf eine geraume Zeit die ſie erneuernde Betriebſamkeit. Die geprägte Münze gewann vermöge ihrer Seltenheit ein außerordentliches Anſehen. Alle Dinge ſanken im Preiſe, oder was im Grunde das Nämliche iſt, nur mit andern Worten: der Werth des Geldes ſtieg bis zu der Höhe, wo es diejenigen Erſcheinungen darbot, welche die Anfänge ſtaatsgeſellſchaftlicher Einrichtungen bezeichnen. Die Macht des baaren Geldes und der edlen Metalle mußte nicht nur in dieſer, lange Zeit unfruchtbaren Nacht des Mittelalters ſich vermehren, ſondern es konnte auch nicht ausbleiben, daß das durch die Fortſchritte der induſtriellen Arbeit zwiſchen dem Golde von dem Silber feſtgeſetzte Verhältniß ſich änderte. Das Gold erhielt ſich beſſer vermöge ſeines höhern Werthes und nutzte ſich als Münze auch weniger ab, und zudem blieb, um ſeinen etwaigen Abgang in der Circulation zu erſetzen, immer noch das Waſchgold aus goldhaltigem Sande über, welches bei den dazu erforderlichen geringen Kenntniſſen, auch in einer Zeit der Barbarei gewonnen werden konnte. Aber die Bearbeitung der Silbergruben, welche wiſſenſchaftliche Kenntniſſe erfordert und nur bei civiliſirten Völkern vorausgeſetzt werden kann, mußte in einer Zeit ſchrankenloſer Räubereien und endloſer Kriege nothwendig unterbrochen oder doch ſehr verkümmert werden. Ohne Zweifel aus dieſem Grunde läßt ſich die damalige abſolute und relative Seltenheit des Silbers erklären. Das Verhältniß des Silbers zum Golde erhielt ſich zwiſchen 11 und 12 zu 1 vom 9. Jahrhundert an bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts. Es bedurfte des übermäßigen und plötzlichen Zufluſſes, den die Ausbeutung der Silberminen von Potoſi in Peru und von Zacatecas in Mexico bewirkte, um das Verhältniß auf 14 und 15 zu bringen, welches Durchſchnittsverhältniß bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts beſtand.

II.

Eine Veränderung in der relativen Produktion der edlen Metalle führt nicht nothwendiger Weiſe auch eine Veränderung im Werthe des Gold- und Silbergeldes herbei. Das Verhältniß des Goldes zum Silber ändert ſich in Folge der davon jährlich zu Tage geförderten Quantitäten nur dann, wenn dieſe eine weſentliche und den Charakter der Dauer an ſich tragende Störung herbeiführen. Auch iſt der vorhandene große oder geringe Vorrath noch anderen Urſachen, welche jenen verkleinern und dieſen noch mehr verringern können, beizumeſſen, wohin namentlich die Metallgewinnungskoſten, die ſo mannigfaltigen Conſumtionsbedürfniſſe und die mehr oder minder raſche Abnutzung der Münzen gehören.

Nach Humboldt wurden in dem zehnjährigen Zeitraume von 1817 bis 1827 in Großbritannien über 1,294,000 Mark Gold, im Werthe von mehr als 1000 Millionen

Francs jährlich zu Münzen geprägt *), ohne daß die hierzu erforderlichen und so beträchtlichen Goldankäufe auf das Verhältniß des Goldes zum Silber einen störenden Einfluß ausübten. Denn wenn auch das Verhältniß, welches 1 zu 14,₀₇ war, sich etwas änderte, so stieg es doch in Wirklichkeit nicht über 1 zu 15,₆ oder um 4½ pCt. Zu diesem Preise konnte England, welches seit 20 Jahren nur Papiergeld gehabt hatte, den Münzumlauf wieder herstellen und die über alle Märkte Europa's zerstreuten Goldstücke und Goldbarren wieder an sich ziehen. In dem genannten zehnjährigen Zeitraume zog es davon Quantitäten an sich, die beinahe der Gesammtproduction des Goldes überhaupt gleichkamen, oder jedenfalls mehr betrugen als diejenigen, welche mittlerweile nach den Haupthandelsplätzen der civilisirten Welt eingeführt wurden. Welche Schwierigkeiten und Bedrängnisse England durchzumachen hatte, um diesen Geldumschwung zu bewirken, können wir hier nicht untersuchen; aber immer wird man es erstaunenswürdig finden, daß, nachdem das Gleichgewicht wieder hergestellt war, und das brittische Reich sich mit dem übrigen Europa wieder in Einvernehmen gesetzt hatte, es ihm nicht mehr als ein Agio von 4 pCt. kostete, um sich eine Goldquantität anzueignen, welche wahrscheinlich so viel betrug, wie die Hälfte oder ein Drittheil derjenigen, die der europäische Continent damals besaß. Man muß darüber um so mehr erstaunen, wenn man bedenkt, daß die Londoner Münze, welche 1814, 1815 und 1816 nicht einen einzigen Sovereign geschlagen hatte, davon plötzlich 1825 im Belaufe von 9,520,758 Pf. Sterl. oder etwa 240 Millionen Francs emittirte. Politische Erschütterungen führen noch ganz andere Veränderungen im Werthe der edlen Metalle herbei. So stieg bekanntlich 1815 auf die Nachricht von der Landung Napoleons in Frankreich das Gold in London um 10 pCt. im Course.

Um es zu erklären, daß dieser, von Großbritannien mit eben so viel Ausdauer wie Kraft ausgeführte Goldpasch keine allgemeine Krisis bewirkte, hat man vielfältig und nicht ohne Grund bemerkt, daß die im Umlauf befindliche Masse edler Metalle die bei der Münzemission und bei der Vorrathsansammlung gemünzten Geldes entstehenden Schwankungen heutzutage weniger fühlbar mache, und zu bedenken gegeben, daß, wenn der Werth des Goldes und Silbers durch das, auf die Entdeckung Amerika's folgende Zuströmen dieser edlen Metalle beträchtlich gesunken sei, dies an den Zuständen unseres damals geldarmen Welttheils gelegen habe. Der Unterschied zwischen damals und jetzt war nun allerdings ein wesentlicher, aber es läßt sich daraus noch immer nicht genügend der Umstand erklären, daß heutzutage die Masse des im Umlauf befindlichen baaren Geldes sich vermehren kann, ohne daß der Werth des Goldes und Silbers dadurch herabgedrückt wird. Man darf hinzufügen, daß eine solche Bewegung, welche in die Blut- und Pulsadern des Landes Leben bringt, gegenwärtig nicht, wie im Alterthum und Mittelalter einzig und allein durch die edlen Metalle bedingt wird. Das Metallgeld macht dabei nur einen geringen Theil aus, denn man muß bedenken, wie außerordentlich groß die Masse

*) Nach Jacob betrug das in der Londoner Münze von 1815 bis 31. December 1829 geprägte Gold die Summe von 44.284.490 Pf. Sterl., was, den Mittelcours zu 25½ Francs angenommen, 1114.457,148 Fr., oder 92,871.429 Fr. jährlich, ausmacht.

der im Umlaufe befindlichen Banknoten, Kaſſenanweiſungen und anderer Papiergeldſorten ſind. Alles zuſammengenommen, kann man alſo eigentlich nur ſagen, daß der Geldumlauf eine Sache ſei, die ſich nicht erſchöpfend und mit voller Beſtimmtheit erklären laſſe, ſondern jede Berechnung zu Schanden zu machen ſcheine. Aber ſo viel läßt ſich andererſeits behaupten, daß die Zunahme in der Einfuhr von Gold und Silber in Zukunft keinen viel größern Einfluß darauf ausüben wird, als etwa die zufälligen oder periodiſchen Ergießungen der Flüſſe auf das Niveau des Meeres.

Sodann haben zu eben der Zeit, wo eine allgemeine Werthverminderung des Goldes und Silbers weniger wahrſcheinlich geworden iſt, die erleichterten und beſchleunigten Communicationen und die Solidarität der Völker im Creditweſen eine rein locale Aenderung in der Geldmacht mehr und mehr erſchwert. Wenn auch in einem Lande die edlen Metalle ſich übermäßig angehäuft haben, ſo finden ſie doch bald einen Abfluß nach den Nachbarländern. Oder geſetzt, eine plötzliche Hungersnoth veranlaßt eine ſtarke Ausfuhr baaren Geldes, ſo führt doch der dann eintretende höhere Cours der edlen Metalle es bald wieder zurück. Die Transportkoſten und die Aſſecuranzprämien des Goldes beſchränken freilich die Höhe des Aufgeldes; indeß verringern ſich, in Folge der angelegten Eiſenbahnen und der eingeführten Dampfſchifffahrt, dieſe Unkoſten mit jedem Tage.

Vor den erſtaunenswerthen Fortſchritten, welche ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts die induſtriellen Unternehmungen gemacht haben, ſind zu verſchiedenen Zeiten ſehr merkliche Veränderungen in der relativen Produktion der edlen Metalle eingetreten, ohne daß dadurch eine entſprechende Veränderung in dem Verhältniſſe des Goldes zum Silber herbeigeführt worden wäre. Zu Ende des 15. Jahrhunderts, als Amerika blos erſt Gold lieferte, und dieſes in Spanien ſich anhäufte, ſah ſich die Königin Iſabella von Caſtilien freilich genöthigt, den Legaltarif in dem Verhältniſſe dieſes Metalles zum Silber zu ändern; und als nach der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Gold nicht mehr vorherrſchte und dagegen Silber in großen Quantitäten eingeführt worden war, erfuhr das letztgenannte Metall eine Werthverminderung, welche die Regierungen, der Nothwendigkeit der Umſtände nachgebend, gutheißen mußten. Allein mit Ausnahme dieſer zweimaligen Abänderungen im Gold- und Silbertarif, von denen der erſte Fall rein localer Art war und nur der zweite ganz Europa betraf, konnte ſpäter die Produktion des einen oder andern der edlen Metalle ſich mehren oder verringern und ihr Verhältniß zu einander erlitt dennoch keine Veränderung, welche die Aufmerkſamkeit der Regierungen hätte rege machen oder auf ſich lenken können.

»Von 1645 an bis zum Beginne des 18. Jahrhunderts,« bemerkt Michael Chevalier in einem frühern Jahrgange der Revue des Deux Mondes enthaltenen Aufſatze, »herrſchte unter den edlen Metallen das Silber in einem auffallenden Grade vor. Es war damals die Glanzperiode der Minen von Potoſi, und das gewonnene Silber überſtieg dem Gewichte nach das Gold in dem Verhältniſſe von 60 zu 1. Hierauf kamen, ohne daß die Silberzufuhren ſich verminderten, die Glanztage der braſilianiſchen Goldminen an die Reihe. Zu derſelben Zeit kamen auch reiche Schätze aus den Goldbergwerken von Choco, Antioquia und Popayan (im ehemaligen Vice-Königreiche Neu-Granada) zu Tage. Die Handelswelt erhielt aus Amerika 1 Kilogramm (2 deutſche Zoll-Pfund) Gold gegen 30 Kilogrammes (60 deutſche Zoll-Pfund) Silber. So ſtand

es bis nach der Mitte des 17. Jahrhunderts, wo die mexikaniſchen Silberminen ihren Glanz zu entfalten anfingen und das Verhältniß der Silberproduktion zur Goldproduktion ſich nunmehr auf 40 zu 1 ſtellte. Mittlerweile fing die Goldproduktion in Braſilien an ſich zu vermindern, während die Silberproduktion in Mexico ſich mehrte, und ſo wurde im Beginne des 18. Jahrhunderts 57 Mal mehr Silber als Gold jährlich gewonnen. Gegenwärtig (im J. 1846) wird verhältnißmäßig weniger Silber gewonnen und das Verhältniß zu der Goldproduktion ſtellt ſich ungefähr wieder wie 40 zu 1 heraus.«

Von dieſer Berechnung weicht diejenige Humboldt's etwas ab. Humboldt meint nämlich, daß die Goldproduktion in Amerika bis zu den erſten Jahren des 18. Jahrhunderts zu der Silberproduktion in dem Verhältniſſe von 1 zu 65 dem Gewichte nach geſtanden habe. Man mag nun die eine oder die andere Annahme gelten laſſen, ſo iſt ſo viel gewiß, daß das Gewichtverhältniß in der Produktion der beiden Metalle in der Uebergangszeit vom 17. zum 18. Jahrhunderte um die Hälfte hat ſinken können, ohne daß das Werthverhältniß in ähnlichem Grade geſunken wäre, oder daß es überhaupt auch eine weſentliche Veränderung erlitten hätte. Kann dies nicht als Beweis gelten, daß das Gold beſonders begehrt war und die Zunahme ſeiner Produktion nur dazu diente, im 18. Jahrhunderte die Lücken wieder auszufüllen, welche die Vermehrung des Reichthums und des Luxus in ſeinen Vorräthen gemacht hatte?

Im Alterthum hat das Werthverhältniß zwiſchen den edlen Metallen auf eine beinahe abſolute Weiſe durch das Gewichtverhältniß, welches in den aus den Minen gewonnenen und auf den Markt gebrachten Quantitäten ſich herausſtellte, beſtimmt werden müſſen. Ein Pfund Gold hat den Werth bald von acht, bald von zehn Pfund Silber gehabt, je nachdem das zum Verkaufe gebrachte Silber das Gold um das Acht- oder um das Zehnfache an Gewicht übertraf. Die Einfachheit der Handelsintereſſen in ſtaatsgeſellſchaftlichen Verhältniſſen, wo man weder den Luxus, noch die Künſte, noch die Induſtrie kannte, ließ keinen andern Antrieb des Begehrs nach Gold oder Silber zur Münzverwendung aufkommen als den verhältnißmäßig großen oder geringen Vorrath dieſer Metalle; aber ſobald der Krieg aufgehört hat, menſchlicher Hauptberuf zu ſein und die Arbeit angefangen hat zu Ehren zu kommen, iſt man aus dieſem patriarchaliſchen Zeitalter des Geldes herausgetreten und die menſchlichen Bedürfniſſe haben ihre urſprüngliche Einfachheit verloren. Das Verhältniß des Angebots zum Begehr hinſichtlich des Goldes oder des Silbers iſt dann nicht mehr ausſchließlich durch das Verhältniß der Quantitäten dieſer Metalle in der Produktion oder im Marktvorrath beſtimmt worden, ſondern andere Hebel des Steigens oder Fallens haben ſeitdem auf die Märkte gemeinſchaftlich einzuwirken begonnen.

Nachdem die edlen Metalle durch die Bedürfniſſe der Geldcirculation faſt gänzlich in Anſpruch genommen waren, hatte ihr Handelswerth keine andere Grundlage als ihre Nutzbarkeit in der Münzeigenſchaft. Der Münzwerth des Goldes und des Silbers beherrſchte und bedingte ihren Handelswerth. Heutzutage iſt der Fall umgekehrt. Je mehr die Civiliſation mit den Erforderniſſen der Induſtrie, der Künſte und des Luxus ſich entwickelt, um ſo mehr überſteigt in dem, was vorzugsweiſe die edlen Metalle betrifft, der Conſumtionsbedarf den Circulationsbedarf. Jacob, deſſen Werk über die edlen Metalle

1831 erſchien, ſchätzte damals auf beinahe 149 Millionen Francs an Werth das in Europa und Amerika zu Schmuckſachen und koſtbaren Geräthſchaften verwendete Gold und Silber. Seitdem aber ſind zwanzig Jahre verfloſſen und in dieſer Zeit hat bei den handel- und gewerbtreibenden Völkern der Luxus außerordentliche Fortſchritte gemacht. Beſonders hat in Frankreich und England die Pracht in der häuslichen Einrichtung in unerhörtem Grade zugenommen. Welche Hauswirthſchaft, ſo gering auch die ihr zu Gebote ſtehenden Mittel ſein mögen, hat nicht ihr Silberzeug? Die Vergoldung beſchränkt ſich nicht mehr auf die innere Ausſchmückung der Kirchen und Paläſte, ſondern zeigt ſich auch jetzt an den Mobilien und dem einfachſten Getäfel. Was wird es erſt werden, wenn es zur dauernden Mode werden ſollte, die Damenkleider mit Vergoldungen zu ſchmücken und die Prachtuniformen zu vervielfältigen?

Im Ganzen genommen ſcheint der Handelswerth des Goldes und Silbers gegenwärtig vorzuherrſchen und den Geldwerth dieſer edlen Metalle zu bedingen. Dies iſt das neue Prinzip und derjenige Punkt, den man nicht aus den Augen verlieren darf, wenn man den Einfluß, den eine Zu- oder Abnahme der Metallproduktion auf den Preis und das Werthverhältniß der edlen Metalle ausüben kann, richtig beurtheilen will.

Die Quantitäten Gold und Silber, welche in dem dreihundertachtzehnjährigen Zeitraume von der Entdeckung Hiſpaniola's an bis zum erſten Ausbruch der merikaniſchen Revolution aus Amerika auf die europäiſchen Märkte gebracht wurden, haben (wenn man die von einem Jahrhunderte zum andern in der Produktion und Importation der edlen Metalle eingetretenen Veränderungen dabei unberückſichtigt läßt) nach Humboldt im Ganzen 2,381,600 Kilogrammes oder 4,763,200 deutſche Zoll-Pfund Gold, und 110,362,222 Kilogrammes oder 220,724,444 deutſche Zoll-Pfund Silber betragen, was einem Geſammtwerthe von 32,000 Millionen Francs gleichkommt *). Das nach Europa importirte Goldgewicht hat ungefähr ein Siebenundvierzigſtel des Silbergewichtes ausgemacht. Daß dieſes Verhältniß während jener drei Jahrhunderte durch die Goldproduktion in anderen Welttheilen merklich verändert worden ſei, iſt wohl nicht wahrſcheinlich. Wenn man annimmt, daß zur Zeit, als die merikaniſche Revolution die Ausbeutung der dortigen Silberminen lähmte, die in Europa cirkulirenden Münzen einen Werth von 8000 Millionen Francs, nämlich die Silbermünzen den von 6000 und die Goldmünzen den von 2000 Millionen hatten, ſo wäre das Gewichtverhältniß immer noch wie 47 zu 1 geweſen und dennoch ſchwankte vor dreißig Jahren das Münzverhältniß zwiſchen 14½ und 15⅝ zu 1. Man ſieht alſo, daß die Veränderungen im Werthe der edlen Metalle dreifach weniger beträchtlich ſind, als die in ihrem Gewichte.

Nichts iſt im Geldweſen ſchwieriger als auf Muthmaßungen beruhende Zahlenangaben mit der Wirklichkeit in möglichſte Uebereinſtimmung zu bringen. Es ſcheint, daß man zu dieſem Zwecke, da Gold und Silber als Werthzeichen der werthhabenden Dinge

*) Man darf übrigens hierbei nicht vergeſſen, daß dieſe Zahlenangaben großentheils auf Muthmaßungen beruhen. Mendoza und Uſtariz hatten das bis 1724 in Spanien eingeführte Gold und Silber auf 37,000 Millionen, demnach auf durchſchnittlich 283 Millionen Francs jährlich, geſchätzt.

überhaupt dienen, mit der größten Sorgfalt alle auf ihre Produktion und Circulation ſich beziehenden Erſcheinungen aufzeichnen müßte. Dies wäre unſtreitig die zweckmäßigſte Statiſtik der Art. Denn wie nothwendig und werthvoll wäre nicht in dieſem Reichthumscourant die Aufſtellung einer Art Stufenleiter, woran man in dieſer Beziehung die Geſchwindigkeit wahrnehmen und die Tiefe ermeſſen könnte?

Verſchiedene Urſachen haben bisher nicht geſtattet, dergleichen vollſtändig auszuführen. Zunächſt ſind die, Gold und Silber producirenden Länder in der Regel noch zurück in der Civiliſation, und verſtehen ſich ebenſo wenig darauf, die Bewegungserſcheinungen des Nationalvermögens in den Kreis der Berechnung zu ziehen, wie Maſchinen bei der Induſtrie anzuwenden. Selbſt dann, wenn, wie es in Mexico zur Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft geſchah, über die in den Münzen geſchlagenen Summen, ſowie über die Minenerträge nach der, vom Staate davon erhobenen Tantième oder Quinta, Buch und Rechnung geführt wird, müſſen immer noch die vor den Staatsbehörden verheimlichten und auf Schleichwegen im Lande verbreiteten oder ausgeführten Quantitäten mit in Anſchlag gebracht werden.

Wie viel liefert in einem gegebenen Zeitpunkte jedes der Gold oder Silber producirenden Länder an edlen Metallen? Wie groß iſt derjenige Theil dieſer Metallerzeugniſſe der, zur Ausfuhr gebracht, auf die Beſtimmung des Gold- und Silberpreiſes auf den europäiſchen Hauptmärkten mitgewirkt hat? Wie bilden ſich die Handelsſtrömungen, welche bald die Richtung von Oſt nach Weſt, bald von Weſt nach Oſt nehmend, den Metallreichthum unter die Völker vertheilen? Alle dieſe Fragen, welche ſich die Wiſſenſchaft zur Aufhellung ihrer Bahn ſtellt, werden, wenigſtens mit Beziehung auf die Vergangenheit, wahrſcheinlich unbeantwortet bleiben. Die Unterſuchung derſelben iſt freilich leichter, wenn ſie ſich den Intereſſen und Thatſachen der Gegenwart zuwendet; indeß bleibt auch hierbei den Hypotheſen immer noch ein großer Spielraum übrig.

Im erſten Jahrzehnt dieſes Jahrhunderts wurden, nach Humboldt, jährlich 15,800 Kilogrammes oder 31,600 deutſche Zoll-Pfund Gold, und 869,960 Kilogrammes oder 1,739,920 deutſche Zoll-Pfund Silber *), oder Gold und Silber in dem Verhältniſſe von 1 zu 55 in Europa eingeführt. Michael Chevalier, der ſeine Berechnung nicht auf die Einfuhr, ſondern auf die Produktion ſtellt, ſchätzt die Quantität des Goldes auf 23,700 Kilogrammes oder 47,400 deutſche Zoll-Pfund und die Quantität des Silbers auf 900,000 Kilogrammes oder 1,800,000 deutſche Zoll-Pfund **), was ein Verhältniß von 1 zu 38 geben würde. Allein das afrikaniſche und ſüdaſiatiſche Gold, welches in dieſe Schätzung mit aufgenommen iſt, iſt nur in äußerſt geringen Quantitäten nach dem europäiſchen Markte gekommen; und dergleichen zufällige und unbeträchtliche Einfuhren ſcheinen auf den Handelswerth der Metalle nicht den mindeſten bemerkbaren Einfluß ausgeübt zu haben.

*) Zuſammen im Werthe von 247.739.644 Francs, wovon 54.415.200 Francs auf das Gold und 193.324.444 Francs auf das Silber kommen.

**) Geſammtwerth 281,632.000 Francs, nämlich Goldwerth 81,634,000 Francs und Silberwerth 199,998,000 Francs.

In dem Zeitraume von 1810 bis 1830 hat, wenn Jacobs Berechnungen richtig ſind, die Gold- und Silberproduktion in Amerika ungefähr um die Hälfte ſich vermindert, und Europa von dort her jährlich nicht mehr als zum Werthe von 125 Millionen Francs von dieſen Metallen erhalten. Da die Produktionsverminderung vornehmlich die Silberminen, welche zu ihrer Ausbeutung Betriebskapital und bergmänniſche Arbeit erheiſchen, betroffen hat, ſo muß angenommen werden, daß wenigſtens in der erſten Hälfte dieſes zwanzigjährigen Zeitraums die importirte Geldquantität im Verhältniß zu der Silberquantität zugenommen habe; allein es fehlt an einem Anhaltpunkte, um dieſen, in Hinblick auf die vorliegenden Thatſachen im Allgemeinen vorauszuſetzenden Unterſchied in genaue oder ſelbſt muthmaßliche Zahlen bringen zu können.

Im J. 1847, als die Ausbeutung der Goldlager des Ural und des Altai auf ihrer größten Höhe war, ſchätzte Michael Chevalier die jährliche Goldproduktion in der ganzen Welt überhaupt auf 63,250 Kilogrammes oder 126,500 deutſche Zoll-Pfund, und die geſammte jährliche Silberproduktion auf 875,000 Kilogrammes oder 1,750,000 deutſche Zoll-Pfund *). Das wären ſonach 25,000 Kilogrammes (50,000 deutſche Zoll-Pfund) Silber weniger, und 30,000 Kilogrammes (60,000 deutſche Zoll-Pfund) Gold mehr als im erſten Jahrzehnt dieſes Jahrhunderts geweſen; und in den überhaupt gewonnenen Quantitäten würden 14 Kilogrammes (28 deutſche Zoll-Pfund) Silber auf 1 Kilogramm (2 deutſche Zoll-Pfund) Gold gekommen ſein**). Die Goldausbeute ſcheint hier weit über die Wirklichkeit hinaus geſchätzt worden zu ſein. Die in einer der Mainummern der Londoner Times von 1852 enthaltenen und die Produktion von 1846 betreffenden Berechnungen ſcheinen hinſichtlich des Goldes auf genaueren Angaben zu beruhen und beſchränken die Produktion dieſes Metalls auf 42,800 Kilogrammes, was einen Geldwerth von 147,400,000 Francs ausmachen würde.

Dies iſt ſicher ſchon ein ſehr merkwürdiges Ereigniß. Das 17. Jahrhundert producirte 1 Pfund Gold gegen 60 Pfund Silber; im 18. Jahrhunderte war das Verhältniß 1 zu 30; im erſten Jahrzehnt des gegenwärtigen Jahrhunderts war wiederum Silber reichlich da, und das Verhältniß ſtellte ſich auf 50 zu 1; und gegen das Jahr 1847 herrſchte dagegen noch einmal das Gold vor und die beiden edlen Metalle ſchienen in den Produktionsquantitäten das Verhältniß von 1 zu 20 zu haben. Die Steigerung der Goldausbeute in Rußland, welche das Produktionsgewicht-Verhältniß der beiden Metalle zu einander ſo ſehr geändert hat, ſcheint auf das Werthverhältniß keinen merklichen Einfluß ausgeübt zu haben. Wird das nun aber nach den weit außerordentlicheren Golderträgen Californiens und Auſtraliens ebenſo der Fall ſein? Um dieſe Frage zu beantworten, muß zunächſt die gegenwärtige Wichtigkeit der Geſammtproduktion des Goldes und Silbers unterſucht und genauer beſtimmt werden.

---

*) Geſammtwerth 412.277.000 Francs, oder 217.860.000 Francs Goldwerth und 194.417.000 Francs Silberwerth.

**) In ſeinem 1850 herausgegebenen Werke über das Goldweſen ſchätzte Chevalier die Goldproduktion (und die Goldlager in Californien waren damals ſchon entdeckt) auf 71.850 Kilogrammes oder im Goldwerthe von 247½ Millionen Francs, und Silberproduktion auf 975.470 Kilogrammes oder im Goldwerthe von 216 Millionen Francs.

III.

Bevor wir zu dieſer Unterſuchung ſchreiten, möchte es geeignet ſein, einen Augenblick zu verweilen bei einer Epiſode der neueren Geſchichte des Geldweſens, welche vielſeitig und ſehr lebhaft beſprochen, aber noch nicht genügend erklärt iſt. Wir meinen nämlich das Fallen des Goldpreiſes und das entſprechende Steigen des Silberpreiſes in den letzten Monaten von 1850 und in den erſten Monaten von 1851.

Rußland hatte damals in der That weniger Gold als ſonſt in Austauſch zu geben gegen die Erzeugniſſe des Abendlandes, denn ſeit 1847 war der Ertrag aus den Goldminen des Altai im Abnehmen. Jedenfalls ließ die Regierung es ſich nicht angelegen ſein, Gold in den Verkehr zu bringen oder bringen zu laſſen, und 1848 und 1849 hatte ſie ſogar die Goldausfuhr verboten. Im Jahre 1850 geſtattete es der Coursſtand nicht, und bekanntlich wurde ein Theil der von dem St. Petersburger Cabinet damals in London contrahirten fünftehalbprocentigen Anleihe durch direkte Silber- und Goldſendungen eingezahlt. Dieſe Sendungen waren den Vorräthen an edlen Metallen entlehnt, die auf dem brittiſchen Markt ſich gewöhnlich concentriren.

Ungeachtet jenes Verbotes muß das ruſſiſche Gold dennoch ſeinen Weg nach dem übrigen Europa gefunden, und zwiſchen 1849 und den erſten Monaten von 1850 ſollen die großen Handelsplätze des Abendlandes davon zum Werth von 60 bis 70 Millionen Francs erhalten haben. Allein das glich noch nicht einmal die beträchtlichen Summen aus, welche die Getreidenachfrage in der Nothzeit 1846—47 nach Odeſſa und Riga gebracht hatte, und einen weſentlichen Zuwachs erhielt der Metallvorrath des weſtlichen Europa's dadurch nicht.

Dieſelben Bemerkungen laſſen ſich von dem in den Jahren 1849 und 1850 aus Amerika eingeführten Golde machen. Dieſes erſetzte im Verkehr nur die Summen wieder, welche zwei Jahre früher für den von den Ver. Staaten bezogenen Waizen, Mais und Pökelfleiſch über's Atlantiſche Meer gewandert waren. Man findet den ſchriftlichen Beweis dafür in den Auszügen aus dem amerikaniſchen Münzverzeichniſſe. Die Münze der Ver. Staaten, welche ſeit 1834, das heißt ſeit der Ausbeutung der Goldminen Nord-Carolina's, Goldmünzen zum mittleren Werthe von 2½ Millionen Dollars (über 13 Millionen Francs) jährlich geprägt hatte, brachte davon im J. 1847 zum Betrage von 20 Millionen Dollars (oder etwa 104 Millionen Francs) in den Umlauf. Damals waren die Goldlager Californiens weder ſchon in Bearbeitung, noch überhaupt bekannt; denn erſt 1848 geſchah ihre Entdeckung, um zunächſt in Amerika und ſodann in Europa das Goldfieber ausbrechen zu laſſen.

Das californiſche Gold macht in den Ver. Staaten Halt, bevor es ſich über die alte Welt verbreitet. Wir haben es in der Form von Fünf- und Zehndollars-Stücken erhalten. Im J. 1848 wurden in den Ver. Staaten nicht ganz 4 Millionen Dollars Goldmünzen geprägt, und im folgenden Jahre überſtieg der Belauf nicht 9 Millionen Dollars. Bei ſo ſchwachen Emiſſionen konnte von einer erheblichen Ausfuhr nicht die Rede ſein. Im J. 1850 fing das californiſche Gold in reichen Strömen an zu fließen, und die Münze der Ver. Staaten, welche Goldſtaub und Goldſtangen im Werthe von 40 Millionen Dollars eingetauſcht

hatte, prägte davon im Betrage von 32 Millionen Dollars (etwa 171 Millionen Francs). Wenn wir nun annehmen, daß der größte Theil dieſer Goldmünzen nach den europäiſchen Märkten ausgeführt worden ſei, ſo würde dadurch offenbar nur das in Folge der Mißernte von 1846 ſo tief und ſo gewaltſam erſchütterte Gleichgewicht in der Circulation wieder hergeſtellt worden ſein. So hat Frankreich ſein Gold gegen Getreide ausgetauſcht, und es iſt ihm zurückgegeben worden gegen Weine, Seidenzeuge, Modewaaren und Pariſer Artikel. Die Störung im Geldweſen von 1850 iſt alſo keiner übermäßigen Goldeinfuhr beizumeſſen. Die Schätze Sibiriens und Californiens konnten damals nur auf die Einbildungskraft einwirken; man konnte zwar wohl wegen der Zukunft in Furcht ſchweben, aber von dem Uebel ſelbſt nicht berührt werden. Die wahre Urſache lag in den Maßregeln, welche damals mehrere Regierungen in tollkühner und übereilter Weiſe ergriffen. Um ſich die Zukunft zu ſichern, beunruhigten ſie die Gegenwart, und indem ſie ſich vor der Verminderung des Goldwerthes verwahren wollten, führten ſie dieſelbe grade herbei.

Betrachtet man die Kriſis vom Jahre 1850 von dieſem Geſichtspunkte aus, ſo erklärt ſie ſich von ſelbſt. Auf der einen Seite fehlte es der Silbercirculation, welche ihren Bedarf jährlich vom Markte bezog, plötzlich an dem, was ſie zu ihrer Ergänzung bedurfte, und auf der andern Seite floß das Gold, welches mehrere Regierungen von der Circulation ausſchloſſen, wieder nach den Ländern, wo es in der Münzeigenſchaft nach wie vor circulirte und nun dort für den Augenblick ſich anhäufte. Daher das Fallen des Goldpreiſes um 4 pCt. und das Steigen des Silberpreiſes ebenfalls um 4 pCt., ſo daß auf dieſe Weiſe die beiden edlen Metalle um 8 pCt. im Courſe auseinander ſtanden.

Die Erklärung, die wir hier gegeben haben, gewinnt noch mehr an Klarheit und Beſtimmtheit, wenn man die Thatſachen einzeln durchgeht und näher beleuchtet. Betrachten wir zunächſt diejenigen, welche auf den Silbermangel Bezug haben. England, welches der Hauptmarkt der edlen Metalle in Europa iſt, ſah 1850 die Einfuhr derſelben auf den Werth von etwa 27 Millionen Francs ſich beſchränken; und dieſer Ausfall traf hauptſächlich das Silber. Die Rimeſſen aus Indien, ſonſt gewöhnlich im jährlichen Betrage von beinahe 20 Millionen Francs, waren faſt gänzlich ausgeblieben, und die aus der Türkei und Spanien hatten ſich, wenngleich in einem ſchwächern Grade, vermindert. Andererſeits hatte eine Million Pfund Sterling nach Indien geſandt werden müſſen. Die durch das Haus Baring nach St. Petersburg gemachten Rimeſſen hatten 8 bis 10 Millionen Francs in Silber weggenommen. Deutſchland und Holland hatten davon mehr als gewöhnlich verlangt. Die preußiſche Seehandlung hatte Silber im Werthe von 3 bis 4 Millionen Thalern eingeführt. Auf ſolche Weiſe hatte ſich denn, da 1850 die Silbereinfuhr in England um 1 Million Pfund Sterling ſich vermindert und die Silberausfuhr wahrſcheinlich um das Doppelte dieſer Summe ſich vermehrt hatte, der dortige Metallvorrath um etwa 75 Millionen Francs ſich vereingern müſſen. Nimmt man noch hinzu, daß zwei Gold und Silber producirende Länder, Rußland und Spanien, die Silberausfuhr verboten und dadurch den Umſatz in dieſer Münzgattung ſehr erſchwerten, ſo begreift man leicht, daß überall, wo die Münzgeſetze nicht abgeändert waren, das Agio vom Golde auf das Silber überging.

Dies ſind die Urſachen der temporären Ueberfülle und Werthverminderung des Goldes, beſonders auf dem Pariſer Markte. Californien iſt nicht Schuld daran; denn deſſen

Goldverträge fingen erſt gegen Ende Decembers 1850 an, auch nach Frankreich ihren Weg zu nehmen. England hatte 1850 aus den Ver. Staaten nur Silber erhalten, und das auf direktem Wege über Panama angekommene californiſche Gold nahm unter den drittiſchen Einfuhren des genannten Jahres nur den Werthbetrag von 682,000 Pfund Sterling oder von 14,666,400 Francs ein. Die Londoner Münze prägte 1850 nicht mehr als für 1,492,000 Pfd. Sterl. (37,598,400 Francs) Goldmünzen, was ſelbſt die Möglichkeit einer beträchtlichen Goldeinfuhr ausſchließt.

Der Pariſer Markt konnte ſich allerdings überfüllt ſehen durch die Goldmünzen, welche in Folge der Werthverminderung des franzöſiſchen Goldes in Spanien und Portugal, ſowie der einheimiſchen und fremden Goldmünzen in Belgien, nach Frankreich zurückfloſſen. Man darf noch hinzufügen, daß die Engländer damals nach Frankreich Summen importirten, die zum Ankaufe von Eiſenbahnaktien verwendet wurden und die man auf nicht weniger als 1 Million Pf. Sterl. ſchätzt. Allein die vornehmſte Urſache der Werthverminderung des Goldwerthes war jedenfalls die Herabſetzung dieſes Werthes in Holland; denn dieſe Maßregel zielte darauf hin, den Münzwerth des Goldes ganz aufzuheben und daſſelbe lediglich in ſeinem Handelswerthe plötzlich auf den Markt zu bringen in Maſſen, denen der Jahresertrag an Golde in Californien, ſelbſt bei der reichſten Ausbeute, kaum heute ſchon gleichkommt.

Die in Holland von 1816 bis 1847 geprägten Goldmünzen hatten einen Werth von 172,583,955 Gulden oder etwa von 362 Millionen Francs. Wenn wir nun annehmen, daß im J. 1850 hiervon nur noch zwei Drittheile als Münze vorhanden waren, ſo wurden doch durch obige Maßregel 115 Millionen Gulden oder 236 Millionen Francs plötzlich außer Umlauf geſetzt und auf den Markt geworfen; und wie hätte nun dies ohne Einfluß auf den Werth der edlen Metalle bleiben können? Das alſo auf einmal im Werth verringerte Gold betrug doppelt ſoviel wie die jährliche geſammte Goldproduktion vor der Entdeckung der Goldlager Californiens. Die Pariſer Münze allein, die im Laufe des Jahrs 1849 nur für 27 Millionen Francs geprägt hatte, prägte im J. 1850 für 85 und im J. 1851 für 269 Millionen.

Glücklicher Weiſe iſt die Kriſis von keiner langen Dauer geweſen. Das in Frankreich gemünzte Gold floß bald ab theils nach dem Königreiche Sardinien als erſte Einzahlungen zu der dortigen Anleihe, theils nach der Lombardei für die, von den Fabriken in Lyon und St. Etienne angekaufte Seide. Das Creditweſen iſt in Italien wenig entwickelt, und ſo findet man auch dort keine Banknoten, welche die Rechnungen vereinfachen und bei Zahlungen von einiger Erheblichkeit die Stelle der klingenden Münze vertreten. Dieſes Land könnte alſo ſchon keine Goldmünzen entbehren.

Ueberhaupt hat ſich die von der niederländiſchen Regierung an den Tag gelegte Furcht bis jetzt als eine leere ausgewieſen, und der von ihr beabſichtigte Zweck iſt nicht einmal theilweiſe erreicht worden. Das zum einzigen Geldmaßſtabe erklärte Silber iſt freilich überflüſſig und über den Bedarf hinaus im Lande, aber das Gold hat durch ein Papiergeld erſetzt werden müſſen, welches nie mehr aus der Circulation kommen wird. Man hat jetzt Kaſſenſcheine zu 10 und 5 Gulden, welche die Regierung emittirt und die Anfangs zwar nur tranſitoriſch ſein ſollten, aber jedenfalls einen bleibenden Charakter annehmen werden. Die niederländiſche Regierung hatte geglaubt, die Goldmünzen würden

nach dem Verluſt ihres legalen Münzwerthes als Handelswaare im Umlaufe bleiben und Jedermann würde ſich beeilen, ſie zu herabgeſetztem Preiſe anzunehmen; allein das hieß die Natur der klingenden Münze verkennen, welches als vermittelndes Geldzeichen nur unter der Vorausſetzung eines in ihr ſelbſt liegenden gewiſſen und beſtimmten Werthes in den Verkehr kommt. Die Goldmünze hat, wie ſich vorausſetzen ließ, in Holland aufgehört zu circuliren, und ſtatt des Goldes hat man dort nun das Papiergeld. Es iſt zweifelhaft, ob die Nation bei dem Tauſche gewonnen habe.

Wir glauben das epiſodiſche Fallen des Goldpreiſes im J. 1850 auf ſeine wahre Bedeutung zurückgeführt zu haben; indeß hat ſeit zwei Jahren die Goldproduktion in unermeßlicher Weiſe zugenommen. Die Kriſis, die damals nur in der Einbildungskraft exiſtirte, könnte Platz gegriffen haben und ſich in ihrer Wirklichkeit als drohend ausweiſen. Dies zu unterſuchen iſt von Wichtigkeit.

Die Ausbeutung des Goldes hat ſich vornehmlich in drei großen Regionen entwickelt: im Ural und Altai, in Californien mit den Verzweigungen von Sonora bis zum Oregongebiet, und im ſüdöſtlichen Theil des auſtraliſchen Feſtlandes. Verfolgen wir die erzielten Reſultate in chronologiſcher Ordnung.

Die ruſſiſchen Goldwäſchereien ſind es, welche die Goldproduktion aus ihrem verkümmerten Zuſtande, in den ſie zu Ende des 18. Jahrhunderts gerathen war, herausgeriſſen haben. Die Goldlager im Ural, welche zuerſt entdeckt wurden, haben freilich bisjetzt keine ſehr reiche Ausbeute gegeben. Ueber den 60. Breitengrad hinaus iſt ohnehin die Ausbeutung beinahe unmöglich; und ſüdlich von demſelben iſt ſie, obwohl vor mehr als einem halben Jahrhundert in einem großartigen Maßſtabe begonnen, ſeit fünfzehn Jahren ſich faſt gleich geblieben. Die beinahe gleichmäßig zwiſchen der Krone und Privatperſonen getheilten Jahreserträge überſteigen nicht 5000 Kilogrammes oder 10,000 deutſche Zoll-Pfunde.

Anders aber iſt es mit den Goldlagern am Altai. Hier hat, ungeachtet der Rauheit eines unwirthlichen Klima's und der Schwierigkeiten, in den Reihen einer ſpärlichen Bevölkerung die erforderlichen Arbeitskräfte zu finden, die Ausbeutung ſehr raſche Fortſchritte gemacht. Im J. 1828 begonnen, lieferte ſie acht Jahre ſpäter nicht mehr als 1722 Kilogrammes oder 3444 deutſche Zoll-Pfund; ſeitdem aber ſcheint ſie in einer geometriſchen Progreſſion zuzunehmen. Denn nachdem ſie 1840 auf 4000 Kilogrammes (8000 deutſche Zoll-Pfund) und 1842 auf 10,000 (20,000) geſtiegen war, lieferte ſie 1847 mehr als 20,000 Kilogrammes (40,000 deutſche Zoll-Pfund).

Das Jahr 1847 iſt der Culminationspunkt in der Goldproduktion Rußlands. Die Oberbergverwaltung gibt 1741 Pud oder 28,521 Kilogrammes (57,042 deutſche Zoll-Pfund) an als Geſammtertrag des Goldes am Ural und Altai. Nun wollen wir annehmen, ein Fünftheil der wirklichen Goldproduktion ſei vor der controlirenden Behörde, um die Abgabe zu umgehen, verheimlicht worden, und man könnte dann die effektive Goldausbeute des Jahres 1847 auf mindeſtens 110 Millionen Francs im Werthe anſchlagen. Seitdem aber hat ſich eine merkliche und ſtete Abnahme herausgeſtellt. Nach den amtlichen Angaben belief ſich die Ausbeute im J. 1848 nur auf 1726 Pud (28,252 Kilogrammes oder 56,504 deutſche Zoll-Pfund), im J. 1849 auf 1592 Pud (26,077 Kilogrammes oder 52,154 d. Zoll-Pfund), im J. 1850 gar nur auf 1485 Pud (24,324 Kilogrammes

oder 48,648 d. Zoll-Pfund) und im J. 1851 auf 1432 Pud oder 78 Millionen Francs im Werthe. Es iſt übrigens hierbei zu bemerken, daß die Abnahme ſich lediglich auf den Goldbetrag in Weſt- und Oſtſibirien, nicht aber auf den am Ural bezieht, der vielmehr etwas zugenommen hat. Denn 1849 wurden am Ural 342 Pud (5602 Kilogrammes oder 11,204 deutſche Zoll-Pfund) Gold ausgebeutet, demnach 244 Kilogrammes oder 488 d. Zoll-Pfund mehr als im J. 1845.

Die Goldertragverminderung in Sibirien ſcheint hauptſächlich der auf die Ausbeutung gelegten ſtarken Abgabe beizumeſſen zu ſein. Die Goldlager in Sibirien werden theils von Privatperſonen, theils von der Krone ausgebeutet, und zwar ſo, daß die Krone ſich den weſtlichen Abhang der Gebirgskette des Altai vorbehalten und den öſtlichen Abhang Privatperſonen zur Goldausbeutung überlaſſen hat. Die Wahl iſt jedoch hier in hohem Grade zum Nachtheil der Krone ausgefallen; denn während vom wirklichen Ertrage der Goldwäſchereien am Ural zwei Fünftel auf ihren Antheil kommen, bezieht ſie von den Goldlagerſtätten, die ſie ſich am Altai reſervirt hat, nicht mehr als 5 bis 6 pCt. Nettogewinn. Den auf dieſe Weiſe entſtandenen Verluſt hat die ruſſiſche Regierung durch die auf die Goldausbeutung von Privatperſonen gelegte Abgabe einigermaßen wieder auszugleichen geſucht. Anfangs erhob ſie nicht mehr als 10 pCt. vom Nettogewinn, bald aber ſteigerte ſie die Abgabe auf 15 pCt. und vor einigen Jahren erhöhte ſie dieſelbe noch mehr. Dieſe letztere, nur auf die Goldausbeutung in Sibirien ſich beziehende Abgabe iſt in zehnfacher Art klaſſifizirt, ſo daß 5 pCt. vom Bruttoertrage bei einer jährlichen Goldproduktion von 1 bis 2 Pud, und 32 pCt. bei einem Jahresertrage von 50 Pud (beinahe 820 Kilogrammes oder 1640 deutſche Zoll-Pfund) erhoben werden, unbeſchadet des ſ. g. Minengeldes, welches ebenfalls variirt und je nach den Klaſſen, mit 4 bis 10 Rubeln von einem Pfunde Gold erhoben wird.

Die nachtheiligen Folgen einer ſo außerordentlichen Auflage können ſich auf zweierlei Art äußern, nämlich entweder zum Unterſchleif anreizen, oder den Unternehmungsgeiſt herabſtimmen. Bei der großen Entfernung, in der wir uns von Sibirien befinden, und bei der geringen Kenntniß, die wir von den dortigen Verhältniſſen haben, würde es ſehr gewagt ſein, mit Beſtimmtheit zu entſcheiden, welcher von dieſen beiden Fällen hier hauptſächlich eingetreten ſein möchte. Nur ſo viel iſt gewiß, daß die Abgabe die Goldſtrömung gemindert oder abgelenkt hat; jedenfalls ſind die geringeren Zahlen in den amtlichen Angaben eine feſtſtehende Thatſache. Die Verminderung hat in drei Jahren ein Siebentel betragen, oder etwa 4000 Kilogrammes (8000 deutſche Zoll-Pfund).

Die Ausbeutung der Goldlager iſt in Sibirien nicht ſo allgemein freigegeben, wie in Californien und Neuholland. In dieſen beiden Ländern kann Jeder, wer es ſei, auf einigen Quadratruthen Landes ſein Zelt aufſchlagen und hier nach Goldſchätzen graben, und es bedarf dazu für ihn weiter nichts als einer Hacke, eines Spatens, eines Gefäßes für die Goldwäſche und eines Vorraths an Lebensmitteln. Mit einem Erlaubnißſchein verſehen, der ihm in Neuholland 3 Pfd. Sterl. und in Californien 20 Dollars auf das Jahr koſtet, kann er überall, wo er einen günſtigen Erfolg zu haben glaubt und ein Anderer ihm nicht ſchon zuvorgekommen iſt, ſeine Nachgrabungen anſtellen. Nicht der Staat beſchränkt ihn auf den in Beſitz genommenen Boden, ſondern die Goldgräber-Genoſſenſchaft ſelbſt, die ſich längs einem Bache oder am Fuße eines Hügels aufſtellt und keinem

Mitgliede dieſer aus dem Stregreif und zufällig entſtandenen Genoſſenſchaft geſtattet, ſich einen größeren Raum zuzueignen, als er mit ſeiner Hände Arbeit umgraben und durchforſchen kann. Der nichts beſitzende und kein Betriebskapital aufs Spiel ſetzende Goldgräber hat eine Gewinn- und Verluſtberechnung zu machen nicht nöthig. Wenn ſeine Arbeit den gehegten Erwartungen nicht entſpricht, ſo wählt er einen andern Ort und häufig auch eine andere Beſchäftigung. Jedenfalls macht ſich die ſehr mäßige Abgabe leicht wieder bezahlt: mit einigen Arbeitstagen iſt ihr Betrag wieder verdient, und der übrige Theil des Jahrs bleibt mit ſeinem Gewinn oder Nichtgewinn ausſchließlich dem Arbeiter.

So iſt es aber nicht in den Altaigegenden, wo vom erſten Beginn der Goldausbeutung an die gemeſſenen Betriebsformen, theils nach dem Willen des Staates, theils nach der Lage der Umſtände vorgeherrſcht haben. In Gemäßheit kaiſerlicher Verfügungen, werden die Bewilligungen zur Goldausbeutung nur auf ein förmliches Geſuch und auf einen zwölfjährigen Zeitraum ertheilt. Der jedem Einzelnen angewieſene Platz iſt nie breiter als 100 Sagenen oder 770 Fuß, und höchſtens 5 Werſte oder etwa $^{4}/_{7}$ deutſche Meilen lang. Indeß kann ein und derſelbe Unternehmer mehrere ſolcher Plätze beſitzen, die dann aber wenigſtens 5 Werſte von einander entfernt ſein müſſen. Die Unternehmer miethen eine Anzahl Arbeiter, denen ſie die Maſchinen und Geräthſchaften liefern, die Beköſtigung geben und außerdem ein ſehr hohes Lohn zahlen müſſen. Alles dies erfordert ein beträchtliches Betriebskapital, und wenn nun noch bei der Möglichkeit einer geringen oder vielleicht gar keiner Ausbeute die Gewißheit einer ganz außerordentlich hohen Abgabe vom Bruttoertrage hinzukommt, ſo darf man ſich wahrlich nicht wundern, wenn die Theilnehmer dieſer, noch dazu auf eine beſtimmte Zeit beſchränkten Unternehmungen es für rathſam halten, dieſelben entweder zu beſchränken oder deren Umfang zu verheimlichen.

Es iſt behauptet worden, daß die ruſſiſche Regierung mit der erhöhten Abgabe weit weniger einen größern Gewinnantheil, als vielmehr einem, auf die Demoraliſirung der Bevölkerung hinwirkenden Erwerbszweige Schranken zu ſetzen bezwecke. Wenn ſie die Sache wirklich von dieſem höhern Geſichtspunkte aus betrachtet, ſo kann man jene Maßregel in der That nur lobenswerth finden. Wie dem auch ſein möge, ſo läßt ſich jedenfalls nicht annehmen, daß die Goldproduktion im ruſſiſchen Reiche einen bedeutenden Aufſchwung nehmen werde, ſo lange die Regierung es für nöthig erachtet, den hohen Abgabentarif beizubehalten. Einſtweilen ſcheint man die durchſchnittliche jährliche Geſammtproduktion (nämlich den vor der Behörde verheimlichten Theil mit eingerechnet) zu 90 bis 100 Millionen Francs im Werthe annehmen zu dürfen.

Werfen wir nunmehr unſern Blick auf Californien, oder vielmehr Ober- oder Neu-Californien (denn das aus einer langgeſtreckten Halbinſel beſtehende Alt- oder Nieder-Californien, welches noch zu Mexico gehört, ſcheint keine Goldſchätze zu bergen).

Die Spanier, dieſe unermüdlichen Schatzgräber, welche die in den Tiefen der Cordilleras verborgenen Reichthümer zu Tage förderten, haben Californien zwei Jahrhunderte hindurch beſeſſen. Schon ſeit 1602, als Sebaſtian Viscaino Monterey gründete, wußten ſie aus dem, was die im Lande umher zerſtreuten Indianer gegen ihn ausgeſagt hatten, daß es reich an Gold und Silber ſei. Deſſenungeachtet ſchickten ſie, ſtatt Minengräber zur Ausforſchung des Bodens hinzuſenden, Miſſionäre, obendrein erſt ſpät, hin, welche nun freilich den Eingeborenen das Evangelium verkündeten, aber im Uebrigen ſich damit

begnügten, ihnen die erſten Begriffe von einem Zuſtande der Geſittung und vom Ackerbau beizubringen. Im J. 1846, wo Californien kaum 10,000 Anſiedler ſpaniſcher Abkunft zählte, drangen einige hundert Abentheurer, die im Gefolge des Generals Taylor von den Ver. Staaten aufgebrochen waren, mit bewaffneter Hand in das Land ein und beſetzten es. Allein ſie ſo wenig, wie die Unionsregierung ſelbſt, welche die Abtretung dieſer Provinz von Mexico verlangte, dachten dabei an etwas anderes als eine Gebietserweiterung. Der Unionsregierung war es nur um Häfen am Stillen Meere und um eine mit dem Oregon-Gebiet wetteifernde Colonie zu thun. Daß in den Thälern des Abhanges der Sierra Nevada Goldlager ſich fänden, welche der Hauptanziehungspunkt für die Coloniſation werden und deren von vorn herein beiſpielloſe Erzeugnißmaſſen ſich bald über die Märkte Amerika's und Europa's verbreiten würden, davon hatte ſie keine Ahnung.

Die ſo außerordentlich ſchnelle Zunahme der Bevölkerung Californiens iſt lediglich eine Folge der wirklich fabelhaften Ausbeute der erſten Goldwäſchereien. Natürlicher Weiſe richteten die Minengräber zunächſt ihr Augenmerk auf die reichhaltigſten Goldlager, die ſie ſo zu ſagen mehr abſchöpften als erſchöpften. Damals kam es auch vor, daß häufig Goldklumpen von mehreren Pfunden *), oder doch mehreren Unzen Gewicht aufgefunden wurden; und ſo konnte man bei etwas Umſicht und Erfahrung vielleicht ſchon binnen wenigen Tagen ein Vermögen ſammeln.

Im Juni 1848 ſchätzte Hr. Larkin, der vor der Eroberung des Landes nordamerikaniſcher Conſul in Monterey geweſen war, den mittlern Ertrag der Tagesarbeit eines Goldgräbers auf 25 bis 50 Dollars, und der Oberſt Maſon in einem, vom Auguſt datirten Bericht den Tagesertrag von viertauſend europäiſchen oder indianiſchen Goldgräbern auf 30- bis 40,000 Dollars, ſo daß alſo jeder etwa 10 Dollars den Tag verdient hätte. Im September ſchrieb Capitän Folſon unter anderm: »Ich glaube nicht, daß es in der ganzen Welt ſo reiche Goldlager wie hier gibt, und habe mich ſelbſt überzeugt, daß ein thätiger Arbeiter täglich an Gold zum Werthe von 25 bis 40 Dollars, wenn man 16 Dollars auf die Unze rechnet, ſammeln kann.« Hr. Butler King, deſſen Bericht von noch ſpäterem Datum iſt, nahm indeß nur einen täglichen Durchſchnittsertrag von 16 Dollars oder einer Unze Goldes an.

In der zweiten Ausbeutungs-Periode, als die Goldgräber ſchon von allen Seiten herbeiſtrömten, und ſich jeden Zoll breit goldhaltigen Bodens ſtreitig machten, verminderte ſich der Ertrag in einem ſehr auffallenden Verhältniſſe. Ein Lokal- und Spezialblatt, die »Placer Times,« ſtellt in der Nummer vom 26. Oct. 1850 die, über die Arbeit der Saiſon auf einem etwa 100 engliſche oder gegen 22 deutſche Meilen großen und von 60,000 Goldgräbern beſetzten Raum, zwiſchen dem Feder- und Coſumnosfluſſe, geſammelten Nachrichten zuſammen nnd ſchätzt den täglichen Mittelertrag an Golde auf 6 Dollars am Federfluſſe, auf 4 am Yuba und am Bärenfluſſe, und auf 5 am amerikaniſchen

*) Der größte, bisjetzt in Californien aufgefundene Goldklumpen wog 33 Pfund und rührte von den Goldlagern am Stanislausfluſſe her. Ein anderer Goldklumpen, der nahe an 20 Pfund wog, ward in der Nähe von San Diego, an der Südgrenze Obercaliforniens, aufgefunden.

Fork. Die Berichte der franzöſiſchen Conſuln vom Anfange des Jahres 1850 lauteten noch auf 1 bis 2 Unzen Goldes im Sarramentothal und auf 1 bis 4 Unzen in den erſt ſpäter in Bearbeitung genommenen Gegenden des San Joaquin.

Jedoch war dieſe Ertragsverminderung, die ſich von einem Jahre zum andern herausſtellte, nicht ohne Erſatz. Wenn der Minengräber weniger ausbeutete, ſo gab er auch weniger aus. Die enorm hohen Preiſe aller Lebensmittel, der Kleidungsſtücke, Geräthſchaften und Dienſtleiſtungen waren nach und nach zu einem, Jedermann zugänglichern Niveau herabgegangen. Man zahlte keinen Dollar mehr für ein Pfund Brot, keine 80 Dollars mehr für eine Bettdecke, keine 50 Dollars Tagesmiethe für einen mit zwei Ochſen beſpannten Karren, auch keine 5000 Dollars mehr für ein Stückfaß Branntwein, und das Taglohn betrug nicht mehr 16 Dollars. Europa, die Ver. Staaten und Auſtralien ſandten Schiffe beladen mit Lebensmitteln und Fabrikaten, die durch die Concurrenz die Preiſe herabdrückten; bequeme Wege wurden angelegt zwiſchen San Francisro und den Goldlagerſtätten; Brücken wurden geſchlagen über die Flüſſe, und auf allen Haltſtellen Niederlagen von Lebensmitteln und Handelswaaren errichtet. Städte erhoben ſich mit einer Schnelligkeit, die ans Wunderbare grenzt; und zu Ende des Jahres 1850 zählte San Franrisro bereits 50,000 Einwohner.

Gegenwärtig ſcheint in Californien die Goldproduction in ihr drittes Stadium getreten zu ſein. Die Minengräber haben eine gewiſſe Erfahrung erlangt; ſie betreiben ihre Arbeiten mit mehr Umſicht und Sorgfalt, und zeigen auch mehr Stetigkeit dabei. Das Ungeordnete bei der Arbeit hat theilweiſe aufgehört und der Durchſchnittsertrag ſcheint ſich wieder zu heben. Die Nachrichten aus San Franrisro vom Monat April meldeten von Goldlagerſtätten im Sacramentothal, wo der Tagesertrag zu 15 bis 20 Dollars, und von andern an der Grenze des Oregongebietes, wo er zu 5 bis 10 Dollars angenommen werden konnte. In der Nähe von Sonora lieferte die Goldausbeutung bei dem oberflächlichſten Verfahren einen täglichen Werthertrag von 7 bis 8 Dollars; und man glaubte annehmen zu dürfen, daß acht Stunden der angeſtrengteſten Arbeit zu einem Ertrage von 6 bis 8 Dollars täglich hinreichen würden, bei vorausgeſetzter Reichhaltigkeit des Goldlagers. Da nun ein Minengräber ſeine täglichen Lebensbedürfniſſe mit 2 bis 3 Dollars beſtreiten kann, ſo würde er auf dieſe Weiſe die Ausſicht haben, in einer Saiſon einen reinen Gewinn von 4- bis 500 Dollars zu machen. Den neueſten Nachrichten zufolge, fingen jedoch die Goldlager bereits an erſchöpft zu werden. Und in der That, wenn 100,000 Minengräber drei Jahre lang die bereits von den erſten Goldſuchern 1848 und 1849 mit Erfolg ausgebeuteten Goldlager durchwühlen, ſo müſſen ſie ihnen wohl die letzten Schätze entreißen. Es bleibt dann noch die bergmänniſche Bearbeitung der goldhaltigen Quarzadern übrig, die bis in den Mittelpunkt der Sierra Nevada ſich verzweigen. Dieſe neue Arbeit erfordert jedoch beträchtliche Kapitalien und die vereinten Kräfte großer Minengeſellſchaften, und die in dieſer Hinſicht bereits gemachten Verſuche haben bisjetzt noch keinen großen Erfolg gehabt.

Nichtsdeſtoweniger iſt die in den Quarzgängen des kaliforniſchen Hauptgebirges vorhandene Goldhaltigkeit mehr als genügend um die Arbeit zu lohnen, und fremde Kapitalien ſind in San Franrisro in Menge vorhanden: woher alſo kommt es, daß die Goldquarz-Minen den Unternehmungsgeiſt nicht auf ſich lenken? Das kommt daher,

weil die Kapitalien in Californien die vorgängige und wesentliche Bedingung jedes Fortschreitens in der Industrie nicht vorfinden. Dem Eigenthum fehlt es bei den Goldlagerstätten und Minen an Sicherheit, und es steht dort weder unter der Schutzwehr der Gesetze, noch wird es von der Staatsgewalt beschützt. Die vollständigste Anarchie herrscht in dem neuen Staate. Nicht nur, daß die Goldgräber ihr Leben und die gewonnene Ausbeute gegen räuberische Indianerstämme vertheidigen müssen; nicht genug, daß die schwersten Verbrechen in ihrer eigenen Mitte herrschen und das schreckliche Lynch-Gesetz *) die Stelle der Polizei und Justiz vertreten muß, — es besitzt auch Jeder nur kraft des Rechtes, das der erste Besitzergreifer sich anmaßt. Der Goldgräber wählt sich den Arbeitsfleck, der ihm zusagt, und ein starker Arm und ein wohlgezielter Karabiner sind die Autoritäten, die ihn in seinem Besitze schützen. Einem Minengräber, der zu schwach ist um Widerstand zu leisten, eine reichhaltige Goldlagerstätte wegnehmen, nennt man im poetischen Rothwälsch »einen Besitztitel erhaschen.« Liegt es doch schwarz auf weiß vor Aller Augen, daß der Präsident der Ver. Staaten in seiner Botschaft vom Dec. 1851 unumwunden erklärte, »die Minenländereien würden allen Bürgern zugänglich bleiben,« und daß der Staatssecretär des Innern erläuternd bemerkte, »die Besitznahme derselben geschähe nur nach den Regeln und Vorschriften, welche die Minengräber unter sich darüber feststellen zu müssen glaubten.«

Uebrigens muß bei allem Mißgeschick und Elend, welches Einzelne getroffen, doch für die Masse der Einwanderer die Bearbeitung der californischen Goldlager vortheilhaft ausgefallen sein, da eben so wenig die Einwanderung, wie die Minen-Bearbeitung aufgehört hat. Die erzielten Resultate, wenn auch zu den fabelhaften Summen nicht hinanreichend, welche eine enthusiastische Phantasie oder eine übertriebene Furcht für Wirklichkeiten ausgegeben hat, übertreffen doch bei Weitem die glänzendsten Ergebnisse, über welche die Geschichte aus der Vergangenheit berichtet. Wir wollen sie genau festzustellen suchen.

Hr. Butler King schätzte in einem 1850 an den Staatssekretär des Innern erstatteten Bericht, nach einer in Californien angestellten sorgfältigen Untersuchung, den Ertrag der Goldwäschereien und Goldminen während den beiden Jahren 1848 und 1849 auf 40 Millionen Dollars im Werthe. Diese Berechnung, die erste, welche mit amtlicher Autorität aufgestellt ward, stützte sich auf die Annahme, daß durchschnittlich jeder Minengräber im Werthe von 1000 Dollars im Jahre ausgebeutet habe. Dem Berichterstatter zufolge, hat die Haupteinwanderung von Nordamerikanern erst gegen September 1849 begonnen, und bis dahin haben die, vornehmlich aus Mexico und dem Oregon-Gebiete herbeigeströmten Fremden fast den ganzen Gewinn der Goldwäschereien hinweggenommen.

Der San Francisco Herald schätzte Ende 1850 das während der sieben Vierteljahre vom 1. April 1849 bis 31. December 1850 in Californien gewonnene Gold

*) Lynch-Gesetz heißt in den Ver. Staaten ein eigenmächtiges Verfahren, bei welchem ein auf frischer That ertappter Verbrecher ohne gerichtliche Formen und ohne vorgängigen Richterspruch sofort gehängt oder auf andere Weise hingerichtet wird. Ein Virginier, Namens Lynch, beobachtete dieses Verfahren zuerst, daher die Benennung.

auf 68,587,591 Dollars im Werthe. Nach den in Frankreich von dem Handelsminiſterium veröffentlichten Nachrichten, deren Data an Ort und Stelle geſchöpft zu ſein ſcheinen, wäre die Ausbeute etwas geringer ausgefallen und hätte in dem zweijährigen Zeitraume vom 1. April 1849 bis 31. März 1851 nur ungefähr 329 Millionen Francs im Werthe *) betragen, während die von dem San Franciſco Herald genannte Werthſumme 367 Millionen Francs, freilich auf einen ſiebenvierteljährigen Zeitraum, ausmachen würde.

Hr. Emil Chevalier, der von der franzöſiſchen Regierung mit einer Miſſion nach Panama betraut war, gibt wiederum weit beträchtlichere Summen an in einem an den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten erſtatteten Berichte. Das im Jahre 1850 mit Dampfſchiffen als Frachtgut verſendete Gold hätte ihm zufolge den Werth von 50,306,525 Dollars gehabt, und auf die Ausſage eines, wie er ſagt, ſehr zuverläſſigen Gewährsmannes hin, bemerkt er, daß die von den Reiſenden ſelbſt ausgeführten Werthſummen nicht weniger als drei Viertheile des als Frachtgut manifeſtirten Werthes betragen hätten. Sonach käme die wahrhaft außerordentliche Summe von 88 Millionen Dollars oder von mehr als 470 Millionen Francs, auf ein einziges Jahr gerechnet, heraus. In San Franciſco dagegen, wo man Angaben, die ſtets mehr oder minder theilweiſe auf Muthmaßungen ſich ſtützen müſſen, mit größerer Genauigkeit feſtſtellen kann, ſchätzt man die declarirten Goldquantitäten, welche die Reiſenden ſelbſt mitnehmen, nur auf ein Viertheil des Geſammtquantums. Demnach wären ſchon in dieſer Beziehung 25 Millionen Dollars oder über 133 Millionen Francs abzuziehen; aber überhaupt ſcheint es mir ſehr zweifelhaft, daß der Goldertrag von 1850 die Werthſumme von beiläufig 329 Francs ſollte überſtiegen haben, indem auch die ebenfalls an Ort und Stelle geſammelten und vom Handelsminiſterium veröffentlichten Data den Belauf für 1850 und 1849 nicht höher annehmen laſſen. Wir haben indeß einen noch ſichereren Maßſtab in den Goldquantitäten, die in den Ver. Staaten gemünzt worden ſind und folgende amtliche Zahlen ergeben:

	In die Münze geliefert.	Zu Münzen geprägt.
1849	12,243,175 Dollars	9,007,761 Dollars
1850	38,365,160 »	31,981,737 »
1851	56,867,220 »	62,812,478 »
Totalſumme .	107,475,555 Dollars	103,801,976 Dollars **).

*) Nämlich: Werth des von San Francisco ausgeführten Goldes, theils

manifeſtirt, theils privatim durch die Paſſagiere . .	215,019,000	Francs
» nach Chili und Peru ausgeführt	6,865,000	»
» durch engliſche Kriegsfahrzeuge	4,365,000	»
» zu San Francisco in klingende Münze umgeſetzt . .	7,851,000	»
» nach Mexico zu Lande expedirt	37,500,000	»
» ohne Manifeſt durch den Handel	25,000,000	»
» deponirt bei Bankiers ꝛc. . »	30,000,000	»
» zu Münzen geprägt, zu Schmuckſachen verwendet ꝛc. .	3,113,000	»
Totalſumme .	329,713,000	Francs.

**) Da im Auslande von nordamerikaniſchen Goldmünzen meiſt nur die 5-, 10-, jetzt auch 20 Dollarsſtücke bekannt ſind, und dieſe ſich in die obigen Summen ohne Reſt nicht dividiren laſſen

Das in die Münze gelieferte Gold kam keineswegs ausſchließlich aus Californien, ſondern ein Theil desſelben beſtand aus europäiſchen Goldmünzen, die gegen amerikaniſche Fonds oder gegen Waaren remittirt waren. Die 1848 im Sacramentothal aufgefundenen Schätze gehörten, wie aus dem oben Mitgetheilten hervorgeht, meiſtens Fremden. Im Monat März 1850 hatten die Münzen der Ver. Staaten noch nicht mehr als zum Werthe von 11 bis 12 Millionen Dollars californiſches Gold erhalten und zu Ende Auguſt des nämlichen Jahres beliefen ſich die eingelieferten Quantitäten noch immer nicht höher als auf 24½ Millionen Dollars im Werthe. Ein Jahr ſpäter betrug die geſammte Goldquantität, welche die Münzen überhaupt aus Californien erhalten hatten, 80 Millionen Dollars im Werthe.

Die Ver. Staaten liefern, vermöge der geographiſchen Nähe und politiſchen Verbindung, die größte Zahl der Einwanderer in Californien. Auch ſteht die neue Colonie hauptſächlich mit den Ver. Staaten im Handelsverkehr, demnach läßt ſich annehmen, daß die Gewalt der Umſtände den von der Sierra Nevada kommenden Goldſtrom nach den Staaten der Union hinleiten müſſe. Ohne Zweifel bleibt ein Theil des in Californien jährlich gewonnenen Goldes im Lande ſelbſt, um die Geldeirculation auf dem erforderlichen Niveau zu erhalten. Auch verbreiten ſich beträchtliche Quantitäten in Südamerika und unter die Handelsnationen Europa's theils als Zahlung für Natur- und Kunſtprodukte, theils als angehäuftes Arbeitslohn. Ich glaube mich keiner Uebertreibung ſchuldig zu machen, wenn ich behaupte, daß ſieben Zehntel des in Californien jährlich ausgebeuteten Goldes in den Ver. Staaten vermünzt werden und ein Zehntel der Geſammtausbeute, ohne in Newyork oder Neuorleans erſt Halt zu machen, geradeswegs nach Europa verſendet wird. Wenn alſo die Ver. Staaten bis Ende 1851 Gold zum Werthe von 100 Millionen Dollars aus Californien erhalten haben, ſo hat die Geſammtproduktion während der ſeit 1848 (in welchem Jahre die nordamerikaniſchen Münzen kein Gold aus Californien erhielten) verfloſſenen vier Jahre den Werth von 750 bis 800 Millionen Francs haben müſſen.

Das 1851 von Californien ausgeführte Gold wird von der dortigen Zollbehörde auf 56 Millionen Dollars im Werthe geſchätzt. Nach den, von dem San Franciſco Herald aufgeſtellten Berechnungen hat das erſte Quartal von 1852 einen geſammten Goldertrag von 14,656,142 oder vielmehr, wenn man das Gold höher anrechnet, von 15,572,151 Dollars im Werthe geliefert. Hienach könnte man den Ertrag auf das ganze Jahr 1852 zu mindeſtens 62 Millionen Dollars im Werthe annehmen. Was im April von San Franciſco ausgeführt wurde, wird dort zu 3,422,000 Dollars angeſchlagen oder zu etwas über 18 Millionen Francs. Die Ergiebigkeit der Goldlagerſtätten, wenn auch immer noch bedeutend, verminderte ſich jedoch den letzten Nachrichten zufolge. Nichtsdeſtoweniger ſcheinen die californiſchen Goldlagerſtätten, ſofern Auſtralien ihnen nicht die erfahrenſten und eifrigſten Arbeiter entzieht, im J. 1852 ſo um 300 Millionen Francs Gold geliefert haben zu müſſen. Das wäre ein ſechsmal größerer Goldertrag, als im Anfange

---

würden, ſo verdient bemerkt zu werden, daß ſeit einigen Jahren auch Eindollarſtücke in Golde in den Ver. Staaten geprägt werden.

dieſes Jahrhunderts ſämmtliche Goldländer des Erdbodens aufzubringen vermochten, und zweimal mehr als die geſammte Goldproduktion des Jahres 1847. Man hat dabei wahrlich nicht nöthig, die Zahlen zu vergrößern, wie es mehrere Schriftſteller dieſſeits und jenſeits des Atlantiſchen Meeres gethan haben, um zu beweiſen, daß in den Münzvaleurs eine Veränderung im Werke und der nun ſchon halbhundertjährige Status quo keineswegs von ewiger Dauer iſt.

IV.

Wir wenden uns jetzt nach dem *auſtraliſchen Feſtlande*. Dieſes hat vor den beiden andern Hauptgoldländern der Gegenwart mehrere Vortheile voraus; ſo daß auch die Ausbeutung der in ſeinem ſüdöſtlichen Theil befindlichen Goldlager gleich Anfangs die öffentliche Aufmerkſamkeit im höchſten Grade rege machte. Das Klima iſt hier mild und durchaus geſund; und man hat hier weder von wilden Volksſtämmen, noch von ſchädlichen Thieren etwas zu fürchten. Die Oſtküſtenländer des auſtraliſchen Continents oder Neuhollands und zwar beſonders die Colonie Neu-Südwales, leiden häufig an Dürre, aber die dortige Goldregion begreift grade den am reichlichſten bewäſſerten Boden; denn ſie befindet ſich auf den höchſten Abhängen der Auſtralalpen und in unmittelbarer Nähe zahlreicher Quellen. Sie ſcheint die Richtung von Nordoſt nach Südweſt zu haben, und derjenigen der Hauptarme des Murray, des anſehnlichſten neuholländiſchen Stroms folgend, auf 1400 engliſche oder ungefähr 300 deutſche Meilen in die Länge und auf 400 engliſche oder 87 deutſche Meilen in die Breite ſich auszudehnen. Das wäre ein Flächenraum von 26,100 deutſchen Quadratmeilen, während Californien blos 8931 Q. M. und das ganze brittiſche Inſelreich gar nur 5532 Q. M. groß iſt.

Die Wirkungen des californiſchen Goldes machen ſich hauptſächlich nur im Auslande oder vielmehr in weiter Ferne von dem golderzeugenden Lande ſelbſt geltend. Die Thäler des San Joaquin und des Sacramento waren vor 1847 oder vor der erſten Entdeckung der dort verborgenen ſtaunenswerthen Schätze nichts weiter als eine, kaum von einigen angebauten Oaſen unterbrochene Wüſte. In ganz Californien war weder eine nennenswerthe Bevölkerung, noch Ackerbau, noch Handel, noch Induſtrie vorzufinden. Rancheros, halb Landwirthe, halb Jäger, zogen Rinderheerden auf, deren Fleiſch verſchmäht wurde, und deren rohe Häute das einzige Tauſchmittel bildeten. Dort alſo konnte die Goldausbeutung keine ſchon beſtehende Verhältniſſe ſtören oder unterbrechen, vielmehr war ſie das Anregungsmittel oder der Hebel, wodurch eine Colonie, eine neue Staatsgeſellſchaft aus den verſchiedenartigſten Elementen, aber wie aus Einem Guß ins Daſein gerufen wurde.

Ganz anders in Neuholland. Hier bewirkte die Auffindung von Goldſchätzen und deren Ausbeutung eine gänzliche Umwälzung, noch ehe die Folgen derſelben ihre Wirkungen in Europa auch nur einigermaßen fühlbar machen konnten. Die erſten Goldwäſchereien auf dem auſtraliſchen Feſtlande datiren erſt vom Monate Mai 1851. Damals befanden ſich die brittiſch-auſtraliſchen Colonien in einem blühenden Zuſtande, und ihre europäiſche Bevölkerung konnte bereits auf 400,000 Einw. angeſchlagen werden. Hier-

von kommen auf Neu-Südwales und auf die erſt in neueeer Zeit entſtandene Colonie Port Philipp oder Victoeia mehe als zwei Drittheile und hier iſt zugleich der Hauptſitz des Reichthums und dee Betriebſamkeit dieſer Colonien. Die Einwohner, von denen ein großee Theil von Depoetirten des voeigen Jahebunderts heeſtammt, haben ſeit 1850 eine Repeäſentativ-Verfaſſung, mit eigenee Geſetzgebung. Man findet bei ihnen zahlreiche öffentliche Blättee, Banken und Schulen. Ihre Haupthäfen ſind vortrefflich und ſtehen duech gute Landſtraßen und Dampfſchiffahetslinien mit einander in Verbindung. Die geoßen Städte, untee denen Sydney mit 60,000, und Melbourne mit 35,000 Einw. obenan ſtehen, haben Gasbeleuchtung und eine, ebenſo wie die Londonee, oeganiſirte Polizei. Dee Luxus in Kleidern und Mobiliae hält jede Veegleichung aus und zeugt von beträchtlichem Gewinn, welche die Arbeit abwieft. Zwei Eiſenbahnen ſind im Bau. Die brittiſch-auſtraliſchen Colonien haben bereits eine Handelsflotte, welche 1850 bei den Mehlzufuhren nach Californien ſich betheiligt hat. Ihe Handelsverkehr mit dem Mutterlande iſt zweimal ſo wichtig als deejenige war, den die uordamerikaniſchen Colonien zur Zeit des Ausbruchs iheee Revolution mit England unteehielten *). Die jährlichen öffentlichen Einkünfte belaufen ſich auf beinahe eine Million Pf. Sterl., ohne die Ländeeeien zu eechnen, übee welche die Keone zu oerfügen hat, und deeen Verkaufspeeiſe einen Fonds zur Aufmunterung der Auswanderung bilden.

Das auſtraliſche Feſtland, ſoweit es coloniſiet iſt, beingt Weizen, Mais und Gerſte in Menge hervor. Auch ſind Weinſtöcke angepflanzt, welche teefflichen Wein liefern; Tabak wied mit günſtigem Erfolge und in großartigem Maßſtabe angepflanzt, jedoch die Hauptquelle des Reichthums bildet die Wolle, deeen Peoduktion in dem von den Nebenflüſſen des Murray bewäſſerten Thale der Baumwollproduktion in den ſüdlichen Staaten der noedamerikaniſchen Union hinſichtlich der Quantität gleichzukommen verſpricht. Auſtralien bildet einen Vorpoſteu eucopäiſchee Civiliſation mitten unter Seenen des Hirtenlebens. Es iſt ein uuermeßliches Arkadien, deſſen poetiſche Seite freilich duech eine vorherrſchend induſtrielle in deu Schatten geſtellt und duech die Sittenverderbniß ebenfalls etwas verdunkelt wied. Teeffendee wohl iſt es mit einer Wolle- und Talgfundgrube verglichen woeden. Zwauzig Millionen Schaafe treiben ſich gegenwärtig auf den Weideplätzen des auſtraliſchen Feſtlandes umhee. Uuter den Einfuheen in England hat die auſtraliſche Wolle die deutſche und ſpaniſche faſt gänzlich veedeängt und den Wollfabriken in Yorkſhiee iſt ſie unentbehelich. Im Jahre 1850 füheten die auſtraliſchen Colonien 137,000, und im folgenden Jahee 130,000 Ballen Wolle aus. Die letztgenannte Quantität hat einen Weeth von ungefähr 65 Millionen Franes. Das Mutteeland eehält aus dieſen Colonieu zum Werthe von 3 Millionen Pf. Sterl. Rohſtoffe und ſchickt ihnen dafüe Fabrikate und Mauufaetuegegenſtände zu eben dieſem Werthbetrage. Hieeaus erwächſt ein uuermeßlicher Gewinn dem Betriebskapital und dee Aebeit; und dieſer wohlthätig wirkende und blühende Handel geade iſt es, den die entdeckten Goldlagee gefähedet haben und zu unterbeechen deohen.

*) Im Jahre 1848 hatten in den auſtraliſchen Colonien die Einfuhren einen Werth von 2,578,442 Pf. Sterl. und die Ausfuhren den von 2,894,315 Pf. Sterl. Im Jahre 1850 war der Werth jener wie dieſer noch beträchtlicher.

Ein Gelehrter von Anſehen auf dem Gebiete der Wiſſenſchaften, Sir Robert Murchiſon, hatte bereits 1845 in ſeinem Commentar zu dem Werke des Grafen Strelecki über die Orographie von Neu-Südwales die Bemerkung gemacht, daß an den Abhängen der Gebirge dieſes Theils von Neu-Holland Gold ſich vorfinden würde. Auch waren zu verſchiedenen Malen Goldkörner nach Sydney und Melbourne gebracht worden, ohne daß es gelungen war, daſelbſt der Ueberzeugung Eingang zu verſchaffen, daß ſie wirklich auf dem Grund und Boden der Colonie geſammelt wären. Endlich im März 1851 wurden alle Zweifel gehoben. Ein Coloniſt, Namens Hargraves, weniger ungläubig als die Andern und eben erſt von Californien zurückgekehrt, bemerkte mit Verwunderung die Aehnlichkeit der Gebirgsformation in ſeiner Heimath mit derjenigen in Californien; er ſchloß daraus auf das Vorhandenſein von Gold auch in Neu-Südwales, und machte ſich unverweilt ans Nachgraben am Fuße der Hügel und in dem Bette der Bäche. Wirklich fand er Goldſand und Goldkörner, und nun ſetzte er ſeine Arbeit ſo lange fort, bis er ſich von dem Daſein von Gold an zahlreichen Stellen vollkommen überzeugt hatte. Er eilte hierauf nach Bathurſt, einer Stadt im Innern von Neu-Südwales, auf der Weſtſeite der Blauen Berge, am Maequarie und weſtnordweſtlich und 25 M. von Sydney, die ſo zu ſagen, als eine Art Vorpoſten der Civiliſation nach Weſten hin betrachtet werden kann. Hier rief er die Einwohner zuſammen, verkündete laut ſeine Entdeckung, und um die Wahrheit ſeiner Ausſage durch den Augenſchein darzuthun, führte er mehrere Stadtbewohner nach dem Schauplatze ſeiner Entdeckungen, nämlich nach einem kleinen Thale am Fuße des Summer-Berges, wo er durch neun Arbeiter die Erde aufgraben und die Goldwäſche verrichten ließ. Vier Unzen des reinſten Goldes wurden als Ertrag einer dreitägigen Arbeit erzielt, ſo daß Jeder täglich 2 Pfund 4 Schillinge 4 Penee Sterl. erworben hatte. Allein das war, wie Hr. Hargraves meinte, nur die Hälfte deſſen, was ein erfahrner und mit beſſern Geräthſchaften verſehener Minengräber aller Wahrſcheinlichkeit nach ausbeuten würde.

Dies fiel am 8. Mai 1851 vor. Das Reſultat der Nachgrabungen war nun bekannt; und drei Perſonen, die ſich von Bathurſt an Ort und Stelle begaben, brachten ſchon nach einigen Tagen mehrere Pfund Gold wieder mit zurück. Ein gleichzeitig von der Ortsbehörde abgeſchickter Geolog, beauftragt, die Ausſagen des Hrn. Hargraves zu prüfen, drückte dem Daſein von Goldlagern den Stempel der amtlichen Beglaubigung auf. Jetzt war in Bathurſt Alles Leben und Bewegung, und das Gerücht von den Goldſchätzen drang mit Blitzesſchnelle über die Blauen Berge nach der Hauptſtadt Sydney. Am 19. Mai waren bereits ſechshundert Minengräber auf den Goldlagerſtätten verſammelt, ein außerordentlich großer Zuſammenfluß von Menſchen in einer Gegend, wo die Bevölkerung auf ungeheuern Räumen ſpärlich umherzerſtreut wohnt. Seit dem 24. ſchrieben Einige an ihre Freunde, daß ſie täglich 3 bis 4 Pf. Sterl. gewönnen. Eine Geſellſchaft von vier Minengräbern hatte an einem einzigen Tage 30 Unzen Gold ausgebeutet und einen Goldklumpen von einem Pfund Gewicht aufgefunden. Drei Wochen ſpäter hatte ein einziger Gräber Gold zum Werthe von 1600 Pf. Sterl. geſammelt.

Wenn man die Berichte über dieſe erſten Verſuche durchgeht, gewahrt man alsbald, daß die Coloniſten ſelbſt gleich Anfangs die verderblichen Folgen der gemachten Entdeckung und der davon zu erwartenden gänzlichen Umgeſtaltung der Verhältniſſe erkannten. Die

öffentlichen Blätter aus dieſer Zeit ſind mit Wehklagen und Unglücksprophezeiungen angefüllt, und die Goldſucht wird in Verſen und in Proſa verdammt. Die Verödung der Städte, auf deren Koſten die Wüſte ſich bevölkert, das Aufgeben der Arbeit, die ohne Hirten gelaſſenen Heerden, das aus Mangel an Schnittern auf dem Halm vertrocknende Getreide, die Vertheuerung der Lebensmittel, die Störung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, kurz alle Drangſale, wie ſie ſich ſpäter wirklich eingeſtellt haben, werden darin vorhergeſagt und auch die gierigſten Goldſucher hätten bei ſolchen Ausſichten ſich beſinnen müſſen, wenn ſie der Vernunft hätten Gehör geben können. Allein dem war nicht ſo, vielmehr ſteckte die Goldepidemie alle Welt an. Die Colonialregierung ging ſogar mit dem Beiſpiele voran, indem ſie Hrn. Hargraves fürſtlich belohnte und ihn zum Inſpector der Goldlagerſtätten ernannte. Zugleich machte ſie bekannt, daß die Ausbeutung der edlen Metalle ein Kronregal ſei und daher jede Privatperſon nur gegen Erlegung einer Abgabe von 30 Schillingen (1¼ Pf. Sterl.) monatlich die Erlaubniß zur Ausbeutung der Goldlagerſtätten erhalten könne.

Bald entſtand ein unheilvoller Wetteifer unter den Ortsbehörden. Von der äußerſten Nordgrenze der Colonie Neu-Südwales bis in die Colonie Südauſtralien hinein gab es kein Städtchen, kein Dorf mehr, welches in ſeinem Weichbilde nicht Goldlagerſtätten hätte haben wollen. In mehreren Diſtrikten wurden öffentliche Verſammlungen gehalten, um für die Auffindung neuer Goldlager Prämien auszuſetzen.

Der Schauplatz der erſten Goldgräbereien am Vereinigungspunkt zweier kleiner Thäler, deren Gewäſſer in den, dem Murray zugehenden Macquarie fließen, hatte den bibliſchen Namen Ophir erhalten. Jedoch die hier gewonnenen Reſultate wurden bald überſtrahlt durch den glänzenden Erfolg der am Turon und deſſen Nebenflüſſen *) begonnenen Arbeiten. Denn dort fand man das Gold nicht etwa blos in Körnern, ſondern in Klumpen; ſo daß während die Goldgräber in Ophir durchſchnittlich 15 bis 20 Schillinge Sterl. des Tages gewannen, die am Turon ihren Gewinn nach Unzen Goldes berechneten. An die Stelle eines höchſt oberflächlichen Goldwaſchungs-Verfahrens war die weit zweckmäßigere und kunſtgerechtere Amalgamir-Methode getreten. Die Arbeit trug ſolche Früchte, daß ein ſchlichter Handlanger ein Pfund Sterl. Taglohn und Beköſtigung obendrein erhielt, obwohl die Minengräber zu dieſem Mittel nur auf ſo lange ihre Zuflucht nahmen, als zur Anſammlung eines Goldvorrathes, um davon einen Erlaubnißſchein, oder ein Goldwaſchgefäß zu kaufen, erforderlich war. Gewöhnlich verbanden ſie ſich zu drei oder ſechs und Jeder erhielt bisweilen mehrere Unzen Goldes zu ſeinem Antheil. Die Schwere der Goldklumpen war verſchieden, einige wogen unter einer Unze, andere wiederum mehrere Unzen. Gegen die Mitte Juli's fand der Dr. Kerr im Meroothal, in der Nähe des Wellingtonthales (nordweſtlich und 15 M. von Bathurſt), eine Quarzmaſſe auf, welche drei Zentner wog und über 100 Pfund Gold enthielt. Später wurden drei Goldklumpen aufgefunden, von denen jeder 26 bis 28 Pfund wog. Im Auguſt 1851 begann die Goldausfuhr nach England und die erſten Goldſtaubſendungen hatten den Werth von

*) Uebrigens iſt der Turon an ſich wiederum ein Nebenfluß des Macquarie, gehört alſo ebenfalls zum Stromgebiete des Murray.

50,000 Pf. Sterl. Die Goldausbeutung am Turon und in Ophir lieferte damals einen wöchentlichen Ertrag von 10- bis 12,000 Pf. Sterl.

Der Goldſchatz des Dr. Kerr, zunächſt in Bathurſt und ſodann in Sydney öffentlich ausgeſtellt, erhitzte die Phantaſie in dem Grade, daß nunmehr alle Schutzwehren klugen Beſonnenheit durchbrochen wurden. Die nämlichen Blätter, welche Anfangs die Entdeckung der Goldlager verwünſcht hatten, erhoben jetzt darüber ein Triumphgeſchrei. „Die Nachricht dieſes beiſpielloſen Fundes," rief der Sydneyer Morning Herald aus, „wird Auſtralien, wird England, Schottland und Irland, wird ſogar Californien, ja, wird, wir wir ohne Uebertreibung ſagen können, die ganze Welt in Erſtaunen ſetzen. Nach Ankunft des Paketbootes und ſobald jede Zeitung in den drei Königreichen *) die Nachricht von dieſem Funde, dieſem Wunder unſeres Zeitalters, wiederholt hat, wird die allgemeine Aufregung grenzenlos ſein und an Intenſität, ſowie an Dauer Alles übertreffen, was der öffentliche Gemeinſinn der Nation jemals erfahren hat. Von der Monarchin auf ihrem Thron bis zum Bauer herab, der hinter ſeinem Pfluge hergeht, wird nur Ein Ausruf der Ueberraſchung, des Erſtaunens und der Bewunderung ſich vernehmen laſſen. Vom Palaſt bis zur Hütte, vom Salon bis zum Viehſtall, unter Schulknaben, wie unter Gelehrten und Staatsmännern, wird man von nichts reden als von dieſer Goldmaſſe und von dem Goldlande, wo ſie gefunden iſt. Aus allen Häfen Großbritanniens und Irlands werden Schiffe herbeikommen mit Paſſagieren und Waaren befrachtet. Volksmaſſen und Reichthümer werden ſich ſtromweiſe über Auſtralien ergießen. Port Jackſon wird bald der überfüllteſte und blühendſte Hafen der Welt werden und Sydney unter den mächtigſten Städten der Erde ſeinen Platz einnehmen. Neu-Südwales wird von England als Königin der Colonien gekrönt werden."

Aber noch bevor die Nachrichten von dem „Goldlande," wie der Morning Herald es nannte, ihren vorausgeſetzten folgenreichen Eindruck im Mutterlande machten, eilte die Bevölkerung Sydney's nach den Goldlagerſtätten; täglich machten ſich Einwohner, bis an vierhundert auf einmal, dahin auf den Weg; die Matroſen verließen heimlich die auf der Rhede liegenden Schiffe und die Regierung ſah ſich bei der Vertheuerung der erſten Lebensbedürfniſſe zur Verdopplung des Gehalts der Beamten genöthigt. Ueberall ſuchte man nach neuen Goldlagern und die Diſtrikte im Weſten und Süden von Sydney wurden bis auf eine Entfernung von 40 bis 50 Meilen von den Minengräbern durchforſcht. Es wurden denn allerdings auch Goldlager entdeckt in den Grafſchaften St. Vincent, Argyle, Dampier, Wallace und Wellesley, ſowie in den Becken des Murrumbidgi, Hume, Peel, des Schneefluſſes und von Shoalhaven. Sogar an der äußerſten Nordgrenze von Neu-Südwales, im Diſtrikte der Moretonbai, ſind an mehreren Zuflüſſen des Condamine Goldwäſchereien in vollem Gange. Näher nach der Hauptſtadt hin, in Neu-England oder den Grafſchaften Hunter und Northumberland, iſt Gold in Menge aufgefunden worden in dem Becken des Macdonaldfluſſes. In Braidwood, etwas über 40 M. ſüdlich von Sydney, gewann ein Miner gräber 30 Pf. Sterl. in fünf Wochen, ein

*) Daß darunter Großbritannien und Irland, oder die drei Königreiche England, Schottland und Irland zu verſtehen ſind, braucht wohl kaum ausdrücklich bemerkt zu werden.

anderer 42 Pf. in vierzehn Tagen, und eine Gesellschaft von drei Gräbern 200 Pf. Sterl. in einer Woche. Etwas ganz Gewöhnliches war eine Ausbeute von zwei Unzen Gold täglich für den Einzelnen, und bisweilen betrug sie ein ganzes Pfund. Das weibliche Geschlecht machte sich ebenfalls ans Werk, und man führt ein Beispiel von einer Witwe und ihren beiden Töchtern an, welche durch einfaches Aufschürfen des Bodens täglich im Durchschnitt zwei Unzen Gold ausbeuteten. Der Turon-Distrikt hatte seinen Ruf noch immer bewahrt. Der Zudrang zu diesem Glücksspiel war so groß, daß ein Arbeiter in Meroo für Andere nicht unter 3 Pf. Sterl. die Woche, nebst Beköstigung, arbeiten wollte. Im October 1851 hatte die Colonialregierung bereits 8637 Erlaubnißscheine ausgestellt. In der eigentlichen Colonie Neu-Südwales waren damals 10,000 Minengräber in Thätigkeit und für 215,866 Pf. Sterl. oder für beinahe 5½ Millionen Francs Gold waren schon nach England versandt worden. Im December lieferten die Goldlagerstätten eine wöchentliche Ausbeute zum Werthe von etwa 40,000 Pf. Sterl., nach welchem Maßstabe der Jahresertrag, bei vorausgesetzter Fortdauer der Arbeit, nämlich ohne Rücksicht auf die Zeit des stärksten Regens oder außerordentlicher Dürre, zu mehr als 2 Millionen Pf. Sterl. anzunehmen wäre.

Jedoch diese Resultate, so glänzend sie auch waren, sollten bald durch die der Colonie Victoria oder Port Philipp (an der Süd- und Südwestseite von Neu-Südwales) verdunkelt werden. Hier fand man Gold zunächst in Ballarat, wo es aus sehr großer Tiefe zu Tage gefördert werden mußte; sodann im Alexanderberg, wo es beinahe schon beim ersten Spatenstich zum Vorschein kam; in Caliban, drei Meilen weiter; in Albury am Murray und auf der Ostküste im Gipp's-Lande. Die Gebirgskette, welche Neu-Südwales von der Colonie Victoria oder Port Philipp trennt, und unter dem Namen der Schneeberge bekannt ist, soll so zu sagen nur Eine ungeheure Goldmine sein. Jeder Tag bringt eine neue Entdeckung, und diejenige von gestern wird von der des folgenden Tages fast jederzeit in den Schatten gestellt. Die Goldlager des Alexanderberges haben eine Ausdehnung von mehr als 2 deutschen Meilen und strotzen von Gold. Es findet sich dieses edle Metall in thonartigem Kiessand und in Schiefer eingesprengt vor. Man braucht nur sechs Zoll tief zu graben. Im December 1851 waren auf einer Goldlagerstätte bereits 15,000 Minengräber in Thätigkeit und die Goldlager schienen unerschöpflich.

Hier läßt sich kein Durchschnittsertrag ausmitteln, denn fast auf Einen Wurf, möchte man sagen, wird ein Vermögen zusammengebracht. Als gewöhnliche Fälle werden genannt, wo z. B. sieben Arbeiter in drei Wochen 500 Unzen Gold gesammelt haben: sie haben also täglich jeder 260 Francs erworben, wenn man die Unze Gold zu 3 Pf. Sterl. rechnet, welchen Werth sie in der Colonie hat; und wo zwei Arbeiter in der nämlichen Zeit 400 Unzen gesammelt haben, demnach jeder von ihnen täglich 735 Francs gewonnen hat. Ein Fuhrmann, der nie zuvor einen Spatenstich gethan hatte, schaffte sich in fünf Wochen ein Vermögen von 1500 Pfund Sterl.: folglich hatte er täglich Gold zum Werthe von etwa 800 Francs gesammelt. Ein Deportirter, der eben erst emancipirt worden war, erwarb sich in sechzehn Tagen 150 Pfund Sterl., sonach 235 Francs täglich. Ein Handwerker, der nie etwas anderes als Pferde zu beschlagen verstanden hatte, war weniger glücklich, trug aber dennoch in fünf Wochen einen reinen Gewinn von 100 Pf. Sterl. davon. In nicht so langer Zeit sammelte ein vierzehnjähriger Knabe Gold zum

Werthe von 400 Pf. Sterl. und ein anderer vom nämlichen Alter 120 Pf. Sterl. Aber der Ehrgeiz der Goldgräber ging noch weiter; denn es gab nicht einen unter ihnen, der beim Graben eines Loches nicht die Hoffnung gehegt hätte, zwischen Sonnen-Auf- und Untergang daraus eine Goldmasse im Werthe von 40 bis 50 Pf. Sterl. zu Tage zu fördern. Diese Hoffnungen wurden durch Beispiele genährt, die an's Wunderbare grenzten, und deren Erzählung, unter den Goldsuchern von Mund zu Mund sich fortpflanzend, bald ins Fabelhafte überging. Man hat einen Fleck von einigen Quadratfußen in wenigen Tagen Gold zum Werthe von 45,000 Francs liefern sehen. Vier Matrosen beluden nach sechswöchentlicher Arbeit einen Karren mit einer Kiste, welche 200 Pf. Gold, etwa 260,000 Francs in Werthe, enthielt. Vier andere Goldgräber theilten sich nach zweimonatlicher Arbeit in eine Million Francs. Von einem Minengräber wird erzählt, er habe in zwei oder drei Wochen 25 Pfund Gold gesammelt, von einem andern, der binnen achtundvierzig Stunden 11 Pfund Gold zusammenbrachte, und von einem dritten, der gar binnen einer Stunde 30 Pfund anhäufte, im Werthbetrage von mehr als 38,000 Francs. Zu bemerken ist noch, daß die Minengräber mit dem Einsammeln des Goldstaubes und der kleineren Goldkörner ihre Zeit nicht verlieren: dergleichen ist ihnen zu unbedeutend. Was nicht wenigstens wie ein Nadelknopf oder eine Feldbohne groß ist, wird ohne Weiteres bei Seite geworfen. Man wird also hinter diesen übermüthigen und verschwenderischen Goldsammlern eine reiche Nachernte halten können.

Auf den Goldlagerstätten in Ophir und am Turon, wo die Ausbeute Anfangs nur mäßig ausfiel, konnten Ordnung, Sicherheit und ein gewisses anständiges Betragen unter den Minengräbern ohne Mühe aufrecht erhalten werden. Der Flottenkapitän Erskine, der sie gegen Ende Juli's 1851 besuchte, spricht sich in hohem Grade lobend darüber aus. Die Minengräber bezeigten sich überall sehr höflich gegen ihn, und es herrschte unter ihnen die beste Ordnung und Eintracht. Nur einen einzigen Betrunkenen traf er auf diesen Goldlagerstätten. Der Verkauf geistiger Getränke war daselbst untersagt, und die Sonntagsfeier wurde gewissenhaft beobachtet. Kurz, man erkannte hier die Spuren einer geregelten Betriebsamkeit.

Allein ein ganz anderes Schauspiel bieten die Goldlagerstätten in der Colonie Port Philipp dar. Hier geberden sich die Minengräber wie bei einem Hazardspiel, wo die Glücksfälle mehr oder minder günstig ausschlagen, so daß selbst die kaltblütigsten Gemüther in eine Exaltation gerathen, die an Tollheit grenzt. Die heftigsten Leidenschaften und die überspanntesten Ideen haben hier freien Lauf. Der Wein-, Bier- und Branntweingenuß ist ungeheuer. Spieltische, Zank und Faustkämpfe des Geldes wegen vertreten Sonntags die Stelle des Gottesdienstes. — Die Bevölkerung der Goldlagerstätten — wird unterm 2. Jan. 1852 aus Melbourne geschrieben — wälzt sich auf Gold und macht es gewissermaßen auch zu ihrem Lager. Man erzählt von einem Menschen, der eine Fünfpfundnote (über 126 Francs) zwischen zwei Butterschnitte legte und wie ein Butterbrot verzehrte; ein Anderer preßte zwei Fünfpfundnoten in Kugelform zusammen und schluckte sie wie eine Pille hinunter; ein Dritter, der in eine Conditorbude gegangen war und hier einige Törtchen gegessen hatte, warf eine Fünfpfundnote auf den Schenktisch und wollte durchaus nicht sich darauf herausgeben lassen. Die Minengräber scheinen den Werth des Goldes nicht zu kennen, und aus ihren gelegentlichen Verlusten machen sie sich nicht

das Mindeſte. Jemand, dem eine Bankanweiſung im Betrage von 150 Pfund Sterl. (etwa 3760 Francs) geſtohlen war und der ſie, als er ſich bei der Bank meldete, bereits einkaſſirt fand, begnügte ſich mit dem Ausruf: »Ei nun, es fehlt ja nicht an Gelde!«

Eine Goldlagerſtätte in der Colonie Victoria oder Port Philipp nimmt ſich von fern wie ein unermeßliches Lager aus, mit Tauſenden von Zelten aller Dimenſionen, aller Farben und aller Formen. Dieſes Bivouak leuchtet in der Nacht von zahlloſen Feuern, und die Ruhe wird dort durch unaufhörliche Piſtolen- und Flintenſchüſſe geſtört. Jeder Minengräber iſt bis an die Zähne bewaffnet und kann ſich hinſichtlich des Schutzes der Perſon und des Eigenthums nur auf ſich ſelbſt verlaſſen. Ein Jeder im Lager iſt dermaßen wachſam und auf der Hut, als befürchte er jeden Augenblick einen Ueberfall, und man treibt die Vorſichtsmaßregeln ſo weit, daß man täglich nach ſechs Uhr Abends die Feuerwaffen entladet und dann wieder friſch ladet. Die Colonialregierung ſchafft wöchentlich das auf den Goldlagerſtätten geſammelte Gold unter Eskorte nach Melbourne, gegen eine Prämie von 1 pCt.; da ſie jedoch, ungeachtet dieſer überaus hohen Commiſſionsgebühr für Fälle der Uebermacht nicht einſteht, ſo pflegen ſich die Minengräber, ſobald ſie der Beſchwerden des Goldgrabens müde ſind, zu ſtark bewaffneten Trupps zu vereinigen und ihre geſammelten Schätze ſelbſt zu eskortiren. Die Banditen aus Vandiemensland (entflohene Deportirte) ſtürzen ſich ſonſt wie Raubvögel auf die Minengräber. So groß iſt ihre Zahl und ihre Verwegenheit, daß die Ortspolizei ſich nicht an ſie wagt und oft, Angeſichts eines verübten Mordes, ſich weigert, in die zuſammengelaufene Menge einzudringen, um die Mörder zu verhaften. Die Behörden von Melbourne ſind außer Stande, Verſtärkungen zu ſenden, denn die ſtädtiſchen Polizeidiener haben, bis auf ſechs, ihre Entlaſſung genommen und ſuchen nach Gold am Alexanderberge. Alles iſt in Verzweiflung und entrüſtet über dieſen Zuſtand der Dinge. »Die Unbeholfenheit unſerer Regierung,« äußert der Argus, ein Colonialblatt, »bringt uns dahin, daß wir uns ſelbſt Gerechtigkeit ſchaffen und das Lynch-Geſetz *) mit allen ſeinen Schrecken proclamiren müſſen.« »Die Regierung muß raſch und energiſch zu Werke gehen,« bemerkt ein anderes Colonialblatt, der ſchon erwähnte Morning Herald, »ſonſt wird es bei uns bald ebenſo ausſehen, wie in Californien, ſo daß auch wir dann immerwährenden Aufruhr, das Lynch-Geſetz in Permanenz und das Verbrechen in ſeiner ſcheußlichen Nacktheit vor Augen haben werden.« Der Generalgouverneur, Sir Charles Fitzroy, hat denn auch dieſer Anmahnung Folge gegeben, vom Mutterlande Truppenverſtärkung erbeten, und die Colonialpolizei durch einige abgedankte Soldaten verſtärkt. Aber wird es, um die kaum gebildete Staatsgeſellſchaft in der Colonie vor der ſie bedrohenden Auflöſung zu bewahren, ausreichen, ein Kriegsſchiff auf Station nach Port Jackſon und ein zweites nach Port Philipp zu ſenden und die Beſatzungen in den auſtraliſchen Colonien mit 4- bis 500 Mann zu verſtärken, wie Sir John Packington (der Miniſter-Staatsſekretär der Colonien) vorſchlug?

Glücklicher Weiſe können ſolche Uebelſtände nicht zu einem chroniſchen Uebel werden. Wenn die Behörde, welche ihnen abhelfen ſollte, ihre Ohnmacht offen zu erkennen gibt, ſo erhebt ſich die um ihre Exiſtenz beſorgte Geſellſchaft und entledigt ſich auf Koſten

*) Eine Erklärung derſelben iſt bereits oben (S. 57) in einer Anmerkung zu der Darſtellung der Angelegenheiten Californiens gegeben worden.

einer Volkserſchütterung gewaltſam der Uebelthäter. Was noch weit mehr zu fürchten iſt, beſonders bei einem Staatsverein von erſt kurzer Exiſtenz, iſt die Anziehungskraft, welche die auf den Goldlagerſtätten geſammelten Schätze auf die Gemüther ausüben. Die von dieſem Magnet unwiderſtehlich fortgeriſſenen Menſchen verlaſſen die gewinnreichſten Arbeiten und die nothwendigſten Beſchäftigungen. Kein Beruf, keine Pflicht hält ſie mehr zurück, und da kein Gehalt, keine Dienſtbelohnung mit den Möglichkeiten, welche die Glücksfälle des Spatenſtichs in der Hand eines Minengräbers darbieten, gleichen Schritt halten kann, ſo verdrängt das Goldſuchergewerbe bald alle andern Beſchäftigungen. Ein ganzes Volk vertieft ſich, zur Erde gebückt, in dieſe Arbeit, welche es verdummt, und überläßt Anderen die Sorge für Beſchaffung der erſten Lebensbedürfniſſe.

Vom Beginn des Novembermonats 1851 an waren die Städte Melbourne und Geelong (jene die Haupt- und dieſe die nächſtwichtigſte Stadt der Colonie Victoria oder Port Philipp) verödet, und von ihrer ſo ſtarken Bevölkerung waren nur die Frauen daheimgeblieben. Die Nähe der Goldlagerſtätten machte die Reiſe dahin, nur einen zwei- bis höchſtens dreitägigen Marſch erfordernd, verhältnißmäßig leicht. Denn hier brauchte man nicht, wie in Sydney, ſich auf eine lange Reiſe auszurüſten oder mit Lebensmitteln und Geld zu verſorgen. Die Menſchen ließen ſchaarweiſe Alles im Stiche: Viehheerden, Ackerfelder, Schiffe, Werkſtätten, Comptoire, Handelsläden, und waren um keinen Preis zurückzuhalten. Es kamen ihrer aus Sydney, Vandiemensland, Südauſtralien und ſelbſt aus Californien herbeigeſtrömt. Die Schiffe in der Bai konnten aus Mangel an Mannſchaft ihre Ladungen nicht löſchen, und die auf den Kaien gelagerten Güter verdarben. In mehreren Diſtrikten der Colonie ruhten alle Geſchäfte und Feldarbeiten, denn überall fehlte es an Gehülfen. Fand man etwa deren für die Schafſchur, ſo forderten ſie den enormen Preis von 3½ Schillingen Sterl. für zwanzig Vließe. Einen Monat ſpäter verwirklichte Adelaide, die Hauptſtadt der Colonie Südauſtralien, die Idylle von dem verödeten Dorfe. Handel- und Gewerbtreibende, Grundeigenthümer und Kapitaliſten, alle waren zu Grunde gerichtet oder nach Port Philipp ausgewandert, um einem unvermeidlichen Ruin zu entgehen. Die Aktien der berühmten Burra-Burra-Mine, welche 200 Pf. Sterl. gegolten hatten, fanden ſelbſt zu 60 keine Käufer mehr, und die in dieſer Mine beſchäftigten ſiebenhundert Grubenarbeiter waren entflohen. Die Preiſe der Lebensbedürfniſſe und Dienſtleiſtungen waren zu einer ſchreckhaften Höhe geſtiegen.

Ein Schreiben aus Melbourne vom 17. Januar 1852 beſagt unter anderm: »In den Banken und auf der Poſt haben die Beamten doppelte Tagearbeit; die übrigen öffentlichen Dienſte dagegen ruhen gänzlich, weil die Beamten fehlen. Männliche Dienſtboten kann man, ſelbſt gegen den unerhörteſten Lohn, nicht bekommen, und unter viel beſſeren Bedingungen dienen auch die weiblichen nicht. In dem Gaſthofe, wo ich abgeſtiegen war, bat ich erſt den Kellner und dann das Stubenmädchen, ein kleines Bündel Wäſche zur Wäſcherin zu ſchicken, allein Beide gaben mir zur Antwort: es ſei keine einzige Perſon aufzufinden, die zum Waſchen ſich hergebe. Es blieb mir demnach nichts übrig, als zum Kaufmann zu gehen und mir neue Wäſche anzuſchaffen. Hat man Stiefel nöthig, ſo muß man dafür 2½ Pf. Sterl. (63¾ Francs) bezahlen, und ein Paar ſtarke Schuhe koſten 1 Pf. Sterl (25½ Francs).« Folgende Bemerkungen und Mittheilungen in einem Briefe vom 1. Ja 1852 liefern noch einige Zuſätze zu dieſem Gemälde: »Meiner Mei-

nung nach iſt die Stadt (Melbourne) mit einem vollſtändigen und unausbleiblichen Ruin bedroht. Geſtern Abend kamen zwei Perſonen an mit der Nachricht von neuentdeckten Goldlagern im Gipp's Lande *); ſie brachten für 10,000 Pf. Sterl. Gold von dorther mit, und meinten, es ſei deſſen da genug für die ganze Welt. Was ſoll nun aus der Arbeit werden? Nehmen wir an, daß in dieſem jetzt begonnenen Jahre (1852) hunderttauſend neue Einwanderer nach der Colonie kommen, wer von ihnen wäre wohl gewillt, in den Städten oder auf den Landgütern zu bleiben, um wöchentlich einige Schillinge zu verdienen, da er nach den Goldminen gehen und dort an Einem Tage 50 Pf. Sterl. erwerben kann? In dieſem Augenblick würde ich in Melbourne weder ein Paar Stiefel kaufen, noch ein Paar alte ausbeſſern laſſen können, und wenn ich noch ſoviel dafür böte. Brot bekomme ich, ſo zu ſagen, nur aus Gnade und Barmherzigkeit, und der Bäcker hat ſich keineswegs verbindlich machen wollen, es mir regelmäßig zu liefern. Für eine Tracht Waſſer zahle ich 5 Schillinge (1 ¾ Thlr. preuß.) und für eine Pferdetracht Brennholz 1 ¼ Pf. Sterl. Einen Handwagen zum Fortſchaffen eines Koffers zu finden, hält ſchwer, und man muß Unerhörtes dafür zahlen. Dem Stadtrichter ſind die Dienſtboten ſammt und ſonders fortgegangen, ſo daß er ſich auch ſeiner Equipage nicht mehr bedienen kann. Seine Söhne putzen die Meſſer und Stiefel und tragen ihren kränklichen Vater in einem Lehnſeſſel nach der Gerichtsſtube **).«

Ein Bewohner Melbourne's, der ſich genöthigt ſieht, ſein Pferd ſelbſt abzuwarten, während ſeine Frau die Küche allein beſorgen muß, ſchreibt: »Ein Mitglied unſeres Klubbs, der große Schaafheerden beſitzt und nicht weiß, wie er die Wollſchur bewerkſtelligen laſſen ſoll, begab ſich dieſer Tage nach den Goldlagerſtätten, um zu ſehen, ob er dort nicht einige Leute auftreiben könnte. Er erklärte ſich bereit, an Taglohn zu geben, was ſie forderten, worauf ſie erwiederten, daß ſie die ganze Wolle der Schur verlangten. Und als er nun fortging, riefen ſie ihn zurück, mit den Worten: »Hören Sie, wir brauchen Jemand, der uns die Speiſen kocht: ſind Sie hierzu bereit, ſo wollen wir Ihnen täglich ein Pfund Sterling geben.«

Auf den Goldlagerſtätten beträgt übrigens das Arbeitslohn in Wirklichkeit ein Pfund Sterling den Tag. Die Leute, die aus den Städten zurückkehren und ſich bereits ein Vermögen geſammelt haben, wollen nicht mehr arbeiten, und bilden ſich ein, das Recht erlangt zu haben, zu leben, ohne etwas zu thun. Die Lebensmittel ſind ebenfalls theuer. Am Alexandersberge koſtet das Pfund Mehl 5 Pence, Schinken und Butter 2 ½ Schillinge das Pfund, und der Scheffel Hafer 18 Schillinge. Noch im Monat Auguſt war in Sydney der Marktpreis für das Mehl nur 3 Pence und für den Hafer nur 4 Schillinge, und auch ſchon dieſe Preiſe ſind höher als die europäiſchen Marktpreiſe in Mißjahren.

---

*) Gipp's Land wird der öſtliche Küſtenſtrich der Kolonie Port Philipp genannt.

**) Es drängt ſich hiebei unwillkürlich die Frage auf, was der alte Mann zu Gericht zu ſitzen hat, da doch unter den obwaltenden Umſtänden ſchwerlich Jemand ſo thöricht ſein wird, Prozeſſe zu führen, und von Unterſuchungen in Criminalſachen vollends wohl nicht die Rede ſein kann? Die Sache wird aber wahrſcheinlich die ſein, daß dieſer Richter ſich ſtreng an ſeine Berufspflicht hält, und lieber vor leeren Bänken ſitzen, als eine Nachläſſigkeit in ſeinem Amte ſich zu Schulden kommen laſſen will.

Daß in einem Lande, wo plötzlich entdeckte reichhaltige Goldlager die Ausbeuter ſchnell bereichern, die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe eben ſo ſchnell zu einer außerordentlichen Höhe im Preiſe ſteigen, dazu wirken hauptſächlich zwei Urſachen mit. Die eine beſteht darin, daß nunmehr die Bevölkerung ſchneller ſich mehrt als die Maſſe der Lebensmittel. Denn ſobald Letztere mehr in Nachfrage ſind, muß ihr Preis nothwendig ſteigen; und die Werthvermehrung ſteht in ſolchen Fällen keineswegs in Verhältniß zu der Unzulänglichkeit der Quantität. Es iſt ja eine bekannte Sache, daß der Ausfall eines Sechſtels oder ſelbſt nur eines Zehntels in der Getreideernte die Getreidepreiſe oft um das Doppelte und bisweilen um das Dreifache in die Höhe treibt. Frankreich und England haben davon 1846 ein Beiſpiel gegeben. Man darf ſogar behaupten, daß ohne die Leichtigkeit der Verbindungen und die billige Fracht die Folgen der Mißernte damals noch weit unheilvoller geweſen wären. Darf man ſich alſo wundern, daß in Ländern, wo die Civiliſation kaum erſt Eingang gefunden hat, und wo es an Straßen, Kanälen und Eiſenbahnen mangelt, das Uebel gleich von Anfang an mit Rieſenſchritten zunimmt?

Die zweite Urſache iſt in der Ueberfülle edler Metalle zu ſuchen. Wird das Gold mit vollen Händen eingerafft, ſtatt mühſam und in winzigen Theilchen geſammelt zu werden, ſo fällt es unausbleiblich im Preiſe, obwohl die Werthverminderung des Goldes, wie des Silbers, ſich nur durch das Steigen der Waarenpreiſe kundgibt, denn der Nominalwerth des Münzzeichens bleibt wie er iſt, und nur der Curs fällt in dem Maße, wie die Quantität zunimmt, es ſei denn, daß äußere Umſtände, wie z. B. überreichliche Getreidezufuhren, das Gleichgewicht für den Augenblick wiederherſtellen.

Bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge in den auſtraliſchen Colonien wirkt dort jeder Fortſchritt in der Goldausbeutung zum Verderben des Ackerbaus und der Viehzucht. Vandiemensland, welches bisher die übrigen auſtraliſchen Colonien mit Getreide verſorgen konnte und häufig auch verſorgte, wird dieſes Jahr (1852) vielleicht nicht einmal für ſich ſelbſt davon hinreichend haben. Zu Ende 1851 waren freilich alle Anzeichen zu einer dieſes Jahr ſehr reichlich ausfallenden Ernte vorhanden; allein wie ſoll das Getreide geerntet und eingebracht werden können, auf einer Inſel, die keine Schnitter, keine Taglöhner, keine Feldarbeiter mehr hat und die ſich täglich mehr entvölkert?

Dieſe Lage iſt kritiſch, und bei jedem andern Volksſtamm als dem angelſächſiſchen, könnte man ſie verzweifelt nennen. Noch einige Monate Mangel an Arbeitskräften und man wird noch weit mehr als eine bloße Schaafſchur einbüßen; denn wenn die Heerden nicht mehr beaufſichtigt werden, ſo gehen ſie zu Grunde. Um einen Grundſtock zu bilden, auf dem die Zukunft der auſtraliſchen Landwirthſchaft beruhte, war ein Vierteljahrhundert erforderlich; und er iſt unwiderbringlich verloren, wenn nicht noch vor Ablauf des Jahres 1852 eine zahlreiche Einwanderung, nicht aus Goldſuchern, ſondern aus Leuten beſtehend, die mit der Landwirthſchaft und dem Hirtenleben vertraut oder befreundet ſind, ſtattfindet. England iſt über der Gefahr etwas ſpät erwacht, ſpart aber jetzt keine Mühe, um den Sturm zu beſchwören. Die Colonialregierung ſah mit Schrecken die Einwanderer ankommen, ſo lange ſie blos die Zahl der Goldgräber vermehrten und durch die Concurrenz die Lebensmittel vertheuerten. Sie hatte ſogar den brittiſchen Miniſter-Staatsſecretär der Colonien dringend gebeten, den Strom der überzähligen Bevölkerung nach andern Himmelsſtrichen hinzulenken zu ſuchen. Allein wenn auch in dieſem Sinne für die Aus-

wanderung auf Staatskoſten gewirkt werden konnte, ſo ließ ſich doch die freiwillige Auswanderung dadurch nicht irre machen. Nur allein von Liverpool fuhren monatlich zweitauſend Menſchen nach Sydney oder Melbourne ab. Es fehlte an Schiffen für dieſe Transporte in England, Schottland und Irland und auf den Schiffswerften hatte nie zuvor eine ſolche Thätigkeit geherrſcht.

Mittlerweile hat man jedoch erkannt, daß eine ackerbautreibende Bevölkerung es ſei, welche den auſtraliſchen Colonien in Zukunft Noth thue. Die im Norden von Schottland gelegenen Inſeln haben viel zu viele Bewohner, als daß dieſe bei der dortigen Unfruchtbarkeit des Landes auch bei angeſtrengtem Fleiß nicht darben ſollten. Wenn nun 20- oder 30,000 dieſer arbeitſamen Familien angeworben würden zum Anbau des Bodens auf Vandiemensland oder zur Abwartung der Rindvieh- und Schaafheerden in Neu-Südwales, ſo wären ſie einerſeits nicht länger eine Bürde für die brittiſche Mildthätigkeit und retteten andererſeits die auſtraliſchen Colonien. Es ſind wirklich ſchon Subſcriptionsliſten zu dieſem Zwecke in England eröffnet worden, und die Colonie ſelbſt wird ſich in den Stand geſetzt finden, dabei mitzuwirken, denn der brittiſche Miniſter-Staatsſecretär der Colonien hat dem Generalgouverneur Sir Charles Fitzroy eröffnet, daß die Regierung die aus den Abgaben für die Goldausbeutung fließenden Einkünfte der Colonialverwaltung zur Verfügung ſtelle. Gegenwärtig *) liegt im Londoner Hafen eine ganze Flotte von Handelsſchiffen bereit zur Abfahrt nach den auſtraliſchen Colonien, wohin ſie 23,000 Auswanderer und 15,000 Schiffslaſten Waaren bringen.

Die brittiſche Regierung hat dadurch, daß ſie jene Einkünfte aus dem Kronregal der Colonialverwaltung überlaſſen, der Colonie ſelbſt eine ſehr weſentliche Hülfe zugewendet, denn die Colonialeinkünfte ſind dadurch faſt verdoppelt worden. Schon die Abgabe von monatlich 1¼ Pfund Sterl. bringt, wenn man annimmt, ſie werde 8 Monate des Jahres von 60,000 Minengräbern erhoben, einen Ertrag von 18 Millionen Francs; und wenn die Abgabe obendrein auf 3 Pfund Sterl. erhöht würde, wie man, freilich unter lebhaftem Widerſpruch von Seiten der Minengräber, beabſichtigt, ſo wäre der Ertrag das Doppelte oder 36 Millionen Francs. In Ermangelung engliſcher Landbebauer, auf deren guten Willen nicht ganz ſicher zu rechnen iſt, und die auch bei der großen Entfernung ſehr bedeutende Koſten verurſachen, wäre die Einbringung einer ganzen Bevölkerung von Hindus und Chineſen am Ende noch das Beſte.

Die Goldausbeute in den genannten beiden auſtraliſchen Colonien, die wir jetzt zu beſtimmen ſuchen wollen, ſcheint im J. 1851 den Geſammtwerth von 1¼ Millionen Pfund Sterl. nicht überſtiegen zu haben, wobei man jedoch nicht vergeſſen darf, daß in der Colonie Neu-Südwales die Ausbeutung erſt gegen Mitte Mai's und in der Colonie Victoria oder Port Philipp nicht vor Ende Septembers begann. In jener Colonie waren im Januar 1852 etwa 10,000 Goldgräber in Thätigkeit, und der wöchentliche Ertrag ſchwankte zwiſchen 12- und 15,000 Unzen. Auf acht Arbeitsmonate im Jahr macht das eine Werthſumme von 31 Millionen Francs, wenn man den Goldpreis in der Colonie rechnet und von 35 Millionen nach dem Preiſe, den die engliſche Münze zahlt. Da nun

*) Das heißt, gegen Mitte Auguſt 1852, wo Herr Leon Faucher Obiges niederſchrieb.

aber die Zahl der Goldgräber ſich 1852 ſicher vermehrt haben wird, ſo läßt ſich für dieſes Jahr nach mäßiger Schätzung ein Geſammtertrag von 40 bis 50 Millionen Franrs im Werthe annehmen.

In der Colonie Victoria oder Port Philipp waren gegen Ende Decembers 1851 an 30,000 Minengräber thätig. Ihre Zahl hat ſich jedoch ſeitdem täglich vermehrt nnd man kann rrchnen, daß ſie ſich im Frühjahr 1852 bereits um 10,000 verſtärkt hatte. Die Goldgräberei iſt eine Lotterie, in der nur Wenige das große Loos gewinnen. Ein Schreiben aus Sydney vom 4. Februar 1852 ſtellt die Reſultate dieſer Induſtrie — Reſultate, welche ſelbſt durch ihre Unſicherheit und Unregelmäßigkeit etwas Anziehendes haben — folgendermaßen zuſammen: »Man rechnet, daß von zehn Spekulanten, welche die Wäſche des Goldſandes durch angeſtellte Arbeiter beſorgen laſſen, nur einer ſeine Koſten gedeckt erhält. Bei denen, die für eigene Rechnung arbeiten, iſt das Verhältniß des glücklichen Erfolges wie eins zu fünf.« Man darf ſich demnach nicht wundern, wenn die von ſo vielen Minengräbern dem Boden abgewonnenen Goldquantitäten den glänzrnden Erwartungen, welche der von Einigen unter ihnen gemachte außerordentliche Gewinn erregt hatte, nicht entſprechen. Es iſt vielleicht hoch angeſchlagen, wenn man den täglichen Durchſchnittsertrag eines Jeden der 40,000 Minengräber in der Colonie Port Philipp zu 10 bis 12 Schillingen Werth annimmt. Hiernach würden zweihundert Arbeitstage für Jeden einen Gewinn von 3000 Franes und auf das Jahr eine Geſammtausbeute zum Werthe von 120 Millionen bringen. Alſo wäre die Geſammtausbeute der Goldlager in den beiden Colonien am Schluſſe des J. 1852, für Neu-Südwales 40 Millionen und für Port Philipp 120 Millionen gerechnet, zu 160 Millionen Franes anzuſchlagen. Könnte man dabei das Progreſſionsverhältniß der californiſchen Goldausbente zum Grunde legen, ſo würde das Doppelte dieſer Ausbeute für das dritte Jahr (1853) anzunehmen ſein; allein dieſer Vorausſetzung tritt einigermaßen ſchon der Umſtand entgegen, daß im Monate März (1852), zu welcher Zeit in Neu-Südwales doch bereits faſt ein Jahr und in Port Philipp ſeit einem halben Jahr die Goldlager ſtark ausgebeutet wordrn waren, dieſe beiden Colonien zuſammen nicht mehr als für 819,000 Pf. Sterl oder 20,537,000 Frcs. von dem gewonnenen Golde nach England geſandt hatten.

Die Erträge der drei Hauptgoldländer zuſammengerechnet, ergibt ſich, daß Sibirien, Californien und die auſtraliſchrn Colonien am Schluß des J. 1852 für ungrfähr 600 Millionen Frcs. Gold auf den Markt gebracht haben werden, eine Goldmaſſe, die dem Gewichte von 175 Tonnen oder 87½ Schiffslaſten glrichkommt. Sodann iſt in Erinnerung zu bringen, daß China und Japan Gold- und Silberminen haben, die in voller Bearbeitung ſtehen, deren Ausbeute aber freilich über die Grenzrn dieſer Reiche nicht hinausgeht. Das Himalaya-Gebirge muß ebenfalls Schätze enthalten, die denen der Andenkette von Chili bis zum Oregongebiete nicht nachſteht. Auch ſcheinen die Bewohner Tibets die goldhaltigen Abflüſſe des Himalaya auszubeuten angefangen zu haben. Alle Goldminen ſind demnach dem Induſtrieſtrome nicht übergeben *) und die Erde birgt noch Schätze genug für zukünftige Geſchlechter.

*) Die Entdeckung reicher Goldlager auf der Königin-Charlotten-Inſel, an der britiſchen Nordweſtküſte Amerika's, hat ſich im Weſentlichen nicht beſtätigt; dagegen ſcheint es gewiſſermaßen

Auf mehr als 8000 Kilogrammes oder 16,000 deutſche Zoll-Pfund des Jahres kann man die Goldquantitäten nicht ſchätzen, welche Nord- und Süd-Amerika (Californien nicht mitgerechnet) jährlich liefern. In Europa liefern nur Ungarn und Siebenbürgen (denn die Goldlager am Ural ſind mehr zu Aſien zu rechnen) Gold in beträchtlicherer Quantität, nämlich jährlich an 2000 Kilogrammes oder 8000 Mark zuſammen. Aus Afrika kommen keine nennenswerthe Quantitäten und die Goldwäſchereien im indiſchen Archipel und auf der hinterindiſchen Halbinſel Malakka mögen, nach dem, was darüber bekannt, eine jährliche Ausbeute von 3- bis 4000 Kilogrammes oder 6- bis 8000 deutſche Zoll-Pfund liefern. Der Geſammtwerth der in den eben angedeuteten Ländern jährlich gewonnenen Goldquantitäten ließe ſich alſo wohl auf 40 bis 50 Millionen Frcs. annähernd ſchätzen. Dieſe in die oben genannte Werthſumme von 600 Millionen Frcs. mit eingerechnet, würden die Golderträge für das Jahr 1852 ſich folgendermaßen zuſammenſtellen laſſen:

Der Goldertrag	Californiens	zum	Geldwerthe	von	300,000,000	Francs
» »	der auſtral. Colonien	»	»	»	160,000,000	»
» »	des Ural und Altai	»	»	»	90,000,000	»
» »	aller übrigen Länder	»	»	»	50,000,000	»
			Geſammtwerth		600,000,000	Francs.

Oben haben wir geſehen, daß Californien in den vier Jahren von 1848—51 für 750 Millionen Francs Gold producirt hat. Rußland hat die jährliche Ausbeute zu 100 Millionen gerechnet, in dem nämlichen Zeitraume für 400 und die übrigen Goldländer (ohne Auſtralien) für 200 Millionen geliefert. So käme denn am Schluſſe des J. 1852 ein fünfjähriger Goldertrag zum Werthe von beinahe 2000 Millionen Francs heraus, ein Reſultat ohne Beiſpiel in der Geſchichte, indem nie zuvor das Gold aus einer ſo reichhaltigen Quelle noch in ſo vielen Strömen auf einmal gefloſſen iſt.

V.

Was werden nun die wahrſcheinlichen Folgen dieſer Goldvermehrung für die Goldländer ſelbſt und für die großen Reichthums- und Induſtrie-Mittelpunkte, wo der Werth der Dinge durch die Concurrenz beſtimmt wird und ſich zum Theil ſchon feſtgeſtellt hat, ſein? Reden wir zunächſt von den überſeeiſchen Goldländern. Gewiß iſt, daß dort der nur auf Goldausbeutung gerichtete Sinn die wahrhaft produktive Arbeit, nämlich die, welche Felder und Fluren fruchtbringend macht, bisher gehemmt und ſelbſt rückgängig gemacht hat; allein dieſer demoraliſirende Einfluß wird von keiner ſehr langen Dauer mehr

als Erſatz dafür, keinem Zweifel mehr unterworfen zu ſein, daß die Goldlager des auſtraliſchen Feſtlandes in Neuſeeland ihre Fortſetzung haben. Hr. Cargill, Inſpektor der Kronländereien in Dunedbin, iſt im Beſitz von Erzproben, die in verſchiedenen Gegenden aufgefunden ſind und den unumſtößlichen Beweis des Vorhandenſeins von Golderzen auf der ſüdlichen Hauptinſel Neuſeelands liefern.

ſein. Denn die Goldſandlager erſchöpfen ſich. Das angeſchwemmte Gold, das durch ſtarke Regengüſſe und Ueberſchwemmungen faſt bis unmittelbar zur Bodenoberfläche verbreitet worden, iſt es hauptſächlich, welches beim Goldgraben die Ausbeute liefert. Die Tauſende von Minengräbern, die ihm nachſpüren, werden es alſo durch immerwährendes Aufgraben und Umgraben der Erde bald bis auf das letzte Körnlein ausgeräumt haben. Dann bleibt nur noch das im Quarz enthaltene Gold übrig, und zu dieſem gelangt man lediglich mittelſt eines wiſſenſchaftlichen Verfahrens, welches wiederum, wie beim Silberbergbau, beträchtliche Betriebskapitalien, alſo vereinte Geldkräfte großer Aktien-Geſellſchaften erfordert. Die hiervon ausgeſchloſſenen oder zurückgewieſenen Kräfte der Einzelnen werden ſich dann nothgedrungen dem Bodenanbau zuwenden, und von den zahlloſen Einwanderern, die nach Californien und den auſtraliſchen Colonien der Goldausbeutung wegen geſtrömt ſind, wird noch eine ſehr große Menge zur Landeskultur übrig bleiben. Neben Abentheurern, die aus der Heimath fortziehen, um einem ungewiſſen Glücke nachzujagen, umſchließen die Staatsvereine der Neuzeit doch auch eine Menge armer Familien, die ſich glücklich ſchätzen werden, unter einem fernen Himmelsſtrich lohnende Arbeit oder ein, beſcheidene Anſprüche auf Behaglichkeit befriedigendes Beſitzthum zu finden.

Auch die Spanier richteten bei der Eroberung der Neuen Welt Anfangs ihr Augenmerk lediglich auf die edlen Metalle und ſchätzten Alles, was nicht Gold oder Silber war, gering; ſpäter aber bauten ſie Städte, legten Häfen an, errichteten Kirchen, bauten Getreide und zogen Viehheerden auf. Nach den Kriegern kamen die Bergleute, und nach den Bergleuten die Coloniſten; das Schwert hatte alſo dem Pfluge nur den Weg gebahnt; und was in dieſer Hinſicht im 17. Jahrhundert ſich ereignet hat, wird im 19. gewiß ſich erneuern. Mit andern Worten, Neuholland, Californien und die nordiſchen Altai-Länder werden mehr oder minder ſtark bevölkert werden. Man darf gewiß glauben, daß die Vorſehung die in den Abhängen der Gebirge und in den Tiefen der Thäler dieſer Länder angehäuften Schätze zu einem Magnet beſtimmt hat, um die überzählige Bevölkerung und den Coloniſationsgeiſt Europa's dahin zu ziehen. — Soviel was die Goldländer ſelbſt betrifft.

Was den Einfluß anbelangt, den die außerordentliche Goldfülle auf die Importations-Märkte ausüben muß, ſo iſt die erſte und jedenfalls wichtigſte Frage die, ob der relative Werth des Goldes und des Silbers ſich einer ſehr tiefgreifenden Störung ausgeſetzt finden möchte? Wir haben den wirklichen Goldertrag zu beſtimmen geſucht, und wollen nun den des Silbers auszumitteln ſuchen.

Humboldt ſchätzte die Silberausbeute im Anfange dieſes Jahrhunderts auf 870,000 Kilogrammes oder 1,740,000 deutſche Zoll-Pfund im Gewichte, alſo zum Werthe von 193 Millionen Francs. Im Jahre 1847 nahm Michael Chevalier die jährliche Silberproduktion zu 775,000 Kilogrammes (1,550,000 deutſche Zoll-Pfund), demnach zum Werthe von 172 Millionen Francs an; allein es iſt Grund vorhanden, zu glauben, daß er die Silberausbeute der mexicaniſchen Gruben, deren Werth er in die Berechnung zu 18½ Millionen Piaſter aufgenommen, zu niedrig angeſchlagen hat. In einem ſpäteren Werke über das Geldweſen ſchätzt er die geſammte jährliche Silberausbeute auf 900,000 Kilogrammes oder 1,800,000 deutſche Zoll-Pfund. Eine engliſche Zeitſchrift, Economiſt, hat ſie für 1850 zu einer Gewichtsquantität berechnet, die dem Werth von 191,772,000

Francs entſpricht. Allein die wirkliche Silberproduktion ſcheint noch beträchtlicher zu ſein, und für 1851 nicht unter 1 Million Kilogrammes (2 Millionen deutſche Zoll-Pfund), oder beiläufig 230 Millionen Francs im Werthe angenommen werden zu können. Hiervon würden geliefert haben:

Mexico	zum	Werthe	von	133,000,000	Francs
Chili	»	»	»	22,000,000	» *)
Peru	»	»	»	25,000,000	»
Bolivia u. Neu-Granada	»	»	»	12,000,000	»
Rußland u. Norwegen	»	»	»	5,000,000	»
Sachſen, Böhmen ꝛc.	»	»	»	5,000,000	»
Ungarn	»	»	»	7,000,000	»
Spanien	»	»	»	16,000,000	»
Das übrige Europa	»	»	»	5,000,000	»
			Geſammtwerth	230,000,000	Francs.

Wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir die Silberausbeute von 1852 zum Werthe von 250 Millionen Francs oder zu mehr als 1,100,000 Kilogrammes (2,200,000 deutſche Zoll-Pfund) im Gewichte annehmen.

Sonach würde der Geſammtwerth der im Jahre 1852 auf der ganzen Erde gewonnenen edlen Metalle 850 Millionen Francs betragen, nämlich der Goldwerth 600 Millionen und der Silberwerth 250 Millionen, wobei das Gewicht des Goldes ſich zu dem des Silbers wie 1 zu 6,3 verhalten würde.

Wenn wir eine allmälige Zunahme in der Silberproduktion annehmen, ſo gehen wir von keiner leeren Hypotheſe aus. Im Jahre 1843 betrug die Silberausbeute kaum 16 Millionen Piaſter im Werthe; und im Jahre 1849 belief ſich das in den mexicaniſchen Münzen gepeägte Silber auf 20 Millionen Piaſter, ohne den, wenigſtens 3 bis 4 Millionen betragenden verheimlichten Theil zu rechnen. Demnach bleiben wie allem Anſcheine nach weit unter der Wahrheit, und wahrſcheinlich wird dieſes Jahr die Ausbeute wieder die Höhe von 27 Millionen Piaſter erreichen, welche ſie 1805 unter der ſpaniſchen Herrſchaft erreicht hatte. In Chili iſt die Zunahme noch raſcher erfolgt, indem die Silberminen, welche 1841 und 1843 eine Ausbeute von reſp. 821,000 und 1,534,000 Piaſtern gaben, 1849 zum Werthe von 3,343,000 und 1850 zu dem von 4,070,000 Piaſtern lieferten.

Eine rein mechaniſche und locale Urſache wird zu dieſer Steigerung wirkſam beitragen. Bekanntlich iſt die Amalgamirmethode faſt die einzige, welche in den Silberhütten Chili's, Peru's und Mexico's zur Ausſcheidung des Silbers angewendet wird. Zur Ausſcheidung eines Centners Silbers ſind anderthalb Centner Queckſilber erforderlich. Natürlich ſind unter ſolchen Umſtänden die Queckſilberpreiſe von großem Einfluſſe auf die Silberausſcheidung. Stehen die Preiſe übermäßig hoch, ſo beſchränkt ſich die Ausbeutung auf die reichhaltigſten Silbergruben, und nur wenn ſie herabgehen, kann ſie ſich

*) Nach den, mir durch den chileſiſchen Geſchäftsträger zu Paris, Hrn. Roſalès, gütigſt mitgetheilten amtlichen Angaben hatte die Ausbeute von 1850 den Werth von 4.070.000 Piaſtern.

auch auf die minder ergiebigen Minen ausdehnen. Vor der Revolution ließ die spanische Krone das Queckſilber, deſſen Verkauf ſie als Monopol ausübte, in ſämmtlichen Niederlagen Mexiko's zu 35 bis 40 Piaſtern den Centner ab; und daher rührte die ungeheuere Ausdehnung des dortigen Silberbergbau's, ſo wenig kunſtgerecht auch das beobachtete Ausſcheidungs-Verfahren ſein mochte. Seitdem die ſpaniſche Regierung durch den zerrütteten Zuſtand ihrer Finanzen gedrängt, die Queckſilbergruben von Almaden verpachtet, haben die Pächter, welche eine ſehr hohe Pacht zahlen und lange Zeit keine Concurrenz zu fürchten hatten, die Queckſilberpreiſe unverhältnißmäßig geſteigert. Vor einigen Jahren mußte in Guanaxuato der Centner mit 150 Piaſtern bezahlt werden. Im Jahre 1850 ließ ihn ſich der Agent des Hauſes Rothſchild in der Niederlage zu Mexico mit 103 bis 105 Piaſtern, frei Veracruz, bezahlen. In Mazatlan galt er damals 120 Piaſter. In Almaden ſelbſt kommt der Centner Queckſilber 18 Piaſter zu ſtehen, und zur Ausſcheidung des Silbers in Spanien wird er zum Preiſe von 45 Piaſtern geliefert.

Mit dem Monopol wird auch der theure Preis aufhören. Spanien hat nicht mehr das Privilegium, den Silberbergwerksbeſitzern der Neuen Welt das Queckſilber zu liefern. Californien beſitzt ebenfalls ſehr reichhaltige Queckſilbergruben, deren Ausbeutung gegenwärtig mit reger Thätigkeit betrieben wird. Die nur einige Meilen von San Francisco entfernten Gruben von Neu-Almaden liefern täglich 400 Kilogrammes oder 8 Centner Queckſilber. Bei dreihunderttägiger Arbeit des Jahres macht das einen Vorrath von 120,000 Kilogrammes oder 2400 Centnern, womit wenigſtens 80,000 Kilogrammes oder 1600 Centner Silber ausgeſchieden werden können. An der Mine ſelbſt koſtet der Centner Queckſilber 25 Piaſter; frei Fresnillo, in der Nähe der reichhaltigen Silbergruben von Sombrerete, wohin das Queckſilber auf Maulthieren von Mazatlan*) geſchafft wird, ward 1850 der Centner mit 93 Piaſtern bezahlt. Die Eigenthümer der Queckſilbergruben von Neu-Almaden machen ſich anheiſchig, ihre Forderungen billiger zu ſtellen, ſobald die Preiſe des ſpaniſchen Queckſilbers niedriger ſtehen. Sie haben von dem Erzeugniß ihrer Gruben bis nach Chili geſandt, wo die Silberausbeutung einen neuen Aufſchwung genommen hat. Sie können es auch in Peru mit Vortheil abſetzen; denn das Queckſilber von Guancavelica koſtete im Auguſt 1850 in Paseo (nordöſtlich und 25 M. von Lima) 104 Piaſter der Centner. Die Queckſilbergruben von Neu-Almaden ſind nicht die einzigen, welche in Californien ausgebeutet werden. Man findet dort überhaupt an mehreren Stellen Spuren von Queckſilbererzen; aber auch jetzt noch, und noch bevor die Wiſſenſchaft alle Reichthümer dieſes Landes zu Tage gefördert hat, iſt Californien im Stande, das Queckſilber nach Verhältniß eben ſo reichlich zu liefern, wie das Gold.

Die Nachricht, daß auch in Mexico, und zwar in der Nähe von San Luis Potoſi (nordnordweſtlich und 44 M. von der mexicaniſchen Hauptſtadt), Queckſilbererzlager entdeckt worden, hat ſich durch ſpätere, im März d. J. (1852) in London eingetroffne

*) Alle dieſe Oerter gehören zu Mexico. Mazatlan iſt eine Seeſtadt am Eingange zum Meerbuſen von Californien, weſtnordweſtlich und 130 M. von der mexicaniſchen Hauptſtadt. Fresnillo liegt im Innern, öſtlich 60 M. von Mazatlan, und Sombrerete oder Sombierete liegt im Hochgebirge, nordweſtlich und 10 M. von Fresnillo.

Berichte beſtätigt. Ob es nun aber die ältern ſind, die ihrer Geringhaltigkeit wegen verlaſſen wurden, oder ob es wirklich neue Lager ſind, deren Erze, wie die von Neu-Almaden, 50 pCt. Queckſilber geben, muß die Folge lehren. Mittlerweiſe iſt der Preis des Queckſilbers im Bergdiſtrikt von Guanaruato auf 40 Piaſter der Centner herabgegangen, und erhält ſich auf einer Höhe, die zwiſchen 56 und 55 Piaſtern ſchwankt. Kurz, die Bedingungen für die Silberausbeutung haben ſich jetzt günſtiger geſtellt. Eine Erſparniß von 60 bis 70 Piaſtern auf den Centner bei den Amalgamirungskoſten wird den Unternehmungsgeiſt zu wecken nicht verfehlen.

Auf die Silberausbeutung wird nothwendiger Weiſe auch noch ein zweiter Umſtand von vortheilhaftem Einfluß ſein, und der iſt kein anderer, als eben der Goldüberfluß. Wie gering auch die durch letztern bewirkte Wertherhöhung des Silbers ſein möge, ſo wird dieſe doch immer wie ein Hebel auf die Minenarbeit wirken. Sobald das Silber in Nachfrage ſteht, werden aufgelaſſene Gruben wieder in Bau genommen, und der Bau der ergiebig gebliebenen wird um ſo eifriger betrieben werden. Wenn die, den Geldumlauf erhaltenden Silberminen gegenwärtig erſchöpft wären, und es auch keine andere Mittel und Wege zur Ergänzung des dann entſtehenden Mangels gäbe, ſo würde in einigen Jahren das Silber den Werth des Goldes erreichen, oder vielmehr das Gold würde auf die Werthhöhe des Silbers herabſinken; allein ſo lange die Silbergewinnung keine andere Grenzen hat, als das Arbeitslohn, die Maſchinenkraft und die möglichſte Billigkeit des dabei anzuwendenden wiſſenſchaftlichen Verfahrens, muß jede Zunahme in der Goldproduktion, ſofern nicht ein außerordentlicher Bedarf damit zufällig verbunden iſt, eine entſprechende Zunahme in der Silberproduktion herbeiführen. Und haben wir nicht das lebendige Beiſpiel davon ſeit 1850 vor unſeren Augen? Wer würde behaupten wollen, das californiſche Gold habe auf die Fortſchritte der Silberausbeutung in Mexico und Chili keinen Einfluß ausgeübt?

Uebrigens trägt die Goldgewinnung an ſich ſchon zur Vermehrung der Silbermaſſe bei. Die Silbererze ſind nicht immer goldhaltig, und ſelbſt die, welche am reichhaltigſten ſind, enthalten doch immer nur Goldtheilchen, dagegen ſind die Golderze ſtets ſilberhaltig, und zwar ſind es die californiſchen zum achten Theil, die ſibiriſchen zum zehnten und die neuholländiſchen zum fünften Theil. In den Golderzen der auſtraliſchen Colonien iſt alſo das Verhältniß ſo, daß auf 4 Kilogrammes (8 deutſche Zoll-Pfund) Gold 1 Kilogramme (2 deutſche Zoll-Pfund) Silber kommt. Dies iſt eine wichtige Thatſache, welche durch die chemiſche Analyſe ermittelt iſt.

Wenn nun demnach die Silberproduktion im Zunehmen begriffen iſt, ſo entſteht die Frage, ob ſich andererſeits die Goldproduktion in ihrer jetzigen Ausdehnung erhalten werde? Das dürfte nach Gründen der Wahrſcheinlichkeit zu bezweifeln ſein. In Sibirien haben, wie wir geſehen, die Goldlager ſeit 1847 an Ergiebigkeit ſich vermindert. In Californien iſt die Ergiebigkeit ſtationär geblieben, vielleicht aber ebenfalls in der Abnahme begriffen. Nur Neuholland, welches außer den ſchon in Bearbeitung genommenen auch noch unausgebeutete Goldlager hat, wird wahrſcheinlich eine ſtärkere Ausbeute als bisher liefern. Auch können neue Goldlager in andern Ländern entdeckt werden und ihre Ergebniſſe mit in die Wagſchale kommen. Wenn man ſich dies alles vergegenwärtigt, ſo neigt man ſich unwillkürlich zu dem Gedanken hin, die Goldquantitä-

ten, welche gegenwärtig jährlich zu Tage gefördert werden, möchten noch eine Reihe von Jahren hindurch ſich nicht vermindern. Allein dem ſteht entgegen, daß ſobald die Goldgräber die Geſchiebe oder angeſchwemmten Goldlager aufgeräumt haben werden, das Gold aus ſeinem, von der Natur ihm angewieſenen Ur- oder Stammſitz hervorgeholt werden muß, und dazu gehören regelrechte bergmänniſche Arbeiten, welche einerſeits weit weniger Ausbeute liefern und andererſeits Betriebskapitalien und ein wiſſenſchaftliches Verfahren vorausſetzen.

In einer 1848 in der k. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London vorgeleſenen Abhandlung machte Sir Roderik Murchiſon bemerklich, daß die Hauptgoldniederlagen ſich in goldhaltigen Trümmergeſteinen befänden, und von den in Quarzfels eingeſprengten Adern ſich keineswegs die nämliche Ergiebigkeit erwarten ließe. Dieſe Anſicht hat ſich durch die in Californien bis jetzt gewonnenen Reſultate als vollkommen richtig ausgewieſen. Wir geben in dieſer Beziehung folgendes, aus San Franciſco, vom 4. April 1852 datirtes Schreiben eines Bergbeamten, der die verſchiedenen californiſchen Goldlagerſtätten und Diſtrikte bereiſ't hatte, hier wieder:

„Ich theile Ihnen die Reſultate der mit Quarzfels-Bruchſtücken angeſtellten Verſuche mit. Zu jedem Verſuche ſind drei Tonnen Quarz genommen, und nachdem das Geſtein zu Staub zermalmt, iſt die Maſſe ſorgfältig amalgamirt worden. In Bath-County, zwiſchen dem Yuba und dem Federfluſſe, wurden fünf Verſuche mit eben ſo vielen Goldquarzadern angeſtellt. Nr. 1 lieferte Gold zum Werthe von 3 Dollars 53 Cents auf die Tonne; Nr. 2 zum Werthe von 9¼ Dollars, Nr. 3 zu dem von 11 Dollars, Nr. 4 ebenſoviel, und Nr. 5 zum Werthe von 17 Dollars. In Nevada-County wurden Verſuche an vier verſchiedenen Stellen gemacht: Nr. 1 lieferte zum Werthe von 15 Dollars auf die Tonne; Nr. 2 lieferte kaum einige Goldtheilchen, Nr. 3 zum Werthe von 14 Dollars (dieſe Mine, zu deren Anbau eine Aktiengeſellſchaft ſich gebildet hatte, iſt jetzt verlaſſen), und Nr. 4 lieferte zum Werthe von 59 Dollars; dieſe Ader hat bei ihrer außerordentlichen Reichhaltigkeit den Eigenthümern ſchon beträchtlichen Gewinn getragen. In Eldorado-County lieferten drei verſchiedene Adern nicht über den Werth von 17 Dollars auf die Tonne; jedoch eine vierte war eben ſo reichhaltig wie Nr. 4 in Nevada-County. In Mariposa-County lieferten unter acht Adern drei kaum ein Ergebniß von 3 bis 7 Dollars Goldwerth auf die Tonne; drei andere lieferten zum Werthe von 7 bis 20, die ſiebente zum Werthe von 24 und die achte zu dem von 38 Dollars. Zur Bearbeitung der beiden letztern hatten ſich Unternehmungsluſtige eingefunden. Keine dieſer Minenbearbeitungen erfordert mehr Orts- und Sachkenntniß oder ein größeres Betriebskapital als der Bergbau auf goldhaltige Quarzadern überhaupt. Eine gute Ader, die z. B. 36 Dollars Goldwerth auf die Tonne Erz liefert, kann bei mäßigen Anſprüchen als befriedigend angeſehen werden. Hin und wieder gibt es noch weit reichhaltigere; allein von allen in Californien errichteten Pochmühlen iſt, glaube ich, nicht der dritte Theil bei Minen im Gebrauch, welche bei einigermaßen fortgeſetzter Arbeit für 30 Dollars Goldwerth auf die Tonne liefern. Auch iſt die Hälfte dieſer Arbeiten eingeſtellt.“

Nach dem vorſtehenden Berichte alſo müßte eine Goldquarzader, um ergiebig genannt werden zu können, 36 Dollars an Goldwerth auf die Tonne liefern. Dem Gewichte nach wären das 55 Grammes auf 1000 Kilogrammes, oder 5½ Theile Gold

auf 100,000 Theile Quarz. Das Eiſenerz liefert 10 bis 15 pCt. Metall, und die Eiſengewinnung erfordert bei weitem weniger Arbeit und Koſten als die Goldgewinnung. In Neuholland hat man zwar, nach der mit einigen Unzen Quarz von Ophir angeſtellten Analyſe, Anfangs die Vermuthung gehegt, die Tonne Erz müſſe für 1100 Pfund Sterl. Gold liefern; allein dieſe, mit einer ſo äußerſt geringen Quantität gemachten Verſuche verdienen keine weitere Beachtung. Allerdings werden auch in Neuholland die Minengräber zu den Goldquarzadern zuletzt ihre Zuflucht nehmen müſſen, aber daß dieſe Adern weit ermunterndere Reſultate als die californiſchen liefern ſollten, iſt nicht wahrſcheinlich.

Der außerordentliche Goldüberfluß der Gegenwart trägt alſo nicht die Zeichen der Dauer an ſich. Es iſt ein plötzliches Hereinbrechen, womit wir es zu thun haben; nicht aber handelt es ſich, ſoweit man bis jetzt darüber urtheilen kann, um die Herrſchaft eines Metalls, welches ein anderes verdrängt hat. Nichtsdeſtoweniger würde, ohne den Aufſchwung, den die Silberminen zu nehmen ſcheinen, eine ſehr bedeutende Werthverminderung des Goldes im Verhältniß zum Silberwerth unfehlbar eintreten. Verſchiedene Nebenurſachen haben ebenfalls dazu beigetragen, oder werden dazu beitragen, die Wirkungen einer ſolchen Ueberfluthung zu neutraliſiren.

Zu wiſſen, wie groß die Quantitäten ſind, welche die jährliche Produktion der edlen Metalle liefert, daran liegt wenig, wenn man nur ungefähr weiß, in welchem Verhältniſſe ſie ſich auf die beiden Halbkugeln vertheilen. Das Silber bedingt einen geregelten Handel, und, aus Quellen herrührend, welche ſchon ſeit langer Zeit geöffnet ſind, wird es in Europa beinahe ausſchließlich gegen Erzeugniſſe des Bodens oder der Induſtrie ausgetauſcht. Das californiſche Gold dagegen, ein unerwarteter, in einem neuen Lande plötzlich auftauchender Reichthum, iſt zunächſt von den Bedürfniſſen der Lokalcirculation in Anſpruch genommen worden; denn eine, mitten in Wildniſſen ſich bildende neue Staatsgeſellſchaft mußte nothgedrungen das Tauſchmittel der Geldmünze baldmöglichſt bei ſich einzuführen bemüht ſein. Nachdem der Bedarf Californiens befriedigt war, kam der der Staaten an die Reihe. Die Ver. Staaten hatten ſchon ſeit einigen Jahren daran gearbeitet, die edlen Metalle wieder in den Geldumlauf bei ſich zu bringen; und das aus Californien eingeführte Gold trug mächtig dazu bei, dieſe Operation zu bewerkſtelligen. Silbergeld circulirt nur in verhältnißmäßig geringen Quantitäten, wenigſtens was die Dollarsſtücke oder harten Piaſter betrifft, in der nordamerikaniſchen Union. Es werden dort hauptſächlich nur 20-, 10- und 5-Dollarsſtücke in Golde und ſelbſt Golddollars geprägt. Von 400 bis 500 Millionen Francs im Werthe, die in den drei erſten Jahren (ſeit der californiſchen Goldausbeutung) ſich anſammelten, ſind kaum 70 oder 75 Millionen nach Europa verſandt worden. Die Verſendungen von 1851 ſind freilich ſchon merklicher geweſen; denn nach den Angaben nordamerikaniſcher Blätter über die aus den Häfen von New-York und Neuorleans verſendeten Goldquantitäten, hat Europa im genannten Jahr zum Werthe von 200 Millionen Francs erhalten.

Man gelangt zu dem nämlichen Reſultate, wenn man andere Thatſachen damit zuſammenhält. Die Londoner Münze, welche durchſchnittlich für 2 Millionen Pf. Sterl. Goldſtücke prägt, und 1850 deren nur für 1,492,000 Pf. Sterl. geprägt hatte, lieferte 1851 nicht weniger als zum Betrage von 4,200,000 Pf. Sterl. oder von mehr als 105 Millionen Francs, und hiervon mußte die Hälfte jedenfalls aus californiſchem

Golde geſchlagen ſein. In demſelben Jahre prägte die Pariſer Münze Goldſtücke zum Belaufe von 269.709,570 Francs, davon beinahe 100 Millionen an umgeprägten niederländiſchen Wilhelmsd'ors. Bringt man nun noch die in Deutſchland geprägten Goldmünzen, die freilich nur auf ein verhältnißmäßig geringes Quantum ſich beſchränken, mit in Anſchlag, ſo kommt wieder die ungefähre Werthſumme von 200 Millionen Francs für das aus Californien ſtammende Gold heraus. Im erſten Quartal des laufenden Jahres (1852) hat die Pariſer Münze nicht mehr als für 14 Millionen Francs Goldmünzen geprägt; hiernach zu urtheilen, würde alſo anzunehmen ſein, daß die Einfuhr jenes Goldes dieſes Jahr geringer wäre als voriges Jahr.

Die auſtraliſchen Colonien ſenden regelmäßig ſehr große Quantitäten Gold nach England; indeß einen Theil von dem, was ſie in Goldſtaub oder Goldkörnern hinſenden, erhalten ſie in gemünztem Golde wieder. Um die Mitte dieſes Jahres (1852), alſo zu einer Zeit, wo England noch kaum zum Werthe von 800,000 Pf. Sterl. aus Sydney oder Melbourne erhalten hatte, gingen mehrere Schiffe von London dahin ab, mit 200,000 Pf. Sterl. gemünzten Goldes befrachtet. Beträchtliche Summen werden dahin auch in der Form von Silberzeug und Schmuckſachen ausgeführt werden. Je höher der Reichthum dieſer Colonien ſteigt, um ſo mehr werden ſie Gold in ihren Geldumlauf bringen und auf Luxusgegenſtände verwenden. Das Produktionsland iſt unfehlbar immer das erſte, welches von dem Erzeugniſſe am meiſten verbraucht.

Uebrigens, ſo ſtark der Goldzufluß auf dem Londoner Markte auch iſt, ſo wurde doch gegen Mitte Juni's 1852 für das auſtraliſche Gold noch 4 Pf. 2 Sch. Sterl. die Unze gezahlt. Dieſer hohe Preis erklärt ſich durch den Bedarf des europäiſchen Continents. Europa zählt über 250 Millionen Einwohner, und kaum die Hälfte derſelben iſt hinreichend mit Metallgeld verſehen. Die bei den civiliſirten Nationen circulirenden Metallmünzen müßten in der That um mehrere Millionen Francs vermehrt werden, wenn überall eine ſo ſtarke Baarſumme im Umlaufe ſein ſollte, wie z. B. in Frankreich, England, den Niederlanden und der Schweiz. Es iſt eine bekannte Sache, daß nur die gewerbfleißigen Völker viel Gold und Silber nöthig haben, eben weil nur ſie viele Geſchäfte machen. Ueberreichliche Produktion bedingt und erheiſcht überreichliches baares Geld. Freilich muß der effektive Beſtand des Reichthums dem ihn kundgebenden und verfügbar machenden Zeichen vorhergehen, zugleich läßt ſich aber auch nicht läugnen, daß die Circulation der edlen Metalle zum Reichthümerſammeln in hohem Grade anſpornt: ſie wirkt wie die Transportmittel, welche dadurch, daß ſie Ausgangskanäle öffnen und den Abſatzmarkt erweitern, den Erzeugniſſen einen um ſo höhern Werth verleihen. Das halbe Europa treibt einen mittelmäßigen Handel und zieht nur einen geringen Nutzen von ſeinen natürlichen Hülfsquellen; es hat weder Induſtrie noch Credit, noch viel klingende Münze im Umlaufe. Um alſo auch hier die Metallcirculation mit der in den europäiſchen Haupthandelsſtaaten auf gleiche Höhe zu bringen, müßten die Schätze Sibiriens, Auſtraliens, Nord- und Südamerika's noch viele Jahre über Europa ſich ergießen.

Die Seltenheit des Goldes hatte deſſen Prägung, namentlich in Frankreich, auf größere Goldſtücke beſchränkt. Seit es aber reichlicher geworden iſt, werden hier auch Zehnfrankenſtücke geprägt, die ſehr geſucht und ein bequemes Zahlungsmittel ſind. Sie ſcheinen beſtimmt zu ſein, einen Theil des Silbergeldes zu erſetzen, der unnützer Weiſe die leichte

Circulation hindert. Man hat berechnet, daß die Bankbillets von 200 und 100 Francs eine Erſparung von mehreren hundert Millionen in der Verwendung der edlen Metalle bewirkt haben. Andererſeits werden nun die Zehnfrankenſtücke einen Theil des überflüſſigen Goldes in den Geldumlauf bringen und das Silbergeld darin vermindern. Die Nachfrage nach Silber wird alſo deſſen im Umlaufe befindliche Quantität um ſo viel vermindern, als ſie die des Goldes vermehren wird. Die täglichen Baarzahlungen werden dadurch ebenſo an Erleichterung, wie an Sicherheit gewinnen: das Silbergeld bildet dann die Ausgleichungsmünze des Goldes und das Gold die Ausgleichungsmünze der Bankbillets. Dieſe Einrichtung eben beſteht in England, wo das Silbergeld in ſo geringen Quantitäten circulirt, daß die Londoner Münze, welche 1850 für 1,492,000 Pfund Sterl. Goldmünzen prägte, gleichzeitig nicht mehr als für 130,000 Pfund Sterl. neugeprägtes Silbergeld lieferte. Dies ſind 3,260,000 Francs an Werth, und die franzöſiſche Münze prägte im nämlichen Jahre 86 Millionen Francs Silbergeld.

Man darf nicht vergeſſen, daß auch die der Civiliſation des Chriſtenthums nicht angehörenden Völker ihren Antheil bei der Vertheilung der edlen Metalle in Anſpruch nehmen. Die Chineſen haben ſchon vor langer Zeit peruaniſches und mexicaniſches geprägtes Gold und Silber für ihre Seidenwaaren erhalten, und durch den Handel oder die Arbeit das auf den Sunda-Inſeln erzeugte Gold an ſich gezogen. Dieſes betriebſame Volk hat ferner nicht minder wie europäiſche Nationen ſein Contingent von Handelsleuten und Minengräbern auf den Goldlagerſtätten Californiens und Neuhollands geſtellt. Ein Theil des californiſchen Goldes hat bereits den Weg nach China genommen; jedoch ſcheint das auſtraliſche Feſtland beſſer gelegen, um die öſtlichen und ſüdlichen Länder Aſiens mit edlen Metallen zu verſorgen. Dort wird aber das auſtraliſche Gold als todtes Kapital angelegt; denn wenn die nach Europa in den Verkehr gebrachten edlen Metalle gewiſſermaßen ſtets oben ſchwimmen und nach einiger Zeit wenigſtens theilweiſe ſich wiedereinfinden, ſo kehren dagegen die, welche nach China, Indien, oder nach Afrika geſandt werden, nie wieder von dort zurück, denn dort kommen ſie nicht in den Verkehr, ſondern zum Verbrauch.

Nichts möchte geeigneter ſein, die wegen der ſtarken Goldzufuhr beunruhigten Gemüther wieder zu beruhigen, als die faſt grenzenloſe Ausdehnung des Marktes. Welches civiliſirte oder nicht-civiliſirte, ackerbau- oder gewerbtreibende Volk betheiligt ſich heutzutage nicht bei der Handelsbewegung? Die Millionen, die den Bergwerken der Andenkette abgewonnen werden können, was wollen ſie ſagen gegen die Millionen, welche die auf dem Erdboden durch die Arbeit geſchaffenen Kapitalien repräſentiren? Es bedürfte einer mehr als fünfundzwanzigjährigen Ausbeute, wie diejenige, welche die Goldwäſchereien des Altai, Californiens und der auſtraliſchen Colonien zuſammen liefern, um eine Goldſumme aufzubringen, die dem jährlichen Einkommen auch nur von England gleichkäme. Dieſe unerwartete Ausbeute an edlen Metallen hat ſich einem gemeinſamen Fonds angeſchloſſen, der nicht mehr die Armuth, ſondern der Reichthum iſt, und kann weder von tiefgreifender noch dauernder Einwirkung auf die unberechenbare Werthmaſſe ſein, die in der Welt vorhanden iſt.

Zudem hebt Europa das Gold und das Silber nicht etwa wie Reliquien auf. Die Geldmünzen nützen ſich durch den Gebrauch bis zu dem Grade ab, daß ſie von Zeit zu

Zeit umgeſchmolzen werden müſſen, wo dann der hierbei entſtehende Verluſt der Geſellſchaft zur Laſt fällt. Der Gebrauch von Gold- und Silbergeſchirr, der Goldſchmidtsarbeiten und Schmuckſachen erweitert ſich ebenfalls täglich, wie der Horizont der Mittelklaſſen. Die Werkſtätten Frankreichs, Englands, Deutſchlands und der Schweiz fabriziren dergleichen für die ganze Welt. Engliſche Statiſtiker haben den Ausfall, der durch das Abnutzen der Münzen, Unglücksfälle zur See und Verſendungen zu todter Hand in den Gold- und Silbervorräthen der Ver. Staaten und Europa's entſteht, auf mehr als 125 Millionen Francs jährlich geſchätzt. Wenn man nun auch dieſe Schätzung für zu hoch halten ſollte, ſo könnte man dieſen Verluſt doch immer zu 75 Millionen anſchlagen. Das auf Luxusgegenſtände jährlich verwendete Gold und Silber wird von Jacob auf 148 Mill. Francs im Werthe geſchätzt und dabei iſt das in den Ver. Staaten zu ſolchen Dingen verwendete Quantum nicht mitgerechnet. M'Culloch, der die Ver. Staaten in Rechnung bringt, bleibt bei 150 Millionen ſtehen. Jedenfalls kann man ohne Uebertreibung 125 Millionen annehmen, da ſchon Frankreich allein zum Werthe von 30 Millionen auf dergleichen Gegenſtände verwendet. Jene 75 Millionen hinzugerechnet, werden alſo jährlich edle Metalle zum Werthe von 200 Millionen Francs dem Verkehr entzogen, und die Goldquantität, welche auf dieſe Weiſe abſorbirt wird, mehrt ſich mit jedem Tage.

Was iſt von der aus Peru und Mexico während eines dreihundertjährigen Zeitraumes bezogenen ungeheuren Gold- und Silbermaſſe in Europa noch übrig geblieben? Die im Verkehr befindlichen edlen Metalle machen kaum ſo viel aus, wie die Gold- und Silberminen ſeit fünfzig Jahren geliefert haben. Die 30,000 Millionen, welche Amerika von der ſpaniſchen Eroberung an bis zum Anfange dieſes Jahrhunderts nach Europa geliefert hatte, ſind beinahe ſchon gänzlich verſchwunden. Man möchte ſagen, die edlen Metalle verflüchtigen ſich, ſobald ſie von der Induſtrie berührt werden. Frankreich prägt eine große Quantität Gold und Silber zu Münzen; allein das gemünzte Gold bleibt hier nicht, ſondern geht großentheils immer wieder zum Lande hinaus. So ſind während des zwölfjährigen Zeitraums von 1840 bis 1852 123,012 Kilogrammes (246,024 deutſche Zoll-Pfund) Gold in Frankreich ein- und dagegen 71,217 Kilogrammes (142,434 deutſche Zoll-Pfund) ausgeführt: die Mehreinfuhr betrug demnach 52,595 Kilogrammes oder im Geldwerth 181,138,000 Francs, folglich im Durchſchnitt 15 Millionen Francs jährlich. In Schmuckſachen, Goldarbeiten und Vergoldungen wird in Frankreich jährlich an Gold mehr verbraucht, als dieſe Summe ausmacht und das Fehlende von den im Lande gebliebenen Goldmünzen genommen, daher der hohe Goldcours auf dem franzöſiſchen Markte. Jene Durchſchnittsſumme von 15 Millionen würde ſich freilich um mehr als die Hälfte verringern, wenn das Jahr 1851, wo die Goldeinfuhr die Goldausfuhr um 34,503 Kilogrammes überſtieg, mit in Anſchlag gebracht würde; allein dieſer Fall bildet eine Ausnahme von der Regel und kann daher hierbei nicht berückſichtigt werden. Es bleibt ohnehin wenig genug im Lande. Das Gold wandert von dem franzöſiſchen Markte nach dem Londoner. Die Bank von Frankreich, deren Baarvorrath an Golde ſich 1851 auf den Werth von ungefähr 100 Millionen Francs belief, hatte um die Mitte des Jahres 1852 davon nur noch zum Werthe von 15 bis 20 Millionen. Sodann iſt auch das gemünzte Gold, welches in Paris ſehr häufig vorkommt, in den Provinzen nur ſelten anzutreffen.

In dem genannten zwölfjährigen Zeitraume von 1840 bis 1852 hat der franzöſiſche Handel 10,175,312 Kilogrammes Silber eingeführt und 3,688,279 Kilogrammes davon ausgeführt. Die Mehreinfuhr von 6,487,053 Kilogrammes (12,974,106 deutſche Zoll-Pfund) macht eine Summe von 1430,125,943 Francs im Ganzen oder von 119,157,162 Francs aufs Jahr aus. Rechnen wir nun, daß die Luxusbedürfniſſe jährlich für 15 Millionen hinwegnehmen und die Münzabnutzung einen Ausfall von 10 bis 12 Millionen bewirkt, ſo würde der franzöſiſche Silbergeld-Vorrath ſich dennoch ſeit 1840 um nicht weniger als 1100 Millionen vermehrt haben. Dies läßt in dem franzöſiſchen Geldverkehr der Goldzunahme wahrlich einen weiten Spielraum. Würde auch fortan die Goldeinfuhr die Ausfuhr um die Werthſumme von 200 Millionen Francs jährlich überſteigen, ſo wären doch, bei dem angeſammelten Vorrathe von 1100 Millionen und bei dem jährlichen Ueberſchuſſe von 80 bis 90 Millionen rückſichtlich der Einfuhr und der Geldabnützung, wenigſtens zehn Jahre erforderlich, um das Gleichgewicht zwiſchen den beiden Metallen, wie es 1840 war, wiederherzuſtellen.

Es gibt nichts Gewagteres, als Vorherverkündigungen oder Vorherbeſtimmungen, mögen ſie noch ſo wenig abſprechend ſein, in Allem, was den Gold- und Silberhandel betrifft. Die Schärfe, welche die Staatswirthſchaftskunde in die Beobachtung der Thatſachen bringt und die Genauigkeit der Berechnung können Erſcheinungen nicht beikommen, die von unzähligen Urſachen abhängen; allein füglich darf man, mit Bezugnahme auf den Umſtand, daß das Gold, ungeachtet der zunehmenden Einfuhr und ungeachtet deſſen, daß es in mehreren Ländern von dem Geldverkehr ausgeſchloſſen worden iſt, dennoch eine Courserhöhung erfährt, annehmen, daß das zwiſchen dem Golde und dem Silber in verſchiedenen Ländern geſetzlich feſtgeſtellte Verhältniß, wenn überhaupt, doch wenigſtens vor Ablauf mehrerer Jahre nicht werde geſtört werden.

Als die durch die große Goldmaſſe Californiens geweckten Beſorgniſſe den höchſten Grad erreicht hatten, wurden mehr oder minder ſchroffe Maßregeln in Vorſchlag gebracht. So gab es in Frankreich Manche, welche der Meinung waren, die Regierung müſſe die jährlich gemünzten Goldquantitäten auf ein gewiſſes Maß beſchränken. Allein dieſe Maßregel würde im Fall einer Werthverminderung nur ſehr unvollſtändig ihren Zweck erreicht haben; denn die eingeführten und in Goldſtangen aufbewahrten Quantitäten hätten ſich darum nicht minder vermehrt. Andere ſprachen von einer Abänderung des Legalverhältniſſes, was jedoch keinen Zweck gehabt hätte, ſo lange das Gold Agio erhält. Wenn das Gold eine Werthverminderung erlitten hat, ſo würde die Maßregel gefährlich ſein, bevor nicht dieſe Werthverminderung in beträchtlichem Grade und auf längere Zeit ſich wirklich herausgeſtellt hat; iſt ſolches aber wirklich der Fall, ſo bleibt freilich nichts anderes zu thun übrig.

Es bliebe alſo noch die Herabſetzung des Goldmünzwerthes. Gewiß iſt keine Grundlage rationaler und ſicherer für den Verkehr als die Einheit des Münzverhältniſſes. In Wirklichkeit hat in allen Ländern, wo ſowohl Gold- wie Silbergeld ſeinen geſetzlichen Münzfuß hat, die eine Münzſorte gegen die andere ſtets ein mehr oder minder höheres Werthverhältniß und figurirt bei Zahlungen entweder nur als Ausgleichungs- oder als bequemeres Zahlungsmittel. Vernunftgemäß iſt es ſchon ſehr viel, daß man den Sachwerth den Werthveränderungen des als Werthzeichen angenommenen Metalles unter-

wirft, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, die Ungewißheit dadurch zu vermehren, daß beiden Metallen die effektive Geldeigenſchaft beigelegt wird. Von dieſem Grundſatze ausgehend, würde nur noch zu unterſuchen ſein, welches der beiden Metalle in einer gegebenen Zeit am wenigſten einer Werthverminderung unterworfen ſein möchte. Vor der Entdeckung der californiſchen Goldlager dürfte dies bei dem Silber kaum zu erwarten geweſen ſein. Aber auch jetzt noch ſcheint der Stand der Dinge weſentlich der nämliche geblieben zu ſein; wenigſtens iſt dieſe Anſicht ſo ziemlich vorherrſchend.

Hiezu kommt noch, daß es in allen Ländern mit doppelter Geldart nicht gleich leicht iſt, ohne Uebelſtände eins der beiden edlen Metalle vom dortigen Geldumlaufe auszuſchließen. Das von dem Königreiche der Niederlande gegebene Beiſpiel hat gezeigt, daß, wenn das Gold ſeinen Character als geſetzmäßige Münzart verliert, es nicht die geringſte Ausſicht mehr hat, als gangbare Münzſorte irgendwo noch zugelaſſen zu werden. Die Goldmünze in Verruf erklären und ſie vom Geldmarkte ausſchließen, iſt eins und dasſelbe. Freilich eine Handelsnation, wie die niederländiſche, welche ſich völlig frei bewegen kann, und ein Gewerbe daraus macht, nicht nur ihre eigenen Erzeugniſſe, ſondern auch diejenigen anderer Länder nach allen Meeren und Welttheilen zu ſchaffen; wenn, ſagen wir, eine ſolche Nation auf eins ihrer Tauſchmittel verzichtet, ſo führt das für ſie eben keine große Gefahren herbei. Außerdem könnte England, welches den Welthandel in Händen hat, es ohne erheblichen Schaden thun; obwohl es für den Augenblick keineswegs geneigt ſcheint, das von Holland gegebene Beiſpiel nachzuahmen. Frankreich aber könnte nur im Fall einer dringenden Nothwendigkeit zu einer ſolchen Maßregel ſchreiten, welche dagegen unter ſeinen jetzigen Verhältniſſen eine gänzliche Störung in ſeinen auswärtigen Beziehungen herbeiführen und ſeine weſentlichſten Intereſſen gefährden würde.

Der franzöſiſche Handel liegt in den Feſſeln des Schutzſyſtems. Ohne von den, den franzöſiſchen Zollgeſetzen eben nicht zur Ehre gereichenden direkten Verboten zu reden, ſind faſt alle die Zölle, welche auf den Hauptconſumtionsartikeln laſten, nichts anderes als indirekte Verbote. Demnach kann der franzöſiſche Handel in Austauſch für die ins Ausland verkauften franzöſiſchen Erzeugniſſe nur Rohſtoffe zurückbringen. Selbſt das Guß- und Stangeneiſen, das erſte Material jeder Induſtrie, iſt mit mehr als 100 pCt. des Werthes belaſtet. In Ländern, die eine wahrhafte Handelsgeſetzgebung haben und wo die Zölle nur eine Steuer ſind, halten die Einfuhren und Ausfuhren ſich gegenſeitig das Gleichgewicht. In Frankreich dagegen, wo man aus den Zöllen eine Schranke zur Hemmung des Austauſches hat machen wollen, überſteigt der Werth der Exportwaaren ſtets den der Importwaaren. So hatte z. B. 1850 die Einfuhr zur See einen Werth von 790 Millionen, die Ausfuhr zur See aber den von 1068 Millionen Francs, es waltete alſo zwiſchen jener und dieſer ein Unterſchied von 278 Millionen Francs ob. England und die Ver. Staaten Nordamerika's erhalten allein an franzöſiſchen Waaren für 236 Millionen Francs mehr, als ſie in Erzeugniſſen nach Frankreich ſenden. Da nun die Nationen, mit denen Frankreich im Handelsverkehr ſteht, nicht durchgängig Waare gegen Waare austauſchen können, ſo müſſen ſie begreiflicher Weiſe das Fehlende mit Gold oder Silber decken, daher iſt es auch erklärlich wie in dem Einfuhrverzeichniß von 1850, welches übrigens in dieſer Hinſicht nicht einmal ganz vollſtändig iſt, 220 Millionen Francs in baarem Gelde haben aufgeführt werden können.

So lange in Frankreich das Schutzzollſyſtem herrſcht, ſcheint es unmöglich, dem Golde ſeine Münzeigenſchaft entziehen zu können. Denn das hieße dem franzöſiſchen Handel ein unentbehrliches Tauſchmittel rauben. Man würde ihm auf dieſe Weiſe allen Verkehr unterſagen mit denjenigen Nationen, welche das, was ſie kaufen, nur in Golde bezahlen können, oder die an Frankreich nur Erzeugniſſe zu verkaufen haben, deren Einfuhr der franzöſiſche Zolltarif verbietet. Das Gold fließt nur den Ländern zu, wo es einen Markt findet, und einen Markt findet es nur da, wo es beides, Waare und Münze zugleich iſt. Ein Agio von $^1/_0$ pro Mille iſt heutzutage hinreichend, um dem Strom der edlen Metalle eine andere Richtung zu geben. Dieſer Umſtand darf bei der Münzgeſetzgebung nie außer Acht gelaſſen werden.

Im Grunde iſt die mit ſo großem Lärm angekündigte relative Werthveränderung des Goldes und Silbers in dieſem Augenblicke nichts weniger als nahe bevorſtehend. Wenn irgend eine Umwälzung der Art droht, ſo iſt es vielmehr eine gleichzeitige und beiden Metallen gemeinſchaftliche Werthverminderung. Vorſichtige begnügen ſich nicht damit, dieſe Beſorgniß zu äußern, ſondern ſuchen ſich auch im Voraus gegen ungünſtige Wechſelfälle, welche die Zukunft bringen kann, zu ſichern. Dies iſt eine der Urſachen, weßhalb die Eiſenbahnactien und das Grundeigenthum jetzt ſo geſucht ſind. Andererſeits erklärt ſich dadurch auch die relativ geringe Theilnahme, welche, ich will nicht ſagen, die Spekulanten, aber doch die Kapitaliſten den Staatsrenten zuwenden. Man fürchtet ſich, Kapitalien da anzulegen, wo alles fixirt bleibt, Kapital und Zinſen. Und in der That würden grade die Staatsgläubiger am meiſten darunter leiden, wenn das Geld eine Werthverminderung erlitte, wogegen die Eiſenbahnactionäre immer die Ausſicht auf eine Steigerung ihres Einkommens und die Grundeigenthümer die auf eine Vermehrung ihres Kapitals, je nach dem Verhältniſſe, in welchem der Goldwerth ſich verminderte, behielten.

Bei dieſen Auseinanderſetzungen und Muthmaßungen bin ich weit entfernt, mich für einen Propheten ausgeben zu wollen, ſondern beſchränke mich lediglich darauf, auf einige Anzeichen des Standes der Dinge hinzuweiſen. Die Gefahr, mag ſie nun wirklich vorhanden ſein oder nicht, iſt gewiß nicht nahe bevorſtehend. Nehmen wir die franzöſiſchen Bankbillets: wie ſtark ſind ſie bei ihrer ſoliden Grundlage in Frankreich verbreitet, und ſie müßten demnach im Geldverkehr die nämliche Wirkung hervorgebracht haben, wie eine beträchtliche Vermehrung des baaren Geldes. Allein der Waarenwerth hat dadurch keine Veränderung erlitten. Ebenſo läßt ſich mit Fug und Recht annehmen, daß Gold- und Silber-Ueberfluß ſo wenig mit Gewalt wie an Einem Tage bewirken werde, was der Ueberfluß an Bankbillets nicht bewirkt hat.

Der ſtarke Zufluß an edlen Metallen iſt in gewiſſer Beziehung als ein providentielles Ereigniß bei dem europäiſchen Revolutionszuſtande anzuſehen. Der Credit war verſchwunden oder ſtockte faſt überall zwiſchen den Stürmen von geſtern und denen, die morgen zu erwarten waren. Die Geſchäfte ruhten oder wurden nur gegen Baarzahlung gemacht. Man war wieder auf den Zuſtand des Mißtrauens und der Verlegenheiten zurückgekommen, der in den Geſellſchaften die erſten Schritte des Geſchäftsverkehrs bezeichnet. Nur das vollauf cirrulirende Metallgeld konnte noch ein wenig Bewegung und Wärme unterhalten. Will man den Beweis davon haben? Die Mehreinfuhr an Baarſummen gegen die Geldausfuhr betrug in Frankreich vor 1848 durchſchnittlich 80 bis 100

Millionen Francs, aber in jedem der Jahre 1848 und 1849 betrug ſie plötzlich nahe an 300 Millionen. Das baare Geld hat in dieſen unruhigen Zeiten die Handelseffekten erſetzt und alle Valuten aufrecht erhalten; allein in Zeiten der Ruhe und des Vertrauens wo es nicht allein herrſcht, ſondern mit Banknoten und Handelspapieren im Verkehr concurrirt, richtet ſich das Gold- und Silbergeld nach den Verhältniſſen der Geſchäftsbewegung.

Man darf ſich alſo weder entmuthigen, noch zu überſpannten Ideen hinreißen laſſen: die Welt befindet ſich gegenwärtig weder an der Schwelle eines Eldorado noch am Vorabende einer Sündfluth. Diejenigen, welche Gold und Silber für abſoluten Reichthum halten, den Ueberfluß des Geldes mit dem des Kapitals vermengen und zuverſichtlich behaupteten, das von Californien eingebrachte Gold werde eine Herabſetzung des Zinsfußes herbeiführen, müſſen bedenken, daß der Zinsfuß durch das Vertrauen und daß das Vertrauen durch die in der Staatsgeſellſchaft beſtehende Ruhe und Ordnung bedingt wird. Californien ſelbſt hat es übernommen, ihre Täuſchungen nachzuweiſen, denn in dieſem, ſo zu ſagen, im Golde ſchwimmenden Lande iſt der Zinsfuß bis auf 8 pCt. monatlich geſtiegen. Diejenigen dagegen, welche beim Anblick der ſchwerbeladenen neuen Gallionen nur von Kataſtrophen und Verderben träumen und zu verſtehen geben, der Augenblick werde kommen, wo die Bank von Frankreich alle ihre Billets einlöſen werde, blos um ſich ihres Goldes zu entledigen, dürfen nicht vergeſſen, daß ſie es bis auf dieſe Stunde ohne Anſtand kauft, ſogar mit einem Aufgelde über den Legalwerth und daß der Goldhandel bisjetzt noch Niemand zu Grunde gerichtet hat.

Die nordamerikaniſche Expedition nach Japan.

Im Anfange Decembers v. J. iſt das nordamerikaniſche Geſchwader, welches zu der Expedition nach Japan beſtimmt iſt, unter Segel gegangen und beabſichtigt geradesweges in die Bai von Yeddo einzulaufen und Angeſichts der gleichnamigen Reichshauptſtadt und der Reſidenz des Siogun oder weltlichen Staatsoberhauptes einen Handelsvertrag zu ertrotzen, der, wenn er zu Stande kommen ſollte, etwas ganz Unerhörtes und Beiſpielloſes in den japaniſchen Annalen ſein würde. Denn alle bisher gemachte Verſuche, die japaniſche Regierung zu einer Aufhebung oder doch Milderung ihres ſtarren Abſperrungsſyſtems zu veranlaſſen, ſind gänzlich fehlgeſchlagen.

Die Nordamerikaner haben freilich ein weſentliches Intereſſe dabei, daß dieſes, obendrein zum Theil mit grauſamer Strenge gegen Ausländer gepaarte Abſperrungsſyſtem aufhöre. Seit längerer Zeit beſuchen zahlreiche nordamerikaniſche Wallfiſchfänger den Großen Ocean und betreiben ihr Gewerbe mit ſolchem Erfolge, daß z. B. im J. 1849 nicht weniger als 206,850 Fäſſer Thran und 2,481,600 Pfund Fiſchbein von 154, und im folgenden Jahre 243,080 Fäſſer Thran und 3,654,000 Pfund Fiſchbein von nur 144 Schiffen heimgebracht wurden. Im J. 1851 liefen 145 nordamerikaniſche Schiffe auf den Wallfiſchfang im Großen Ocean aus. Wenn man bedenkt, daß auf ſolche Weiſe allein beinahe 5000 Seeleute regelmäßig beſchäftigt werden und der jährliche Ertrag durchſchnittlich einen Werth von 10 Millionen Dollars hat, ſo darf man ſich um ſo weniger wundern, daß die nordamerikaniſche Regierung einen entſcheidenden Schritt gethan hat, um den Schiffen der Ver. Staaten den freien Zutritt zu einem Inſelreiche zu ſichern, welches nicht nur dicht an der jetzt ſehr lebhaften Fahrſtraße zwiſchen Californien und China liegt, ſondern in deſſen Nähe auch jene Wallfiſchfänger häufig zu kommen pflegen.

Schon mehrmals haben nordamerikaniſche und europäiſche Fahrzeuge an der japaniſchen Küſte Schiffbruch gelitten. Ihre Mannſchaften ſind dann ſofort eingekerkert und meiſt auch arg mißhandelt worden, und Kriegsſchiffe ihrer Nation haben hingeſchickt werden müſſen, um ſie zu reclamiren. Die japaniſchen Behörden haben zwar eben keine große Schwierigkeiten gemacht, die Leute herauszugeben, allein ſo oft man in den Verhandlungen darüber den Wunſch mit hat einfließen laſſen, daß ein Handels- oder auch nur einfach ein Freundſchaftsvertrag abgeſchloſſen werden möchte, iſt mit den beſtimmteſten Worten eine abſchlägige Antwort ertheilt worden. Als im Monat Juli 1846 das nord-

amerikaniſche Kriegsſchiff »Columbus« in die Bai von Yeddo einlief und ein abermaliger Verſuch gemacht ward, ſich mit der japaniſchen Regierung in Verbindung zu ſetzen, erhielt der Befehlshaber des Schiffes die Weiſung, ſich augenblicklich fortzubegeben und ſich nie wieder blicken zu laſſen.

Das nach Japan beſtimmte nordamerikaniſche Geſchwader beſteht namentlich aus den 3 Kriegsdampfſchiffen »Miſſiſſippi«, »Susquehanna« und »Princeton«, den 3 Corvetten »St. Mary«, »Plymouth« und »Saratoga«, der Gutterbrigg »Perry« und dem Transportſchiffe »Supply«, und ſteht unter dem Commando des Commodore Perry. Die ihm ertheilten und noch von dem unlängſt verſtorbenen Staatsſekretär Webſter entworfenen Inſtruktionen lauten ihrem weſentlichen Inhalte nach, wie folgt:

»Der Augenblick naht, wo das letzte Glied in der Kette der oceaniſchen Dampfſchiffahrts-Verbindungen ſich bilden muß. Von China und Oſtindien nach Egypten; von dort durch das Mittelländiſche und Atlantiſche Meer nach England, von England nach unſern und anderen Küſten dieſes großen Continents; von unſeren Häfen bis zur Landenge von Panama, und von dieſer wiederum längs den Küſten des Stillen Meeres ſüd- und nordwärts, ſo weit die Civiliſation ſich erſtreckt, befördern die Dampfſchiffe anderer Nationen ſowohl, wie die unſrigen, die Neuigkeiten, die Reichthümer des Erdbodens und Tauſende von Reiſenden. Der Präſident hält es jetzt für angemeſſen, daß dieſe große Kette, welche alle Nationen der Erde mit einander verbindet, durch die baldige Errichtung einer Dampfſchiffahrts-Verbindung zwiſchen Californien und China vervollſtändigt werde. Zur Erleichterung dieſer Unternehmung iſt es wünſchenswerth, daß wir von dem Kaiſer von Japan die Erlaubniß erhalten, von ſeinen Unterthanen den Steinkohlenbedarf zu kaufen, deſſen unſere Dampfſchiffe auf der Hin- und Rückkehr benöthigt ſind. Das wohlbekannte Mißtrauen, in Folge deſſen die japaniſche Regierung ſeit mehr als zwei Jahrhunderten die ihr von anderen Nationen gemachten Anträge, den Schiffen derſelben ihre Häfen zu öffnen, ſtets zurückgewieſen hat, nemmt nothwendiger Weiſe alle fernere Verſuche, jene Regierung zu einer Modification ihres Abſperrungsſyſtems zu veranlaſſen. Nichtsdeſtoweniger erheiſchen die Intereſſen des Handels und der Menſchheit, daß wir uns an den Landesbeherrſcher nochmals wenden mit der Bitte, an unſere Dampfſchiffe käuflich zu überlaſſen, nicht etwa Kunſt- oder Bodenerzeugniſſe des Landes, ſondern ein Geſchenk der Vorſehung, welches der Schöpfer aller Dinge in dem Schooß der japaniſchen Inſeln zum Beſten der großen Menſchheitsfamilie niedergelegt hat. Auf Befehl des Präſidenten ſtelle ich Ihnen hiermit für den Kaiſer von Japan ein Schreiben zu, welches Sie nach ſeiner Hauptſtadt Yeddo bringen werden auf Ihrem Flaggſchiffe und in Begleitung ſo vieler Fahrzeuge Ihres Geſchwaders, wie Sie zu dieſem Dienſt zu verwenden für angemeſſen erachten werden. In Hongkong oder in Macao werden Sie ohne Zweifel ein, von dem Geſchwader im Stillen Meere entſendetes Schiff der Ver. Staaten antreffen, welches Ihnen eine Anzahl japaniſcher Seeleute übergeben wird, die Schiffbruch gelitten haben und vor Kurzem auf der See von dem »Auckland« aufgenommen worden ſind. Sie werden dieſe Leute mit nach Yeddo nehmen, ſie dort an kaiſerliche Beamte übergeben und Letzteren bei dieſer Gelegenheit durch den Dollmetſcher die Verſicherung ertheilen, daß die amerikaniſche Regierung nie ermangeln wird, Ein-

geborne aus Japan, die an unſere Küſten verſchlagen werden ſollten, wohlwollend zu behandeln, und daß ſie das nämliche Wohlwollen für diejenigen ihrer eigenen Bürger, die an den japaniſchen Küſten ſtranden möchten, erwartet. Das Schreiben des Präſidenten an den Kaiſer von Japan werden Sie denjenigen hohen Würdenträgern übergeben, die er mit der Entgegennahme beauftragt, und ihnen den Hauptzweck Ihres Beſuches begreiflich zu machen ſuchen. Die Steinkohlen ſind in Japan ſo reichlich vorhanden, daß die Regierung dieſes Landes vernünftiger Weiſe ſich nicht weigern kann, dieſen für den Handelsverkehr unentbehrlichen Artikel zu guten Preiſen an unſere Dampfſchiffe zu überlaſſen. Einer der öſtlichen Häfen der Inſel Nipon würde ſich am beſten hierzu eignen. Sollte nichtsdeſtoweniger die japaniſche Regierung auf ihrem Abſperrungsſyſtem durchaus beharren, ſo ſuchen Sie wenigſtens ihre Einwilligung zu erlangen, daß die Steinkohlen auf ihren eigenen Fahrzeugen nach einer benachbarten, leicht zugänglichen Inſel gebracht werden, wo dann die Dampfſchiffe ſich damit verſehen können, ohne mit der Landesbevölkerung unmittelbar zu verkehren. Es iſt von Wichtigkeit, daß Sie jede Gelegenheit benutzen, den japaniſchen Beamten, mit denen Sie in Berührung kommen, zu verſtehen zu geben, daß die Regierung der Ver. Staaten durchaus keine Gewalt über die Religion ihrer Bürger beſitzt, und daher auch nicht zu befürchten ſteht, als wolle ſie irgend einen Einfluß auf die Religion anderer Länder ausüben. Obgleich der Präſident ſehr wohl weiß, wie entſchieden die japaniſche Regierung ſich bisher geſträubt hat, mit fremden Nationen in Unterhandlungen zu treten, ſo hat er doch in der Hoffnung, daß es Ihnen gelingen werde, dieſes Widerſtreben zu beſiegen, es für zweckmäßig erachtet, Sie mit Vollmacht zu verſehen, um einen Freundſchafts- und Handelstraktat zwiſchen den Ver. Staaten und dem japaniſchen Reiche zu unterhandeln und zu unterzeichnen. Es iſt von Wichtigkeit, daß Sie unſeren Schiffen das Recht ſichern, in einen oder zwei Häfen Japan's einzulaufen und daſelbſt ihre Ladungen entweder zu verkaufen oder auszutauſchen, ohne übertriebenen Eingangsgebühren unterworfen zu ſein. Aber noch wichtiger iſt, daß die japaniſche Regierung ſich anheiſchig macht, den in den Bereich ihrer Küſten kommenden amerikaniſchen Schiffen und amerikaniſchem Eigenthum Schutz angedeihen zu laſſen. Der zweite Artikel unſeres Traktats mit Maskat und der fünfte des Traktats mit Siam enthalten Beſtimmungen in dieſem Sinne. Jeder Traktat muß dem Senate vorgelegt werden, der, wie Sie wiſſen, das Ratifikationsrecht beſitzt. In Betracht nun der großen Entfernung der beiden Länder von einander, und daß unvorhergeſehene Hinderniſſe eintreten können, würde es, im Fall Sie den beabſichtigten Zweck erreichen ſollten, rathſam ſein, die Friſt für die Auswechſelung der Ratifikationen auf drei Jahre feſtzuſetzen.«

Das von dem Commodore Perry nach Yeddo zu überbringende Schreiben des Präſidenten der Ver. Staaten an den Kaiſer von Japan lautet: »Ich ſende Ihnen mit dieſem Schreiben einen Abgeordneten meiner eigenen Wahl, einen Offizier höhern Ranges und keineswegs einen Religions-Miſſionär. Er iſt von mir beauftragt, Ihnen meinen Gruß und meine Wünſche für Ihr Wohlergehen zu überbringen und das Band der Freundſchaft und des Handels zwiſchen den beiden Ländern anzuknüpfen. Sie wiſſen, daß die Ver. Staaten Amerika's ſich gegenwärtig von einem Meere zum andern erſtrecken, die

großen Länder Oregon und Californien einen Theil der Ver. Staaten ausmachen, und daß von dieſen Ländern aus, die reich an Gold, Silber und Edelſteinen ſind, unſere Dampfſchiffe die Küſten Ihres ſchönen Reiches in weniger als zwanzig Tagen erreichen können. Eine große Anzahl unſerer Schiffe wird jetzt jährlich zwiſchen Californien und China fahren; dieſe Schiffe müſſen nothwendiger Weiſe an den Küſten Ihres Reiches vorbeikommen, und durch Stürme und widrige Winde können ſie an denſelben ſcheitern. Daher erbitten und hoffen wir von Ihrer Freundſchaft und Erhabenheit Wohlwollen für unſere Leute und Schutz für deren Eigenthum. Auch wünſchen wir, daß unſer Volk die Erlaubniß erlangen möge, mit Ihrem Volke Handel zu treiben, ermächtigen es aber keineswegs, irgend ein Geſetz Ihres Reiches zu übertreten. Unſer Zweck iſt, freundſchaftliche Verbindungen anzuknüpfen, und nichts weiter. Sie können Erzeugniſſe haben, die wir ſehr gern kaufen würden, und wir dagegen haben andere, die Ihrem Volke zuſagen könnten. Ihr Land iſt ſehr reich an Steinkohlen, und dies iſt ein Artikel, den unſere Dampfſchiffe auf ihrer Fahrt zwiſchen Californien und China gebrauchen würden. Es wäre demnach wünſchenswerth, daß ein Hafen Ihres Reiches bezeichnet würde, wohin die Steinkohlen gebracht werden und wo unſere Schiffe ſie dann ſtets kaufen könnten.« . . . .

Der Inhalt dieſes Schreibens zeigt allerdings von keiner feindlichen Abſicht, dagegen aber ſind die dem Commodore Perry ertheilten Inſtruktionen weniger unbeſtimmt und laſſen die geheime Abſicht der nordamerikaniſchen Regierung deutlich erkennen. Zudem weßhalb acht Kriegsfahrzeuge abſenden, wenn es ſich um weiter nichts handelte, als ein Schreiben zu überbringen und eine Antwort darauf entgegen zu nehmen? Die nordamerikaniſchen Blätter machen denn auch kein Hehl daraus, daß der Hauptzweck der Expedition darin beſtehe, Japan zu zwingen, ſeine Häfen zu öffnen, und ſie ſtellen dabei offen den Grundſatz auf, daß kein Volk das Recht habe, ſich gegen das Ausland abzuſperren und ſich auf dieſe Weiſe von dem übrigen Theil der Welt gänzlich loszuſagen. Es kommt freilich auch die Eiferſucht der Nordamerikaner mit hinzu, die durch die wichtigen Reſultate, welche die Britten in China erzielt haben, erregt worden iſt. Die Britten haben die Schutzwehren des chineſiſchen Reiches durchbrochen, und die Nordamerikaner wollen nun ihrerſeits die des japaniſchen Reiches durchbrechen.

Die Japaneſen werden ſich alſo genöthigt ſehen, von ihrer bisher befolgten Politik der Unthätigkeit und ausweichenden Antworten abzugehen; denn einer direkten Aufforderung gegenüber können ſie ſich nicht mehr hinter der traditionellen Unempfindlichkeit verſchanzen. Sie werden ſich zunächſt beeilen, die nordamerikaniſchen oder europäiſchen Seeleute, welche während der letzten Jahre durch Schiffbruch auf ihre Küſten geworfen ſind, wieder in Freiheit zu ſetzen; allein dieſe einfache Förmlichkeit wird ſchwerlich für genügend erachtet werden. Der Commodore wird ohne Zweifel einige Entſchuldigungen wegen deſſen, was in der Vergangenheit geſchehen iſt, und einige Verpflichtungen für die Zukunft verlangen, und, gemäß ſeinen Inſtruktionen, auf die Anknüpfung diplomatiſcher Verhandlungen und direkter Verbindungen mit der japaniſchen Regierung dringen, ohne ſich im Uebrigen mit den Landesgeſetzen, ſo weit dieſelben nicht über dem Völkerrechte ſtehen, zu befaſſen. Der von der Regierung der Ver. Staaten ge-

faßte Entſchluß kann alſo die ernſteſten Verwicklungen nach ſich ziehen und die politiſchen Geſchicke eines Volkes, welches ſich, ungeachtet der vielfältigen Anträge, die ihm im Intereſſe des Handels und im Namen der Civiliſation gemacht worden ſind, mit ſo großer Hartnäckigkeit außerhalb des europäiſchen Ideen- und Thätigkeitskreiſes gehalten hat, weſentlich umgeſtalten.

Nur iſt, wenn es zu einem Kampfe zwiſchen dem nordamerikaniſchen Geſchwader und den japaniſchen Truppen wirklich kommen ſollte, immer noch die Frage, ob es dem Commodore Perry gelingen werde, mit ſeinen Kanonen die vor ihm aufſteigende Mauer zu durchbrechen? Um China zur Nachgiebigkeit zu bringen, iſt Großbritannien genöthigt geweſen, zwei ſehr koſtſpielige Feldzüge zu unternehmen, eine beträchtliche Flotte und ein Landungsheer zu verwenden. Die Stärke der japaniſchen Kriegsmacht iſt nicht genau bekannt. In der Vorzeit wenigſtens hat Japan hartnäckige Kriege geführt und zwar mit glücklichem Erfolge, und jedenfalls darf man vermuthen, daß die japaniſchen Truppen eben ſo viel leiſten können wie die chineſiſchen. Freilich hat Japan ſeit mehr als zwei Jahrhunderten eines tiefen Friedens genoſſen, und das nach dem Lehnsſyſtem organiſirte und von den Lehnsfürſten ausgehobene, unterhaltene und befehligte Heer wird auf nur 100,000 Mann Fußvolk und 20,000 Mann Reiterei geſchätzt und iſt überdies wohl nur ſchlecht einexercirt. Allein die Schwierigkeiten und Hinderniſſe aller Art, die ſich einer europäiſchen Streitmacht auf einem unbekannten Terrain und mitten unter einer durchgängig feindlich geſinnten Bevölkerung entgegenſtellen können, ſind, wie man einräumen muß, unberechenbar. Auch nehmen auf der japaniſchen Rangſtufe die Krieger die vierte Rangordnung ein: ſie folgen unmittelbar nach den Fürſten, Edelleuten und Prieſtern, und haben den Vorrang vor den Civilbeamten, Kaufleuten, Handwerkern und Bauern. Dieſe Rangordnung, die von der in China, wo die Krieger eine weit niedrigere Stellung einnehmen, bedeutend abweicht, zeigt, daß die Japaneſen auf ihre Kriegsmacht immer noch ein gewiſſes Gewicht legen, und läßt glauben, daß ein europäiſcher Angriff einen ernſtlichen Widerſtand finden werde.

Wie dem auch ſein möge, genug, der Augenblick naht, wo durch die Gewalt der Umſtände auch Japan in den Strom freiſinnigerer Ideen, den das alte Bollwerk China's nicht aufzuhalten vermocht hat, mit fortgeriſſen werden wird. Sollten die Nordamerikaner bei dem erſten Angriff den Kürzern ziehen, ſo würden andere Seemächte nicht ermangeln, ihnen zu Hülfe zu kommen; denn bei einem ſolchen Kampfe ſind die Intereſſen ſolidariſch, und England und ſelbſt Frankreich würden ſich beeilen, dieſer Art Kreuzzug ſich anzuſchließen. Seitdem auch von den öſtlichen Meeren die Dampfſchifffahrt Beſitz genommen hat, beſchützt die Entfernung nicht mehr wie früher die Iſolirungspolitik, welche einen der reichſten Märkte Aſiens den Handelsbewegungen verſchließt.

Bekanntlich haben die Holländer und Chineſen zur Zeit allein das Vorrecht, mit Japan Handel zu treiben, und jene es ſich nur dadurch bewahrt, daß ſie ſich allen Forderungen unterwerfen einer argwöhniſchen Politik, welche die Holländer auf der kleinen Inſel Deſima gewiſſermaßen in Gefangenſchaft hält und ihrem Handelsverkehr die engſten Schranken ſtellt. Während des vorigen Jahrhunderts belief ſich der ganze Umſatz auf nicht viel mehr als anderthalb Millionen Gulden; ſeit zwanzig Jahren hat er ſich bedeutend verringert, und es wird jetzt von Batavia nach Nangaſaki jährlich nur ein

einziges Schiff geſchickt, deſſen Ladung zu vervollſtändigen immer ſchwerer hält. Die Einfuhren beſtehen hauptſächlich aus Leinwand, Baumwollzeugen, Sammet, Zinn und Queckſilber, und die Ausfuhren aus Kupfer, Kampher, Porzellan, lackirten Waaren, Droguen, Fleiſchſaucen ꝛc. Die in Nangaſaki eingeführten Waaren werden in öffentlicher Auction verkauft, in Gegenwart des Schiffscargadeurs und des Vorſtehers der holländiſchen Faktorei auf Deſima, ſowie unter der Aufſicht der von der japaniſchen Regierung ernannten Spezialbevollmächtigten, die allein ermächtigt ſind, mit den fremden Kaufleuten in Verbindung zu treten. Wenn der Cargadeur findet, daß die gebotenen Preiſe zu niedrig ſind, ſo kann er den Verkauf einſtellen; aber die von der Auction zurückgezogenen Waaren darf er erſt im folgenden Jahre wieder vorbringen und bis dahin bleiben ſie in der Faktorei aufgeſpeichert. Von den zur Ausfuhr beſtimmten Waaren beſtimmen die Japaneſen willkürlich den Preis, und zwar nach dem höchſten Satze, und prellen auf dieſe Weiſe die Holländer, welche denn doch jedenfalls eine Rückladung haben müſſen. Der jetzige Handelsverkehr zwiſchen Batavia und Japan deckt kaum die beträchtlichen Koſten, welche die Unterhaltung der Faktorei auf Deſima und die erforderliche würdevolle Vertretung der niederländiſchen Flagge verurſachen, und iſt allerdings ein Monopol, indem die übrigen europäiſchen Nationen entſchieden ausgeſchloſſen ſind, aber ein ſehr wenig einträgliches Monopol. Wenn alſo die Holländer noch einigen Werth auf die Behauptung ihrer Faktorei legen, ſo geſchieht dies wahrſcheinlich nur in der Hoffnung einer beſſern Zukunft, ſobald die ſpaniſche Regierung früher oder ſpäter ſich entſchließt, dem Beiſpiele China's zu folgen und gegen die Europäer ſich nachgiebiger zu bezeigen. Vielleicht könnte man geneigt ſein zu glauben, daß die Holländer, aus Furcht vor einer Concurrenz in Nangaſaki, es nicht gern ſehen würden, wenn es den Engländern, Franzoſen und Nordamerikanern gelänge, den Zutritt in Japan zu erzwingen. Allein dies läßt ſich durchaus nicht vorausſetzen; denn die Holländer, denen der Markt in Nangaſaki ſchon von Alters her bekannt iſt, würden bei einem freiſinnigern Handelsſyſtem grade am erſten gewinnen und mehr noch als ihre künftigen Concurrenten ein Intereſſe dabei haben, daß Beſchränkungen wegfallen, die ihrem bisherigen Monopol allen Werth rauben. Daher werden auch die Agenten der Faktorei auf Deſima weit entfernt, der dem Commodore Perry übertragenen Sendung entgegen zu arbeiten, vielmehr ihren Einfluß anwenden, um den Japanern zu zeigen, daß nunmehr der Augenblick gekommen ſei, die Verbindungen mit Europa zu erweitern und den Handelsverkehr zu begünſtigen. Das Cabinet vom Haag hat ihnen Inſtruktionen in dieſem Sinne zugeſendet. Die Holländer haben heutzutage kein Intereſſe mehr, ihre Sache von der der Ver. Staaten, Englands und Frankreichs zu trennen.

Der Handel Japan's mit China war früher ſehr wichtig und unbeläſtigt; allein als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die katholiſchen Miſſionäre am Hofe des Kaiſers Kanghi zugelaſſen wurden, fürchtete die japaniſche Regierung eine Anſteckung des chriſtlichen Glaubens und unterwarf ſeitdem die Chineſen ähnlichen Beſchränkungen wie die Holländer. Gegenwärtig ſind nur etwa zwanzig chineſiſche Dſchonken, die hauptſächlich von Tſchapu (in der Provinz Tſchekiang) auslaufen, bei dem chineſiſch-japaniſchen Handel beſchäftigt, deſſen Umſatz ſich auf etwa 3 Millionen Gulden beläuft. Die Waaren, welche die Dſchonken nach Nangaſaki bringen, ſind nicht alle chineſiſchen Urſprungs,

ſondern beſtehen zum Theil aus europäiſchen Handelsartikeln, namentlich gewebten Stoffen, die von den Engländern oder Nordamerikanern nach China gebracht worden ſind und nun auf dieſem indirekten Wege in das Innere von Japan gelangen. Die Chineſen verkaufen in Nangaſaki rohe Seide, Droguen und allerhand Stoffe, und tauſchen dagegen Kupfer, geſalzene Fiſche, lackirte Möbeln, Porzellan u. ſ. w. ein. In der Fabrikation der beiden letztgenannten Artikel ſcheinen die Japaneſen geſchickter als ſelbſt die Chineſen zu ſein.

Japan hat den Fremden (zu denen ſeltſamer Weiſe gegenwärtig die Chineſen ſowohl wie die Europäer zu rechnen ſind) Vieles zu bieten, was einen wichtigen Handelsverkehr und lebhaften Markt zu begründen geeignet iſt. Es iſt ein von der Natur reich begabtes, trefflich angebautes und in der Induſtrie weit vorgeſchrittenes Land; denn die Strenge des politiſchen Abſperrungsſyſtems hat der einheimiſchen Induſtrie einen ſehr wirkſamen Schutz gegen die Concurrenz des Auslandes gewährt; die Bevölkerung iſt zahlreich, thätig und arbeitſam, und die Fremden, welche — was freilich in den beiden letzten Jahrhunderten nur ſelten geſchehen iſt — Gelegenheit gehabt haben, die Japaneſen näher kennen zu lernen, erklären ſie einſtimmig für ein verſtändiges und wißbegieriges Volk und ſtellen ſie in mancher Hinſicht noch über die Chineſen. Man kann ſich alſo dieſes Beharren in der Abſchließung gegen das Ausland nicht anders erklären, als daß das traditionelle Abſperrungsſyſtem theils ſeine triftigeren Gründe haben mag, als man gewöhnlich glaubt, theils mit den Religionsverhältniſſen genau zuſammenhängt. Die japaniſche Staatsverfaſſung trägt das doppelte Gepräge des vollſtändigſten Deſpotismus und der eiferſüchtigſten geiſtlichen Herrſchaft an ſich. Denn an der Spitze des Staates ſtehen zwei Oberhäupter, ein nominelles und ein wirkliches. Das nominelle Oberhaupt iſt der Mikado, der ſeine Reſidenz in Miako hat, und das wirkliche Oberhaupt iſt der Siogun, der in Yeddo reſidirt. Urſprünglich war der Mikado alleiniger Regent und vereinigte die höchſte geiſtliche und weltliche Herrſchaft in ſich. Unter ihm regierten jedoch als ſeine Lehnsträger Mediatfürſten, deren Zahl ſich noch im Jahre 1543, als die Portugieſen zuerſt nach Japan kamen, auf 68 belief. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung war es übrigens ſchon einem dieſer Lehnsträger, Yoritomo mit Namen, gelungen, ſich zum beſtändigen Oberfeldherrn zu erheben und dieſe Würde in ſeiner Familie erblich zu machen. Er war alſo der erſte Siogun oder weltliche Regent. Den Mikado ließ er zwar dem Namen nach für das Reichsoberhaupt gelten und mit aller Pracht und Herrlichkeit in Miako reſidiren; allein derſelbe iſt ſeitdem aller weltlichen Gewalt beraubt und lediglich auf geiſtliche Angelegenheiten beſchränkt: er verſetzt z. B. große Männer nach ihrem Tode unter die Götter, beſetzt die Stellen an ſeinem Hofe, die einen durchaus geiſtlichen und heiligen Charakter haben, beſtimmt die Tage, an denen gewiſſe religiöſe Feierlichkeiten ſtattfinden ſollen, u. dgl. m. Man könnte meinen, daß unter ſolchen Verhältniſſen nur von einer Staatsreligion in Japan die Rede ſein könne und jede andere ſchonungslos verfolgt werde. Allein dem iſt nicht ſo. Es gibt in Japan allerdings eine Haupt- und Staatsreligion, nämlich die des Sinto oder Sinſeiu, zu der ſich auch die Mehrzahl der Landesbevölkerung bekennt, und welche ein höchſtes Weſen mit Untergöttern annimmt, die in zahlreichen Tempeln (mit denen — charakteriſtiſch genug für dieſen Cultus! — Wirthshäuſer und Bordelle verbunden ſind) ver-

ehrt werden. Das, einer mehrfachen Deutung unterworfene Gebot der Ausübung guter Handlungen und der Enthaltung von Fleiſchſpeiſen gehört zu den laxen Vorſchriften dieſer Religion. Allein ſchon ſeit 552 nach Chr. hat ſich auch der Buddhaismus in Japan verbreitet und wird hier eben ſo frei geduldet, wie eine dritte Religion, Sinto oder der Weg der Philoſophen genannt, die nichts anderes iſt als ein Lehrgebäude der Moral von der Art wie das chineſiſche Syſtem des Confucius. Die japaniſche Regierung würde auch nichts dagegen haben, wenn noch dieſer oder jener orientaliſche Aberglaube, ja ſelbſt wenn der kraſſeſte Fetiſchmus im Lande eingeführt würde; — nur das Chriſtenthum iſt es, welches ſie mit unerbittlicher Strenge verfolgt. Daher hat der Präſident der Ver. Staaten in ſeinem Schreiben an den Kaiſer nicht unterlaſſen, ausdrücklich zu bemerken, daß ſein Bevollmächtigter kein Religions-Miſſionär ſei. Das Chriſtenthum hatte im 16. Jahrhundert ſchon bedeutende Fortſchritte in Japan gemacht, wurde hier aber im 17. gänzlich ausgerottet. Nachdem nämlich der Portugieſe Pinto, durch Sturm verſchlagen, 1543 Japan entdeckt hatte, ſendeten die Portugieſen im folgenden Jahre ein Schiff dahin, in der doppelten Abſicht, eine Niederlaſſung zu begründen und den chriſtlichen Glauben zu verbreiten. Beide Abſichten gelangen über Erwarten. Den Portugieſen wurden Niederlaſſungen auf Kiuſiu (auf welcher zweiten Hauptinſel Nangaſaki liegt) und freier Handel durch das ganze Reich geſtattet, was ihnen unermeßliche Vortheile brachte; auch die Miſſionäre fanden eine willige Aufnahme und bald hatten ſich ſogar mehrere Lehnsfürſten zum Chriſtenthume bekehrt. Allein ſchon 1595 brach bei entſtandenen bürgerlichen Unruhen eine Verfolgung gegen die Chriſten aus. Es hatten ſich nämlich ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts zwei Brüder aus der Familie Yoritomo's (ſiehe oben) um die Siogunſchaft geſtritten, aber im Laufe des Krieges das Leben verloren, und mit ihnen war ihre Familie ausgeſtorben. Darauf hatte ſich um die erledigte Herrſcherwürde ein Kampf entſponnen unter den Vaſallenfürſten, von denen endlich Nobunaga, Fürſt von Owari, obgeſiegt und den weltlichen Herrſcherthron beſtiegen hatte, auf dem ihm Hideioſi, ein Mann von geringer Herkunft, gefolgt war. Nachdem Letzterer mit Hinterlaſſung eines ſechsjährigen Sohnes 1598 geſtorben war, uſurpirte deſſen Vormund Ijejas 1615 den Thron, und da die japaniſchen Chriſten es mit dem rechtmäßigen Thronerben hielten, ſo erregte dies ſeine Wuth in dem Grade, daß er ſie gänzlich auszurotten und zugleich dem Chriſtenthum jede weitere Nahrung von außen her abzuſchneiden beſchloß. So ward unter blutigen Kriegen die Chriſtenverfolgung mit unerhörter Grauſamkeit bis 1622 und 1623 fortgeſetzt, wo die letzten Chriſten in Japan ausgerottet wurden. Die Zahl der in dieſer Verfolgung ermordeten Chriſten (faſt nur Eingeborne) belief ſich auf mehrere Millionen. Zugleich führte Ijejas das politiſche Abſperrungsſyſtem ein, welches ſeitdem mit der hartnäckigſten Conſequenz in Japan durchgeführt worden iſt von den Nachkommen des Ijejas, die ſich bis auf den heutigen Tag im ungeſtörten Beſitz der Siogunſchaft behauptet haben. Die Holländer, welche aus Handelsneid den heidniſchen Japanern gegen die dortigen Chriſten kräftigen Beiſtand geleiſtet hatten, blieben ſeitdem die einzigen Europäer, denen einiger Handel, aber unter den erniedrigendſten Bedingungen geſtattet wurde; die Portugieſen wurden gänzlich verbannt, aber die Japaner ſelbſt verabſcheuten das Betragen der Holländer und gaben ihnen die ſtärkſten Beweiſe ihrer Verachtung.

Die Japaner ſcheinen durch ihre Staatseinrichtung und lange Ruhe zwar in eine geiſtige Lethargie verſenkt zu ſein; aber ein ſolcher Zuſtand iſt häufig mit großer Empfänglichkeit für Neues und Pikantes gepaart; und da außerdem die Japaner ſich für Alles, was aus Europa kommt, ſehr intereſſiren — aus holländiſchen Zeitungen machen ſie ſich mit den Begebenheiten des Abendlandes bekannt — und weit entfernt ſind, die geiſtige Ueberlegenheit der Europäer zu verkennen: ſo iſt es leicht möglich, daß auch die Regierung den Umſtänden in etwas nachgeben und ſich gegen die Nordamerikaner willfähriger bezeigen werde, als man nach ihrem bisherigen Verhalten gegen das Ausland glauben möchte. Damit dürften zugleich Ausſichten vorhanden ſein, daß ſich in Japan dem Chriſtenthume wieder eine Thür aufthun werde, freilich nicht wie bei dem Handel, durch ein Wirken von außen her, ſondern von innen heraus, durch Schriften und bekehrte Eingeborne.

Der Birmanenkrieg.

Der jetzige Krieg der Engländer gegen die Birmanen wird ohne Zweifel mit der Einverleibung, wenn nicht des letzten Ueberreſtes, doch des größten Theils des birmaniſchen Reiches in die brittiſch-indiſchen Beſitzungen endigen. Dieſe Einverleibung wird wohl weniger des bloßen Ländererwerbes wegen geſchehen, als um den dringenden Wünſchen der Birmanen ſelbſt zu genügen, denen durch den häufigen Verkehr mit Europäern längſt die Augen geöffnet ſind über ihre Lage, und die dabei um ſo weniger Luſt mehr haben, ſich den Launen eines orientaliſchen Deſpoten blindlings zu fügen.

Das birmaniſche Reich iſt das weſtlichſte der drei großen Reiche Hinterindiens und iſt nicht, wie Siam und Anam, von dem Hauptſchauplatz europäiſcher Wirkſamkeit in Indien, durch die lange hinterindiſche Halbinſel Malakka gewiſſermaßen abgeſperrt, ſondern liegt im Weſten derſelben, unmittelbar am Bengaliſchen Meerbuſen, und nur wenige Tagereiſen von Calcutta, der gewaltigen und glänzenden Hauptſtadt des brittiſchen Indiens, entfernt. Außerdem liegt es, ſo zu ſagen, eingekeilt zwiſchen brittiſch-hinterindiſchen Beſitzungen im Oſten (Martaban, Tavay ꝛc.), im Weſten (Arakan) und im Norden (Aſſam), welche bis 1826 birmaniſche Provinzen waren. Den Birmanen hat es alſo durchaus nicht an Gelegenheit gefehlt, mit europäiſchen Sitten und Gebräuchen näher vertraut zu werden, und den großen Unterſchied zwiſchen europäiſcher und birmaniſcher Regierungsweiſe wahrzunehmen.

Das birmaniſche Reich beſteht aus zwei Haupttheilen, von denen der nördliche das eigentliche Birma oder Ava begreift und auf beiden Seiten des obern und mittlern Irawaddy liegt, und der ſüdliche auf beiden Seiten des untern Irawaddy liegt und Pegu heißt. Beide waren vormals ſelbſtſtändige Reiche, die ſich aber dann abwechſelnd unterjochten, bis vor grade hundert Jahren Birma oder Ava dauernd die Oberhand gewann. Nämlich bei der erſten Ankunft der Portugieſen in Hinterindien, d. h. im J. 1509, war im jetzigen birmaniſchen Reiche Pegu der mächtigſte Staat und zugleich im Beſitze eines blühenden Handels. Auch machte es nach dem erſten Viertel des 16. Jahrhunderts das Reich Ava oder Birma von ſich abhängig. Aber ſchon 1540 empörten ſich die Birmanen gegen Pegu und errangen nicht nur ihre Unabhängigkeit wieder, ſondern unterjochten auch ihre bisherigen Gebieter. Dieſes Verhältniß währte bis 1740, wo die Peguaner es umkehrten, bis 1753 die Birmanen, unter ihrem tapfern Anführer Alompra, das Nämliche thaten und ſich ſeitdem nicht nur in der Oberherrſchaft dauernd behaupteten, ſondern auch 1783 das bis dahin unabhängige Reich Arakan eroberten und den Siameſen die Provinzen Martaban, Tavay und Tenaſſerim entriſſen. Mit den Engländern

in dem angrenzenden Bengalen lebten ſie in gutem Vernehmen, bis dieſelben ihren Einfluß auch über Hinterindien auszudehnen anfingen. Schon im J. 1823, als Lord Amherſt Nachfolger des Lord Haſtings im Generalgouvernement von Indien wurde, entſtanden einige Irrungen wegen Thronſtreitigkeiten in dem damaligen birmaniſchen Vaſallenreiche Munipur oder Mannipur, welches im nördlichen Theil von Birma und nicht weit von der Grenze Bengalens liegt. Der eine Thronprätendent wurde von den Birmanen begünſtigt, der andere von den Engländern, welche zugleich das Recht beanſpruchten, ſich in die inneren Angelegenheiten der nächſten Grenzländer zu miſchen. Die Birmanen ſtellten dieſes Recht entſchieden in Abrede und drohten nicht nur mit Feindſeligkeiten, ſondern drangen auch ſogar mit bewaffneter Macht in Bengalen ein und nach Dacca (oſtnordöſtlich und 35 Meilen von Calcutta) vor. Der brittiſche Generalgouverneur erklärte hierauf ſofort den Birmanen den Krieg (5. März 1824), und ſchon zwei Monate ſpäter, am 11. Mai, erſchien ein brittiſches Geſchwader mit einem 10,000 Mann ſtarken und von dem Generalmajor Archibald Campbell befehligten Landungsheer vor Rangun, welches ohne große Mühe eingenommen wurde. Rangun liegt an einem gleichnamigen öſtlichen Mündungsarm des Irawaddy und iſt die bedeutendſte Seehandelsſtadt des birmaniſchen Reiches. Der bei weitem größte Theil der damals 40,000 Einw. ſtarken Bevölkerung hatte ſich übrigens nach dem Innern des Landes geflüchtet, und das von einer ſchwachen Beſatzung unterhaltene Feuer wurde durch das der brittiſchen Kriegsſchiffe bald zum Schweigen gebracht. Bei dieſer Gelegenheit wurde auch das Leben einer Anzahl Europäer und Nordamerikaner auf eine wunderbare Art erhalten. Sie hatten ſich lediglich des Handels und die Nordamerikaner insbeſondere der Ausbreitung des Evangeliums wegen in Rangun aufgehalten und wußten kaum, daß zwiſchen den Engländern und Birmanen ein Krieg ausgebrochen ſei. Aber gleichviel, ſie waren Fremde und hatten Aehnlichkeit mit den Engländern, und deshalb beſchloſſen die Birmanen Rache an ihnen zu nehmen und ſie hinzurichten. Schon hatte der Scharfrichter den Arm erhoben, um mit der Enthauptung den Anfang zu machen, als eine brittiſche Kanonenkugel durch die Einfriedigung des Richtplatzes ſchlug und ſie mit großem Gekrach niederwarf. Augenblicklich ergriffen Scharfrichter und Zuſchauer die Flucht, und die armen Gefangenen waren gerettet.

Zu Ende 1824 waren die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Siameſen entriſſenen Küſtenprovinzen Tenaſſerim, Tavay, Ji und Martaban (ſ. oben) von den Engländern erobert, und der im Anfange des folgenden Jahres wieder eröffnete Feldzug wurde mit großem Nachdrucke geführt von dem General Campbell, der ins Innere des Landes vordrang, mehrere Gefechte lieferte, in denen die europäiſche Taktik über zahlreiche Streitmaſſen den Sieg davon trug, und ſich im April in Prome *) feſtſetzte, während ſeine Unterfeldherren ſich der Provinzen Aſſam und Arakan bemächtigten. Am 17. September 1825 wurde in der, am Irawaddy, nördlich und 10 M. von Prome gelegenen Stadt Miady ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen, womit die Birmanen jedoch

*) Feſte Stadt am mittlern Irawaddy und in dem, Ava oder Birma genannten Theil des birmaniſchen Reiches, mit etwa 40.000 Einwohnern.

nichts weiter als Zeit zu gewinnen und die Engländer den nachtheiligen Einwirkungen der ſchlimmen Jahreszeit auszuſetzen beabſichtigten. Im November nahmen die Feindſeligkeiten wieder ihren Anfang, und am 1. December wurde in der Nähe von Prome eine ſehr mörderiſche Schlacht geliefert, die das Schickſal des Krieges entſchied. Das birmaniſche Heer ward beinahe gänzlich aufgerieben und der Hof von Ava ſah ſich genöthigt, am 24. Februar 1826 den am 3. Januar unter dem erſten Eindruck der Niederlage in Yandabu *) abgeſchloſſenen Friedenstraktat zu ratifiziren. Durch dieſen Traktat traten die Birmanen ſämmtliche oben genannte Provinzen an die brittiſch-oſtindiſche Compagnie ab und verpflichteten ſich außerdem, eine Geldentſchädigung von hundert Lak Rupien **) zu zahlen und binnen Kurzem wegen einer Handelsübereinkunft zu unterhandeln. Der bekannte Crawfurd wurde von brittiſcher Seite mit dieſen Unterhandlungen beauftragt, die am 24. November 1826 mit dem Abſchluß eines Handelstraktates endigten. Dieſer, aus 4 Artikeln beſtehende Vertrag räumte dem Handel und der Schifffahrt Großbritanniens ſehr ſchwankende Zugeſtändniſſe ein, und die brittiſch-oſtindiſche Compagnie zog überhaupt aus dieſem eben beendigten Kriege gegen die Birmanen keineswegs alle die Vortheile, die ſie ſonſt in ähnlichen Fällen von den überwundenen indiſchen Fürſten ſich ausbedungen hatte. Aber es genügte ihr damals, die Wiedererſtattung ihrer Kriegskoſten und die Abtretung einiger Provinzen zu erlangen; und die Handelsverbindungen zwiſchen Vorder- und Hinterindien waren noch nicht lebhaft genug, um es ihr nothwendig erſcheinen zu laſſen, deren Verhältniſſe ſchon jetzt definitiv feſtzuſtellen. Jedoch bedingte ſie, in der Abſicht, ſich wegen der Zukunft ſicher zu ſtellen und auf jedes Ereigniß vorbereitet zu ſein, es ſich aus, daß ein engliſcher Agent am Hofe von Ava zugelaſſen wurde. Derſelbe ſollte nämlich die innere und auswärtige Politik der Birmanen in der Nähe beobachten und über die genaue Vollziehung des Traktats von Yandabu in Betreff der Entſchädigungsgelder wachen. Demzufolge wurde der Major Burney mit den Functionen eines Reſidenten bekleidet, und er verweilte in dieſer Eigenſchaft in Ava von 1829 bis 1831 und von 1835 bis 1836. Der Oberſt Benſon und der Capitän Mac Leod wurden ſeitdem nach einander mit der nämlichen Miſſion beauftragt, deren Schwierigkeiten ſich in dem Maße mehrten, wie die Erinnerung an die im J. 1826 erlittene Demüthigung am Hofe von Ava ſchwand. Die Lage des Reſidenten wurde bald unerträglich; aber die Compagnie, beunruhigt durch die Ereigniſſe, die im nordweſtlichen Indien ſich vorbereiteten und ſpäter zu dem Kriege in Kabul und dem Feldzuge gegen Sinde führten, ließ ihre gerechten Beſchwerden über das Verfahren des birmaniſchen Kaiſers vor der Hand auf ſich beruhen, und begnügte ſich zur Zeit, ihren Agenten abzuberufen und jede amtliche Verbindung mit dem Hofe von Ava abzubrechen. Zudem war der Handel in Rangun geduldet und die berechnete Kälte der Politik benachtheiligte eben nicht ſehr weſentlich den Verkehr. England konnte alſo alle Rachepläne aufſchieben, ſo lange ſeine materiellen Intereſſen nicht gefährdet waren.

Sobald die Birmanen erfahren hatten, daß die Engländer in Kabul eine ſtarke

*) Stadt am Irawaddy, unterhalb und 12 Meilen von Ava.

**) Ueber 12 Millionen Gulden.

Niederlage erlitten, waren ſie immer anmaßender geworden und mit dem ernſtlichen Entſchluß umgegangen, die im J. 1826 abgetretenen Provinzen wieder zu erobern, hatten auch bereits ſehr feindſelige Demonſtrationen an der Grenze von Martaban gemacht. Freilich, ſobald ſie hörten, daß die Engländer ihre Autorität überall in Vorderindien wiederhergeſtellt hatten, ſtimmten ſie ihren hochfahrenden Ton bedeutend herab und bezeigten friedlichere Geſinnungen. Aber nicht lange. Sie hielten das nachſichtige Verhalten der Engländer für die Folge von Furcht und glaubten ſich daher ungeſtraft Alles gegen ſie erlauben zu dürfen. Im Monat Juni 1851 verurtheilte der birmaniſche Gouverneur von Rangun zwei dort anſäßige brittiſche Kaufleute ungerechter Weiſe zu einer Geldſtrafe: den einen, weil er den Tod eines Lootſen, der ſich ſelbſt erſäuft hatte, verurſacht, und den andern, weil er an mehrere entlaufene birmaniſche Matroſen den Monatsſold nicht ausgezahlt haben ſollte. Die Kaufleute beſchwerten ſich über dieſe Behandlung bei der brittiſch-indiſchen Oberbehörde und der Generalgouverneur von Indien ſchickte den Commodore Lambert mit einigen Kriegsdampfſchiffen nach Rangun, um volle Genugthuung zu fordern. Dieſe wurde nicht nur verweigert, ſondern auch ein Bevollmächtigter, der ans Land ging, um mit dem birmaniſchen Gouverneur unmittelbar in Unterhandlung zu treten, beſchimpft und mißhandelt. Zugleich ward allen im Dienſte von Europäern ſtehenden birmaniſchen Unterthanen geboten, aus dieſem Dienſt herauszutreten und die in Rangun befindlichen europäiſchen Reſidenten ſahen ſich dermaßen bedroht in ihrer Perſon und ihrem Eigenthum, daß ſie ſich an Bord der engliſchen Kriegsſchiffe flüchten mußten. Der Commodore ſah ſich unter dieſen Umſtänden veranlaßt, den Hafen von Rangun in Blokadezuſtand zu erklären und beeilte ſich über das feindſelige Verfahren der Birmanen nach Calcutta zu berichten. Sofort wurde nunmehr der Krieg beſchloſſen, und der Generalgouverneur, Lord Dalhouſie, erließ an die übrigen Gouverneure die erforderlichen Befehle wegen Truppenſtellung und Ausrüſtung der zum Transport des Expeditionsheeres beſtimmten Schiffe.

Die Rüſtungen wurden mit der größten Schnelligkeit betrieben, da es von Wichtigkeit war, die Operationen noch vor dem Eintritt der Regenzeit zu beginnen. Bei der trefflichen Organiſation der indiſchen Armee und den Hülfsmitteln der drei Haupthäfen Calcutta, Madras und Bombay war die Expedition ſchon gegen Ende März 1852 unter Segel. Den Oberbefehl über das Landungsheer führte der General Godwin. Im Kriege von 1824 und 25 hatten die Engländer nur ein einziges Dampfboot zu ihrer Verfügung gehabt; diesmal aber konnten ſie, außer 2 Segelkriegsſchiffen und 14 Transportfahrzeugen, 16 Dampfſchiffe verwenden. In ungemein kurzer Zeit war eins der zahlreichſten Geſchwader, die je in den indiſchen Gewäſſern erſchienen waren, vor den Mündungen des Irawaddy verſammelt, unter dem Admiral Auſtin, Oberbefehlshaber der brittiſchen Seeſtreitkräfte in Indien und China.

Lord Dalhouſie hatte dem Hofe von Ava ein kathegoriſches Ultimatum geſtellt, und darin erklärt, daß, wenn die Antwort darauf nicht vor dem 1. April erfolgte, die Feindſeligkeiten eröffnet werden würden. Die Birmanen machten ſich aus dieſer Erklärung durchaus nichts und der Gouverneur von Rangun ließ ſogar auf das Dampfboot Proſerpina feuern, welches mit aufgezogener Parlamentärflagge den Irawaddy hinauffuhr, um anzufragen, ob die Antwort aus Ava eingelaufen ſei. Nachdem ſonach der Kampf

unvermeidlich geworden war, beſchloſſen die Engländer zunächſt Martaban anzugreifen. Dieſe, den Birmanen 1826 gebliebene Seeſtadt liegt unmittelbar an der Grenze der damals an die Engländer abgetretenen Provinz Martaban und an der Mündung des Salwän, der brittiſchen Stadt Maulmain gegenüber.

Am 3. April verließen der General Godwin und der Admiral Auſtin mit 5 Dampfſchiffen und 1400 Mann die Rhede von Rangun, liefen zunächſt in den Hafen von Maulmain ein und erſchienen am 5. vor Martaban, deſſen ſie ſich beim erſten Angriffe bemächtigten, obwohl der Platz von 5000 Birmanen vertheidigt wurde. Sie ſchifften ſich dann ſogleich wieder ein und ließen nur das 26. Sypoy-Infanterieregiment, eine europäiſche Compagnie Artillerie und ein Dampfboot zur Behauptung der Stellung zurück.

Am 8. April waren die brittiſchen Streitkräfte vor Rangun wieder vereinigt und die vier folgenden Tage wurden auf die Landung der Truppen und des ſchweren Geſchützes verwendet. Am 14. April hatte ein allgemeiner Angriff auf die große Pagode von Rangun ſtatt, die nach einem ſehr hartnäckigen Widerſtande genommen wurde. Die Engländer, die denn auch bald ſich der ganzen Stadt bemächtigten, erlitten im Gefechte einen Verluſt von 17 Todten und 132 Verwundeten. Sie waren im Ganzen 8000 Mann ſtark. Die Birmanen machten zwei vergebliche Verſuche, Martaban wieder zu nehmen, und wurden beide Male von der dort zurückgelaſſenen kleinen Beſatzung nachdrücklich zurückgewieſen.

Nach der Beſitznahme von Martaban und Rangun vervollſtändigten die Engländer die Eroberung der Küſte durch einen Angriff auf Baſſein, welches von einem, von dem General Godwin perſönlich angeführten Truppencorps eingenommen wurde. Die Stadt Baſſein liegt an einem gleichnamigen weſtlichen Arm des Irawaddy, nicht weit von deſſen Mündung, hat etwa 3000 Einw. und ihr Hafen iſt noch ſicherer als der von Rangun, obwohl er nur ſechs Monate des Jahres hindurch zugänglich iſt.

Am 3. Juni griff eine ſchwache Infanterie-Abtheilung, von dem Dampfſchiffe Phlegethon flußaufwärts gebracht, die Stadt Pegu an, wo die Birmanen ihre Hauptmagazine angelegt hatten *). Die Einnahme dieſes Platzes war um ſo leichter, da die Einwohner ſchon ſeit langer Zeit in offener Feindſchaft mit den dortigen, von dem Hofe zu Ava ernannten Behörden ſtanden. Unter ſolchen Umſtänden konnten die Engländer nach der Verjagung der birmaniſchen Truppen die Behauptung der Stadt gegen feindliche Angriffe getroſt den Peguanern allein überlaſſen und ſie zu dieſem Ende mit Waffen verſehen.

Wie überhaupt die Stimmung der Landesbevölkerung war, läßt ſich nach dem Schreiben eines engliſchen Offiziers aus Rangun aus dieſer Zeit am beſten beurtheilen. Es heißt darin unter Anderem: »Schon der Drang der Umſtände muß uns zu dauernder Beſitznahme eines großen Theils des birmaniſchen Reiches treiben. Denken Sie nur, wir ſtürmen Rangun, und ehe der Pulverrauch unſerer Kanonen ſich verzogen hat, kehren die Bewohner, die während des Bombardements die Stadt verlaſſen hatten, zurück

*) Pegu liegt an einem gleichnamigen Küſtenfluſſe, der aber mit einem öſtlichen Arm des Irawaddy in Verbindung ſteht und nicht weit von Rangun ſeine Mündung hat.

und ſuchen Schutz innerhalb der Schußweite unſerer Geſchütze. Binnen zwei Monaten kamen 20- bis 30,000 Menſchen zurück und bauten ſich auf den Trümmern Rangun's wieder an. Der Fluß iſt auf vier bis fünf engliſche Meilen von Böten mit Männern, Frauen und Kindern bedeckt, die ſich in der Nähe eines engliſchen Kriegsdampfers am ſicherſten fühlen. Von Uebelwollenden war das Gerücht ausgeſprengt worden, wir beabſichtigten das Land wieder zu räumen, und alsbald ſchickten ſich die armen Menſchen an, die Flucht zu ergreifen oder uns wo möglich auf die See hinaus zu folgen. Als vor einem Monat eine Truppenabtheilung der Unſerigen gegen ein, 20 engliſche Meilen von hier liegendes befeſtigtes Dorf zog, kamen Freiwillige aus dieſem Orte ſelbſt, um den Unſerigen die Sturmleitern zu tragen. Die Dampfer, welche gegen Baſſein *) fuhren, ſahen das auf den Ufern verſammelte Volk ſtromaufwärts winken und der Expedition »gute Verrichtung« wünſchen. Ja, die birmaniſchen Soldaten, die gegen uns fochten und jetzt nach Rangun hereingekommen ſind, um die Waffen niederzulegen, geſtehen, daß ſie das ſchon früher gethan hätten, wären ihre Weiber und Kinder nicht als Geißeln in den Händen des Kaiſers geweſen. Der Capitän des Dampfſchiffes Proſerpina berichtet, daß auf ſeiner Fahrt nach Prome die Dorfbewohner beider Flußufer ihn freiwillig mit Lebensmitteln verſorgten. Aus 50 bis 60 engliſchen Meilen entfernten Orten kommen die angeſehenſten Einwohner und bitten uns um Schirm und Schutz. Die Bauern kommen und flehen: »»Werden die Engländer uns ſchützen, wenn wir dies Jahr die Felder beſäen? Sagt Ja, um der Götter willen.«« Die im Lande befindlichen Chriſten beten zum Himmel, daß wir bleiben mögen. Merkwürdig genug, ſelbſt die Höflinge, welche der Kaiſer um ſich hat, haben im Rauſch hieſigen Ohren zugeflüſtert: »»Froh werden wir ſein, wenn die Engländer das Land nehmen; denn wir haben dieſe Tyrannei ſatt, wo Leben, Ehre, Eigenthum und Familie keine fünf Minuten ſicher ſind.««

Mittlerweile lief die Nachricht ein, daß die Birmanen, 50,000 Mann ſtark, in und um Prome **) ſich ſammelten und die Engländer mit dieſer Uebermacht zu überfallen beabſichtigten. Der General Godwin ſetzte ſich ſogleich in gehörigen Vertheidungsſtand und ſuchte bei dem brittiſchen Generalgouverneur ſchleunigſt um eine Verſtärkung von 12,000 Mann nach. Denn wenn er auch mit den vorhandenen Truppen jeden Angriff des Feindes zurückzuſchlagen vermochte, ſo reichten ſie doch nicht hin, um entſchieden die Offenſive zu ergreifen und tief ins Land bis Ava vorzudringen; und in dieſer Haupt- und Reſidenzſtadt dem Kaiſer ſelbſt Geſetze vorzuſchreiben lag jetzt im Plan. Im Laufe des Julimonats kam der Generalgouverneur, Lord Dalhouſie, perſönlich nach Rangun, um an Ort und Stelle die Lage der Dinge zu prüfen und die ihm erforderlich ſcheinenden weitern Anordnungen zu treffen. Im folgenden Monate langten Truppenverſtärkungen aus Madras und Calcutta in Rangun an. Ein am 31. Juli unternommener dritter Angriff der Birmanen auf Martaban war wiederum zurückgeſchlagen worden. Die Zeit bis zum October verſtrich meiſt unter nutzloſen Unterhandlungen und unbedeutenden Scharmützeln, dann aber ward zu einem ernſtlichen Angriff auf die mehr-

*) S. oben.

**) Prome liegt, wie bereits oben bemerkt, am Irawaddy, nordnordweſtlich und 36 geographiſche Meilen von Rangun.

erwähnte Stadt Prome geſchritten. Am 9. October kam das brittiſche Expeditionscorps an Ort und Stelle. Die Vertheidigungsanſtalten der Birmanen beſtanden aus einem Palliſadenwerke und einer gemauerten Bruſtwehr; an den günſtigen Uferſtellen waren Kanonen aufgeſtellt, deren Feuer die brittiſche Flotille auszuhalten hatte, ſobald ſie in Schußweite kam. Sie brachte jedoch die feindlichen Geſchütze binnen zwei Stunden zum Schweigen und traf die nöthigen Vorbereitungen zur Landung. Nach kurzem Gefechte ward die, in einiger Entfernung von Prome ſtehende und von etwa 500 Mann vertheidigte ſogenannte goldene Pagode erſtürmt, worauf der Feind nach allen Richtungen flob. Da es aber zu einem Angriffe auf die Stadt ſelbſt ſchon zu ſpät ſchien, ſo wurden während der Nacht ſämmtliche Truppen, gegen 3000 Mann, ausgeſchifft, und am folgenden Morgen beſetzten dieſelben Prome faſt ohne Widerſtand. Der ganze Kampf koſtete den Britten nur ſehr wenige Todte und Verwundete. Ein Sergeant, der ſich unter jenen befand, war überdies nicht an den Folgen eines feindlichen Schuſſes, ſondern am Sonnenſtich oder Schlagfluß geſtorben. Andererſeits erlag am 8. October der Oberbefehlshaber der Flotte, Admiral Auſtin, der Cholera, und ſtatt ſeiner übernahm nunmehr der Commodore Lambert das Commando.

Dies war der Stand der Dinge auf dem Kriegsſchauplatze um die Mitte Octobers 1852. Der brittiſche Generalgouverneur hatte während ſeiner Anweſenheit in Rangun dem birmaniſchen Kaiſer noch einmal Verſöhnung angeboten und ihm bis zum 30. September Bedenkzeit gelaſſen, ob er als Erſatz der Kriegskoſten bis zum 1. April 1853 15 Lak Rupien, und von da bis zum 1. October 3 Lak monatlich, alſo im Ganzen 33 Lak, nebſt einer Entſchädigung für die mißhandelten brittiſchen Unterthanen, zahlen wolle. Allein es erfolgte keine Antwort; und da der birmaniſche Deſpot, in ächt orientaliſcher Weiſe, die Gewohnheit haben ſoll, dem Ueberbringer ſchlechter Nachrichten den Kopf abſchlagen zu laſſen, ſo dürfte er überhaupt von dem Antrage nicht einmal Kenntniß erhalten haben. Vielleicht weiß er dann auch eben ſo wenig, daß ſein nächſter Nachbar, der König von Siam, Miene gemacht hat, die Umſtände zu benutzen und ein Heer von 15- bis 20,000 Mann an die birmaniſche Grenze zu ſenden, um bei dem bevorſtehenden Zerfall des Nachbarſtaates ſich einen Antheil an der Beute zu ſichern.

Der Flächeninhalt des birmaniſchen Reiches wird auf 13,000 Quadratmeilen geſchätzt; es wäre alſo noch um mehr als 1500 Quadratmeilen größer als ganz Deutſchland. Allein trotz dieſer großen Ausdehnung iſt es nur ſpärlich bevölkert. Vor der Erforſchung des Reiches durch die Engländer ſchätzte man die Bevölkerung auf 20 bis 30 und ſpäter doch wenigſtens auf 8 Millionen Einwohner. Allein die von dem Oberſt Burney (der, wie wir oben geſehen haben, brittiſcher Reſident in Ava war) nach amtlichen Dokumenten mit Sorgfalt aufgeſtellten Berechnungen ergeben nicht mehr als etwa 4 Millionen Einwohner. Der orientaliſche Deſpotismus laſtet mit ſeiner ganzen Schwere auf dieſem unglücklichen Lande, wo es kein anderes Geſetz als den Willen des Kaiſers gibt, den in den Provinzen Gouverneure vertreten, die irgend einer Laune ihre Ernennung verdanken und die tyranniſche Gewalt mit noch größerer Rückſichtsloſigkeit als der Kaiſer ſelbſt ausüben. Es beſtehen, wie überhaupt in faſt allen hinterafiatiſchen Ländern, verſchiedene Rangordnungen oder Klaſſen: die kaiſerliche Familie, die Beamten, die Prieſter, die reichen Kaufleute oder Thutteh, die Bauern und Handwerker, und die

Sklaven oder Leibeigenen. Eigentlich ſind alle Unterthanen nicht viel beſſer als Sklaven, und ſie müſſen ohne Unterſchied die Steuern zahlen und die Frohndienſte leiſten, die der Kaiſer ihnen aufzuerlegen für gut findet. Da die Beamten keine feſte Beſoldung haben, ſo entſchädigen ſie ſich dafür durch Erpreſſungen. Crawfurd ſchätzt die jährlichen Einkünfte des Staatsſchatzes auf nicht höher als 25,000 Pf. Sterl. (etwa 275,000 Gulden C. M.). Die Einnahmequellen ſind das Kopfgeld, verſchiedene Auflagen auf Verbrauchsgegenſtände, auf den Bergbau und das (zum Schiffbau trefflich ſich eignende und daher ſtark benutzte) Tikholz und die Zölle, welche mit 10 Prozent von den Einfuhren und mit 5 Prozent von den Ausfuhren erhoben werden. Jedoch dieſe, dem Anſcheine nach ſehr mäßigen Abgaben werden zum Nachtheil der Steuerpflichtigen bedeutend erhöht durch die unmäßigen Forderungen der Gouverneure, welche ſich enorme Vortheile zu ſichern wiſſen. Hierzu kommt noch, daß öffentliche Bauten und andere derartige Arbeiten nicht auf Staatskoſten ausgeführt werden; ſondern es wird jedesmal eine gewiſſe Anzahl Unterthanen beſtimmt, welche theils dazu baares Geld liefern, theils Frohndienſte leiſten müſſen. Militärpflichtig iſt jeder Birmane, der die Waffen zu tragen fähig.

Daß unter ſolchen drückenden Verhältniſſen die Naturſchätze des Landes nur ſpärlich ausgebeutet werden, und demnach auch der europäiſche Handel bis jetzt nur wenige Vortheile von ſeinen Verbindungen mit dem birmaniſchen Reiche geerntet hat, darf nicht Wunder nehmen, und ebenſo wenig darf man, im allgemeinen Intereſſe der Civiliſation, es bedauern, daß England ſich entſchloſſen hat, den Krieg in das Herz dieſes Landes zu ſpielen. Im Beſitz von Vorder- und eines Theils von Hinterindien, hat England freilich mehr als irgend eine andere europäiſche Nation ein Intereſſe dabei, zwiſchen Calcutta und China einen neuen Markt für ſeine Fabrikate und neue Häfen zum Einlaufen für ſeine Schiffe ſich zu eröffnen; allein es kann nicht ausbleiben, daß die übrigen, Handel und Schiffahrt treibenden Nationen hiervon ebenfalls große Vortheile ziehen. Denn wenn auch für den Augenblick der birmaniſche Markt noch nicht ſehr wichtig iſt, ſo ſind doch alle Gründe vorhanden, um anzunehmen, daß er ſpäter um ſo wichtiger werde.

Sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika berufen, eine Weltmacht zu werden?

Die Ver. Staaten Nordamerika's haben ſeit einigen Jahren mehr als je zuvor die allgemeine Aufmerkſamkeit Europa's auf ſich gezogen; oder beſſer geſagt, die Nordamerikaner haben in neueſter Zeit viel von ſich reden gemacht, und dies hat in manchen europäiſchen Ländern einen mehr oder minder ſtarken Widerhall gefunden. Die Entdeckung und Ausbreitung der reichen Goldſchätze Californiens hat allerdings hierbei mitgewirkt; jedoch darin liegt keineswegs die Haupturſache, ſondern vielmehr in einem Zuſammentreffen verſchiedenartiger Umſtände, die wir weiterhin näher beleuchten, wogegen wir zunächſt, um eine feſte Grundlage zu bekommen, eine geographiſch-ſtatiſtiſche Ueberſicht der Ver. Staaten, in deren gegenwärtigen Beſchaffenheit, hier geben wollen.

Die Ver. Staaten nehmen die ſüdliche Hälfte Nordamerika's ein, zwiſchen dem Brittiſchen Nordamerika und Mexico, oder, mit anderen Worten, ſie reichen vom 49. Grade nördlicher Breite bis in die Nähe des nördlichen Wendekreiſes hinab, werden im O. von dem Atlantiſchen und im W. von dem Großen Ocean beſpült, haben in dieſer Richtung eine Ausdehnung von mehr als 500 geographiſchen Meilen (die von N. nach S. beträgt dagegen nicht ganz 300 Meilen) und einen Geſammtflächeninhalt von beinahe 132,000 Quadratmeilen.

Auf dieſem ungeheueren Flächenraum, der, wenn man die ruſſiſchen und norwegiſchen Eismeer-Küſtenländer, Nowa Zembla, Island ꝛc. abrechnet, dem von ganz Europa faſt gleichkommt, würden 196 Millionen Menſchen eben ſo bequem oder vielmehr noch bequemer Platz haben und ſich nähren können, wie die 266⅔ Millionen Europäer in unſerem Welttheile, die durchſchnittliche Volksdichtigkeit von ganz Europa (alſo die eben angedeuteten unwirthlichen Landſtriche und Inſeln mitgerechnet), nach welcher 1484 Menſchen auf die Quadratmeile kommen, dabei zum Grunde gelegt.

Die Ver. Staaten haben aber nirgend ſolche völlig unbewohnbare Landſtriche, wie Europa ſie über den Polarkreis hinaus und zum Theil in ſeinen öſtlichen Steppen, in den höheren Regionen ſeiner Hochgebirge u. ſ. w. hat. Denn wenn ſie auch im Weſten noch ungeheuere Strecken haben, die vor der Ausrodung der dortigen Urwälder nicht angebaut werden können, und die ebenfalls im Weſten befindlichen und nordwärts ſtreichenden Ausläufer der Andenkette mehr oder minder den Hochgebirgscharakter an ſich tragen, ſo iſt doch beinahe der ganze übrige Theil des Landes dafür um ſo bewohnbarer

und anbaufähiger. Wollte man die örtlichen Schwierigkeiten des Anbau's oder der Bewohnbarkeit ſehr hoch anſchlagen und ſie z. B. mit denen (wenn auch in einem andern Sinn) vergleichen, welche in Spanien ſich vorfinden, ſo würden die Ver. Staaten eben ſo füglich wie dieſes europäiſche Gebirgsland 1657 Menſchen auf der Quadratmeile, demnach eine Geſammtbevölkerung von 218,724,000 E. haben können. Mit einer Volksdichtigkeit wie in der Schweiz (3333 auf die Q. M.) kämen 439,956,000, und mit der, wie Deutſchland ſie durchſchnittlich hat (3698 auf die Q. M.), gar 488,136,000 E. für die Ver. Staaten heraus.

Der Flächeninhalt des eigentlichen China's (nicht des ganzen chineſiſchen Reiches) wird auf 85,000 Q. M. geſchätzt, und die Bevölkerung dieſes Landes beträgt nach Gützlaf nicht weniger als 367 Millionen E. Vergleicht man nun die phyſiſch-geographiſchen Verhältniſſe China's mit denen Nordamerika's, ſo findet man bald, daß in dieſer Beziehung die Ver. Staaten bedeutend im Vortheil gegen China ſind. Allerdings hat China zwei der mächtigſten Ströme der Welt aufzuweiſen und ſeine Kanal- und übrigen Verbindungen im Innern erleichtern daſelbſt den Verkehr ungemein. Allein was wollen dieſe Vortheile ſagen gegen diejenigen, deren die Ver. Staaten ſich rühmen können in ihrem Miſſiſſippi mit deſſen zahlreichen, von Dampfſchiffen belebten Nebenflüſſen, deren einer (der Miſſouri) ihn ſogar noch an Stromlänge übertrifft; in ihren Kanälen, die eine Geſammtlänge von beinahe 900, in ihren Eiſenbahnen, die eine Geſammtlänge von 1100 geographiſchen Meilen haben? Dabei werden die Ver. Staaten im Oſten, Süden und Weſten vom Meere beſpült und haben im Norden auf den fünf großen nordamerikaniſchen Landſeen (Erie-, Huron-, Michiganſee u. ſ. w.), den weiteſten Spielraum für ihre ſo äußerſt lebhafte Dampfſchiffahrt. China dagegen iſt nur an ſeiner Oſtſeite vom Meere beſpült, wogegen es im Weſten und Norden in öde Wildniſſe ſich verliert.

Aber dennoch hat China jene ungeheuere Bevölkerung, demnach eine durchſchnittliche Volksdichtigkeit von 4318 Menſchen auf der Q. M., wogegen in den Ver. Staaten Nordamerika's im Durchſchnitt nicht mehr als — 179 Menſchen auf der geogr. Quadratmeile leben!

Die nordamerikaniſche Union beſteht in politiſcher Hinſicht gegenwärtig aus 31 Staaten und 4 Gebieten, nebſt dem Bundesdiſtrikt Columbia, welche zuſammen einen Flächeninhalt von 108,880 geographiſchen Q. M. haben und deren Geſammtbevölkerung nach der Zählung von 1850 auf 23,351,267 E. ſich belief.

Außerdem gibt es noch 2 Gebiete, die jedoch keine Gouvernementsverfaſſung haben, ſondern zur Zeit gewiſſermaßen ſich ſelbſt noch überlaſſen ſind, nämlich das Indianer- und das Miſſourigebiet, welche beide faſt nur von Indianern bewohnt ſind. Ihr Geſammtflächeninhalt wird auf beinahe 23,000 Q. M. und ihre Geſammtbevölkerung auf etwa 300,000 Seelen geſchätzt.

Wir wollen die einzelnen Beſtandtheile der Union nunmehr in der Kürze einzeln durchgehen, und mit den 6 ſogenannten Neu-Englandſtaaten den Anfang machen. Die Bevölkerung iſt überall genau nach der Zählung von 1850 angegeben.

1. Der Staat **Maine**, der nordöſtlichſte der ganzen Union, im N. und O. von der brittiſchen Colonie Neu-Braunſchweig begrenzt, hat einen Flächeninhalt von 1539

Quadratmeilen und 583,018 E., demnach eine relative Bevölkerung von 379 E. auf der Q. M. In letzterer Beziehung hält also Maine die Mitte zwischen Schweden, wo 431, und Norwegen, wo 230 Menschen durchschnittlich auf der Q. M. leben. Hauptnahrungsquellen sind in Maine Nutzholzhandel, Fischerei und Schiffbau, und die bemerkenswerthesten Städte sind hier Augusta (Hauptstadt mit 8231 E.), Portland (26,819), Bangor (14,441) und Bath (8002).

2. Der Staat **New-Hampshire**, an der Westseite des vorigen; Flächeninhalt: 444 Q. M.; Bevölkerung: 317,999 E.; Volksdichtigkeit: 716 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Fischerei, Maisbau und Baumwollfabrikation; bemerkenswertheste Städte: Concord (Hauptstadt), Manchester, Portsmouth und Nashua, mit resp. 8584, 18,933, 9739 und 5826 E.

3. Der Staat **Vermont**, zwischen dem vorigen und dem nördlichsten Theil des Staates Newyork, ohne das Meer zu berühren; Flächeninhalt: 481 Q. M.; Bevölkerung: 314,322 E.; Volksdichtigkeit: 653 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Ackerbau, Viehzucht und Wollhandel; bemerkenswertheste Städte: Montpelier (Hauptstadt) und Burlington, mit resp. 4112 und 5211 E.

4. Der Staat **Massachusetts**, an der Ostseite des Staates Newyork und im Norden von Vermont und New-Hampshire begrenzt. Flächeninhalt: 354 Q. M.; Bevölkerung: 994,665 E.; Volksdichtigkeit: 2810 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: ausgebreiteter Seehandel, starke Schiffsrhederei, Wallfischfang, Woll-, Baumwoll- u. a. Fabriken. Die Hauptstadt Boston mit 138,788 E.; von den übrigen bemerkenswertheſten Städten haben Lowell, Springfield und Salem resp. 32,964, 21,602 und 18,846 E., und Lawrence, New-Bedford, Lynn, Worcester, Cambridge, Fall River, Taunton, Newburyport, Plymouth und Fitchburg von 18,341 an bis 5007 E. herab.

5. Der Staat **Rhode Island**, am Atlantischen Meere und auf den übrigen Seiten von Massachusetts und Connecticut umgeben; Flächeninhalt: 63 Q. M.; Bevölkerung: 147,543 E.; Volksdichtigkeit: 2342 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Baumwollfabrikation und Seehandel. Die Hauptstädte Providence und Newport, mit resp. 41,513 und 9563 E., die drei übrigen bemerkenswertheſten Städte Smithfield, Tiverton und Bristol, mit resp. 11,386, 4699 und 4616 E.

6. Der Staat **Connecticut**, zwischen dem vorigen und Newyork; Flächeninhalt: 225 Q. M.; Bevölkerung: 371,947 E.; Volksdichtigkeit: 1653 E. auf der Q. M. (also wie durchschnittlich in Spanien); Hauptnahrungsquellen: Landwirthschaft, Woll-, Baumwoll- u. a. Fabriken, Seehandel und Wallfischfang. Die Hauptstädte Hartford und Newhaven, mit resp. 12,793 und 14,890, und New-London, Bridgeport und Danbury, mit resp. 5519, 4572 und 4504 E. *).

7. Der Staat **New-York**, vom Atlantischen Meere bis zum St. Lorenzstrom und zum Ontario- und Eriesee sich hinaufziehend; Flächeninhalt: 2178 Q. M. (ist also so groß wie Bayern, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt zusammengenommen); Bevölkerung: 3,098,818 E.; Volksdichtigkeit: 1423 auf der Q. M.;

*) Diese 6 Staaten werden noch jetzt im gemeinen Leben mit dem gemeinschaftlichen Namen Neu-England bezeichnet und ihre Bewohner vorzugsweise Yankees (s. S. 10) genannt. Die

Hauptnahrungsquellen: weit ausgebreiteter Seehandel und Schiffbau, Ackerbau und Viehzucht, Fabriken und Manufakturen. Die eigentliche Haupt- oder Gouvernementsstadt Albany hatte bei der erwähnten letzten Zählung 50,771 E., und die Stadt New-York 515,394 E. Da jedoch die letztgenannte Stadt der Hauptlandungsplatz für die nach Amerika auswandernden Europäer ist und sehr viele derselben aus Mangel an Mitteln zur Weiterreise hier, so zu sagen, hängen bleiben, so ist schon jetzt die Bevölkerung auf 600,000 E. angewachsen. New-York gegenüber auf der Insel Longisland, liegt Brooklyn, mit 96,850 E. Die übrigen bemerkenswerthesten Städte dieses Staates haben theils, wie Buffalo, Rochester, Williamsburg, Troy, Syracuse, Utica, Lockport, Oswego und Poughkeepsie, zwischen 40,300 und 11,100 E., theils, wie Auburn, Schenectady, Newburg, Hudson, Plattsburg und Whitehall, zwischen 9500 und 4700 E.

8. Der Staat **New-Jersey**, neben dem südlichsten Theil des vorigen und im Westen von Pennsylvanien begrenzt; Flächeninhalt: 392 Q. M.; Bevölkerung: 489,381 E.; Volksdichtigkeit: 1248 auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Landwirthschaft und Fabriken; die Hauptstadt Trenton mit 6766 E., und die Städte Newark (38,885 E.), Paterson (21,341), Camden (9605) und New-Brunswick, Jersey und Burlington, mit resp. 7898, 6856 und 5398 E.

9. Der Staat **Pennsylvanien**, an der Westseite des vorigen und an der Südseite des westlichen Theils von New-York, im Süden von Maryland und Virginien begrenzt. Flächeninhalt: 2075 Q. M.; Bevölkerung: 2,314,897 E.; Volksdichtigkeit: 1115 E. auf der Q. M. (in der europäischen Tückel kommen 1275 auf die Q. M.); Hauptnahrungsquellen: Ackerbau, Viehzucht, Bergbau auf Eisen und Steinkohlen, Seehandel und Fabriken. Die Haupt- oder Gouvernementsstadt Harrisburg, mit 8173 E.; Philadelphia mit 409,353, Reading mit 15,821 und Lancaster mit 12,381 E.; die übrigen bemerkenswerthesten Städte Pottsville, York, Morristown, Erie, Carlisle, Columbia und Chambersburg haben von 7496 an bis 4272 E.

10. Der Staat **Ohio**, an der Westseite des vorigen und im Norden vom Eriesee begrenzt; Flächeninhalt: 1885 Q. M.; Bevölkerung: 1,981,940 E.; Volksdichtigkeit: 1051 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Getreidebau, Viehzucht, Schweinepökelfleischhandel, Fabriken und Dampfschiffbau; die Hauptstadt Columbus mit 17,367 E.; Cincinnati mit 116,108 E., und die übrigen bemerkenswerthesten Städte Cleveland, Zanesville, Steubenville, Marietta, Springfield, Sandusky, Portsmouth und Toledo mit 17,074 bis 3819 E. herab.

---

ersten europäischen Ansiedler Neu-Englands waren die sogenannten Pilger, nämlich englische Dissenters, welche daheim in ihrem Religionsglauben sich gekränkt erachteten und daher nach Nordamerika auszuwandern sich entschlossen. Sie landeten bei dem jetzigen Plymouth, im Staate Massachusetts, im December 1620. Neu-England hat einen Gesammtflächeninhalt von 3106 Quadratmeilen, ist also beinahe so groß wie die Königreiche Bayern, Württemberg, Sachsen und Hannover und die Großherzogthümer Baden und Hessen zusammengenommen, deren Gesammtbevölkerung 12¼ Millionen Einwohner beträgt, wogegen Neu-England nicht einmal 2¾ Millionen Einwohner hat.

11. Der Staat **Indiana**, an der Weſtſeite des vorigen; Flächeninhalt: 1595 Q. M.; Bevölkerung: 990,258 E.; Volksdichtigkeit: 621 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Getreide- und Hanfbau, Bergbau auf Eiſen- und Steinkohlen, und Salzgewinnung; die Hauptſtadt Indianopolis mit 8034 E. und die Städte New-Albany und Madiſon mit reſp. 9785 und 8037 E.

12. Der Staat **Michigan**, hauptſächlich zwiſchen dem Michigan- und Huronſee liegend; Flächeninhalt: 2653 Q. M.; Bevölkerung: 402,041 E.; Volksdichtigkeit: 151 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Landwirthſchaft und Fiſcherei; die bemerkenswertheſte Stadt iſt hier zur Zeit erſt Detroit, mit 21,057 E.

13. Der Staat **Illinois**, an der Weſtſeite von Indiana, und durch den Miſſiſſippi von den Staaten Jowa und Miſſouri getrennt; Flächeninhalt: 2660 Q. M.; Bevölkerung: 855,384 E.; Volksdichtigkeit: 321 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Getreidebau, Viehzucht und Bergbau auf Blei, Eiſen und Steinkohlen; die bemerkenswertheſte Stadt iſt hier Chicago, mit 28,269 E.

14. Der Staat **Wisconſin**, am weſtlichen Ufer des Michiganſee's und im Norden zum Theil am Oberſee; Flächeninhalt: 2543 Q. M.; Bevölkerung: 305,538 E.; Volksdichtigkeit: 120 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Ackerbau, Nutzholzhandel und Bergbau auf Blei, Kupfer und Eiſen; bemerkenswertheſte Städte Milwaukie, Racine und Madiſon, mit reſp. 20,026, 5111 und 1871 E.

15. Der Staat **Jowa**, an der Weſtſeite der beiden vorigen, und durch den Miſſiſſippi davon getrennt; Flächeninhalt: 2401 Q. M.; Bevölkerung: 192,247 E.; Volksdichtigkeit: 80 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Ackerbau, Viehzucht und Bergbau auf Blei, Zink und Eiſen; bemerkenswertheſte Städte Dubuque, Burlington und Jowa, mit reſp. 3710, 5102 und 2308 E.

16. Der Staat **Californien**, am Stillen Meere, zwiſchen dem Oregon-Gebiete und Mexico; 1848 von Mexico an die Ver. Staaten abgetreten und 1850 als Staat in die Union aufgenommen. Sein Flächeninhalt beträgt 8914 Q. M.; demnach iſt er noch um 500 Q. M. größer als ganz Spanien. Daß er ſich durch ſeinen 1848 entdeckten Goldreichthum auszeichnet, iſt bekannt und das Nähere darüber bereits S. 55—60 mitgetheilt worden. In Folge der ſeit jener Entdeckung veranlaßten und immer nach fortdauernden zahlreichen Einwanderungen aus allen Welttheilen war ſchon 1850 die Bevölkerung hier auf 214,000 E. geſtiegen und wird bald wohl die Höhe von einer halben Million erreichen. Neben der Goldgräberei und dem Goldbergbau haben ſich in der letzten Zeit verſchiedene andere wichtige Erwerbsquellen aufgethan, was namentlich von dem Ackerbau und der Viehzucht gilt. San Franciſco, die Hauptſeehandelsſtadt des Staates, zählt bereits über 70,000 E. Die Bevölkerung der übrigen Städte, als Sacramento, Pueblo de San Joſe und Vallego, nimmt in eben dem Grade raſch zu *).

17. Der Staat **Delaware**, am Atlantiſchen Meere und an der Delaware-Bai,

*) In den vorſtehenden 16 Staaten werden keine Sklaven gehalten, oder vielmehr die Sklaverei wird daſelbſt geſetzlich nicht geduldet, und man nennt ſie daher freie Staaten im Gegenſatz zu den nachfolgenden 15 Sklavenſtaaten.

im Norden von Pennſylvanien und im Weſten von Maryland begrenzt; Flächeninhalt: 100 Q. M.; Bevölkerung: 90,407 E.; Volksdichtigkeit: 904 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Getreidebau, Mehlhandel und Fabriken; bemerkenswertheſte Städte Wilmington und Neweaſtle, mit reſp. 13,931 und 3111 E. Unter den 90,407 E. des Staates befanden ſich bei der letzten Zählung 2688 Sklaven.

18. Der Staat **Maryland**, zwiſchen Pennſylvanien und Virginien, im Oſten von dem Staate Delaware und dem Atlantiſchen Meere begrenzt; Flächeninhalt: 660 Q. M.; Bevölkerung: 575,150 E.; Volksdichtigkeit: 871 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Tabaksbau, Mehlhandel, Schifffahrt, Eiſen- und Steinkohlenbergbau und etwas Woll- und Baumwollfabrikation; die Haupt- oder Gouvernementsſtadt Annapolis mit 4198, Baltimore mit 169,012 und Frederickstown mit 6037 E. Unter den 575,150 E. des Staates befanden ſich bei der letzten Zählung 89,204 Sklaven.

19. Der Staat **Virginien**, zwiſchen dem vorigen und Nord-Carolina, am Atlantiſchen Meere; Flächeninhalt: 3019 Q. M. (iſt alſo beinahe ſo groß wie ganz Neu-England; ſ. oben); Bevölkerung: 1,424,863 E.; Volksdichtigkeit: 471 E. auf der Q. M. (im europäiſchen Rußland, die Polarländer und Steppen mitgerechnet, kommen durchſchnittlich 629 auf die Q. M.); Hauptnahrungsquellen: Tabaks-, Weizen- und Maisbau, Bergbau auf Eiſen, Steinkohlen ꝛc., Salzgewinnung und Sklavenhandel nach den ſüdlichen Staaten; bemerkenswertheſte Städte Richmond, Petersburg, Norfolk, mit reſpektive 27,483, 14,003 und 14,320 E. und Alexandria, Portsmouth und Charles City, mit reſp. 8795, 8456 und 5200 E. Unter den 1,424,863 E. des Staates befanden ſich bei der letzten Zählung 473,972 Sklaven.

20. Der Staat **Nord-Carolina**, zwiſchen dem vorigen und Süd-Carolina; Flächeninhalt: 2066 Q. M.; Bevölkerung: 868,870 E.; Volksdichtigkeit: 420 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Reis-, Mais-, Tabaks-, Weizen- und Baumwollbau und Bergbau auf Gold, Blei und Eiſen; bemerkenswertheſte Städte Wilmington, Newbern und Raleigh, mit reſp. 11,218, 4722 und 3001 E. Unter den 868,870 E. des Staates befanden ſich bei der letzten Zählung 288,412 Sklaven.

21. Der Staat **Süd-Carolina**, zwiſchen dem vorigen und Georgien; Flächeninhalt: 1330 Q. M. (alſo beinahe ſo groß wie das Königreich Bayern); Bevölkerung: 668,247 E.; Volksdichtigkeit: 503 E. auf der Q. M. (in Bayern kommen 3242 auf die Q. M.); Hauptnahrungsquellen: Reis-, Baumwoll- und Maisbau und Nutzholzhandel; bemerkenswertheſte Städte Charleston und Columbia, mit reſp. 42,806 und 6060 E. Unter den 668,247 E. des Staates befanden ſich bei der letzten Zählung 384,720 Sklaven, die ſonach bedeutend mehr als die Hälfte der Geſammtbevölkerung bildeten.

22. Der Staat **Georgien**, zwiſchen dem vorigen und Florida; Flächeninhalt: 2924 Q. M.; Bevölkerung: 888,726 E.; Volksdichtigkeit: 304 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Baumwollbau, auch Reis-, Mais- und etwas Weizen-, Tabaks- und Zuckerrohrbau, ſodann Bergbau auf Gold, ſowie auf Kupfer und Eiſen; bemerkenswertheſte Städte Savannah und Macon mit reſp. 27,841 und 5953 E. Unter den 888,726 E. des Staates befanden ſich bei der letzten Zählung 349,208 Sklaven.

23. Der Staat **Florida**, hauptſächlich die gleichnamige ſüdliche Halbinſel Nordamerika's begreifend, welche die Oſtgrenze des mexicaniſchen Meerbuſens bildet. Flächeninhalt: 2537 Q. M.; Bevölkerung: 89,459 E.; Volksdichtigkeit: 35 E. auf der Q. M. (alſo in dieſem mit tropiſcher Fruchtbarkeit geſegneten Staate leben 15 Menſchen weniger auf der Q. M. als in dem eiſigen und felſigen Island); Hauptnahrungsquellen: Baumwollbau, auch Mais-, Reis-, Tabaks- und Zuckerrohrbau und Handel mit Südfrüchten und Nutzholz; bemerkenswertheſte Stadt St. Auguſtine, mit 2993 E. Unter den 89,459 E. des Staates befanden ſich bei der letzten Zählung 40,335 Sklaven.

24. Der Staat **Alabama**, an der Weſtſeite Georgiens und mit einem ſchmalen Küſtenſtriche den mexicaniſchen Meerbuſen berührend; Flächeninhalt: 2392 Q. M.; Bevölkerung: 779,001 E.; Volksdichtigkeit: 326 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Baumwollbau und Mais-, auch Weizen-, Reis-, Tabaks- und Zuckerrohrbau; bemerkenswertheſte Stadt Mobile, mit 20,513 E. Unter den 779,001 E. befanden ſich bei der letzten Zählung 344,323 Sklaven.

25. Der Staat **Miſſiſſippi**, zwiſchen dem vorigen und Louiſiana; Flächeninhalt: 2224 Q. M.; Bevölkerung: 605,488 E.; Volksdichtigkeit: 272 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: bedeutender Baumwollbau, auch Mais-, etwas Weizen-, Reis- und Tabaksbau; bemerkenswertheſte Städte Natchez, Columbus und Vicksburg, mit reſp. 5239, 9312 und 4211 E. Unter den 605,488 E. des Staates befanden ſich bei der letzten Zählung 308,167 Sklaven, die ſonach mehr als die Hälfte der Geſammtbevölkerung bildeten.

26. Der Staat **Tenneſſee**, zwiſchen Nord-Carolina und dem Miſſiſſippiſtrom; Flächeninhalt: 2138 Q. M.; Bevölkerung: 1,006,213 E.; Volksdichtigkeit: 470 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Mais-, Baumwoll- und Tabaksbau und Bergbau auf Eiſen, Gold und Steinkohlen; bemerkenswertheſte Stadt Naſhville, mit 17,502 E. Unter den 1,006,213 E. des Staates befanden ſich bei der letzten Zählung 237,026 Sklaven.

27. Der Staat **Kentucky**, an der Nordſeite des vorigen und an der Weſtſeite Virginiens; Flächeninhalt: 1910 Q. M.; Bevölkerung: 933,344 E.; Volksdichtigkeit: 520 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Mais-, Tabaks-, Weizen- und Hanfbau, Bergbau auf Steinkohlen und Eiſen, Salzgewinnung und Maulthierzucht; bemerkenswertheſte Städte Louisville mit 43,217 E.; und Covington, Newport, Frankfort und Maysville, mit reſp. 9687, 6026, 4372 und 4255 E. Unter den 933,344 E. des Staates befanden ſich bei der letzten Zählung 211,237 Sklaven.

28. Der Staat **Miſſouri**, auf beiden Seiten des untern Miſſourifluſſes, demnach auf dem rechten Miſſiſſippi-Ufer, zwiſchen Jowa und Arkanſas; Flächeninhalt: 3178 Q. M.; Bevölkerung: 682,907 E.; Volksdichtigkeit: 215 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Mais-, Weizen-, Hanf- und Tabaksbau, Bergbau auf Blei, Eiſen und Steinkohlen, Pelzhandel mit den Indianern und Karavanenhandel nach Mexico; bemerkenswertheſte Städte St. Louis und Jefferſon, mit reſp. 82,744 und 3721 E. Unter den 682,907 E. des Staates befanden ſich bei der letzten Zählung 87,767 Sklaven.

29. Der Staat **Arkanſas**, zwiſchen dem vorigen und Louiſiana; Flächenin-

halt: 2462 Q. M.; Bevölkerung: 198,796 E.; Volksdichtigkeit: 81 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Mais- und Baumwollbau, Pferde- und Rindviehzucht und Bergbau auf Eisen und Steinkohlen; bemerkenswertheste Stadt Little Rock, mit 4138 E. Unter den 198,796 E. des Staates befanden sich bei der letzten Zählung 45,242 Sklaven.

30. Der Staat **Louisiana**, auf der Westseite (und zum Theil auch auf der Ostseite) des unteren Laufes und der Mündungsarme des Mississippi. Flächeninhalt: 2190 Q. M.; Bevölkerung: 523,094 E.; Volksdichtigkeit: 239 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: lebhafter Binnen- und Seehandel, Zuckerrohr-, Baumwolle-, Reis-, Tabaks- und Maisbau und Viehzucht auf den Prairien im Innern; die Haupt- oder Gouvernementsstadt Baton Rouge mit 4200 und Neuorleans mit 119,285 E. Unter den 523,094 E. des Staates befanden sich bei der letzten Zählung 249,947 Sklaven, die sonach beinahe die Hälfte der Gesammtbevölkerung bildeten.

31. Der Staat **Texas**, an der Westseite von Louisiana, am mexicanischen Meerbusen, und durch den Rio Grande von Mexico getrennt. Flächeninhalt: 10,519 Q. M. (ist also um beinahe 1000 Q. M. größer als Frankreich); Bevölkerung 230,000 E.; Volksdichtigkeit: 22 E. auf der Q. M.; Hauptnahrungsquellen: Baumwolle-, Zuckerrohr-, Reis- und Tabaks-, auch Mais- und Weizenbau, Pferde- und Rindviehzucht und Jagd; bemerkenswertheste Städte Galveston und Austin, mit resp. 6000 und 4000 E. Unter den 230,000 E. des Staates befanden sich bei der letzten Zählung 62,000 Sklaven.

Die übrigen politischen Bestandtheile der nordamerikanischen Union sind der Bundesdistrikt Columbia (unter der unmittelbaren Verwaltung des Congresses) und 4 Gebiete (welche von Gouverneuren im Namen der Unionsregierung so lange verwaltet werden, bis sie diejenige Einwohnerzahl haben, die erforderlich ist, um als förmliche Staaten in die Union aufgenommen werden und ihre innern Angelegenheiten selbst verwalten zu können).

Der Bundesdistrikt **Columbia**, von Virginien und Maryland umgeben, am Potomac, etwa 18 Meilen von dessen Mündung ins Atlantische Meer; Flächeninhalt 3 Q. M.; Bevölkerung: 51,670 E.; (worunter 3688 Sklaven), die jedoch fast allein in dessen beiden Städten Washington und Georgetown wohnen. Washington wurde 1791 gegründet oder, besser gesagt, abgesteckt zu einer Hauptstadt der Ver. Staaten und Sitz der Bundesregierung, und zwar in einem so großartigen Maßstabe, daß, wäre der abgesteckte Raum mit Häusern wirklich ausgefüllt, der beabsichtigte Zweck allerdings erreicht und Washington die größte und glänzendste Hauptstadt der neuen Welt geworden wäre. Die Nordamerikaner übersahen aber in ihrem patriotischen Enthusiasmus einen dort zu Lande sehr wesentlichen Umstand, nämlich daß der projectirten Stadt alle Erfordernisse und Bedingungen zu einem Handelsplatze fehlten, und daher die künftigen Bewohner derselben auf die Mitglieder der Unionsregierung, auf Gasthof- und Kaffeehausbesitzer, Modewaaren- und Möbelhändler, einzelne Gewürzkrämer und Handwerker sich beschränken würden. So sehr also auch der Plan auf dem Papier durch seine Regelmäßigkeit und geschmackvollen Anordnungen, und mit seinen sehr breiten, schnurgeraden und in rechten Winkeln sich durchschneidenden Straßen, sich auszeichnete und erkennen

ließ, daß die Stadt ein Parallelogramm von faſt zwei Stunden Länge und einer Stunde Breite bilden würde, und obwohl Waſhington im J. 1800 allerdings die Bundeshauptſtadt und der Sitz der oberſten Bundesbehörden wurde, ſo ergab doch die Zählung von 1850, daß in dem ganzen, ſeitdem verfloſſenen fünfzigjährigen Zeitraume die Bevölkerung zu nicht mehr als 40,000 E. angewachſen war. Längs den abgeſteckten Straßen ſtehen hier 12, dort 6, an einer dritten Stelle 4 Häuſer neben einander, und der Zwiſchenraum iſt zum Theil mit wildem Geſtrüpp, Brennneſſeln und anderem Unkraut ausgefüllt.

Das Gebiet **Minneſota**, an der Weſtſeite von Wisconſin und an der Nordſeite von Jowa, zu welchen beiden Staaten es früher gehörte. Sein Flächeninhalt beträgt 3915 Q. M. und ſeine (übrigens jetzt ſtark zunehmende) Bevölkerung belief ſich im J. 1850 auf 6077 E., nämlich 5897 Weiße und 180 freie Neger (die Indianer ungerechnet). Die bemerkenswertheſten Oerter St. Paul, St. Anthony und Stillwater hatten erſt reſp. 1135, 705 und 636 E.

Das Gebiet **Oregon**, am Stillen Meere, zwiſchen Californien und der britt. Nordweſtküſte, im O. von dem Felſengebirge begrenzt. Sein Flächeninhalt wird zu 16,107 Q. M. berechnet (alſo wie Frankreich und das britt. Inſelreich zuſammen genommen), ſeine Bevölkerung belief ſich 1850 nur auf 13,323 E., die (übrigens hier eben nicht ſehr zahlreichen) Indianer freilich ungerechnet. Die bemerkenswertheſten Städte und Oerter Oregon City, Clackmas City, nebſt Canema, Portland und Aſtoria hatten nicht mehr als reſp. 702, 308, 859 und 208 E.

Das Gebiet **Utah**, hauptſächlich aus dem öſtlichen Theil des Staates Californien (in deſſen urſprünglichem Umfange) gebildet und im O. von dem Felſengebirge und dem Gebiete Neu-Mexico begrenzt. Es hat einen Flächeninhalt von 8864 Q. M. (iſt demnach um mehr als 400 Q. M. größer als Spanien), es zählte aber im J. 1850 (außer den überhaupt in der Zählung nicht mitbegriffenen Indianern) nicht mehr als 20,000 E., meiſt der bekannten Religionsſekte der Mormonen angehörend, welche hier die Stadt Utah oder Deſeret (von ihnen auch Neu-Jeruſalem genannt) gegründet haben, die 1850 bereits 12,000 E. hatte.

Das Gebiet **Neu-Mexico**, zwiſchen dem vorigen und Texas; Flächeninhalt: 9940 Q. M.; Bevölkerung: 61,574 E.; die Hauptſtadt Santa Fé, mit 7713 E.

Von den beiden Indianer-Gebieten (zuſammen beinahe 23,000 Q. M. groß und mit etwa 300,000 Bewohnern) iſt bereits oben die Rede geweſen.

Was nun das allmälige Anwachſen der Bevölkerung in den Ver. Staaten betrifft, ſo kann man dasſelbe aus folgender Ueberſicht einigermaßen entnehmen:

Im J.	1790	betrug die Bevölkerung der Ver. Staaten		3,924,544 E.
»	1800	»	»	5,305,941 »
»	1810	»	»	7,223,889 »
»	1820	»	»	9,643,211 »
»	1830	»	»	12,867,511 »
»	1840	»	»	17,064'688 »
»	1850	»	»	23,351,207 »

Nun machen die Nordamerikaner den Schluß: da während des verfloſſenen ſech-

zigjährigen Zeitraumes das Progreſſions-Verhältniß in dem Bevölkerungszuwachs mit jedem Jahrzehnt bedeutend größer geworden iſt, ſo wird es fortan dermaßen größer werden, daß nach hundert Jahren oder im J. 1950 die Ver. Staaten eine Bevölkerung wie ganz Europa oder 250 Millionen Einwohner haben werden.

So gute Rechenmeiſter die Nordamerikaner auch in dem, was das Mein und Dein betrifft, ſonſt ſind, ſo haben ſie doch bei dieſer Berechnung von ihrem windigen Enthuſiasmus ſich wiederum fortreißen laſſen und weſentliche Punkte überſehen.

Bei der Berechnung der muthmaßlichen künftigen Vermehrung einer Landesbevölkerung kann man offenbar nur ein mehr oder minder *ſtetiges* Progreſſions-Verhältniß, wie es ſich in der Vergangenheit unter gewöhnlichen Umſtänden herausgeſtellt hat, zum Grunde legen.

Wer aber auf dem ſtatiſtiſchen Gebiete nur irgend heimiſch iſt und auf die obigen Bevölkerungszahlen blickt, erkennt ſogleich, daß *nur außerordentliche Umſtände* die Volksmenge in den Ver. Staaten während eines ſechzigjährigen Zeitraumes von nicht ganz 4 Millionen bis zu der Höhe von mehr als 23 Millionen hinaufgetrieben haben können. Von 1790 bis 1800 wuchs die Volksmenge um $35^{1}/_{10}$ pCt., von 1800 bis 1810 um $36^{1}/_{10}$, von 1810 bis 1820 um $33^{3}/_{5}$, von 1820 bis 1830 um $33^{3}/_{5}$, von 1830 bis 1840 um $32^{3}/_{5}$ und von 1840 bis 1850 gar um $36^{3}/_{5}$ pCt. Ein ſolches Verhältniß im Anwachſen der Bevölkerung hat in Europa ſeit der großen Völkerwanderung nie ſtattgefunden. Vielmehr beſchränkt ſich hier die Zunahme der Bevölkerung während eines zehnjährigen Zeitraums durchſchnittlich auf etwas über 10 pCt. In Frankreich, Preußen, Sachſen und Württemberg, alſo in Ländern, die doch wahrlich nicht ſpärlich bevölkert ſind, iſt in dem letztverfloſſenen Viertel dieſes Jahrhunderts die Bevölkerung durchſchnittlich gar nur um $6^{7}/_{10}$ pCt. gewachſen. Im J. 1821 zählte Frankreich 30,461,875 E.; im J. 1831 zählte es 32,569,223 E.; im J. 1841 hatte es 34,173,234 E., und die Zählung von 1851 ergab 35,781,821 E.: folglich hatte im erſten zehnjährigen Zeitraum die Bevölkerung um $6^{9}/_{10}$ pCt., im zweiten um 5 und im dritten um $4^{7}/_{10}$ pCt. ſich vermehrt. In Preußen hatte in dem Zeitraume von Dec. 1843 (wo 15,471,765 E. gezählt wurden) bis Dec. 1849 (wo die Zählung 16,396,803 E. ergab) um $5^{9}/_{10}$ pCt.; in Sachſen während des Zeitraums von 1840 (wo 1,709,880 E. gezählt wurden) bis 1849 (wo die Zählung 1,894,431 E. als Reſultat lieferte) um $10^{7}/_{10}$, und in Württemberg während des zehnjährigen Zeitraums von 1840 (Bevölkerung: 1,682,338) bis 1850 (Bevölkerung: 1,802,252 E.) um $7^{1}/_{10}$ pCt. die Bevölkerung ſich vermehrt.

Hätte ſich in den Ver. Staaten von 1790 an, die damals noch ziemlich unvermiſchte Bevölkerung durch ſich ſelbſt ergänzt und nach europäiſchem Maßſtabe, alſo durchſchnittlich um 10 pCt. ſich vermehrt, ſo würde ſie im J. 1850, ſtatt zu $23^{1}/_{3}$ Millionen nur zu etwa 7 Millionen angewachſen ſein, und bei weiterem Fortſchreiten in dieſer Weiſe über hundert Jahre oder im J. 1950 kaum die Höhe von 18 Millionen erreichen.

Selbſt wenn ſie erſt von jetzt an ſich ſelbſt ergänzen müßte, ſo würde ſie doch bei einer Vermehrung nach europäiſchem Maßſtabe bis zum Jahre 1950 immer nur zu etwas über $60^{1}/_{3}$ Millionen anwachſen können.

Und wenn wir etwa das Progreſſions-Verhältniß Neu-Englands (ſ. oben) bei der Geſammtbevölkerung der Ver. Staaten zum Grunde legten, ſo kämen für das Jahr 1950 nur etwa 57 Millionen heraus. Im J. 1790 belief ſich die Bevölkerung Neu-Englands auf 999,538 E., im J. 1800 auf 1,233,315 E., im J. 1810 auf 1,471,891 E., im J. 1820 auf 1,659,808 E., im J. 1830 auf 1,955,207 E., im J. 1840 auf 2,232,911 E. und im J. 1850 auf 2,729,494 E.: ſie hatte ſich demnach in dem erſten zehnjährigen Zeitraume um $23^3/_{10}$ pCt., im zweiten um $19^3/_{10}$ pCt., im dritten um $12^5/_8$ pCt., im vierten um $17^5/_8$ pCt., im fünften um $14^3/_{10}$ pCt. und im ſechsten um $22^1/_8$ pCt. vermehrt. Dieſes Progreſſions-Verhältniß auf die Bevölkerung der ganzen Union angewendet, würde ergeben haben:

Für das Jahr	1800	in runden Zahlen	4,808,700	E.,	als Geſammtbev.	der	V.	St.
»	»	»	1810	»	»	5,737,000	»	»	»	»
»	»	»	1820	»	»	6,471,300	»	»	»	»
»	»	»	1830	»	»	7,623,200	»	»	»	»
»	»	»	1840	»	»	8,713,300	»	»	»	»
»	»	»	1850	»	»	10,647,600	»	»	»	»

Die Mittelzahl aus $23^3/_{10}$, $19^3/_{10}$, $12^5/_8$, $17^5/_8$, $14^3/_{10}$ und $22^1/_8$ pCt. iſt $18^5/_{10}$ pCt., und hiermit weiter gerechnet, kämen für das Jahr 1950 nicht mehr als 57,159,917 E. als Geſammtbevölkerung der Ver. Staaten heraus, was freilich beinahe 200 Millionen Einwohner weniger wären, als worauf die Nordamerikaner ſich Rechnung machen. Und doch iſt das Progreſſions-Verhältniß von $18^5/_{10}$ pCt. ein ſehr großes, und die ſtarke Vermehrung der Bevölkerung Neu-Englands läßt ſich nicht anders als durch mehr oder minder zahlreiche Einwanderungen erklären. Allerdings iſt es immer noch gering zu nennen gegen das Progreſſions-Verhältniß in den Ver. Staaten überhaupt, welches, wie wir oben geſehen, die Höhe von mehr als 35 und 36 pCt. erreicht hat.

Die außerordentlichen Umſtände, welche das Anwachſen von nicht ganz 4 Millionen Einwohner der Ver. Staaten zu mehr als $23^1/_8$ Millionen während eines ſechzigjährigen Zeitraumes allein erklärlich machen, ſind nichts anderes als ſtarke Einwanderungen aus Europa. Da nun die Zuſtände und Verhältniſſe in den Ver. Staaten der Art ſind, daß die auf ſich allein beſchränkte Bevölkerung von 1790 höchſtens nach europäiſchem Maßſtabe (ſ. oben), keineswegs aber nach dem neuengliſchen durchſchnittlich ſich vermehrt haben, demnach 1850 nur zu etwa 7 Millionen angewachſen ſein würde, ſo kann man füglich 16 Millionen, ſchreibe ſechszehn Millionen Einwohner rechnen, die den ſeit ſechszig Jahren in Nordamerika eingewanderten Europäern angehören oder von ihnen herſtammen.

Dieſe Zahl iſt, zumal für einen ſo langen Zeitraum, durchaus nicht übertrieben; denn man muß bedenken, daß dieſe 16 Millionen nicht ſammt und ſonders effectiv eingewandert, ſondern großentheils Abkömmlinge der in dem erwähnten Zeitraume Eingewanderten ſind. Irland und Deutſchland haben die meiſten Einwanderer geliefert. Von Irland waren in dem zehnjährigen Zeitraume von 1841 bis 1851 über 1,600,000 Menſchen ausgewandert, und zwar meiſt nach den Ver. Staaten von Nordamerika. Aus Deutſchland haben ſchon ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Auswanderungen nach Nordamerika ſtattgefunden, obwohl erſt ſeit dem Anfange

des jetzigen Jahrhunderts in erheblicher Weise. Freilich bis 1830 überstieg die Zahl der deutschen Auswanderer überhaupt nur ein einziges Mal die von 10,000 Köpfen in einem einzigen Jahre; seitdem aber und bis Ende 1851 sind beinahe eine Million Menschen aus Deutschland ausgewandert, und zwar hauptsächlich nach den Ver. Staaten von Nordamerika. Unter den 218,453 Europäern, welche vom 30. September 1847 bis 30. September 1848 dort einwanderten, befanden sich 58,018 Deutsche (sodann 148,212 Irländer u. a. Britten, 7748 Franzosen u. s. w.); und von den 8780 Deutschen, welche allein aus dem Königreiche Preußen seit der Berliner Märzrevolution bis Ostern 1849 auswanderten *), mit einem Vermögen von 1,713,370 Thalern, gingen 6402 nach Nordamerika. Schon im Jahre 1846 belief sich die Zahl der dort aus Europa Eingewanderten auf 300,000, und im Jahre 1849 gar auf mehr als 360,000, so daß durchschnittlich auf jeden Tag 1000 Einwanderer gerechnet werden konnten.

Wenn also die Nordamerikaner sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß über hundert Jahre ihr Land eben so stark bevölkert sein werde wie Europa, so beruht diese Hoffnung nicht auf Wahrscheinlichkeitsgründen, wie solche unter gewöhnlichen Umständen und in den meisten europäischen Staaten sich geltend machen, sondern auf der Voraussetzung, die Einwanderungen aus Europa würden immer und ewig oder doch wenigstens noch ein ganzes Jahrhundert fortdauern. Denn bekanntlich nimmt man gern das für gewiß an, was man wünscht; und daß die Nordamerikaner die Fortdauer der Einwanderungen, wie bisher, begierig wünschen, hat seinen sehr triftigen Grund. Man hat nach mäßigen Ansätzen berechnet, daß allein aus Deutschland seit etwa 1830 die Auswanderer ein Kapital von 116 Millionen Thalern fortgetragen haben, und zwar zum größten Theile nach den Ver. Staaten. Das baare Geld, welches aus dem brittischen Reiche, Frankreich und anderen europäischen Ländern auf solche Weise dorthin gebracht worden, ist noch beträchtlicher. Von 1846 an kann man die Zahl der in Nordamerika eingewanderten Europäer durchschnittlich zu 300,000 des Jahres rechnen. Nun wollen wir annehmen, 100,000 von ihnen sollen völlig mittellos gewesen sein, und von den übrigen 200,000 jeder im Durchschnitt nur 100 Dollars bei sich oder überhaupt im Vermögen gehabt haben, so sind doch immer 20 Millionen Dollars (über 30 Millionen Thaler Preußisch) jährlich oder in den sieben Jahren bis 1852 nicht weniger als 140 Millionen Dollars (über 212,100,000 Thaler Preußisch oder über 360½ Millionen Gulden C. M.) dort ins Land gebracht worden. Rechnet man auf den sechzehnjährigen Zeitraum von 1830 bis 1846 durchschnittlich nur 10 Millionen Dollars eingebrachtes baares Geld, so kommen dennoch 160 Millionen Dollars heraus, und diese zu jenen 140 Millionen gerechnet, geben 300 Millionen Dollars oder mehr als 454½ Millionen Thaler Pr., die während des Zeitraums von 1830 bis 1852 die europäischen Auswanderer mit hinübergebracht haben. Höchst wahrscheinlich aber bleibt diese Veranschlagung noch weit hinter der Wirklichkeit zurück, und dabei sind die Baarsummen, die in den ersten dreißig Jahren dieses

*) So weit nämlich die Regierung amtlich Kenntniß davon hatte; und in der That nur ein geringer Theil dessen, was die Auswanderungen und das mitgenommene Vermögen betrifft, kommt zu ihrer amtlichen Kenntniß, obgleich in Preußen die Auswanderungen von Jahr zu Jahr zunehmen.

Jahrhunderts durch europäiſche Einwanderer nach den Ver. Staaten gebracht worden, noch gar nicht einmal mit in Anſchlag gebracht.

Man ſieht demnach, daß die Nordamerikaner durch die europäiſchen Einwanderungen in mehr als einer Hinſicht eine mächtige Beihülfe haben.

Eine andere Frage iſt aber die, ob ſie ſich dieſer Beihülfe noch lange zu erfreuen haben werden.

Dies iſt faſt zu bezweifeln; und es ſteht ſogar dahin, ob ohne die franzöſiſche Revolution von 1789 und deren ſpätere Wiederholungen und nachhaltige, in das europäiſche Staaten- und Familienleben ſo tief eingreifende Folgen die Auswanderung nach Nordamerika überhaupt in irgend erheblicher Weiſe ſtattgefunden hätte. Denn Revolutionen eben ſind es, die zum Auswandern treiben, und zwar in einem weit höhern Grade als Kriege, Seuchen und Hungersnoth. Beſonders hat ſich dies in Frankreich und Deutſchland gezeigt. Ohne von den Auswanderungen aus Frankreich zur Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution zu reden, wollen wir nur einen Blick auf die Folgen der Revolutionen von 1830 und 1848 werfen. Aus Frankreich kommt von den dortigen Auswanderungen wenig zur allgemeinen Kenntniß; allein man braucht nur nach Nordamerika zu gehen, und man ſtaunt über die große Anzahl Franzoſen, die ſeit 1830 und 1848 dort eingewandert ſind. In Deutſchland, wo im Jahre 1821 nicht mehr als 2200 ausgewandert waren, und in den folgenden acht Jahren die Auswanderung ebenfalls nur in beſchränktem Maße ſtattgefunden hatte, ſtieg nach der Julirevolution und deren Nachäffungen in verſchiedenen deutſchen Ländern die Zahl der Auswanderer ſofort auf 15,000, im Jahre 1832 ſogar auf 24,000, im Jahre 1837 auf 33,000 u. ſ. w. Zwar nahm dann einige Jahre hindurch das Progreſſionsverhältniß eben nicht ſehr beträchtlich zu; aber kaum waren die Revolutionsſtürme von 1848 losgebrochen, als die Auswanderungen maſſenweiſe geſchahen, bis nahe an 100,000 Köpfe des Jahres und 1851 ſogar bis auf 113,200 ſtiegen, denen im Jahre 1852 eine noch größere Zahl nachgefolgt iſt. Die Revolution an ſich iſt es ja nicht allein, welche die Auswanderungen veranlaßt, ſondern die verderblichen Folgen derſelben, die ſchreienden Rechtsverletzungen und widernatürlichen Einrichtungen, die der Revolutionspartei zu Gefallen auf Koſten des ganzen Volkes vorgenommen werden, ſind es hauptſächlich, welche zur Auswanderung treiben. Daß in England zahlreiche Auswanderungen ſtatt gehabt haben und noch ſtattfinden, obwohl dort eine Revolution die Urſache davon nicht geweſen ſein kann, widerſpricht dieſer Behauptung keineswegs; denn dort walten ganz andere Verhältniſſe, als auf dem europäiſchen Continente, und die Auswanderer aus dem eigentlichen Großbritannien oder aus England, Wales und Schottland gehen größtentheils nach den brittiſchen Colonien und reißen ſich demnach von dem Mutterlande eigentlich gar nicht los. Dagegen in Rußland findet ſo gut wie gar keine Auswanderung ſtatt, und in den ſkandinaviſchen Ländern und dem Königreiche der Niederlande iſt ſie im Ganzen nur unbedeutend. Und woher rührt das? Weil dieſe Länder von keiner Revolution heimgeſucht ſind, ſondern daſelbſt Ruhe und geſetzliche Ordnung herrſchen.

Hieraus erklärt es ſich auch, weßhalb die Nordamerikaner über die in Europa ausbrechenden Revolutionen ſtets einen ſo großen Jubel erheben und wo möglich unſern ganzen Welttheil von Grund aus revolutionirt ſehen möchten. Denn jede europäiſche Revo-

lution führt ihnen Schaaren europäiſcher Auswanderer und zugleich beträchtliche Baarſummen zu, welche nach und nach in ihre eigenen Hände zu ſpielen ſie meiſterhaft verſtehen. Es ſoll damit keineswegs geſagt ſein, als wenn alle Nordamerikaner abſichtlich darauf ausgingen, die Einwanderer um ihr Geld zu bringen: im Gegentheil, es gibt die rechtlichſten und ehrenhafteſten Menſchen unter ihnen, die ein derartiges ſyſtematiſches Ausplünderungsſyſtem nicht nur tief verabſcheuen, ſondern auch mit Ernſt und Nachdruck dagegen auftreten würden. Aber es gibt, wie ja im Ganzen faſt überall, auch abgefeimte Schurken in ihrer Mitte, welche über die Einwanderer alsbald nach deren Landung wie Raubvögel herfallen und ſie bald unter dieſer, bald unter jener Form oder Maske zu betrügen wiſſen. — Jedenfalls kommen die aus Europa mitgebrachten Geldkräfte den Ver. Staaten auf die eine oder andere Weiſe direkt oder indirekt zu Gute, und ohne ſie würden dort ſchwerlich ſo großartige öffentliche Bauten, wie die Ver. Staaten aufzuweiſen haben, haben ausgeführt werden können. Ja, mehrere Unionsſtaaten, welche in den dreißiger Jahren noch ſo verſchuldet waren, daß ſie nicht einmal die Zinſen ihrer Schulden bezahlen konnten, haben ſich ſeit den maſſenhaften Einwanderungen neuerer Zeit raſch wieder emporgearbeitet.

Die Nordamerikaner ſind alſo nicht durch ſich ſelbſt erſtarkt und zu einer zahlreichen Nation herangewachſen, ſondern, wie ſchon bemerkt, lediglich oder doch hauptſächlich durch eingewanderte Europäer. Ihr Wachsthum hat mit den Revolutionsſtürmen und deren verderblichen Einwirkungen in Europa gleichen Schritt gehalten, und dieſe Stürme und deren Folgen ſind weſentlich den Ver. Staaten zu Gute gekommen und haben ihnen den unberechenbarſten Nutzen gebracht, und zwar volle ſechzig Jahre hindurch. Wie nun aber, wenn dieſe reichhaltige Quelle plötzlich verſiegt? Und das iſt keineswegs eine Unmöglichkeit. Der Hauptheerd der europäiſchen Revolutionen iſt jetzt zerſtört, und das iſt nicht etwa durch einen mächtigen Autokraten geſchehen, ſondern *durch ein ganzes Volk*, durch eben das nämliche Volk, in deſſen Mitte ſich dieſer Heerd bisher befand, — durch das *franzöſiſche*, welches durch ſeine Vota vom 20. und 21. December 1851 und vom 21. und 22. November 1852 auf das unzweideutigſte zu erkennen gegeben hat, daß es von der Revolution, von der es mehr als ſechzig Jahre hindurch gequält worden, durchaus nichts mehr wiſſen, ſondern eine ſtarke und feſte, durch conſtitutionellen Firlefanz oder republikaniſchen Faktionsgeiſt im Wirken und Handeln nicht mehr behinderte Regierung will, um unter deren Schutz endlich einmal frei aufathmen und ungeſtört den täglichen Berufsgeſchäften nachgehen zu können. Mit einem Worte, die Wahrheit, die zwar auf eine Zeitlang mit Lug und Trug umhüllt, aber nie erſtickt werden kann, ſondern ſich ſtets, bald früher bald ſpäter geltend macht, hat ſich auch bei dem franzöſiſchen Volke geltend gemacht und ihm über die Schliche, Kunſtgriffe und Spiegelfechtereien der Revolutionsausbeuter aller Art vollſtändig die Augen geöffnet. Dem deutſchen Volke iſt in dieſer Beziehung ebenfalls von ihr mehr oder minder bereits der Staar geſtochen worden; und da die Revolution in Frankreich und Deutſchland bisher ihre Hauptlager und Centralpunkte hatte, ſo hat ſie auf ſolche Weiſe einen Stoß erlitten, von deſſen Folgen ſie ſich auf lange Zeit hinaus nicht wieder erholen wird. Daß ganze Völker ihrer überdrüßig geworden ſind und den Vorſpiegelungen der Revolutionsmänner fortan um ſo weniger noch Glauben ſchenken, da Letztere jetzt mit ihren geheimen Motiven und Abſich-

ten völlig entlarvt dastehen, ist der härteste Schlag, der die Revolution nur je hat treffen können. Ehe sie aber neue Kunstgriffe ausspinnt, neue Schleichwege auffindet, neue Triebfedern in Bewegung setzt und neue geheime Schlupfwinkel und Centralpunkte aufspürt, vergeht jedenfalls eine geraume Zeit, und wenn sie dann auch wieder offen hervortreten und einen neuen Umwälzungsversuch wagen sollte (denn die Revolution an sich ist unverbesserlich und nimmt nie Vernunft an), so wird sie doch den ordnungsliebenden Theil der Bevölkerungen und die Regierungen nicht mehr, wie bisher häufig geschehen, unvorbereitet finden. Denn bis dahin wird die ungestörte Entwickelung der gesunden Staatskräfte die europäischen Völker mit gesetzlicher Ordnung und ersprießlicher Ruhe immer mehr befreundet und in eben dem Grade gegen gewaltsame Störungen derselben empfindlich gemacht haben; und die Regierungen werden um so wachsamer bleiben, da sie sehr wohl wissen, daß wenn bei einem abermaligen Ausbruche der Revolution dieselbe den Sieg davon trüge, ein allgemeines Morden und Ausplündern über Europa hereinbrechen würde. Mittlerweile werden die den Staatsgesellschaften von der Revolution geschlagenen Wunden vollständig geheilt, die von ihr durch ertrotzte oder erschlichene Gesetze aufgeworfenen Verschanzungen fortgeräumt, der jetzt ohnehin aus der Mode gekommene selbstsüchtige Liberalismus vollends in die Rumpelkammer verwiesen und dagegen der gesunde Menschenverstand wieder zur Herrschaft gebracht, das Band der Liebe und gegenseitigen Vertrauens zwischen Fürsten und Unterthanen wieder geknüpft und ein Zusammenwirken auf ein gemeinsames, für alle Klassen der Gesellschaft ersprießliches Ziel hin auf die Bahn gebracht sein.

Damit aber hören die bisherigen Hauptmotive zum Auswandern von selbst auf; oder sofern dann auch noch Auswanderungen aus lokalen oder anderen ähnlichen Ursachen stattfinden, werden sie doch weder so massenhaft wie bisher geschehen, noch ihre Richtung vorzugsweise nach den Ver. Staaten, sondern nach andern Ländern, wo jetzt mehr Gewinn zu hoffen ist, nehmen.

Die Nordamerikaner dürften sich also in ihrer Voraussetzung, daß das bisherige Progressions-Verhältniß in dem Bevölkerungszuwachs ihres Landes sich mehr und mehr steigern, folglich auch in eben dem Grade ihnen neue pekuniäre Vortheile zuwenden werde, arg getäuscht sehen, und werden sich ohne Zweifel darauf gefaßt zu machen haben, fortan vom eigenen Fette zehren und den schönen Gedanken, über hundert Jahre eine Bevölkerung wie Europa zu besitzen, sich aus dem Sinn schlagen zu müssen.

Mittlerweile zählen sie in ihrer Mitte ein buntes zusammengewürfeltes Gemisch von 16 Millionen europäischer Eingewanderter und deren Nachkommen (s. oben) und über 3 Millionen — Sklaven (s. S. 6): es bleiben demnach wenig über 4½ Millionen als ächte Nordamerikaner oder Yankees (s. S. 10) übrig. Allerdings nehmen die Eingewanderten früher oder später nordamerikanische Sitten an und ihre Nachkommen identificiren sich im Ganzen beinahe völlig mit ihnen; allein bevor sie mit den eigentlichen Nordamerikanern eine compakte einheitliche Nation bilden werden, können noch mehrere Jahrhunderte vergehen. Dergleichen Verschmelzungen zu einem harmonischen Ganzen geschehen nicht über Nacht und eben so wenig in fünfzig oder sechzig Jahren. Zudem auch sind die Nordamerikaner selbst noch zu sehr Copie, um dem eingewanderten Mischmasch auf der Bahn einer einheitlichen und kraftvollen Nationalität als Muster

vorleuchten zu können. Denn dazu iſt ein Original erforderlich. Nordamerika iſt aber nichts anderes als eine Copie, obendrein verunſtaltete Copie von England. Der Kern des engliſchen Volkes iſt nicht hinübergewandert, alſo eben ſo wenig auch deſſen nationelle Originalkraft. Leute, die ſich daheim in den kirchlichen und politiſchen Wirren des 17. Jahrhunderts bedrängt fühlten, ſie allein wanderten nach Nordamerika aus und drückten der ganzen ſpätern Bevölkerung des Landes ihr Gepräge auf. Der Religion nach waren ſie meiſtens Presbyterianer, Puritaner und Diſſenters; daher wurzelten in den Anſiedlungen von vorn herein die Ideen freier Gottesverehrung, die freilich manche gute Folgen gehabt, aber auch zu manchen ärgerlichen Ausſchreitungen Veranlaſſung gegeben haben. Sie verhinderten wenigſtens nicht, die Ureinwohner des Landes, welche die Fremdlinge gaſtfrei aufgenommen hatten, nach und nach aus ihrem Stammſitze zu verdrängen und auf die empörendſte Weiſe zu übervortheilen *); und die nämlichen Menſchen, welche ihr Vaterland verlaſſen hatten, um jenſeits des Oceans einer größeren Glaubensfreiheit zu genießen, befeindeten und verketzerten ſich ſpäter in ihrer neuen Heimath und Freiſtätte unter einander ſelbſt, und wegen Glaubensverſchiedenheit kam es häufig zu blutigen gegenſeitigen Verfolgungen. Ihre politiſchen Geſinnungen ſtanden mit ihren religiöſen genau im Einklange, und waren zwar mehr negativer als poſitiver Art, aber doch hinreichend, um ebenfalls von vorn herein in den Anſiedlungen die Ideen von Gleichheit politiſcher Rechte Wurzel ſchlagen zu laſſen; was um ſo leichter war, da die engliſchen Staatseinrichtungen und Geſetze in den Colonien weſentlich beibehalten wurden. Schon vor Ende des 17. Jahrhundertes hatte ſich auf dieſe Weiſe ein Unabhängigkeitsgeiſt ausgebildet, der es ſpäter gewiſſermaßen ganz natürlich fand, einen Schritt weiter zu gehen, das lockere Band zwiſchen Colonie und Mutterland zu zerreißen und dann jene Gleichheitsideen durch Aufſtellung einer ſ. g. Selbſtregierung zu verwirklichen.

Allein damit ſind die Nordamerikaner noch immer kein Original-Volk geworden. Denn dazu gehört eine Geſchichte. Ohne Geſchichte kann der Charakter eines Volkes nie in ſeiner ganzen eigenthümlichen geiſtigen Richtung hervortreten. Der einzelne Menſch wie ein ganzes Volk bedarf der anregenden Vorbilder, und ſo können auch nur die durch die Geſchichte geweckten und lebendig erhaltenen Erinnerungen an die Thaten der Vorfahren zu ähnlichen Thaten entflammen. Von dieſem Allen aber iſt keine Spur bei den Nordamerikanern, deren vaterländiſche Geſchichte ſich faſt um weiter nichts als Waſhington **) und Franklin dreht, und höher hinauf um Hauschroniken, worin erzählt wird, wie der Urgroßvater mit wenigen Thalern in der Taſche nach Amerika kam und mit der Zeit ein reicher Mann wurde. Und nach dieſem Maßſtabe läßt ſich aus der Lebensgeſchichte von tauſend Nordamerikanern mit leichter Mühe eine einzige zuſammen-

*) So wurde z. B. ein großer Strich Landes im jetzigen Staate Rhode Island einem Indianerhäuptling für eine ordinäre Brille, und einem andern ein noch größerer Bezirk für eine wollene Decke abgekauft.

**) Die Nordamerikaner behaupten nichts Geringeres als Waſhingtan ſei der größte Mann, der je gelebt habe! Ei nun, man müßte die Nordamerikaner wenig kennen, wenn man ſich über eine ſolche lächerliche Behauptung wundern wollte.

ſtellen, die auf alle Tauſend paßt. Mit Ausnahme des herrlichen Dichtergemüthes eines Waſhington Irving, iſt kaum Einer unter ihnen zu finden, dem die poetiſche Seite des Lebens zugänglich, ja ſelbſt auch nur bekannt wäre. Der von den ſ. g. Weißen Bergen durchzogene und viele Landſeen mit anmuthigen Umgebungen enthaltende Staat New-Hampſhire wird ſeiner Naturſchönheiten wegen die »Amerikaniſche Schweiz« genannt. Der angrenzende Staat Vermont hat in ſeinen ſ. g. Grünen Bergen und ſeinem waldumkränzten Champlain-See ähnliche Naturſchönheiten aufzuweiſen. Man laſſe einen Nordamerikaner von ächtem Schrot und Korn dieſen See befahren oder die »Amerikaniſche Schweiz« bereiſen, ſo wird das Romantiſche in den Naturſcenen ihn wahrlich nicht feſſeln, noch weniger in eine poetiſche Stimmung verſetzen; ſondern er wird überlegen, ob der Ankauf der, ſeinen Blicken ſich darbietenden Waldungen ein gutes Geſchäft ausmachen werde, und berechnen, wie hoch ſich die Koſten des Holzfällens, des Bearbeitens der Stämme zu Nutzholz und des Transports nach der Bauholz-Niederlage belaufen möchten. Es gibt in Nordamerika zahlreiche Zeitſchriften, die lediglich dem Gartenbau gewidmet ſind. Man würde ſich aber ſehr irren, wenn man glauben wollte, dieſen intereſſanten Gegenſtand im Geiſte einer höheren Kunſt aufgefaßt zu finden. Vielmehr, wenn man hineinblickt, ſo findet man darin faſt nur Anleitungen, wie man Obſtgärten anzulegen und einzurichten habe, um aus dem Verkauf der Aepfel, Birnen, Kirſchen, Pflaumen und Pfirſchen einen möglichſt reichen Gewinn zu ziehen. Wie es mit den ſchönen Künſten in den Ver. Staaten ſteht, läßt ſich aus dieſen wenigen Zügen leicht errathen: ſie werden blos als Mittel zur Unterhaltung oder Beluſtigung geſchätzt; und z. B. dem Enthuſiasmus für Jenny Lind im J. 1850 (denn im folgenden Jahre ſah ſie ſich in mehreren nordamerikaniſchen Städten beinahe thätlichen Mißhandlungen ausgeſetzt) lag nicht etwa ein tieferer Kunſtſinn zum Grunde, ſondern im Ganzen nur nordamerikaniſche Prahlerei und um die Welt glauben zu machen, daß die Nordamerikaner die Kunſt eben ſo wohl zu ſchätzen wüßten wie die Europäer. Ihr Herüberkommen nach den Ver. Staaten und ihr Auftreten daſelbſt wurde von dem Nordamerikaner Barnum (einem übrigens ſonſt ſehr rechtlichen Mann, aber ächten Yankee), der ſie dazu veranlaßt hatte, ganz nach nordamerikaniſcher Weiſe als kaufmänniſches Geſchäft betrieben und daher auch vor jedem Concert eine öffentliche Auction mit den Eintrittsbillets gehalten, von denen einzelne bis auf mehr als 600 Dollars oder 900 Thlr. Pr. hinaufgetrieben wurden. Das war Huldigung der Kunſt nach Yankee-Begriffen! Bei den Nordamerikanern findet ſich freilich durchgehends nicht die geringſte Anlage zu der Geſangſtimme einer ſchwediſchen Nachtigal oder anderer europäiſcher Sängerinnen. Sie ſingen, mögen ſie dem männlichen oder weiblichen Geſchlecht angehören, ſammt und ſonders durch die Fiſtel und wiſſen im Grunde nichts anders als den Yankee-Doodle zu ſingen — ein nordamerikaniſches Nationallied, welches dem Inhalte und der Muſik nach nicht viel beſſer als ein Gaſſenhauer iſt. Ueberhaupt haben die Nordamerikaner bisjetzt weder in der Dichtkunſt (den ſchon erwähnten Waſhington Irving ausgenommen) noch in der Malerei, Bildhauerei und Muſik Künſtler hervorgebracht, die auch außerhalb ihres Landes Anerkennung gefunden hätten. Sie ſind, mit einem Worte, Verſtandesmenſchen, denen das Gemüth fehlt, und die ſich an das Calculiren mit Zahlenverhältniſſen und an Geldſpekulationen dermaßen gewöhnt haben, daß ſie nicht ſelten auch die Gefühle des

menſchlichen Herzens in dieſen kalten Kreis zu ziehen ſuchen. Stimmt irgend ein ſchönes Gefühl mit den Berechnungen des Eigennutzes zufällig zuſammen, ſo iſt es gut; wo nicht, ſo muß es weichen *). Es iſt, als ob die Natur ſich dieſerhalb im Voraus an ihnen habe rächen wollen; denn es iſt ein charakteriſtiſches Merkzeichen Nordamerika's, daß es dort weder lieblich duftende Gartenblumen, noch Singvögel mit anmuthigem Geſange, etwa wie unſere Nachtigal, Amſel, Lerche ꝛc. gibt; denn was ſich von jenen in Treibhäuſern und von dieſen in Käfigen dort vorfindet, iſt aus Europa herübergebracht.

Spekulation für Geldgewinn und perſönlichen Vortheil iſt der Kreis, in welchem ſich das Leben faſt jedes Nordamerikaners mehr oder minder bewegt. Außer dem Streben, zu Staatsämtern oder in den Congreß gewählt zu werden, um dann die Emolumente beziehen, Reden halten und dieſe gedruckt und commentirt ſehen zu können, hat der Nordamerikaner faſt kein anderes Steckenpferd, als die Geldſpekulation; und ſelbſt der demokratiſche Unions-Präſident Polk, der als ſolcher zwar nur 25,000 Dollars jährlich zu beziehen hatte, wußte dennoch ſo gut zu ſpekuliren, daß er während der vier Jahre ſeiner Präſidentſchaft von dieſem Einkommen 50,000 baare Dollars oder mehr als 75,750 Thaler Preuß. erübrigte und ins Privatleben mit heimtrug. Napoleon nannte die Nordamerikaner geradezu ein Krämervolk, welches für nichts anderes Sinn habe, als für Geldſpekulationen. So viel iſt jedenfalls gewiß, daß ſie ganz und gar ein Handelsvolk ſind, ohne jene Milderungen und Mannigfaltigkeiten, wie ſich ſolche bei den, auf geſchichtlichem Boden ſich bewegenden europäiſchen Handelsnationen mehr oder minder finden. Daher tragen auch ihre geſammten Staatseinrichtungen und ſocialen Verhältniſſe ganz das Gepräge dieſer Einſeitigkeit an ſich; und charakteriſtiſch iſt in dieſer Beziehung, daß ihr actives Verfahren, europäiſchen Mächten gegenüber, während der letzten zwanzig oder dreißig Jahre meiſt um alte, zum Theil ganz unbegründete Geldforderungen aus dem Kriege von 1812—1814 her ſich gedreht hat, die ſie mit einer Zähigkeit ſonder Gleichen eingetrieben haben; während andererſeits achtzig Jahre alte Forderungen ähnlicher Art an ſie ſelbſt gerichtet, mit der nämlichen Zähigkeit hingehalten worden ſind, und bis heute noch vor dem Congreſſe ſchweben.

Ein ſolches Volk kann aber nie und nimmer berufen ſein, eine Weltrolle zu ſpielen oder gar in die politiſchen Geſchicke Europa's entſcheidend einzugreifen. Mögen die Nordamerikaner mit der Zeit die Grenzländer im Norden und Süden, auch ganz Weſtindien; ja mögen ſie einſt den ganzen Welttheil Amerika ihrer politiſchen Union anreihen oder annexiren, wie ſie es nennen: ſie ſind dann vollends der Zerſetzung und Auflöſung verfallen, und vom Spielen einer Weltrolle und einem Schiedsrichterthum über die Geſchicke Europas kann auch nicht im Entfernteſten die Rede ſein. Daß ſie ſelbſt ſchon jetzt glauben, die ganze Welt erobern zu können, liefert begreiflich noch

*) Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes, der Gelegenheit hatte, mit Waſhington Irving perſönlich und näher bekannt zu werden, theilte ihm einſt dieſe Anſichten von dem nordamerikaniſchen Grundcharakter offen mit, und derſelbe ſtimmte ihnen in allen Stücken bei. Dieſer gemüthreiche Dichter hat genugſam die Erfahrung gemacht, daß er grade von ſeinen eigenen Landsleuten am allerwenigſten verſtanden wird, ſo ſehr ſie es auch an äußern Achtungs- und Ehrenbezeigungen gegen ihn nicht fehlen laſſen.

keinen Beweis, daß ſie dies zu thun auch wirklich im Stande ſind, ſondern erinnert mehr an das Mährchen vom tapfeen Schneiderlein, welches, nachdem es ſieben Fliegen mit Einem Schlage getödtet, nunmehr mit Jedermann es aufnehmen zu können glaubte. Noch vor ganz Kurzem, nämlich am 23. Dezember v. J., kam es im nordamerikaniſchen Congreſſe zu lebhaften Erörterungen über die Stellung der Ver. Staaten zu den europäiſchen Großmächten. Hr. Maſon, Mitglied des Senates für Virginien, beantragte eine Reſolution in Beteeff der ſpaniſch-weſtindiſchen Inſel Cuba (welche die Nordamerikaner gar zu gern »annexiren« möchten, und die bekanntlich in neuerer Zeit ſchon mehrmals von nordamerikaniſchen Freibeutern überfallen worden iſt), und äußerte in der Rede, womit er dieſelbe motivirte, unter anderm: »Man gibt uns zu veeſtehen, daß, käme Cuba in unſere Hände, England und Frankreich verbündet ſind, um in ſolchem Fall Amerika zu bekämpfen. Stellen ſich nun die europäiſchen Mächte auf dieſen Standpunkt, ſo habe ich darauf Folgendes zu erwidern: Wir achten die Rechte Spaniens, allein wir wiſſen, daß die Frucht, wenn ſie reif iſt, von ſelbſt in unſern Schooß fallen wird. Auswärtige Einmiſchung mag das Ereigniß beſchleunigen, abee die vereinigte Macht Europa's wird es nicht hindern können. Niemand kann zweifeln, daß die Amerikaniſirung Cuba's im Laufe der Zeit unvermeidlich iſt, und daß es ſich dabei nur um die Frage Wann? handelt. Wenn die Stunde ſchlägt, daß wir Cuba unter die Ver. Staaten aufnehmen können, ſo wird es geſchehen, und Europa mag wohl daran thun, ſich ſtill zu verhalten.« Der bekannte Senator Caß drückte ſich in ähnlichem Sinne und noch heftigerem Tone aus. Er führt allerdings den Generalstitel, hat indeß faſt noch nie Pulver gerochen. Den Hrn. Maſon kennt Europa ſo gut wie gar nicht.

Zugleich muß man wiſſen, daß die Nordamerikaner von Europa im Allgemeinen nur ſehr verworrene Begriffe haben. Die europäiſchen Hauptſeehäfen kennen ſie allerdings ſehr genau, und wiſſen auch eben ſo genau, welche Einfuhr- und Ausfuhrwaaeen dort am gangbarſten ſind und am beſten rentiren. Auch über England ſind ſie ſehr gut unterrichtet, zum Theil auch über Frankeeich; allein ſonſt wiſſen ſie von den inneren Verhältniſſen und Zuſtänden der meiſten eueopäiſchen Continentalländer äußerſt wenig. Von Deutſchland, Italien, Rußland und den ſkandinaviſchen Ländern wiſſen ſie in dieſer Beziehung ſo gut wie gar nichts; und daß es ein Volk gibt, die Magyaren genannt, und in einem Lande lebend, welches einen Beſtandtheil der öſterreichiſchen Monarchie bildet, haben ſie hauptſächlich erſt ſeit dem Jahre 1848 erfahren. Denn ihr Bißchen Geographie und Geſchichte lernen ſie aus ihren Schulbüchern, welche zu zwei Drittheilen von den Ver. Staaten handeln und nur ein Drittheil für Südamerika und die vier außeramerikaniſchen Welttheile übrig laſſen. Dieſe Schulbücher ſind zugleich mit Holzſchnitten durchſpickt, welche beſtimmt ſind, jedes irgend zu Gunſten der Nordamerikaner ausgefallene Scharmützel in dem ſ. g. Unabhängigkeitskriege und dem Kriege von 1812 — 1814 der lieben Jugend ins Gedächtniß einzuprägen und ſo dieſelbe mit Begeiſterung für die Thaten ihrer Väter zu erfüllen. Dagegen wird Europa in einem möglichſt nachtheiligen Lichte daegeſtellt, namentlich zu dem Zwecke, damit dieſe nämliche liebe Jugend mit Widerwillen gegen monaechiſche Staatseinrichtungen erfüllt werde und dieſelben als Deſpotien zu betrachten lerne. So kennen denn die Noedamerikaner von früheſter Jugend an faſt nur ihr Geburtsland, die Thaten ihrer Vätee bis Waſhington und Franklin

hinauf und die Republik als einzige Staatsform. Daß ſich auf dieſe Weiſe ein maßloſer Nationaldünkel bei ihnen ausbildet, und daß, ſelbſt wenn ſie durch kürzern oder längern Aufenthalt in monarchiſchen Staaten des europäiſchen Feſtlandes die doetigen Einrichtungen und mannigfaltigen Vorzüge genauer kennen zu lernen Gelegenheit haben, ſie dennoch bei dieſem Dünkel und ihrer Befangenheit und Geiſtesoberflächlichkeit außer Stande ſind, das Grundweſen und die mehr als tauſendjährigen Wurzeln der geſchichtlich begründeten und herangebildeten europäiſchen Monarchien richtig zu würdigen, iſt einleuchtend. Wenn ſie ihre Söhne nach Europa ſchicken um — Europa zu beſuchen (denn in der That, bei den meiſten läuft es auf weiter nichts hinaus), ſo ſetzen dieſe ihren höchſten Triumph darin, ſo wenig Geld wie möglich zu verbrauchen, auch wenn ſie mit noch ſo reichlichen Mitteln ausgeſtattet ſind. Das iſt nun allerdings an ſich eben nicht tadelnswerth; aber der Hauptzweck der Reiſe müßte doch, ſollte man meinen, das Anſammeln eines Schatzes von Erfahrungen, das Beobachten europäiſcher Sitten, Gebräuche und Zuſtände, die Erlangung einer vielſeitigen Geiſtesbildung, ein Erlernen der europäiſchen Hauptſprachen, eine Erweiterung wiſſenſchaftlicher und gemeinnütziger Kenntniſſe ſein; und dieſer Zweck wird ſelten oder nie erreicht, denn die jungen Leute ſchleppen ihr vielgeliebtes Amerika mit nach Europa hinüber, und bringen es auch wohlbehalten mit zurück.

Ignoranz und Eigendünkel ſind es demnach, welche den Nordamerikanern ſolche großprahleriſche Reden, wie ein He. Maſon und ein Hr. Caß ſie unlängſt geführt, eingeben; und das Vergnügen, welches ſie daran finden, mag man ihnen gern gönnen. Iſt es doch ein ſehr harmloſes. Zwar hört man hin und wieder ſogar in Europa alles Ernſtes die Behauptung aufſtellen, Nordamerika ſei gegenwärtig ein Rieſe, ohne daß zugleich nachgewieſen wird, wodurch es das geworden ſei. Etwa, weil die Ver. Staaten viel Geld haben? Aber die Juden haben im Allgemeinen auch viel Geld, und doch wird es keinem Menſchen einfallen, ſie dieſerhalb Rieſen zu nennen. Daß, den neueſten amtlichen Angaben zufolge, die nordamerikaniſche Miliz beinahe 2 Millionen Mann ſtark iſt, darin ſteckt ebenfalls kein Rieſe; denn erſtens beſteht dieſer Etat weſentlich nur auf dem Papier, und zweitens würde ein, 50,000 Mann ſtarkes Corps franzöſiſcher, öſterreichiſcher, oder preußiſcher Truppen vollkommen hinreichen, die zwei Millionen Milizen in wilde Flucht zu treiben. Nordamerika kann eben ſo wenig je einen militäriſchen Geiſt ſich aneignen, wie ein Militärſtaat werden. Ein Bremer, der einſt dem ſeltſamen Treiben nordamerikaniſcher Milizen auf dem Exerzierplatze zuſah, wurde unwillkürlich an die, aus ſeinen Jugendjahren ihm im Gedächtniſſe gebliebenen Bremer Kohlhaſen erinnert, wie man die, erſt 1812 völlig aufgelöſte alte Bürgermiliz ſeiner Vaterſtadt im Scherz zu nennen pflegte. Die Nordamerikaner geſtehen ſelbſt ein, daß ihre Revolution bald unterdrückt worden ſein würde, hätte die brittiſche Regierung ſofort im J. 1775 energiſche und nachdrückliche Maßregeln gegen dieſelbe ergriffen, ein Corps von 30,000 Mann landen, die Hauptküſtenpunkte beſetzen laſſen und durch Ertheilung unbeſchränkter Vollmachten an einen umſichtigen Oberbefehlshaber gleich von vorn herein Einheit in die Operationen wider die Inſurgenten gebracht. Im Kriege von 1812—14 war England mit dem europäiſchen Continentalkriege und deſſen Verzweigungen nach anderen Welttheilen hin zu ſehr beſchäftigt, um einem Nebenkampfe, mit dem es auch den Nordamerikanern nicht einmal rechter Ernſt war (denn nur eine äußerſt geringe Stimmenmehrheit im Congreſſe entſchied

ſich für die Kriegserklärung), große Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Endlich macht die allerdings ſehr tüchtige Flotte der Ver. Staaten Nordamerika noch immer nicht zu einem Rieſen. Die Nordamerikaner beſitzen alle Eigenſchaften, um einen Seekampf mit Glück und Geſchick zu führen, und außerdem alle Mittel, um im Fall eines Seekrieges ihre Flotte binnen ſehr kurzer Zeit anſehnlich zu vermehren. Allein dieſelben Eigenſchaften und dieſelben Mittel beſitzen auch die Engländer; und was andere europäiſche Seemächte zu leiſten vermögen oder nicht, darüber einſeitig abſprechen zu wollen, wäre ſehr voreilig. Die franzöſiſche Flotte, die unter Ludwig XIV. zu einer furchtbaren Seemacht heranwuchs, rivaliſirte, auch nach der Niederlage bei la Hogue (1692), mit der engliſchen bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo die nämliche Indolenz auf Seiten der Regierung, welche der Armee die gehörige Aufmerkſamkeit nicht mehr ſchenkte, auch die Flotte in Verfall gerathen ließ. Zur Zeit der Revolution fielen die beſten franzöſiſchen Seeoffiziere unter dem Mordbeil der Guillotine; und das Reorganiſiren und Erneuern einer Flotte erfordert bei weitem mehr Zeit, als die Organiſation und Aufſtellung eines Landheeres. Von der jetzigen franzöſiſchen Seemacht können aber die Nordamerikaner unmöglich behaupten, ſie ſei beim Ausbruche eines Krieges gefahrlos oder »thue wohl daran, ſich ſtill gegen ſie zu verhalten.« Sie möchten denn doch am Ende ganz andere Erfahrungen machen, und ähnliche vielleicht auch bei der ruſſiſchen Flotte. Die als geübte Seeleute von je her bekannten Niederländer, Dänen, Schweden und Norweger wären dabei noch nicht einmal mit in Anſchlag gebracht.

Man könnte alſo füglich den Ausſpruch des Herrn Maſon umkehren und den Nordamerikanern rathen, ſich ſtill zu verhalten und ſich nicht in Dinge zu miſchen, die ſie nichts angehen. Denn es würde keineswegs der »vereinten Macht Europa's« bedürfen, um ſie nicht nur daran zu hindern, ſondern ſie auch völlig zur Raiſon zu bringen.

Vielleicht weil ſie ſelbſt fühlen, mit dem Hinüberſenden eines Corps von Milizen oder Freiwilligen nach Europa, um in die dortigen Geſchicke einzugreifen, ſich lächerlich zu machen, ſollen ſie jetzt mit dem Plane umgehen, dem neugewählten demokratiſchen Präſidenten Pieree 10 Millionen Dollars zur Verfügung zu ſtellen, und zwar zu dem Zwecke beliebiger Verwendung »bei einer etwaigen auswärtigen Kriſis,« oder mit anderen Worten, damit durch dieſes Geld der eben erloſchene Revolutionsbrand in Europa wieder angefacht werde! Dieſe Nachricht wird zwar von einer andern Seite her in Abrede geſtellt, allein ſie kann auch eben ſo gut wahr ſein. Dem ſei übrigens wie ihm wolle: werden Herrn Pieree wirklich jene Millionen zur Verfügung geſtellt, ſo mag er ſie nur immerhin herüberſenden; Annahme finden ſie gewiß, welche die Empfänger auch ſeien; und wenngleich der beabſichtigte Zweck gänzlich verfehlt werden dürfte, ſo können ſich doch die nordamerikaniſchen Demokraten hinterdrein immer noch mit dem Bewußtſein tröſten, das Ihrige redlich gethan zu haben, um den Revolutionsbrand in Europa wieder anzufachen.

Wenn aber die materiellen Mittel nicht ausreichen, ſo üben die Ver. Staaten vielleicht eine moraliſche Gewalt über andere Länder und Völker in dem Grade aus, daß ſie am Ende hierdurch allein in den Stand geſetzt werden, eine Weltrolle zu ſpielen und über Europa frei zu ſchalten und zu walten.

Es hat allerdings Nationen gegeben, die eine derartige Gewalt über andere Völker ausübten; denn wir brauchen nur an die alten Griechen und Römer zu erinnern. Allein dieſe waren von einem ganz andern Zuſchnitt, als die Nordamerikaner, deren Geiſtesrichtung und Charaktereigenthümlichkeiten wir bereits oben kennen gelernt haben. Die Nordamerikaner können ſo wenig moraliſch influiren, wie einſt die Charthagenienſer und Phönizier, von deren Einfluß und Einwirkungen nach außen hin auch nicht die leiſeſte Spur mehr übrig blieb, ſobald ſie mit ihrer politiſchen Selbſtſtändigkeit auch ihre äußere Gewalt verloren hatten. Auch ſelbſt mit ihrer, von europäiſchen Revolutionsmännern und Revolutionsgeſinnten ſo häufig angeprieſenen politiſchen Verfaſſung und ſocialen Zuſtänden vermögen ſie das nicht. Daß die Nordamerikaner den Wahlſpruch Freiheit und Gleichheit ſtets im Munde führen, bedingt noch keinen moraliſchen Einfluß auf andere Völker. Die Franzoſen führten den nämlichen Wahlſpruch ebenfalls eine geraume Zeit im Munde, bis ſie das Lächerliche davon ſelbſt einſahen und einer ſolchen Freiheit und einer ſolchen Gleichheit ein für allemal den Abſchied gaben. Eben ſo wenig laſſen ſich andere Nationen dadurch allein zur Nachahmung verlocken, daß die Nordamerikaner ihre Nation für die freieſte auf Erden und ihre republikaniſche Staatsverfaſſung für ein, allen Staaten der Welt vorleuchtendes Muſter erklären.

An ſich ſchon iſt die Republik naturwidrig und voll innerer Widerſprüche. Der Form nach iſt darin die Ausübung der höchſten Gewalt mehreren Perſonen übertragen, die aber ihre Erwählung nicht ihren perſönlichen Eigenſchaften, ſondern in der Regel nur Parteiumtrieben, Ränken und Schlichen aller Art verdanken, und die andererſeits in der Ausübung der höchſten Gewalt durch die Rückſicht auf ihre Wähler und auf das ganze Volk ſo gebunden ſind, daß man eben ſo gut ſagen kann, die ganze republikaniſche Staatsbürgerſchaft übe die executive Gewalt ſowohl faktiſch wie prinzipiell aus. Dem Weſen nach beruht alſo die Republik entſchieden auf dem Grundſatze einer allgemeinen Selbſtregierung; und nun fragen wir im Namen des geſunden Menſchenverſtandes, wie ſich dies mit dem Weſen und der Natur eines geordneten Staates reimen läßt und wie auf ſolche Weiſe die vornehmſten Staatszwecke dauernd durchgeführt werden können? Der Staat iſt eine moraliſche Perſon und beſteht aus einer mehr oder minder großen Anzahl phyſiſcher Perſonen; folglich bietet eine allgemeine Selbſtregierung für die Dauer oder ſtrikte Vollziehung der beſtehenden Geſetze grade eben ſo viel Garantie dar, wie der Entſchluß des einzelnen Menſchen, ſich ſtets und unter allen Umſtänden von ſeinen moraliſchen Grundſätzen leiten zu laſſen. Eben ſo wie nun der einzelne Menſch in vorkommenden Fällen kein Bedenken trägt, von dem ſelbſt gefaßten Entſchluß abzugehen, erachtet ſich auch der republikaniſche Staatsbürger in vorkommenden Fällen für nicht gebunden durch die ſelbſtgemachten Geſetze. Alles Naturwidrige und ſich ſelbſt Widerſprechende hat nie dauernden Beſtand; und ſo ſind denn auch die im Alterthum entſtandenen Republiken längſt untergegangen, und die noch beſtehenden gehen dem gleichen unvermeidlichen Schickſale entgegen. Geht man die Weltgeſchichte durch, ſo wird man finden, daß die Republiken in der Dauer ihres Beſtehens und in der Feſtigkeit der Staatseinrichtung ſtets im Nachtheil geweſen ſind gegen die Monarchien, in welche ſie denn auch (da letztere hinſichtlich der Staatsformen die Regel bilden) früher oder ſpäter ſich verwandelt haben oder übergegangen ſind. Sie ſtehen als Anomalien da, und als das Erzeugniß

entweder rein örtlicher politiſchee Verhältniſſe oder merkantiliſcher und ähnlicher Intereſſen. Die griechiſchen Freiſtaaten nahmen nach einer Daner oon wenigen Jahrhunderten ein Ende, nachdem ſie faſt die ganze Zeit hindurch auf einem Terrain, kaum ſo groß wie die Schweiz, mit einandee ſich heeumgebalgt und ſich gegenſeitig zu zerfleiſchen geſucht hatten. Die Römee hatten nach Abſchaffung des Königtbums ſtatt *eines* Herrn, 300 und zuletzt gar 600 Herren! Denn ſo viel Mitglieder zählte der Senat. Im J. 30 oor Chr. wurde die Monarchie wiederhergeſtellt, nachdem in dem letzten Jahrhundert der Republik die blutigſten Bürgerkriege, durch die herrſchenden politiſchen Parteien herbeigeführt, gewüthet hatten. Die weiland polniſche Republik wird auch der eifrigſte Republikaner ſchwerlich deßhalb eine Monarchie nennen, weil ihr Wahlpräſident den Königstitel führte, und ihr eben ſo wenig, wenn ee irgend aufrichtig iſt, ein Loblied nachſingen. Füe die weiland venetianiſche Republik war die Benennung »Freiſtaat« eine wahee Ironie. Von der Schweiz, wo erſt ſeit dem 14. Jahrhunderte durch rein zufällige Umſtände ein Republikenweſen aufkam, äußerte einſt ein entſchieden libeeales deutſches Blatt mit vollem Ernſt: »es liege vielleicht in der Abſicht dee Großmächte, die Schweiz als Republik fortbeſtehen zu laſſen, um Europa's Ekel an ſolchem Republikanerthum rege zu erhalten!« In den ſeit den letzten 20 bis 30 Jahren wie Pilze aufgeſchoſſenen Republiken im ehemaligen ſpaniſchen Amerika kann Leben und Eigenthum faſt nur durch Selbſthülfe geſchützt werden, *und das Nämliche iſt dee Fall in den weſtlichen und ſüdlichen Staaten der nordamerikaniſchen Union*. Denn wer etwa in den Ver. Staaten das Ideal aller Staatsoerhältniſſe erblickt, dem rathen wir, dahin zu reiſen und ſich mit den dortigen Verhältniſſen und Zuſtänden *perſönlich* bekannt zu machen, und er mag ſich feſt überzeugt halten, daß er mit ganz anderen Anſichten zueückkehren wird, als er hingereiſt iſt. Unzählige Enthuſiaſten für Nordamerikanerthum ſind durch das Bereiſen der Ver. Staaten dermaßen abgekühlt und zue Beſinnung gebracht worden, daß ſie von großee Sehnſucht nach Europa zurückgetrieben, den nordamerikaniſchen »Boden der Freiheit« ſchleunigſt wiedee verlaſſen haben.

Oben S. 11 und 13 haben wie geſehen, daß ſchon in dee Sklavenfrage allein dee Keim eines unheilbringenden Zwieſpalts für die nordamerikaniſche Union liegt. Als die (S. 8 in der Anmerkung erwähnte) Congreßakte wegen Auslieferung flüchtigee Sklaven angenommen wae, hieß es, dieſer Beſchluß habe die Union gerettet. Nachdem Californien als Staat in die Union aufgenommen und in Folge einer von dem jetzt verſtorbenen Webſter gehaltenen Rede die Einführung des Sklavenſyſtems daſelbſt unteeſagt woeden wae, hieß es wiederum, nunmehr ſei die Union gerettet. Alſo hängt es gewiſſermaßen rein vom Zufall oder von dem Erfolg einer Rede ab (und wird dieſer oder jener beliebte Redner von der Cholera odee auch nur einee ſtarken Unpäßlichkeit befallen, ſo wird die Rede nicht einmal gehalten), ob das ganze nordamerikaniſche Republikenweſen nicht ſchon jetzt zuſammenbricht und auf dem »Boden dee Freiheit« ein blutiger Bürgerkrieg ſich entſpinnt!

Allein es iſt nicht blos die Sklavenfrage, worin der Keim innerer Zwietracht und dee Auflöſnng der Union liegt, ſondern die eigentlichen Elemente hierzu liegen in den, das Ganze inſieeenden meiſten Beſtandtheilen der Bevölkerung der Ver. Staaten, liegen in dem Mangei an Gemeinſinn, an *tiefgewurzelter* Vaterlandsliebe bei der *Mehr-*

zahl der Bevölkerung. Jene 16 Millionen Eingewanderter und deren Nachkommen, von denen oben die Rede war, werden, wenigſtens ſo weit ſie erſt in neuerer Zeit eingewandert ſind, von den Nordamerikanern ſelbſt the refused people of Europe oder, was dasſelbe ſagen will, europäiſcher Auswurf genannt; und namentlich iſt bei ihnen durch die deutſchen politiſchen Flüchtlinge der deutſche Name dermaßen in Verruf gekommen, daß der Ausdruck damned Dutch rascal (German, wie ſonſt, ſagen ſie in dieſem Fall nicht) zu einer ſtehenden Redensart bei ihnen geworden iſt und ſie einem, ihnen Achtung einflößenden Deutſchen gegenüber es nicht einmal wagen, ihn einen Deutſchen zu nennen, ſondern die Vermuthung äußern, er ſei ohne Zweifel ein Franzoſe. Sogar die Irländer, die ſie doch ſonſt aufs Tiefſte verachten, ſtehen in ihren Augen faſt noch über den Deutſchen. So ehrenhafte Leute es auch unter den Eingewanderten und deren Nachkommen überhaupt geben mag, ſo ſteht doch jedenfalls ſo viel feſt, daß ſie, wie ſchon bemerkt, mit den eigentlichen Nordamerikanern durchaus noch keine compakte, einheitliche Nation bilden. Ihre nächſte oder doch nicht ſehr ferne Vergangenheit ruht in Europa; im dortigen Vaterlande ſind, um mit Schiller zu reden, die Wurzeln ihrer Kraft, oder vielmehr dort waren ſie, und in dem neuen Heimathlande hat ihre Kraft (ſofern dieſelbe durch das Auswandern nicht ſchon gebrochen iſt) um ſo weniger ſchon Wurzeln ſchlagen können, als ja nicht Sehnſucht oder innerer Antrieb ſie nach Amerika geführt hat, ſondern entweder ein unſteter Geiſt, großentheils auch um dem Arm der ſtrafenden Gerechtigkeit zu entgehen, oder im günſtigſten Fall die Abſicht, ihre äußern Umſtände zu verbeſſern. Wie kann man nun aber, ſelbſt wenn ſie den letztgenannten Zweck erreicht haben, bei ſolchen Menſchen vorausſetzen, ſie würden, ſofern der Congreß (von dem ſie ſelbſt in der Regel ausgeſchloſſen bleiben), etwa nach einer von dem General Caß oder Hrn. Maſon gehaltenen Rede, kriegeriſche Maßregeln gegen Europa beſchlöße, bereit ſein, zur Ausführung derſelben Gut und Blut zu opfern? In wie weit ſie Urſache haben, mit den Nordamerikanern zu ſympathiſiren, läßt ſich vielleicht aus folgendem Fall entnehmen. Vor mehreren Jahren war eine Anzahl Schweden nach Amerika gekommen, hatte ſich im Staate Illinois (ſ. oben) niedergelaſſen, daſelbſt ein Dorf gegründet, Sägemühlen angelegt, Werkſtätten zur Verarbeitung des ſelbſt gewonnenen Hanfes und Flachſes errichtet und auf dieſe und andere ähnliche Weiſe ſich mit der Zeit zu einem gewiſſen Grade von Wohlſtand emporgearbeitet. Für die Geiſtes- und Seelenbedürfniſſe war durch Errichtung einer guten Schule und einer Kirche ebenfalls geſorgt. So lebten dieſe Schweden glücklich und zufrieden und leuchteten ihren Nachbarn als ein Muſter von Ordnungsliebe und Friedfertigkeit vor. Zu ihrem Unglücke gaben ſie den Bewerbungen eines jungen Nordamerikaners aus der benachbarten Stadt Springfield, der eine leidenſchaftliche Zuneigung zu einer jungen Schwedin gefaßt hatte, nach; ſie wurde im Anfange des Jahres 1850 ſeine Gattin, aber bald nach der Verheirathung von ihm auf eine ſo rohe Weiſe behandelt und zuletzt gar thätlich mißhandelt bis zu dem Grade, daß ſie für ihr Leben fürchten mußte und daher zu ihren Landsleuten flüchtete, um bei ihnen den Schutz zu ſuchen, den die elende Gerichtsverfaſſung des Landes ihr nicht gewähren konnte. Ihr Mann hatte kaum ihre Flucht entdeckt, als er ſich wie ein Wütherich geberdete, nach dem ſchwediſchen Dorfe hinſtürmte und unter entſetzlichen Flüchen und Drohungen die Herausgabe ſeiner Frau verlangte. Es wurde ihm geſagt, daß ſeine Frau vernünftiger Weiſe

nicht eher zu ihm zurückkehren könne und werde, als bis ſie die vollſtändige Ueberzeugung erlangt habe, in Zukunft nicht mehr von ihm mißhandelt zu werden. Er ging darauf fort mit Worten und Geberden, die nichts Gutes ahnen ließen. Nun gibt es in den meiſten nordamerikaniſchen Städten ſ. g. loafers, das heißt Tagediebe, die auf anderer Leute Koſten zu leben trachten, mit Gewalt nehmen, was nicht gutwillig gegeben wird, und zu allen Schlechtigkeiten und den deſperateſten Abenteuern, wobei irgend etwas zu gewinnen iſt, ſtets bereit ſind. Solches Geſindel brachte denn auch der Mann der Schwedin zuſammen und am erſten Oſtertage 1850 überfiel er mit einer Rotte von 60 Bewaffneten plötzlich das ſchwediſche Dorf, deſſen Bewohner auf einen derartigen Angriff durchaus nicht vorbereitet, überdies auch mit nur äußerſt wenig Waffen verſehen waren. Die Räuber ſchoſſen in den Häuſern umher, drangen in die Kirche, zerſchlugen darin die Bänke, ſchleppten die Trümmer heraus, holten auch aus den Sägemühlen Bretter u. dgl. herbei und zündeten dann ein Feuer an, welches in kurzer Zeit alle von ihnen ausgeplünderte Gebäude des Ortes in Aſche legte. Die unglücklichen Dorfbewohner mußten es noch als eine Gnade anſehen, daß ſie mit dem, was ſie auf dem Leibe trugen, frei abziehen und nach St. Louis, im Staate Miſſouri, flüchten durften.

So etwas geſchieht in einem Lande, welches für einen Muſterſtaat gelten will, und es geſchieht *nicht einmal*, ſondern *unzählige Male*, wenngleich unter verſchiedenen Formen!

Nimmt man hiezu noch, daß zwiſchen den Bewohnern der ſüdlichen Staaten und den Yankees (S. 10) eine große Antipathie herrſcht; daß dies unter den eingewanderten Nationalitäten nicht minder der Fall iſt, ſogar zwiſchen den Nord- und Süddeutſchen, welche in Amerika wie Katze und Hund mit einander leben; daß in den mehr als 3 Millionen Sklaven (ſ. S. 6) ein gefährlicher Zündſtoff für die Geſammtſtaaten liegt; daß das ſeit zwei Jahrhunderten vergoſſene Indianerblut und eben ſo das in den Sklavenſtaaten ſo häufig und ſo frevelhaft vergoſſene Blut von Mitmenſchen, die von der dort die Gewalt in Händen habenden freien Bevölkerung unter das Vieh gerechnet und denn auch wie das Vieh behandelt werden, um Rache zum Himmel ſchreit; daß zugleich andere Gräuel dort (wie z. B. Blutſchande, welche die Sklavenhalter mit ihren eigenen Töchtern, die ſie in dem Harem ihrer farbigen Kebsweiber erzeugt haben, treiben; Menſchendiebſtahl, indem gar häufig freie Eingewanderte aufgegriffen und in die Sklaverei verkauft werden, u. dgl. m.) Gottes Langmuth auf Muthwillen ziehen und daß ſchon jetzt ein Fluch auf dieſen Sklavenſtaaten ruht, wie aus der armſeligen Bevölkerung derſelben erſichtlich iſt; — faßt man dies mit allem Uebrigen zuſammen, ſo kann man wohl an eine baldige Auflöſung der nordamerikaniſchen Union glauben, nicht aber im Entfernteſten dem Gedanken Raum geben, die Ver. Staaten möchten wirklich einſt im Stande ſein, eine Weltrolle zu ſpielen oder gar unſerem Welttheile Geſetze vorzuſchreiben.

Gem. v. Kinder | Gedr. b. J. Bauer in Wien | Lithogr. v. Kollarz

Erinnerungen aus Conſtantinopel.

Von

T. Gautier.

Als ich im J. 1852 Conſtantinopel beſuchte, bewohnte ich für die Dauer meines dortigen Aufenthalts das erſte Stockwerk eines Eckhauſes im fränkiſchen Stadtviertel. Die Gaſſe führte von der Hauptſtraße Pera's nach dem kleinen Todtenacker. Näher kann ich ſie nicht beſchreiben; denn in Conſtantinopel ſind an den Straßenecken keine Namen angeſchlagen, weder in türkiſcher, noch in franzöſiſcher oder ſonſtiger europäiſcher Sprache. Auch ſind die Häuſer nicht numerirt, was die Schwierigkeit, ſich zurecht zu finden, begreiflich noch vermehrt. Man muß ſich alſo in das Straßen- und Häuſergewirr auf gut Glück hineinbegeben, ſeiner eigenen Beurtheilungskraft folgen und ſich nach dieſen oder jenen beſonderen Merkmalen zu richten ſuchen. Der Faden der Ariadne oder die weißen Kieſelſteine des kleinen Däumlings wären hierbei von großem Nutzen, nur nicht die Brotkrümlein, die der Däumling ſtreute; denn ſie würden, wenn vielleicht auch nicht von den Vögeln, doch jedenfalls von den vielen herrenloſen Hunden Conſtantinopels aufgezehrt werden. Da grade von Hunden die Rede iſt, ſo will ich nur bemerken, daß ich mir in den erſten Tagen nach meiner Ankunft eine, mitten auf der Straße befindliche Grube zum Erkennungszeichen wählte, um meine Wohnung wiederzufinden, und daß in dieſer Grube eine räudige Hündin ihre Jungen ſäugte mit einer Ruhe und Sicherheit, die erkennen ließ, daß ſie weder von Fußgängern noch von Reitern irgend geſtört zu werden befürchten durfte.

Uebrigens haben einige Straßen einen traditionellen Namen, von irgend einem in der Nachbarſchaft befindlichen Khan oder einer Moſchee entlehnt; und ſo hieß denn auch die Straße, wo ich wohnte, Derwiſch Sokak, wie ich ſpäter erfuhr. Jedoch angeſchrieben iſt dieſer Name nirgends.

Das Haus, in welchem ich meine Wohnung hatte, war aus Stein gebaut, worauf man mich gleich Anfangs beſonders aufmerkſam machte, und was allerdings auch nicht zu verachten iſt in einer von Feuerbrünſten ſo häufig heimgeſuchten Stadt, wie Conſtantinopel. Zu noch größerer Sicherheit war die Hausthür von Eiſen und die Fenſterläden von dickem Blech; ſo daß bei entſtehendem Brande in der Nähe die umherfliegenden Funken und andere Brennſtoffe wenig Schaden bei uns anrichten konnten. Ich

bewohnte eine Art Saal mit geweißten Wänden und einer grau und blau bemalten Decke von Holz; ein langer Divan, ein Tiſch und ein venetianiſcher Spiegel mit vergoldetem Rahmen machten das Ameublement desſelben aus. Im Schlafzimmer hatte ich eine eiſerne Bettſtelle mit Matratze und Zubehör, und eine Kommode. Alles dies war freilich nicht ganz orientaliſch, wie man ſieht, und doch war meine Wirthin eine Smyrnaerin, und aus dem blaſſen, mit ſchwarzem Haupthaar eingefaßten Antlitz ihrer, übrigens ſonſt faſt europäiſch gekleideten Nichte leuchtete ein ächt aſiatiſches, ſchmachtendes Augenpaar hervor. Ein griechiſches Dienſtmädchen, welches ſich mit ihrem zierlichen Kopftuch allerliebſt ausnahm, und ein poſſirliches junges Männchen von den Cykladen machten das Hausperſonal vollſtändig und verliehen meiner Umgebung eine eigenthümliche Färbung. Die Nichte verſtand ein wenig Franzöſiſch, die Tante ein wenig Italieniſch, und ſo verſtändigten wir uns im Ganzen recht gut. Conſtantinopel iſt, beiläufig bemerkt, ein wahres Babel, und man könnte meinen, hier ein Bild der Sprachverwirrung vor ſich zu haben. Für den gewöhnlichen täglichen Geſchäftsverkehr iſt die Kenntniß des Griechiſchen, Türkiſchen, Italieniſchen und Franzöſiſchen unerläßlich, und dieſe vier Sprachen hört man namentlich in der Vorſtadt Pera faſt überall und zwar mit Geläufigkeit reden. In Conſtantinopel würde ein zweiter Mezzofanti gar kein Aufſehen erregen; und der Europäer, der nur ſeine Mutterſprache kennt, muß mit Recht über die hier herrſchende außerordentliche Sprachkenntniß ſtaunen.

In fremden Städten, die ich zum erſten Male beſuche, macht es mir das größte Vergnügen, Anfangs ganz für mich allein umherzuſchiendern und meinen ſtillen Betrachtungen über die ſich meinen Blicken darbietenden verſchiedenartigen Gegenſtände nachzuziehen. Denn der Wortſchwall der gewöhnlichen Führer iſt mir läſtig und ſtört häufig die erſten Eindrücke, welche irgend ein geſchichtliches Denkmal aus der Vorzeit oder ſonſt dergleichen auf das Gemüth macht.

Das Haupt mit einem rothen Fes bedeckt, mit einem zugeknöpften Oberrock bekleidet, mit einem ſechs Monate alten Bart und einem, von der Sonne gebräunten Geſicht, hatte ich ganz das Anſehen eines Reform-Türken, und brauchte daher nicht zu fürchten, Aufſehen zu erregen. Mein erſter Ausgang war nach dem beiläufig ſchon erwähnten kleinen Todtenacker.

Dieſer ehemalige türkiſche Begräbnißplatz liegt auf dem hintern Abhange eines Hügels, der ſich vom Geſtade des goldenen Horns nach Pera hinauf erhebt und auf der vordern Seite mit hohen Gebäuden und Kaffeehäuſern bedeckt iſt. Auf jenem Platze wird ſchon ſeit Jahren Niemand mehr begraben, entweder weil es an Raum dazu fehlt, oder weil die Muſelmänner auch im Tode nicht in unmittelbarer Nähe der lebenden Giaurs ſein mögen.

Ein heller Sonnenſchein beleuchtete den mit düſtern Cypreſſen bewachſenen und mit unzähligen marmornen Grabdenkmälern bedeckten Platz. Die auf den Grabmälern ausgehauenen Turbane nehmen ſich zum Theil komiſch aus; einige neigen ſich rechts, andere links, und ſo nehmen ſie ſich faſt aus wie verſtümmelte oder ſchadhaft gewordene Figuren auf den Spieltiſchen der Kinder. An mehreren Stellen hatten die mit Sprüchen aus dem Koran gezierten Grabſteine dem Geſetz der Schwere nachgegeben, und waren in den nachgiebigen Boden entweder eingeſunken oder in Stücke gebrochen. Neben man-

chen hermenartigen Säulen lagen die beturbanten Köpfe auf dem Boden, wie die Köpfe enthaupteter Verbrecher. In dieſen Gräbern ſollen Janitſcharen ruhen, von Mahmud's Rache noch bis über das Grab hinaus verfolgt. Nicht die geringſte Symmetrie iſt auf dieſem wunderlichen Platze wahrzunehmen, der auf der einen Seite mitten durch Häuſergruppen Pera's bis nach Teke oder dem Kloſter der tanzenden Derwiſche ſich erſtreckt. Zwei oder drei gepflaſterte und mit Grabſteintrümmern eingefaßte Wege durchſchneiden ihn in diagonalen Richtungen, und hie und da erheben ſich auf ihm terraſſenartige und mit kleinen Mauern oder Geländern umgebene Anhöhen, welche die Familiengrüfte reicher oder angeſehener Perſonen enthalten. Man erkennt dies an den beſonderen Verzierungen der Grabmäler, deren Symbole manchmal auf einen Paſcha und deſſen Harem und Nachkommenſchaft hindeuten, welche ſammt und ſonders einträchtig neben einander ruhen.

Auf den freiern Stellen des Platzes ſieht man Tiſchler und Zimmerleute in ihrer Weiſe beſchäftigt, Müſſiggänger im Schatten eines Baumes ſchlafen oder auf einem Grabſtein ſitzend ihre Pfeife rauchen, verſchleierte Frauen mit ſchleppendem Gange umherwandeln, Kinder hinter den Grabhügeln Verſtecken ſpielen, Kuchenhändler ihre Waare ausbieten. An anderen Stellen laufen Hühner umher und weiden Kühe; und während Turteltauben ihre Neſter in den Cypreſſen gebaut, haben herrenloſe Hunde ſich ihre Lagerſtätte in eingefallenen Gräbern auserſehen. Genug, von der feierlichen Ruhe und Stille auf ſonſtigen Begräbnißplätzen iſt hier keine Rede.

Bevor ich den nach dem goldenen Horn führenden Abhang hinunterging, blieb ich eine Weile ſtehen, um den wundervollen Anblick zu genießen, der ſich mir hier darbot. Auf der einen Seite der Begräbnißplatz mit ſeinen Cypreſſen und Grabmälern; weiterhin die braunen Ziegeldächer und rothen Häuſer der Vorſtadt Kaſſim-Paſcha; auf der andern Seite die Fluthen der von Serai Burnu bis zu den ſüßen Waſſern ſich ausdehnenden Meeresbucht, und ſodann die wellenförmigen Hügel, auf denen die eigentliche Stadt Conſtantinopel amphiteatraliſch ſich ausbreitet. Die bläulichen Kuppeln der Bazare, die weißen Minarets der Moſcheen, die in der Ferne wie eine ſchwarze Spitzenkante ſich ausnehmenden Bogen der noch aus der Zeit des Valens ſtammenden Waſſerleitung, die Wipfel der Cypreſſen und Platanen, die Hausdächer in ihren verſchiedenen Geſtaltungen, der von den Dampfböten des Bosporus aufſteigende Rauch, — alles dies brachte eine anziehende Mannigfaltigkeit in das vor meinen Blicken ſich entfaltende Gemälde.

Nach einigen Minuten ſinniger Betrachtung wanderte ich weiter, bald einem Fußpfade folgend, bald über Gräber ſtolpernd, bis ich in ein Labyrinth unanſehnlicher, von Rauch geſchwärzter Häuſer, bewohnt von Kohlenträgern, Schmieden und Eiſenarbeitern, gerieth. Ich ſagte eben Häuſer, aber dieſer Ausdruck iſt zu gewählt, darum nehme ich ihn zurück. Nein, Hütten, Kabacken, Höhlen, ſchmutzige Löcher oder ſo dergleichen muß es heißen; denn etwas Abſchreckenderes wie dieſe Behauſungen kann man ſich nicht denken. Und wo möglich noch widerlicher war der Anblick der lebendigen Geſchöpfe, die ſich dazwiſchen umher bewegten. Da ſah man abgemagerte Eſel, mit Kohlen oder altem Eiſenwerk beladen, langſam einhertraben; Bettler, in Lumpen gehüllt, wie feſtgebannt auf einem Fleck ſitzen, aber dennoch geſchäftig die Hände rechts und links nach einer

milden Gabe ausſtrecken; Scheinheilige, eben ſo zerlumpt, lange Gebete herplappern, um die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken und ebenfalls Gaben zu erlangen; arnautiſche oder bulgariſche Laſtträger tiefgebückt unter ihrer Bürde und keuchend ſich vorwärts bewegen; häßliche alte Weiber ohne Schleier mit frechen Geberden keifen, zanken oder plaudern, und dann und wann ein abgetriebenes Pferd den beladenen Karren mit kreiſchenden Rädern mühſam fortziehen.

So gelangte ich endlich nach dem goldenen Horn und hier zunächſt nach dem Arſenal, welches allerdings einen großen Raum einnimmt und im europäiſchen Styl gebaut iſt und auf welches denn auch die Türken nicht wenig ſtolz ſind, das aber dem Europäer, welcher dergleichen ſchon anderwärts geſehen hat, eben nicht ſehr imponirt. Ich hielt mich daher auch mit dem Beſchauen desſelben nicht lange auf, ſondern wendete meine ganze Aufmerkſamkeit dem Hafen zu, mit ſeinen zahlreichen Schiffen aller Nationen und den noch zahlreicheren, nach den verſchiedenſten Richtungen hin eilenden zierlichen Ruderböten, und nach dem bezaubernden Panorama, welches die eigentliche Stadt auf dem jenſeitigen Geſtade darbot.

Dieſer Anblick iſt ſo überraſchend ſchön, daß man keine Wirklichkeit, ſondern ein Zauberbild vor ſich zu haben wähnt, oder eine Theaterdecoration in einem Stück aus der orientaliſchen Feenwelt, bei welcher der Künſtler in der Darſtellung den Eingebungen ſeiner Phantaſie gefolgt iſt. Der Palaſt von Serai Burnu mit ſeinen chineſiſchen Dächern, ſeinen weißen ausgezackten Mauern, ſeinen vergitterten Kiosks und ſeinen von Cypreſſen, Tarusbäumen, Sykomoren und Platanen beſchatteten Gärten; die Moſchee des Sultans Achmet mit ihren, die Kuppel umgebenden und Elfenbeinſäulen gleichenden ſechs Minarets; die herrliche Sophienkirche, deren 165 Fuß hohe Kuppel von 170 Säulen getragen wird, denen die Türken 4 Minarets beigefügt haben; die von Schaaren Tauben umſchwärmte Moſchee Bajazeth's; Jeni Djami; die prächtige Moſchee Soliman's des Großen, deren Kuppel wie ein ſtählerner Helm leuchtet; der Thurm des Seraskiers und die Säule des Kaiſers Theodoſius, von welcher der Gegenkaiſer Murzuphlus 1204 von den Lateinern oder Kreuzfahrern des vierten Kreuzzuges hinabgeſtürzt wurde, alle dieſe Gegenſtände ſtellten ſich auf dem lichtblauen Hintergrunde des Firmamentes wie Geſtaltungen der Fata Morgana dar und ſpiegelten ſich eben ſo wunderſam in den Fluthen des Bosporus ab.

Freilich wenn man ihnen nahe kommt, ſo ſchwindet die Täuſchung, und man ſieht nun die Dinge in ihrer nackten Wirklichkeit. Die ſchimmernden Paläſte ſind nichts als zwar weitläuftige, aber unanſehnliche und zum Theil ſchon verfallene Gebäude und die Weiße der Minarets rührt von nichts anderem als dem Kalkbewurf her; die Straßen ſind eng, ſteil, uneben und im höchſten Grade unreinlich, und nirgends ſieht man etwas Charakteriſtiſches. Aber was ſchadet es? Die unzuſammenhängende Maſſe von Häuſern, Moſcheen und Bäumen macht, von den Strahlen der Sonne beleuchtet und aus der Ferne betrachtet, einen außerordentlichen Eindruck, und wenn er auch noch ſo ſehr auf Täuſchungen beruht.

Ich blieb eine Weile am Geſtade ſtehen, ſchaute den umherfliegenden Möven nach, verfolgte mit meinen Blicken die blitzſchnellen Bewegungen der leichten, behenden Türkenböte, betrachtete mir die Charakterzüge und Phyſiognomien der um mich her wim-

melnden Menſchen der verſchiedenartigſten Nationalitäten, und ſpürte dann große Luſt, mich über die hier befindliche Schiffbrücke nach der eigentlichen Stadt zu begeben; aber es war dies bei der ſchon weit vorgerückten Tageszeit ein gewagtes Unternehmen, und ſo unterließ ich es, und ſtieg ſtatt deſſen wieder nach Pera hinauf. Ich hielt mich diesmal mehr rechts, ging die alten genueſiſchen Mauern entlang, an denen ein ausgetrockneter, mit Schutt und allen möglichen Unſauberkeiten angefüllter Graben ſich hinzieht, in welchem Hunde ſchlafen und Kinder ſpielen, und kam ſo nach dem Thurm von Galata, der aus weiter Ferne zu ſehen und, wie der Thurm des Seraskiers, ſtets mit Brandwächtern beſetzt iſt. Er iſt ganz im mittelalterlichen Styl gebaut und müßte daher füglich, ſtatt des Halbmondes, auf ſeiner Spitze eine Wetterfahne nach Art derjenigen auf den alten Ritterburgen tragen.

Am Fuße dieſes Thurmes befindet ſich eine Gruppe von elenden, hüttenähnlichen Wohngebäuden, die mit ihrer niedrigen Bauart einen gewaltigen Contraſt gegen ſeine wirklich beträchtliche Höhe bilden. Er verdankt ſeine Entſtehung den Genueſern, die ihn im 13. Jahrhunderte errichteten. Dieſe kriegeriſchen Handelsleute, welche bekanntlich zu jener Zeit eine wichtige Rolle in Conſtantinopel ſpielten, machten überhaupt ihre Waarenmagazine zu kleinen Feſtungen und umgaben ihr ganzes Stadtviertel hier mit mächtigen Bollwerken, um jedem feindlichen Angriffe begegnen zu können. Hinter ihnen konnten ſie förmliche Belagerungen aushalten, und hatten ſie in der That mehr als einmal zu beſtehen.

Ueber den Gipfel des Hügels, auf deſſen einem Abhange das erwähnte Todtenfeld liegt, läuft ein breiter Weg hin, mit einer Häuſerreihe, von wo aus man eine entzückende Ausſicht genießt. Ich folgte ihm bis zu einer Ecke, wo eine alte Cypreſſe, deren unterer Stamm von Weinranken ganz verdeckt iſt, ſich erhebt, und bald gelangte ich, müde vom Gehen und erſchöpft von Hunger, in meine Wohnung.

Es wurde mir ein Mittageſſen aufgetragen, welches aus einem benachbarten Speiſehauſe geholt war und ſehr ſchnell meinen Hunger ſtillte, jedoch bei weitem mehr aus Ekel, als vermöge wirklicher Befriedigung der Eßluſt. Denn dieſe erſten Proben aus conſtantinopolitaniſcher Küche waren von ſchlimmer Vorbedeutung für die Zukunft. Andererſeits würde ich mich leicht darüber hinweggeſetzt haben, daß der mir vorgeſetzte ſchwärzliche Wein von Tenedos in unſauberen ziegenledernen Schläuchen verſendet wird, dagegen ließ mich das gelbe brackige Trinkwaſſer aus den alten Waſſerleitungen den Mangel an friſchem Quellwaſſer ſchmerzlich empfinden.

Da mein Aufenthalt zu Conſtantinopel grade in den Ramazan oder den mahomedaniſchen Faſtenmonat fiel, ſo wurde mir reichlich Gelegenheit geboten, das Thun und Treiben während dieſer Zeit zu beobachten.

In Paris würde der Gedanke, ſpät Abends bis über Mitternacht hinaus auf dem Kirchhofe von Montmartre oder Père Lachaiſe zu luſtwandeln, etwas ſehr Abſchreckendes haben; die muthvollſten Dandies würden davor erbeben und nervenſchwache Damen davon eine Ohnmacht bekommen. In Conſtantinopel aber macht man ſich aus dergleichen nichts. Der öffentliche Spazierweg in der Vorſtadt Pera iſt nur durch ein ſchwaches, verfallenes Geländer von dem großen und dem kleinen Begräbnißplatz getrennt, und dasſelbe verhindert nicht, zumal vermöge der in ihm entſtandenen häufigen Lücken, daß die fröh-

liche Menge bald auf der Promenade der Lebenden, bald über der Ruheſtätte der Todten wandelt. Ebenſo ſtehen im Ramazan die Tiſche und Stühle mit den Gäſten durcheinander auf beiden Plätzen, und Muſik ertönt auf dem einen wie auf dem andern.

Bekanntlich wird während des Ramazans das Faſten bei Tage ſtreng beobachtet; dafür aber darf vom Aufgang bis zum Verſchwinden der Sterne Jeder eſſen und trinken; und zum Zeichen der Erlaubniß zu eſſen werden auf den Gallerien der Minarets oder Moſcheenthürme Laternen ausgeſtellt. Dieſe Laternen verbreiten freilich nur einen matten Schimmer, beſonders wenn man ihn mit dem hellen Lichtglanz vergleicht, der zu dieſer Zeit die ſonſt ſo finſtern Straßen Conſtantinopels erhellt. Ueberall ſieht man ein Wogen und munteres Treiben der Menge und von einer Beobachtung der in manchen Stücken ſtrengen Polizeivorſchriften iſt dann keine Rede. Die Giaurs dürfen in der eigentlichen Stadt ſogar die ganze Nacht hindurch bis gegen Tagesanbruch weilen, was zu einer andern Zeit ſehr bedenklich und mit großer Gefahr verknüpft ſein würde. Mit Dank nahm ich daher den Vorſchlag eines jungen Conſtantinopolitaners, an den ich empfohlen war, an, uns nach der Stadt überſetzen zu laſſen und dort während der nächtlichen Stunden uns zu ergehen. Nach der Stelle, wo wir uns überſetzen laſſen wollten, führt von Pera ein ſehr ſteiler holperiger Hohlweg hinab, und nur der Stütze und Beihülfe meines erfahrenen Begleiters hatte ich es zu verdanken, daß ich nicht mehrmals ſtolperte oder kopfüber hinunter ſtürzte. Auch war ich ſo glücklich, keinem der dort am und im Wege liegenden Hunde auf den Schwanz zu treten, was ohne Zweifel ſofort durch einen Biß in mein Bein erwidert worden wäre.

Schon in Top Hana war das Menſchengewühl außerordentlich; und auf einem Maskenball kann die Mannigfaltigkeit der Coſtüme nicht größer ſein als hier. Da ſah man Bulgaren in ihren ſchweren Röcken und mit Pelz verbrämten runden Mützen; Cireaſſier von ſchlankem Wuchs und mit breiter Bruſt, ſeltſam ausſtaffirt, wie ein Orgelgehäuſe; Georgier mit ihrer kurzen, feſtanſchließenden Tunica und ruſſiſcher, glanzlederner Kappe; Arnauten in geſtickter Jacke; Juden in ihrem langen Talar; Griechen von den Inſeln in ihren ungeheuer weiten Beinkleidern und ihren weißen Schürzen; Reform-Türken im Ueberrock und mit rothem Fes; Alttürken mit Kaftan und Turban; Perſer in ihren hohen Mützen von ſchwarzen Lämmerfellen; ſodann türkiſche Frauen mit ihren, nur Augen und Naſe frei laſſenden Geſichtsumhüllungen, und weniger ſorgſam verſchleierte Armenierinnen in violetten Gewändern. Die zahlreichen Kaffeehäuſer Top Hana's waren ſo gedrängt voll, daß neue Gäſte nur unter großen Schwierigkeiten noch Zutritt finden konnten. Die Tiſche waren dicht beſetzt mit Kaffeeſchalen, Eiswaſſer, Sorbet und beſonders auch mit Zuckerwerk, welches die Türken ungemein lieben. Hie und da ertönte der monotone Geſang eines orientaliſchen Naturſängers, begleitet von den ſchrillenden Klängen der Rohrflöte und dem dumpfen Getöne der Schellentrommel.

Nach einer raſchen Ueberfahrt landeten wir auf der Stadtſeite in der Nähe eines großen Kiosks oder ehemaligen Luſthauſes des Sultans, gegenwärtig in ein Wachthaus umgewandelt. Zugleich mit uns kamen auch mehrere Prachtböte der Paſcha's und anderer hoher Würdenträger an, welche gleich nach dem Ausſteigen ſich auf die ihnen durch Negerſklaven, Arnauten und Polizeidiener zugeführten ſchönen und koſtbar aufgeſchmück-

ten berberiſchen Pferde ſchwangen. Die verſammelte Menge machte ihnen ehrfurchtsvoll Platz.

In gewöhnlichen Zeiten ſind die Straßen der Stadt nicht beleuchtet, und man muß daher in finſteren Nächten ein brennende Laterne bei ſich führen, um nicht Arm und Bein zu brechen oder gegen eine Straßenecke anzurennen. Allein während des Ramazans iſt, überall ein heller Glanz verbreitet durch die vor und in den offenen Buden und Kramläden aufgeſtellten Lampen, buntfarbigen Laternen, Wachskerzen und Fackeln. In den Buden ſelbſt herrſchte die größte Geſchäftigkeit auf Seiten der Budeinhaber wie der Gäſte, jene mit dem Zubereiten der Speiſen und Getränke, dieſe mit der Stillung ihres Hungers nach vierzehnſtündigem Faſten. Unter den Fleiſchſpeiſen nahmen die zuſammengerollten und dann gebratenen Hammelfleiſchſchnitte die erſte Stelle ein.

Mein Freund führte mich in einen Zuckerbäckerladen, um mich mit dem dortigen Thun und Treiben bekannt zu machen. Seltſam waren die innern und äußern Einrichtungen und Ausſchmückungen. In dem Behältniß, wo wir Platz nahmen, konnten ſich mehr als zwei Perſonen kaum regen und bewegen, und doch gilt dieſe Conditorei für eine der größten in Conſtantinopel. Der Eigenthümer, ein ächter Türke mit gebräuntem Teint, ſchwarzem Bart und einer anſcheinend barſchen, aber einfältige Gutmüthigkeit verrathenden Miene, brachte uns rothen und weißen Rahat-Lokum, ein Gebäck von feinem Mehl und Zucker, und eine Menge der verſchiedenartigſten Süßigkeiten, die zwar einen ſtarken Wohlgeruch verbreiteten, aber dem in dieſer Hinſicht etwas verwöhnten Gaumen eines Pariſers durchgängig nicht recht munden wollten. Eine Taſſe ſchwarzen bittern trefflichen Mokkakaffee's ſpülte jedoch bald jeden unangenehmen Nachgeſchmack fort.

Von unſerem Sitze aus konnten wir die vorbeiwogende Menſchenmenge mit Muße betrachten; und die dazwiſchen ſich durchdrängenden Sorbet-, Eiswaſſer- und Kuchenverkäufer, die Staatsbeamten zu Pferde, vor ihnen ihr Kawas oder Diener und hinter ihnen ihr Pfeifenträger, mit Gewalt ſich Bahn machend, und die wunderlich geſtalteten türkiſchen Karoſſen, furchtbar hin und herſchwankend auf dem holperigen Boden und von einem nebenher gehenden Kutſcher gelenkt, boten mir ein ganz neues und ſo pikantes Schauſpiel dar, daß ich mich kaum ſatt daran ſehen konnte; und es war ſchon ein Uhr vorüber, als wir endlich aufbrachen, um uns nach Top Hana und Pera wieder überſetzen zu laſſen.

Unterwegs kamen wir durch den Vorhof der Djeni Dſchami genannten Moſchee, umgeben von einem im arabiſchen Styl aufgeführten Säulengange, wo mehrere Bettlergruppen ruhig dem Schlummer ſich hingebend, als wären ſie hier zu Hauſe geweſen, umherlagen. Jeder Muſelmann, der keine eigene Schlafſtelle hat, kann ſich dieſelbe unbedenklich auf den Stufen oder in den Vorhöfen der Moſcheen wählen, ohne beſorgen zu müſſen, von den Nachtpatrouillen aufgeſtört zu werden.

Das Café ture auf dem Pariſer Boulevard du Temple iſt gar ſehr nach den Vorſtellungen, welche ſich die Pariſer von der Pracht orientaliſcher Kaffeehäuſer machen, ausgeſchmückt und eingerichtet. Conſtantinopel bleibt aber in dieſer Hinſicht hinter derartigen Vorſtellungen und Spielen der Phantaſie weit zurück. Denn nichts iſt einfacher als ein

Kaffeehaus in Conſtantinopel und in der Türkei überhaupt, und die geringſten Pariſer Eſtaminets ſind prachtvoll dagegen zu nennen.

Nehmen wir ſelbſt ein Kaffeehaus, welches unter die erſten Conſtantinopels gerechnet wird, ſo beſteht dasſelbe weſentlich aus einem, vielleicht zwölf Fuß langen und zwölf Fuß breiten Raum. Die mit Kalk beworfenen Wände ſind bis auf etwa Mannshöhe mit Holz überkleidet, und längs dieſen Wänden zieht ſich eine breite bankähnliche Erhöhung hin, mit Strohmatten überdeckt. In der Mitte des Zimmers befindet ſich — und darin beſteht hier der orientaliſche Luxus, wenn man ihn ſo nennen will — eine kleine Fontaine, deren dünner Waſſerſtrahl in ein Marmorbecken herabfällt. In einer Ecke ſteht ein Kochofen, auf dem der Kaffee Taſſe für Taſſe und erſt nach jedesmaliger Beſtellung in kleinen kupfernen Geſchirren bereitet wird. Hier und da an den Wänden hängen kleine Spiegel, damit die Gäſte ſich ſelbſt überzeugen können, ob ihre Toilette gehörig gemacht iſt. Denn in der Türkei iſt jedes Kaffeehaus zugleich eine Barbierſtube und ein Haarſchneideſalon. So kam eines Tages, als ich mit untergeſchlagenen Beinen und in einer für mich ſehr unbequemen Stellung auf der Strohmatte ſaß, meinen Kaffee trank und meine Pfeife rauchte, zunächſt ein dicker Türke mit einer papageiſchnabelartigen, ſodann ein magerer Perſer mit einer Adlernaſe, endlich auch ein junger griechiſcher Stutzer, und der eine ließ ſich den Kopf raſiren, der andere den Schnurrbart zuſtutzen, der dritte die Augenbrauen ſchwarz färben.

Daß die Türken alle Bilder und Schöpfungen der plaſtiſchen Künſte als Werke der Abgötterei verdammen, hat zwar dem Prinzipe nach ſeine Richtigkeit, welches jedoch in der Wirklichkeit viele Ausnahmen erleidet; wenigſtens ſind in den Kaffeehäuſern die Wände häufig mit Gemälden und Kupferſtichen faſt ganz bedeckt. Sie bilden freilich ein bizarres Gemiſch von Darſtellungen aus dem mahomedaniſch-orientaliſchen und dem chriſtlich-europäiſchen Leben. Da ſieht man einen mahomedaniſchen Heiligen neben Napoleon, einen tanzenden Derwiſch und eine ſpaniſche Tänzergruppe, den Sultan eine feierliche Audienz ertheilend und den Kaiſer von Rußland in ſeinem Familienkreiſe, u. ſ. w.

Wenn man in der Türkei ſich Kaffee geben läßt, ſo bekommt man unaufgefordert auch ein Glas Waſſer dazu; und da beſteht nun zwiſchen den Türken und Franken der Unterſchied, daß jene das Waſſer vor, dieſe aber es nach dem Kaffee trinken. Man erzählt mit Beziehung hierauf eine charakteriſtiſche Anekdote. Ein Europäer, der das Türkiſche und Arabiſche geläufig ſprach, die orientaliſche Kleidung trug und ſich überhaupt die orientaliſchen Sitten und Gebräuche ganz anzueignen gewußt hatte, ſo daß Niemand ihn für einen Europäer hielt, wurde dennoch in einem türkiſchen Kaffeehauſe in Syrien von einem ſchlichten Beduinen als ſolcher erkannt. Der Europäer, erſtaunt hierüber, fragte ihn, wie er das habe merken können. »Daran, daß du das Waſſer nicht vor, ſondern nach dem Kaffee trankſt,« gab der Beduine zur Antwort.

In Conſtantinopel zahlt man für eine Taſſe Kaffee zwanzig türkiſche Paras (nicht ganz 4 Kreuzer Conv. Münze), und wenn man das Doppelte oder einen türkiſchen Piaſter (gegen 8 Kreuzer Conv. Münze) gibt, ſo gilt man für einen ſehr noblen Herrn. Das Geld wird übrigens nicht dem Aufwärter gereicht, ſondern in eine, neben dem Eingange des Kaffeehauſes aufgeſtellte Büchſe gelegt.

Obgleich in der Türkei jeder Bettler ſich in ſeinem zerlumpten Gewande in den Kaffeehäuſern neben den vornehmſten Türken ſetzen kann, ohne daß dieſer von ihm wegrückt oder auch nur eine Miene verzieht, ſo pflegen doch die höheren Klaſſen ſolche Kaffeehäuſer zu wählen, wo ſie ſo leicht nicht zu befürchten haben, in derartige Berührungen zu kommen, und wo ſie daher auch meiſt die einzigen Stammgäſte bilden. Ein Kaffeehaus in der eigentlichen Stadt und in der Nähe des alten Serails wird faſt ausſchließlich von vornehmen Perſonen beſucht.

So grauſam die Türken auch manchmal gegen ihre Mitmenſchen handeln mögen, ſo freundlich und mitleidig ſind ſie, wie überhaupt die meiſten Mahomedaner, gegen die Thiere, welche dies auch recht gut zu fühlen ſcheinen und es mit großer Zutraulichkeit erwiedern. So bauen denn auch die Schwalben ſelbſt in den beſuchteſten Kaffeehäuſern getroſt ihre Neſter und fliegen dort furchtlos aus und ein. Komiſch iſt es anzuſehen, wenn die Jungen etwas erwachſen und ihre Köpfe aus dem Neſte hervorſtecken, ruhig und unbefangen die unten ſitzenden Gäſte betrachtend, als befänden ſie ſich in der Geſellſchaft ihres Gleichen.

Bisweilen wird die, in den türkiſchen Kaffeehäuſern ſonſt gewöhnlich herrſchende Stille und Ruhe durch herumziehende Muſiker und Sänger unterbrochen, an deren ſchrillenden Tönen und monotonen Klängen das verwöhnte Ohr des Europäers allerdings wenig Geſchmack finden kann, denen aber die Türken mit ſichtbarem Wohlgefallen zuhören, dann und wann ſogar ihre gewöhnliche Schweigſamkeit durch Ausrufe der Bewunderung ablegend.

Ein orientaliſcher Kaufladen iſt ebenfalls ſehr verſchieden von denen, die man wenigſtens in den größeren europäiſchen Städten zu ſehen gewohnt iſt. Selbſt die ſchönſten Kaufläden Conſtantinopels können ſich in der geſchmackvollen Anordnung und Ausſtattung nicht einmal mit denen meſſen, die man ſchon in manchen Provinzialſtädten Europa's antrifft. An ein Auslegen der Waaren iſt namentlich in den türkiſchen Kaufläden durchaus nicht zu denken. Der türkiſche Kaufmann ſitzt ruhig ſeine Pfeife rauchend im Hintergrunde ſeines Ladens und läßt die vor demſelben draußen ſtehenden Käufer ſich abmühen und umherſpähen, bis ſie die gewünſchte Waare ausfindig gemacht und ſelbſt hervorgelangt haben. Erſt jetzt, nachdem er um den Preis befragt worden, öffnet er den Mund und ſtreckt dann auch die Hand zur Entgegennahme des Geldes aus. Denn wenn auch bisweilen übermäßig hohe Preiſe gefordert werden, ſo kommt doch in der Regel der Kauf ſchnell zu Stande. Nur wenn die Käufer dem weiblichen Geſchlechte angehören, dauert es damit weit länger. Denn die türkiſchen Frauen dingen ſchon deßhalb gern vom Preiſe ab, weil ſie dadurch Gelegenheit haben, einmal wieder mit andern Männern, als mit ihrem Gebieter, reden zu können, und das Ausgehen um einzukaufen faſt die einzige Erholung iſt, welche Abwechſelung in das tägliche Einerlei ihrer Lebensweiſe zu bringen vermag. Vornehmere Frauen ſind gewöhnlich von Sklavinnen begleitet, welche große Beutel bei ſich führen, in welche die gekauften Waaren geſteckt werden. Verkäuferinnen ſieht man in keinem Laden; und wenn etwa eine Frau ein Handelsgeſchäft geerbt hat, ſo beſorgt für ſie ein Verwandter oder Familienbekannter dasſelbe.

Jagd in Nordafrika.

Von

General Daumas.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Algerien immer wichtiger für Frankreich wird. Eine geraume Zeit hindurch hat freilich dieſes Land große Opfer von Seiten Frankreichs erheiſcht, und zwar ein weites Feld für den Kriegsruhm der franzöſiſchen Truppen, aber äußerſt wenige materielle Vortheile dargeboten: allein die dort errungenen militäriſchen Vortheile ſind es eben geweſen, die, nachdem ſie den Beſitz des Landes geſichert, die friedlichen Gewerbe und ſelbſt einen gewiſſen Grad europäiſcher Civiliſation daſelbſt haben feſten Boden gewinnen laſſen. Genug, Algerien fängt jetzt an, von Tage zu Tage mehr unter Cultur zu kommen und ſeine Handels-, induſtriellen und Ackerbau-Intereſſen an diejenigen Frankreichs zu knüpfen. Ja, ſelbſt dem dortigen Leben, ſo ſehr es in den meiſten Stücken von dem Leben in Europa abweichen, und insbeſondere deſſen mannigfaltigen Annehmlichkeiten nicht aufzuweiſen haben mag, fehlt keineswegs die poetiſche Seite; vielmehr iſt es hin und wieder ſogar reich am Pittoresken, am Pikanten, am Abentheuerlichen.

Mein Beruf als Krieger und Theilnehmer an den Militärexpeditionen in Algerien, hat mich dieſes Land in den verſchiedenſten Richtungen durchſtreifen laſſen und in vielfältige Berührungen mit dortigen Eingeborenen gebracht. So bin ich denn auch mit Abd-el-Kader bekannt geworden; und Niemand wird in Abrede ſtellen wollen, daß dieſer Mann über die Lebensweiſe, die Sitten und Gebräuche ſeiner arabiſchen Landsleute die genaueſte Auskunft zu geben vermag. Kurz vor ſeiner Freilaſſung und ſeiner Abreiſe aus Frankreich wendete ich mich ſchriftlich an ihn und erſuchte ihn um Mittheilungen zunächſt über die berberiſchen Pferde und ſodann auch über verſchiedene Landeseigenthümlichkeiten ſeiner Heimath. Er antwortete mir ſehr ausführlich; und das Nachfolgende iſt faſt ausſchließlich aus ſeinem Briefe entlehnt. Was mich beſonders intereſſirte, waren ſeine Mittheilungen über die Jagd der Eingeborenen in den Grenzſtrichen der Sahara. Was er in ſeinem, ganz in orientaliſchem Geiſte geſchriebenen Briefe darüber erzählte, leitete er mit folgender Anekdote ein.

Ein arabiſcher Scheich wurde einſt, während er einen zahlreichen Kreis von Befreundeten und Bekannten um ſich hatte, von Jemand, der ſeinen Eſel verloren hatte,

angeredet und befragt, ob er oder einer aus der Verſammlung das entlaufene Thier nicht geſehen habe. Der Scheich wendete ſich ſogleich an ſeine Umgebung und richtete folgende Worte an ſie: »Iſt Jemand unter euch, dem die Freuden der Jagd unbekannt ſind, der nie ein Wild verfolgt hat auf die Gefahr hin, durch einen Sturz vom Pferde ſein Leben oder ſeine Geſundheit einzubüßen? der nie, um das Wild zu erreichen, in ein Dornengebüſch eingedrungen iſt, unbekümmert um das Zerreißen ſeiner Kleider oder das Aufritzen ſeiner Haut? Iſt Jemand unter euch, der nie die Wonne des Wiederſehens eines innig geliebten Weibes, oder den Schmerz des Scheidens von ihr empfunden hat?« Einer der Anweſenden entgegnete: »Ich habe von alle dem, was du da ſagſt, noch nie etwas erfahren.« »Siehſt du,« ſprach hierauf der Scheich, indem er ſich an den Eigenthümer des Eſels wendete, »hier iſt das Thier, welches du ſuchſt; führe es hinweg.«

Die Araber pflegen wirklich zu ſagen: »Wer nie gejagt, nie geliebt, nie beim Klange der Muſik vor Wonne gezittert, nie ſeine Freude an dem Duft der Blumen gehabt hat, iſt kein Menſch, ſondern ein Eſel.« Bei einem Volke, wo im Kriege Gewandtheit und Liſt als Haupttugenden gelten, iſt die Jagd der vornehmſte Zeitvertreib. Die Verfolgung der wilden Thiere iſt eine Vorſchule zur Menſchenverfolgung. In folgender Lobrede auf die Jagd wird man weder richtige Anſichten, noch Poeſie vermiſſen: »Die Jagd macht den Geiſt frei von den ihn drückenden Sorgen; ſie erhöht die Verſtandesſchärfe, weckt den Frohſinn, verſcheucht den Kummer und macht die ärztliche Kunſt unnütz, indem ſie den Körper bei immerwährender Geſundheit erhält. Sie bildet gute Reiter, denn ſie lehrt ſchnell auf- und abſteigen, über Abgründe und Gebüſch hinwegſetzen, ſteile Berge hinanſprengen und ſich durch nichts im vollen Laufe aufhalten zu laſſen, ſelbſt wenn vom Reitzeuge etwas verloren geht oder daran zerbricht. Wer ſich der Jagd hingibt, gewinnt täglich an Muth und lernt Widerwärtigkeiten verachten. Um ſeinem Lieblingsvergnügen nach zu gehen, entfernt er ſich von ſchlimmen Leuten; er macht die Lüge und Verläumdung zu Schanden, er entgeht der Verführung durch das Laſter und macht ſich frei von den verderblichen Einwirkungen, die unſere Bärte grau färben und das Gewicht der Jahre vor der Zeit uns aufbürden. Die Tage der Jagd kommen bei den Lebenstagen nicht mit in Anrechnung.«

In der algeriſchen Sahara iſt die Jagd die einzige Beſchäftigung der Stammhäupter und Reichen. Wenn die naſſe Jahreszeit eintritt, ziehen die dortigen Bewohner nach den, durch den Regen gebildeten kleinen Seen umher; und ſobald ihnen an dem einen Ort das Wild ausgeht, ziehen ſie nach einem andern. Man erzählt einen Fall, an dem man erkennen kann, zu welchen Extremen die Leidenſchaft der Jagd die Araber der afrikaniſchen Wüſte bisweilen treibt. Ein Häuptling hatte nach einer Gazelle geſchoſſen und ſie verfehlt. In der erſten Zornaufwallung ſchwur er, nicht eher einen Biſſen zu genießen, als bis er die Leber dieſes Thieres gegeſſen habe. Noch zweimal kam ihm die Gazelle zum Schuß und wiederum fehlte er beide Male. Nichtsdeſtoweniger ließ er den übrigen Theil des Tages nicht von ihrer Verfolgung ab. Es kam die Nacht heran und es ſchwanden ihm die Kräfte: aber ſeinem Eide getreu, nahm er keine Nahrung zu ſich. Seine Leute ſetzten nun ſtatt ſeiner die Jagd auf das Thier fort und hielten damit drei Tage an. Endlich war die Gazelle erlegt und ihre Leber ward dem ſterbenden Araber

gebracht, der ein Stück davon zu den Lippen führte und dann den letzten Seufzer ausstieß. So übereilt sein Gelübde auch sein mochte, so läßt sich doch das Heroische in dem unerschütterlichen Festhalten an demselben nicht verkennen.

Die Gazellenjagd.

Die Araber jagen zu Pferde und zu Fuß. Ein Reiter, der den Hasen verfolgen will, muß einen Windhund bei sich führen. Diese Windhunde, welche Slugui genannt werden, sollen von Wölfinnen, die sich mit Hunden gepaart haben, abstammen, und erreichen ein Alter von zwölf bis zwanzig Jahren. Solche, die im Stande wären, eine Gazelle in vollem Laufe einzuholen, sind übrigens selten; auch machen die meisten von ihnen nie von selbst Jagd auf Gazellen oder Hasen, auch wenn diese dicht an ihnen vorbei kommen. Dagegen verfolgen sie vornehmlich den Bekör el Uhach (eine große Gazellenart), den sie gewöhnlich in der Kniekehle packen und zu Boden werfen. Bisweilen auch packen sie ihn an der Gurgel und halten ihn so lange fest, bis der Jäger kommt. Viele Araber verfolgen den Bekör el Uhach zu Pferde und tödten ihn von hinten mit der Lanze. In ähnlicher Weise pflegt auch die Gazelle gejagt zu werden, nur daß man gegen sie statt der Lanze, stets das Gewehr in Anwendung bringt. Die Gazellen halten sich immer truppweise zusammen; und so zielt denn der Jäger auf eine mitten im Haufen und feuert in vollem Galopp. Ein arabisches Sprichwort sagt von einem höchst unachtsamen Menschen, er sei noch unachtsamer als die Gazelle. Denn in der That, wenn auf eine Gazelle auch schon gefeuert ist, so läuft sie doch nicht sehr weit und bleibt dann sorglos wieder stehen, gleichsam um dem Jäger Gelegenheit zu geben, den Fehlschuß wieder gut zu machen. Einige Araber richten auch den Falken auf sie ab und zwar in der Art, daß er dem armen Thiere die Krallen in die Augen schlägt.

Besonders bei den Arabern im Lande Eschul ist diese Jagd gebräuchlich. Abd-el-Kader traf hier einen kleinen Stamm, den der Eslib, der nur von dem Ertrage der Jagd lebt. Die Zelte sind dort aus Gazellen- und Bekör el Uhachfellen gemacht, und eben so meist auch die Kleider. Ein Stammgenosse erzählte dem Emir, daß wenn er sich auf die Jagd begebe, er gewöhnlich einen mit Salz beladenen Esel bei sich führe. So oft er eine Gazelle erlegt habe, schneide er ihr den Leib auf, reibe das Innere mit Salz ein und lege dann das Thier auf einen Strauch zum Trocknen. Später kehre er dann den nämlichen Weg wieder zurück und bringe die auf solche Weise zubereitete Jagdbeute heim zu den Seinigen. Denn Raubthiere machen dort dem Jäger das Wild nicht streitig. Die Eslib sind dermaßen an Fleischnahrung gewöhnt, daß als Abd-el-Kader einigen ihrer Kinder Brot darreichte, sie es fortwarfen, weil sie sich nicht vorstellen konnten, daß es eine schmackhafte Speise sei.

Häufig wird auch der Bekör-el-Uhach auf dem Anstand erlegt. Zu diesem Ende gräbt man, sobald die Hitze die Seen der Wüste trocken gelegt hat, eine Grube in der Nähe der Quellen, wohin diese Thiere zum Trinken zu kommen pflegten, und schießt sie nieder in dem Augenblick, wo sie ihren Durst löschen.

Große Ausdauer und Unerschrockenheit erfordert die Jagd auf den Leruy, ein Thier, welches der Gazelle gleicht, aber größer als sie ist, obwohl nicht so groß wie

der Bekör-el-Uhach. Der Leruy, der auch Tis-el-Djebel (Berg- oder Steinbock) genannt wird, hält ſich in Gebirgsgegenden auf, die durch tiefe Abgründe oft faſt unzugänglich ſind. Hier muß man ſie, natürlicher Weiſe zu Fuß, unter tauſend Gefahren verfolgen. Kommt der Leruy — was jedoch äußerſt ſelten ſein ſoll — in die Ebene herab, ſo wird er, bei ſeinem eben nicht ſchnellen Laufe, ſelbſt von einem gewöhnlichen Hund leicht eingeholt; aber im Gebirge verfolgt, entkommt er oft durch einen Sprung in einen mehr als hundert Fuß tiefen Abgrund, und wenn er dann auch auf den Kopf fällt, ſo ſchadet es ihm nichts. Man berechnet ſein Alter nach den Ringen an ſeinen Hörnern, indem er mit jedem Jahre einen neuen Ring anſetzt. Der Leruy und die Gazelle haben zwei Schneidezähne, aber zwiſchen dieſen und den Hundszähnen ſind gar keine Zähne.

Die Straußenjagd.

Wenn die Jagd auf den Leruy die ſchwierigſte für den Jäger zu Fuß iſt, ſo iſt die Straußenjagd die ſchwierigſte für den berittenen Jäger. Selbſt an Tagen, wo Vorboten des Samum ſich einſtellen, eine ſchwüle Hitze die ganze Natur in einen ohnmachtähnlichen Schlaf verſenkt zu haben ſcheint und man glauben ſollte, daß jedes lebendige Weſen der Ruhe ſich überlaſſen müßte, beſteigen unerſchrockene Straußenjäger ihre Roſſe. Der Strauß, dem es bekanntlich ſehr an Liſt und Verſchlagenheit fehlt, macht nie Seitenwendungen, ſondern läuft, wenn er verfolgt wird, immer gerade aus, aber freilich mit der Schnelligkeit eines Pfeils. Daher pflegen ſich längs dem Wege, den er aller Wahrſcheinlichkeit nach einſchlagen wird, fünf Reiter in Zwiſchenräumen von je einer Meile aufzuſtellen; ſo daß jeder ein neues Relais bildet. Sobald nun der eine anhält, ſetzt der nächſte die Verfolgung fort, und der Strauß bekommt auf dieſe Weiſe nicht einen Augenblick Zeit, ſich auszuruhen. Er wird ſonach faſt immer eine Beute des letzten Jägers, was aber bisweilen noch mit Gefahr verknüpft iſt. Denn der Strauß ſchlägt oft noch, nachdem er zu Boden geſtürzt iſt, ſo heftig mit den Flügeln um ſich, daß das Pferd ſich bäumt, den Reiter abwirft und ihm ſo eine ſchwere Verletzung bereiten kann. Den Pferden, die zu dieſer Jagd gebraucht werden, wird ein äußerſt leichtes Sattelzeug aufgelegt; manche Reiter legen ihnen auch nur ein ſehr einfaches Gebiß an, mit einem Bindfaden als Zaum, und haben die Sporen von Holz. Sodann führt der Jäger in der Regel einen kleinen Schlauch mit Waſſer bei ſich, um von Zeit zu Zeit das Gebiß anzufeuchten und ſo das Maul des Pferdes immer wieder anzufriſchen.

Die Jagd mit fünf Reitern iſt übrigens nicht die einzige Art, wie der Strauß gejagt wird. Bisweilen ſtellt ſich auch ein Araber, wenn er die Lebensweiſe des Vogels genau kennt, ganz allein in der Nähe eines Ortes auf, wo der Strauß vorbei zu kommen pflegt, und verfolgt ihn, ſobald er ſeiner anſichtig wird, im geſtreckten Galopp. Es iſt zwar ſelten, daß er ihn einholt, da nur wenige Pferde es mit dem Strauße im Laufen aufnehmen können, doch erinnert ſich Abd-el-Kader namentlich einer ſchwarzen Stute, die ſich in dieſer Hinſicht ganz beſonders auszeichnete. Obwohl der Strauß in der Regel mit Pferden gejagt wird, ſo gibt es doch auch Fälle, wo der Jäger ihrer nicht bedarf. Denn man beſchränkt ſich bisweilen darauf, den Strauß zur Legezeit durch Liſt zu fangen. Zu dieſem Ende machen die Jäger um die Neſter tiefe Gruben, halten ſich

darin verſteckt und tödten das Männchen oder Weibchen, wenn es zum Neſte kommt. Endlich nehmen die Araber auch wohl zu Verkleidungen ihre Zuflucht. Sie hüllen ſich nämlich in eine Straußenhaut, nehmen ganz die Stellung und den Gang des Vogels an und beſchleichen ſo das auserſehene Opfer. Indeß ſollen ſie nicht ſelten dabei großen Gefahren ausgeſetzt ſein.

»Wenn der Strauß,« ſagen die Araber, »ein gelähmtes Bein durch einen Schuß erhalten hat, ſo kann er nicht wie andere Zweifüßer ſich weiter fortſchleppen; dies rührt daher, weil er kein Knochenmark hat, und Knochen ohne Mark können nach ihrer Zerſplitterung nicht wieder heilen.« Die Araber verſichern auch, der Strauß ſei taub, und ſein feiner Geruchsſinn erſetze bei ihm die Stelle des Gehörs.

Die Löwenjagd.

Wir kommen nun zu einer Jagd, die in der That würdig iſt, den menſchlichen Scharfſinn anzuſtacheln und kriegeriſche Gemüther zu entflammen. Wir meinen die Löwenjagd, deren Kühnheit um ſo mehr Anſpruch auf Bewunderung hat, da der afrikaniſche Löwe, über den unzählige myſteriöſe Sagen im Umlaufe ſind und dem faſt überall ein unbeſiegbarer Schrecken unter Menſchen und Thieren vorhergeht, allerdings ein furchtbares Thier iſt. Mit einem, allen Völkern, die mit mächtigen Erſcheinungen im Naturleben faſt unaufhörlich in Berührung kommen, eigenthümlichen Beobachtungsgeiſte haben die Araber an dem Löwen Manches entdeckt oder zu entdecken geglaubt, was freilich zum Theil ſehr ſeltſam klingt, aber immerhin hier mitgetheilt zu werden verdient.

Bei Tage greift der Löwe den Menſchen ſelten an; und ſelbſt wenn zufällig ein Wanderer an ihm vorbei kommt, ſo wendet er gewöhnlich den Kopf weg und ſtellt ſich, als ſähe er ihn nicht. Nur wenn Jemand, der ſich vielleicht in ein Gebüſch retten zu können glaubt, ſo unvorſichtig iſt, plötzlich Ra sona (da iſt er!) zu rufen, ſo ſtürzt der, in ſeiner Ruhe geſtörte Löwe auf ihn los. Bei einbrechender Nacht ändert ſich aber die Gemüthsart des Löwen völlig, und es iſt dann gefährlich, ſich in Gegenden zu begeben, wo er zu hauſen pflegt. Er ſtürzt dann entweder unverſehens aus einem Hinterhalte hervor, oder man trifft ihn auf den durch Gebölze führenden Fußpfaden lauernd quer über den Weg liegend. Wenn nun — ſo erzählen die Araber — der einſame Wanderer, etwa ein Briefbote oder ſonſt ein Reiſender, Unerſchrockenheit beſitzt und die Beſonnenheit behält, ſo geht er, ſeinen Säbel oder ſein Gewehr ſchwingend, geradeswegs auf den Löwen zu. Er darf jedoch von ſeiner Waffe durchaus keinen Gebrauch machen, ſondern muß ſich auf den lauten Ruf beſchränken: »O, über dich Dieb, Wegverſperrer und Sohn derjenigen, die nie nein geſagt hat! Glaubſt du mich zu erſchrecken? Dann weißt du wohl nicht, daß ich der und der und der Sohn von dem und dem bin? Steh auf und laß mich meinen Weg fortſetzen!« Der Löwe wartet, bis der Mann ihm nahe kommt, ſteht dann auf und legt ſich etwa tauſend Schritte weiter wieder nieder. In dieſer Weiſe geht es unter immerwährenden furchtbaren Angſtproben fort, und der Reiſende muß ſie ſtandhaft aushalten. So oft der Löwe den Fußpfad verlaſſen hat, verſchwindet er auf einen Augenblick, kommt dann wieder zum Vorſchein und jede ſeiner Bewegungen iſt von einem entſetzlichen Brüllen begleitet. Mit ſeinem Schweife ſchlägt er rechts und links

zahlloſe Zweige herunter, brüllt, murrt, grollt und nimmt überhaupt allerhand drohende Stellungen an, mit dem Gegenſtande ſeiner unausgeſetzten Aufmerkſamkeit, wie die Katze mit der gefangenen Maus, ſpielend und ihn dadurch immerwährend zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend erhaltend. Wenn dann der Wanderer ſeinen Muth nicht ſinken läßt, ſondern ſtandhaft bleibt, ſo verläßt ihn der Löwe endlich und wendet ſich anderwärts hin. Wenn aber dagegen der Löwe merkt, daß er es mit einem Menſchen zu thun hat, auf deſſen Antlitz ſich der Schrecken ausmalt, deſſen Stimme zittert und der keine Drohung laut werden zu laſſen wagt, ſo verdoppelt er, um ihn noch mehr zu erſchrecken, die ſo eben beſchriebenen Manöver, nähert ſich ſeinem Schlachtopfer, drängt es aus dem Fußpfade, den er jeden Augenblick verſperrt, und treibt ſein Spiel mit ihm ſo lange, bis es kaum ſeiner Sinne mehr mächtig iſt, worauf er es zerreißt und verſchlingt. Dies alles wird von den Arabern einhellig beſtättigt, und es liegt auch eben nichts Unglaubliches darin. Wenigſtens iſt es Thatſache, daß der Menſch durch Muth und Entſchloſſenheit ſelbſt den wildeſten Thieren zu imponiren vermag.

Nach Ausſage der Araber fürchten die Räuber von Gewerbe, welche Nachts bis an die Zähne bewaffnet umhergehen, den Löwen nicht im Mindeſten, ſondern wenn ſie mit ihm zuſammentreffen, rufen ſie ihm zu: »Mit mir darfſt du dich nicht befaſſen. Ich bin ein Räuber wie du; geh deines Weges, oder laß uns, wenn du willſt, zuſammen rauben.« Bisweilen ſoll der Löwe wirklich den Räubern folgen und einen Streich gegen das Dorf, auf welches ſie ihr Augenmerk gerichtet haben, auszuführen verſuchen. Auch wird behauptet, daß das gute Einvernehmen zwiſchen den Löwen und den Räubern ſich oft auf eine ſehr augenſcheinliche Weiſe kundgebe. Man will geſehen haben, wie Räuber bei ihrer Mahlzeit Löwen wie Haushunde behandelt und ihnen Knochen und andere Abfälle von ihrem Mahl auf eine gewiſſe Entfernung hin zugeworfen haben. Auch ſollen arabiſche Frauen ihre Unerſchrockenheit mit Erfolge gegen den Löwen angewendet, ihn in dem Augenblick, wo er ihnen ein Schaaf aus der Heerde fortgeholt, verfolgt und ihn gezwungen haben, ſeine Beute wieder fahren zu laſſen, indem ſie ihm unter dem Rufe: »Du Dieb, du Sohn eines Diebes!« Stockſchläge gegeben; worauf er ſich ſchleunigſt entfernt habe. Er that dies, ſagen die Araber, aus Scham; eine Bemerkung, welche beweiſ't, daß die Stämme der Wüſte den Löwen als ein ganz beſonderes Thier, als ein Mittelding zwiſchen Menſch und Thier betrachten, welches kraft ſeiner außerordentlichen Stärke ihnen als mit einer Art Verſtand begabt erſcheint. Daß der Löwe ein Schaaf leichter als irgend eine andere Beute wieder fahren läßt, erklären ſie auf eine Weiſe, welche dieſe Anſicht unterſtützt. Sie ſagen, wenn der Löwe auf eines der größern Thiere Jagd zu machen beabſichtige, ſo ſpreche er bei ſich: An cha Allah, ſo Gott will, werde ich ohne Hinderniß das Pferd rauben; oder: An cha Allah, ſo Gott will, werde ich die Kuh rauben und mit Leichtigkeit fortzutragen im Stande ſein. Aber bei dem Schaafe, welches er zu tief unter ſich halte, unterlaſſe er aus Uebermuth den Zuſatz: ſo Gott will; und dafür ſtrafe ihn dann Gott.

Die Löwenjagd iſt verſchiedenartig. Wenn ein Löwe das Lager eines Stammes beunruhigt, ſo gibt ſich dies durch mannigfache Zeichen kund. Anfangs durch ein Brüllen, von dem die Erde zu erzittern ſcheint, dann durch Verluſte, welche die Viehheerden

erleiden, oder andere ähnliche Vorfälle, die ſich immerwährend erneuern. Dann fehlt ein Füllen, dann eine Kuh, oder es verſchwindet auch wohl ein Menſch. Nun herrſcht Schrecken in allen Zelten; die Frauen zittern für ihre Kinder und ihre Habe, und überall werden Klagen laut. Alsbald beſchließen die Jäger den Tod des läſtigen und gefährlichen Eindringlings. Auf den Märkten wird bekannt gemacht, daß an dem und dem Tage und zu der und der Stunde Reiter und Fußgänger, überhaupt alle Männer, die zur Jagd tauglich ſind, ſich an einem beſtimmten Ort bewaffnet einzufinden haben. Zuvor wird das Dickicht, wo ſich der Löwe des Tages aufzuhalten pflegt, ausgekundſchaftet, und Alle ſetzen ſich dann in Bewegung, die Jäger zu Fuß voran. Sobald ſie ſich dem Dickicht, wo der Löwe vermuthet wird, bis auf fünfzig Schritte genähert haben, machen ſie Halt, ſammeln ſich und ſtellen ſich in drei Colonnen hinter einander auf. Die zweite hält ſich bereit, um im Fall Hülfe Noth thut, in die Zwiſchenräume der erſten einzutreten; und die dicht zuſammengedrängte, feſt geſchloſſene und aus trefflichen Schützen beſtehende dritte Colonne bildet eine zuverläſſige Reſerve. Hierauf beginnt ein ſeltſames Schauſpiel. Die erſte Colonne fängt an, den Löwen zu necken und ſelbſt einige Kugeln in ſeinen Schlupfwinkel hineinzuſenden, um ihn herauszutreiben. Laut wird ihm zugerufen: »Da ſteckt er alſo, der ſich für ſo kühn und verwegen hält! Er mag ſich vor dem Menſchen nicht zeigen; darum iſt er es auch wohl nicht; nein, der Löwe iſt es nicht, ſondern ein feiger Räuber: Gott verdamme ihn!« Der Löwe, der ſich bei dieſer höhnenden Herausforderung bisweilen blicken läßt, blickt ruhig nach allen Seiten hin, gähnt, ſtreckt ſich und ſcheint gleichgültig gegen alles, was um ihn her vorgeht. Mittlerweile wird er von einzelnen Kugeln getroffen, und nun kommt er voll Kühnheit und Muth und mit majeſtätiſchem Anſtande aus dem Gebüſche, worin er ſich bisher verſteckt hielt, hervor. Schweigend blickt man auf ihn hin, der Löwe brüllt, rollt die flammenden Augen, tritt einige Schritte zurück, legt ſich nieder, ſteht wieder auf, und durch die Wucht ſeines Körpers und das Peitſchen mit ſeinem Schweife krachen und fallen rechts und links von ihm die Baumzweige wie dürre Rohrſtäbe. Die erſte Colonne gibt nun Feuer auf ihn, er ſtürzt auf ſie los, aber fällt dann gewöhnlich von den Schüſſen der ſchnell heranrückenden zweiten Colonne getroffen. Uebrigens iſt dieſer Moment immer kritiſch, denn der Löwe gibt den Kampf nicht eher auf, als bis ihm eine Kugel ins Herz oder ins Gehirn gedrungen iſt. Es iſt nicht ſelten, daß er noch mit zehn oder zwölf Kugeln im Leibe fortkämpft und von den Fußgängern mehrere ſchwer verwundet oder tödtet, bevor er hinſtürzt.

Die berittenen Jäger ſind unthätig bei dem Kampfe, ſo lange ihr Feind den bügeligen oder unebenen Boden nicht verläßt; aber wenn es, was bisweilen der Fall iſt, den Fußgängern gelingt, den Löwen auf eine Hochfläche oder in eine Ebene zu treiben, ſo kommt an ſie die Reihe, und es beginnt dann eine neue Kampfweiſe, die gleichfalls intereſſant und eigenthümlich iſt. Jeder Reiter, je nach ſeiner Behendigkeit und Kühnheit, ſetzt ſein Pferd in Galopp, ſchießt auf kurze Diſtanz nach dem Löwen, wie nach der Scheibe, ſchwenkt dann raſch um und ladet in weiterer Entfernung ſein Gewehr wieder, um den Angriff zu erneuern. Der Löwe, von allen Seiten angegriffen, und jeden Augenblick verwundet, macht überall Front, ſpringt vorwärts, flieht, kehrt wieder und unterliegt erſt nach einem hartnäckigen Kampfe, der aber immer mit ſeiner

eigenen Niederlage endigt; denn gegen arabiſche Reiter und Pferde wird ihm der Sieg unmöglich. Er kann nur drei fürchterliche Sätze machen; ſeinen übrigen Bewegungen geht alle Schnellkraft ab, und ein gewöhnliches Pferd entrinnt ihm dann ohne Mühe. Man muß einen ſolchen Kampf mit angeſehen haben, um ſich einen gehörigen Begriff davon zu machen. Jeder Reiter ſtößt ſeine Verwünſchung aus; die Ruſe durchkreuzen ſich, die Burnus flattern hoch empor, die Gewehre knallen, alles drängt ſich blitzſchnell vor und zurück; der Löwe brüllt, die Kugeln pfeifen; kurz, es iſt ein Lärm zum Betäuben. Unglücksfälle ſind übrigens dabei ſelten; denn das Einzige, was die Reiter zu befürchten haben, iſt ein Sturz vom Pferde, der ſie in den Bereich der Tatzen des Löwen bringen könnte, oder eine unvorſichtig abgefeuerte Kugel von Freundeshand.

Die an Abentheuern und romantiſchen Zügen reichſte Löwenjagd iſt die ſo eben beſchriebene. Aber man jagt den Löwen auch noch auf andere Weiſe, und das Verfahren dabei iſt dann oft leichter und ſicherer. So haben die Araber z. B. die Beobachtung gemacht, daß wenn der Löwe aus ihren Heerden Vieh geraubt und gefreſſen hat, er am folgenden Tage in ſeinem Schlupfwinkel ſtill liegt und ſich kaum zu regen vermag. Wenn nun an einem, von ihm beunruhigten Ort das gewöhnliche Brüllen Abends unterbleibt, ſo ſchließt man daraus, daß der Löwe ſich wieder in einem ſolchen unbehülflichen Zuſtande befinde; und ein herzhafter und entſchloſſener Mann verfolgt dann ſeine Spur bis zum Dickicht, wo der Löwe gelagert iſt, zielt auf ihn und jagt ihm eine Kugel mitten durch die Stirn, wodurch er augenblicklich getödtet wird. Kaddur ben Mahomed vom Stamme der Ulad Meſſelem iſt berühmt geworden dadurch, daß er mehrere Löwen auf ſolche Weiſe erlegt hat.

Nicht minder wird der Löwe in Gruben gefangen, die namentlich auf dem Wege zu ſeinem Lager gegraben und mit Flechtwerk und Raſen überdeckt werden, wo dann das Thier vermöge ſeiner Schwere augenblicklich durchbricht und hinabfällt. Oder man gräbt auch eine derartige Grube neben einem bereits angefreſſenen Thier, bedeckt dieſelbe mit ſtarken Bohlen und läßt nur eine kleine Oeffnung übrig, um ein Flintenrohr durchſtecken zu können. In der Grube verſteckt ſich nun der Jäger, und ſobald der Löwe zu dem angefreſſenen Thier zurückkehrt, zielt er ſorgſam und gibt Feuer. Fehlt er, ſo muß er freilich gewärtig ſein, daß der Löwe auf die Oeffnung zuſpringt, das Bohlendach zertrümmert und den darunter verborgenen Jäger zerreißt.

Einige Araber jagen den Löwen auf eine, in der That ſehr heroiſche und chevaleresque Weiſe. Si Mahomed Esnuſſi, ein durchaus glaubwürdiger Mann, der auf dem Djebel Guerul, in der Nähe von Tiaret, wohnte, verfuhr hierbei folgendermaßen. »Ich beſtieg ein gutes Pferd,« erzählt Mahomed ſelbſt, durch den Mund Abd-el-Kaders, »und ritt in einer mondhellen Nacht nach dem Walde. Ich war damals ein tüchtiger Schütze, und meine Kugel verfehlte nie ihr Ziel. Mehrmals rief ich mit lauter Stimme: Ataiah! Der Löwe kam hervor, lenkte ſeine Schritte nach der Richtung, woher der Ruf gekommen war, und ich ſchoß augenblicklich nach ihm. Oft enthielt ein und dasſelbe Dickicht mehrere Löwen, die zu gleicher Zeit ſich blicken ließen. Wenn eine dieſer Beſtien ſich mir von hinten nahete, ſo drehte ich mich im Sattel und ſchoß über das Kreuz des Pferdes weg, und aus Beſorgniß, gefehlt zu haben, ſprengte

ich im Galopp davon. Wurde ich von vorn angegriffen, ſo lenkte ich mein Pferd um und beobachtete das nämliche Verfahren wie in jenem Fall.«

Mahomed ben Esnuſſi ſoll, nach der Verſicherung ſeiner Bekannten, in ſeinem Leben überhaupt gegen hundert Löwen getödtet haben. Dieſer unerſchrockene Jäger lebte noch im Jahre 1253 der Hedſchra (1836 unſerer Zeitrechnung). »Als ich ihn das letzte Mal ſah,« bemerkt Abd-el-Kader, »war er erblindet. Gottes Barmherzigkeit ſei mit ihm!«

Mit noch größeren Gefahren als die eigentliche Löwenjagd iſt das Einfangen der jungen Löwen verknüpft; und dennoch gibt es Leute, die dieſes Wageſtück unternehmen. Täglich gegen drei oder vier Uhr Nachmittags verlaſſen der Löwe und die Löwin ihr Lager und ſtreifen in der Ferne umher, ohne Zweifel um ſich gewiſſermaßen die Gelegenheit zum Beutemachen abzuſehen. Man pflegt ſie dann wohl auf einer Anhöhe zu gewahren, wo ſie ihr Augenmerk auf die Lager der Beduinen, den daraus aufſteigenden Rauch und die Vieh-Lagerſtätten zu richten ſcheinen. Sie entfernen ſich dann wieder, nachdem ſie ein mehrmaliges furchtbares Gebrüll ausgeſtoßen, was für die Bewohner der Umgegend eben von keiner erfreulichen Vorbedeutung iſt. Dieſe Zeit der Abweſenheit iſt es, welche jene Leute benutzen, um ſich geſchickt nach dem Lager zu ſchleichen und die Jungen zu rauben, die ſie aber wohlweislich ſofort knebeln, da ihr Heulen und Schreien augenblicklich die Alten herbeiziehen würde, wo dann die Löwenfänger unausbleiblich verloren wären. Iſt aber der Streich geglückt, ſo muß man in der ganzen Gegend mehr als je auf der Hut ſein. Denn Löwen, denen ihre Jungen geraubt worden, ſind doppelt furchtbar; mehr als acht Tage hinter einander rennen ſie wild und grimmig umher; ihr Brüllen iſt dann wahrhaft ſchauerlich, und in dieſer Zeit muß man ſich ernſtlich hüten, ihnen, wie die Araber ſich ausdrücken, Auge gegen Auge in den Weg zu kommen.

Das Fleiſch des Löwen wird zwar bisweilen gegeſſen, iſt aber keineswegs ſchmackhaft. Dagegen wird ſeine Haut um ſo höher geſchätzt und zu Geſchenken für Sultane, Stammhäupter, Marabuts und andere angeſehene Perſonen beſtimmt. Die Araber legen ihr auch eine beſondere Kraft bei, als Unterlage beim Schlafen, indem ſie behaupten, ſie verſcheuche die böſen Geiſter, halte das Unglück fern und bewahre vor gewiſſen Krankheiten. Die in Silber eingefaßten Krallen des Löwen dienen als Frauenſchmuck. Seine Stirnhaut gilt als Talisman, und man bedeckt damit das Haupt, um ſich die Kühnheit und Entſchloſſenheit zu bewahren.

Kurz, die Löwenjagd ſteht bei den Arabern in hohen Ehren. Jeder Kampf gegen den Löwen kann zum Motto den Zuruf Don Diego's an Rodrigo: »Stirb oder tödte!« annehmen. »Wer ihn tödtet, ißt ihn,« ſagt das arabiſche Sprichwort, »und wer ihn nicht tödtet, wird von ihm gefreſſen.« Auch ſagt man von Jemand, der einen Löwen getödtet hat, in lakoniſch-kräftiger Weiſe: »Der da, der iſt es,« oder arabiſch: »Habak hua.«

Nach einem Volksglauben, der zugleich zeigt, welche Rolle der Löwe in dem ganzen Ideenkreiſe und der Einbildungskraft der Araber ſpielt, ſollen in des Löwen Gebrüll deutlich die Worte zu vernehmen ſein: Ahna u ben el mera, d. h. »ich und der Sohn des Weibes«. Nun aber ſoll ben el mera zweimal, dagegen

Ahna nur einmal darin vorkommen, und daraus ſchließt man, daß er den »Sohn des Weibes« über ſich ſtehend erkennt.

Dieſe wenige Züge werden hinreichend darthun, daß die Jagd das wahre, eigentliche Leben des Arabers der Wüſte ausmacht. Ihr Hauptreiz liegt eben in den mit ihr verknüpften Gefahren und Abentheuern, dem unermüdlichen Wettlauf in der Wüſte und den Streifzügen durch Wald und Gebirge. Nordafrika iſt gewiſſermaßen wie eine letzte Zufluchtsſtätte für den, in Europa täglich mehr außer Geltung kommenden individuellen Heldenmuth anzuſehen.

Die Theißgegend und ihre Pußten.

(Zu der Abbildung des 1. Heftes „Eine ungariſche Puſta“.)

Von

Dr. Maximilian Falk.

Es gab eine Zeit — und ſie liegt eben nicht gar ferne hinter uns — in welcher Ungarn als „Grab der Ausländer“, als „deutſcher Kirchhof“ eine traurige Berühmtheit genoß. Wie der Vogel, wenn ihn ſein Fittig in die Nähe des todten Meeres trägt, plötzlich einen weiten Umweg nimmt, um aus dem Bereiche dieſer peſtſchwangeren Luft zu entfliehen, ſo huſchte der Reiſende damals ſcheu an dieſem Lande vorüber und ſchlug ein Kreuz, wenn er es hinter ſich wußte . . . Es iſt übrigens etwas Wahres an der Sache! Von den Kreuzrittern angefangen, welche gewöhnlich von einer National-Armee durch das Land eskortirt und bei Belgrad in der Regel aus purer Gaſtfreundſchaft hinausgeprügelt wurden, bis zu den armen Würtembergern, die im J. 1846 einwanderten, hat der Tod in Ungarn viele Ausländer und — weil die Deutſchen unter den Fremden die zahlreichſten waren — beſonders viele Deutſche hinweggerafft. Der feurige Ungarwein und die fette kernige Koſt hat Manchem das Leben gekoſtet, der bei Kartoffelbrei und Aepfelmus vielleicht noch ein hübſches Weilchen in dieſem irdiſchen Jammerthale gewandelt wäre; und die nicht an Uebermaß, ſondern an Hunger geſtorben ſind, denen wäre es in ihrer Heimath vielleicht auch nicht beſſer ergangen. — Das Alles beweiſet am Ende nur, daß die ungariſche Conſtitution — wir meinen die des Leibes, nicht die des Landes — ſtets beſſer war, als die der deutſchen Nachbarn und daß ein ungariſcher Magen — wir ſprechen hier wieder im ganz eigentlichen, nicht im figürlichen Sinne — weit mehr vertragen könne, als jedweder andere Magen der Welt! —

Das Land ſelbſt aber hat an dem raſcheren Ende jener Fremdlinge keine Schuld, das Land ſelbſt iſt kein „Kirchhof“ und kein „Grab“, das Land ſelbſt iſt ein Paradies, — noch jetzt ein Paradies, nachdem Sturm und Wetter darüber hingebrauſet, noch jetzt, nachdem die Hufe der Kriegsroſſe die friedlichen Saaten zertreten, nachdem Ströme Blutes, im beklagenswerthen Bruderkampfe vergoſſen, die „blonden“ Wellen der Donau und Theiß geröthet. In unverſiegbarer Fülle ſtrömt noch der Segen aus tauſend und tauſend Quellen; noch ſtreut die jugendlich friſche Natur — es ſcheint, als ob ſie in

dieſem Lande gar nie altern könne — aus den Falten ihres grünen Gewandes ihre beſten Gaben über dieſen auserwählten Boden, aus dem Millionen und Millionen grünender Aehren, wie eben ſo viele zum Danke erhobene Arme, gen Himmel ragen.

Mitten in dem müden Europa, wo man bald keine anderen Alleen kennen wird, als die von den Häuschen der Bahnwächter gebildet werden, wo das Pfeifen und Brauſen der Lokomotive den Nachtigallenſang und das Murmeln des Baches übertönt, mitten in dieſem Europa liegt noch ein Stück Land, welches die letzte Zufluchtsſtätte der allüberall verdrängten Poeſie iſt, wo man ſo ganz im Horaz'ſchen Sinne »procul negotiis« leben kann, wo die Natur noch ungeſtört ihre Reize entfalten darf, ohne daß hinter jedem Buſche ein Lauſcher ſteht, der ſie mit Pinſel und Palette karrikirt oder ein Buch darüber ſchreibt: warum es warm iſt, wenn die Sonne ſcheint oder warum der Boden feucht wird, wenn es regnet.

Das wird Manchem gar ſeltſam klingen, der — ſo oft er den Namen Ungarn nennen hörte — ſich unwillkürlich an die Erzählung des Bürgers im »Fauſt« erinnerte, wie es »da unten« zugehe, wo »die Völker aufeinanderſchlagen«, der — ſo oft er von einer »Puſzta« las und etwa in parenthesi auch noch die Ueberſetzung »Einöde«, »Wüſte« daneben ſtehen ſah — ſich eine wohlconditionirte afrikaniſche Wildniß mit obligaten Hyänen, Tigern u. ſ. w. vorſtellte . . .

Werfet einen Blick auf das Bildchen, das vor Euch liegt; es ſtellt »eine Puſzta an der Theiß« dar. Iſt es der Schrecken und das Grauen, iſt es der Tod und die Verwüſtung, was aus dieſem Bildchen ſpricht? Lächelt Euch nicht vielmehr der Friede entgegen, der milde ſanfte Gottesfriede, eine heitere Ruhe, eine ſtille Behaglichkeit? Eine Landſchaft wie dieſe findet Ihr *nur* in Ungarn und in Ungarn *nur* an der Theiß!

Die Theiß iſt aber auch ein durch und durch ungariſcher Fluß; ſie entſpringt im Lande und ſtürzt ſich in dem Augenblicke, wo ſie das Land verlaſſen ſoll, in die Arme ihrer älteren Schweſter, der Donau. Ihre zwei Quellen im Marmaroſcher Comitate, aus deren einer die weiße, aus deren anderer die ſchwarze Theiß entſtrömt, vereinigen ſich bald und ſtürmen dann in wildem Laufe bis Tokay vorwärts. Je näher die Theiß der Grenze des Landes rückt, deſto langſamer wird ihr Lauf; ſie krümmt und windet ſich ſo zu ſagen bei jedem Schritte, als wollte ſie recht, recht lange im Lande verweilen und ſo kommt es, daß ſie erſt nach einem Laufe von hundert Meilen bei Titel in die Donau fällt. — Wir haben die Theiß — auf die Gefahr hin, daß dieſe Bezeichnung hie und da belächelt wird — einen durch und durch ungariſchen Fluß genannt; wir glauben, ſie rechtfertigt dieſe Bezeichnung auch durch ihre ganze Natur und Beſchaffenheit. Jetzt ſteht Ihr an dem grünenden Ufer und ſehet träumend dem Spiele der ſanft dahin gleitenden Wellen zu. Wie glänzendes Gold ſchimmert der platte Waſſerſpiegel beim letzten Strahle der ſcheidenden Sonne, der mit leiſem Tritte über die klare Oberfläche hüpft. Ringsum iſt es traulich und ſtille; die Schnitter ſind heimgegangen und drüben röthet die Abendſonne den Saum des Waldes, während innen bereits die ſchwarze Nacht lauert, um ſich zu erheben, ſobald das Tageslicht ihr das Feld geräumt. Wo die Bäume weniger dicht aneinander ſtehen, da ſchimmert, vom Abendroth umfloſſen, das Kreuz eines Dorfkirchleins herüber und das Mühlrad dreht ſich langſamer, als wollte es auch ſeinen Feierabend haben. Dann zieht Ihr gedankenvoll heim und die Ruhe in der Natur legt ſich mit

weichen Flügeln um euer Herz ... Da wird es draußen plötzlich lauter und immer lauter, die Sturmglocken ſtöhnen in die Lüfte hinaus, verzweifelte Hülferufe ſchlagen an euer Ohr und näher, immer näher hört Ihr's brauſen. »Das Waſſer kommt!« ruft Euch der Wirth händeringend entgegen und die ſtille friedliche Landſchaft, deren Anblick Euch kurz zuvor mit ſo wonniger Wehmuth erfüllte, — ſie iſt ein großes Meer. — Ihr kennt den ſanften, heiteren Waſſerſpiegel nicht mehr, wenn Ihr ihn mit entwurzelten Pflanzen, mit Häuſertrümmern überſchüttet ſeht, Ihr kennt die ruhige Theiß nicht mehr, wenn Ihr ſie, gleich dem Wahnſinnigen, der ſeine Ketten zerſprengte, wild daherſtürmen ſeht. Nur *Eines* findet und erkennt Ihr wieder: die üppige rieſige Urkraft, die eure Mühlen treibt, eure Felder bewäſſert, wenn Ihr ihren Lauf zu lenken und zu regeln wißt, die aber nur zerſtört und verheert, wenn ſie, aus ihren Bahnen geſchleudert, die Ufer überſchreitet und eure Saaten vernichtet, deren Wachsthum ſie bei heilſamer Leitung ſo ſehr fördern könnte! —

Es iſt nicht Schuld der Theiß, daß ſie oft mehr ſchadet, als ſie nützt, und wenn auch das traurige Sprichwort wahr iſt, daß »der Ungar nur durch eigenen Schaden lernt,« ſo dürfte dieſer Schaden wahrlich ſchon groß genug ſein, um zu energiſchen Vorkehrungen zu bewegen, deren Koſten durch den zu erzielenden Vortheil wohl hundert- und tauſendfach aufgewogen würden. Oder wartet man, bis es mit der Theiß ebenſo geht wie mit der Waag, durch deren Austritt einſt ein ganzes Dorf im Thuróczer Comitate (Ratkowa) gänzlich verſchwunden iſt?!

Ueber den Urſprung der Theiß hat das Landvolk — namentlich das ruſſiniſche — in der Marmaros eine hübſche Sage aus grauer Vorzeit. Es war damals, als noch ein Prieſter die ganze Welt beherrſchte. Der Prieſter hatte drei Töchter, eine häßliche, Tißa (Theiß), und zwei ſchöne, Iza und Rona (zwei Nebenflüſſe der Theiß); da brach im Lande große Hungersnoth aus und der Beherrſcher des Reiches verſprach die Hand ſeiner liebſten Tochter demjenigen, der ſeinem Volke Brot verſchaffen würde. Da kam des Nachts bei Sturm und Wetter ein böſer Geiſt in Geſtalt eines jungen Mannes und verſprach dem Prieſter Getreide in Hülle und Fülle, wenn er ihm die Hand ſeiner liebſten Tochter gäbe. Der Prieſter aber war ein guter Vater und liebte ſeine häßliche Tochter am zärtlichſten; er gab ſie für die Rettung ſeines Volkes zum Lohne hin. Der Fremde brachte ſo viel Getreide, daß nicht nur die Hungersnoth beſeitigt, ſondern auch noch der Ueberfluß zu einem großen Fehm aufgeſpeichert werden konnte. Der böſe Geiſt aber ermordete zuerſt Tißa, dann die beiden anderen Schweſtern, welche dem Vertrage gemäß ſeine Frauen wurden. Damit aber das Volk nicht mehr in Hungersnoth gerathe und nicht wieder zu einem böſen Geiſte ſeine Zuflucht nehmen müſſe, verwandelten ſich die drei Schweſtern in Flüſſe, welche den ſandigen Boden befeuchteten und ſo fruchtbar machten, daß man den Fehm, der aus dem überflüſſigen Getreide des Böſen aufgeſpeichert worden, unberührt laſſen konnte. Jahrtauſende hindurch ſtand dieſer Fehm, bis er endlich zu Stein wurde; in der Nähe von Técsö ſieht man noch heute dieſe kegelförmigen Steinmaſſen, welche bis zur Stunde Papaßtag (Pfaffenfehm) heißen. Die Theiß fließt an ihm vorüber und obwohl ſie allenthalben die Ufer aufſtockert, vom »Pfaffenfehm« ſpült ſie auch nicht ein Sandkörnchen weg.

Doch wir kehren wieder zur Theiß zurück, wie ſie iſt, nicht, wie ſie war. Daß ſich durch die häufigen Ueberſchwemmungen eine Menge ſtehender Seen, oder beſſer geſagt Moräſte bildet, verſteht ſich wohl von ſelbſt und das Volk nennt eine dieſer großen ſtehenden Waſſerflächen nicht unrichtig die todte Theiß. All dieſe Sümpfe entziehen der Bevölkerung eine kaum berechenbare Menge fruchtbaren Landes, aber — das iſt nicht unſer Witz, ſondern wir fanden ihn in einem ſtatiſtiſchen Werke — »dieſe Sümpfe haben doch das Gute, daß ſie die holzarmen Gegenden mit Schilfrohr verſehen.« Es entſteht hiebei nur die einfache Frage, ob jene Strecken, in fruchtbares Land verwandelt, nicht ſo viel tragen würden, als das durch Schilfrohr zu erſetzende Holz koſtet und auch noch etwas darüber?! —

Wenn an dem, was von der Schädlichkeit des ungariſchen Klimas geſagt wird, etwas Wahres iſt, ſo gilt es eben meiſt nur von den an dieſe Sümpfe angrenzenden Gegenden, in denen allerdings eine der Geſundheit wenig zuträgliche Ausdünſtung herrſcht. Man hat die merkwürdige Berechnung angeſtellt, daß all die Moräſte und Sümpfe in Ungarn, wenn man ihren Flächeninhalt zuſammen nimmt, 2 Millionen Joch Boden ausmachen und um 214 □ Meilen größer ſind als — das ganze Herzogthum Kärnthen!!! — Sollte ſich nicht auch, wenigſtens theilweiſe, durch die dieſen Moräſten entſtrömende Ausdünſtung jene auffallende Naturerſcheinung erklären laſſen, daß man namentlich in Sommernächten, wenn man eine Ebene durchſchreitet, einen ſo häufigen und ſo plötzlichen Wechſel der Temperatur findet, daß ſich jedesmal beinahe mit Genauigkeit die Grenzlinie beſtimmen läßt, wo die warme Luftſchichte aufhört und plötzlich eine viel kältere beginnt?!

Dieſer verſchiedenen Dichtigkeit der Luftſchichten verdankt der Wanderer, beſonders in der Theißgegend, eines der prächtigſten Naturſchauſpiele, — jene feenhafte Erſcheinung, welche man in gleicher Pracht wohl nur an den ſteiliſchen Geſtaden, in den großen Sandflächen Perſiens und in Egypten findet, der Italiener nennt ſie Fata morgana, der Ungar Déli-Báb (die ſüdliche Fee). Wer einmal an heißen und heiteren Sommermorgen über die endloſe Keeskemeter- oder Debreziner-Haide gereiſet iſt, dem wird dieſe Erſcheinung nicht unbekannt ſein. Wie ein dichter Nebel liegt es vor ſeinen Augen, wenn die Königin des Himmels von Oſten her ihren Lauf antritt; je höher ſie emporſteigt, deſto glänzender vergoldet ſie die Dunſtmaſſe, welche ſich endlos über die Haide lagert. Plötzlich ſcheint der Nebel klarer, durchſichtiger zu werden und nun ringt ſich hier eine Thurmſpitze, dort ein Wald, hier ein Dorf, dort eine Stadt empor, von einem wunderbaren Glanze umfloſſen und wie aus einem unabſehbaren Meere emportauchend. Ihr wähnt wachend zu träumen und plötzlich all jene zarten luftigen Feenſchlöſſer vor Euch zu ſehen, an denen ſich einſt in ferner Kinderzeit euer geiſtiges Auge geweidet; mit freudigem Beben eilt Ihr dieſen zauberhaften Luftgebilden entgegen. Aber die Sonne iſt unterdeſſen höher heraufgekommen, unter immer größeren Winkeln fallen ihre Strahlen auf die feuchte Erde, von eurer Feenwelt ſtürzt Haus um Haus, Baum um Baum in ſich ſelbſt zuſammen und wenn der heiße Kuß der Sonne die unterſte Luftſchichte berührt hat, dann iſt Meer und Stadt, Dorf und Wald verſchwunden und an den Gräſern hängen große ſchwere Tropfen, — die letzten Spuren, welche von den luftigen Schöpfungen der ſüdlichen Fee noch übrig geblieben!

Selbſt ziemlich weit gegen den Norden des Landes hin taucht dieſe Erſcheinung zuweilen auf und im Jahre 1810 hatten die Lipóczer Badegäſte keinen kleinen Schreck zu beſtehen, als ſie am Morgen eines ſchwülen Sommertages in einer Entfernung von fünfhundert Schritt einen ungeheuren Landbären herbeieilen ſahen, der ſich jedoch, als er ganz nahe kam, in einen harmloſen Spitzhund auflöſete und — wenn Hunde auch erzählen könnten — gar hübſche Geſchichten von dem Muthe der Herren Badegäſte zu erzählen gehabt hätte . . .

Aber trotz der ungeheueren Hitze in den Sommermonaten ſind Stürme und heftige Kälte zur Winterszeit eben keine Seltenheit. Man weiß von Orkanen, welche ſo ungeſtüm wütheten, daß ſie Wagen ſammt Beſpannung und Kutſcher emporhoben und in einer beträchtlichen Entfernung wieder zu Boden ſchleuderten. Wer die herzzerreißende Schilderung des Unglückes, welches der Froſt von 1816 ſtiftete, leſen will, der nehme den 1819er Jahrgang der „Tudományos Gyüjtemény“ (wiſſenſchaftliche Sammlung) zur Hand und er wird darin ein Naturereigniß beſchrieben finden, wie es, zum Glücke für das arme Landvolk, wohl nur höchſt ſelten vorkommt. Die Puſzten litten ſchon vermöge ihrer offenen Lage am meiſten, hunderte von Menſchen und bei 200,000 Stück Vieh erfrorrn; die Ausgänge aller Häuſer waren durch einen undurchdringlichen Schneedamm verrammelt; auf der Gyalúer Puſzta trieb der Orkan über 3000 Schafe ins Waſſer, wo ſie aneinander gepferchi einfroren und ſo zu ſagen eine Brücke über die Körös bildeten; Wölfe und Bären wagten ſich bis tief ins Land hinab und dezimirten die wenigen Ueberreſte der früher ſo zahlreichen Heerden. So berühren ſich in dieſem Lande allüberall die Extreme, ſo tritt die Natur hier ſtets in ihrer ganzen Großartigkeit auf und bietet dem menſchlichen Geiſte ein weites Feld für ſeine Forſchungen, — ein Feld, das leider noch zum größten Theile brach und unausgebeutet liegt. — Vielleicht wird die praktiſche Richtung, welche unſere Zeit im Allgemeinen einſchlägt, ſich auch dem an und für ſich ſo lobenswerthen, aber bisher immer nur zu ſehr ins Abſtrakte hinüberſtreifenden magyariſchen Patriotismus mittheilen, vielleicht wird der Ungar ſein eigenes Vaterland, das er bisher, wie das Kind die Mutter, eher inſtinktmäßig lieben, als mit klarem Bewußtſein kennen gelernt hat, mit vorurtheilsfreiem Blicke prüfen; vielleicht legt er das lauſchende Ohr an die Erde ſeines Mutterlandes: dann wird er innen tauſend und tauſend noch unentdeckte Quellen des Wohlſtandes rauſchen hören, er wird ihrem Laufe folgen und eine Fülle noch unbekannter Schätze wird ſich ihm im Schooße der Heimatherde erſchließen; ſie ſind ſein, wenn er ſie zu Tage zu fördern weiß . . .

Wir ſchlagen das nächſtbeſte ſtatiſtiſche Werk auf und überblicken ſtaunend, was der Boden leiſtet, überdenken halb freudig halb wehmüthig, was er leiſten könnte. Zu einer Zeit und in einer Gegend, wo man außer Pflug und Sichel — und ſelbſt dieſe in patriarchaliſcher Urform — faſt gar keine weiteren Ackergeräthſchaften kennt, wo der Acker nur ſo viel Dünger erhält, als zufällig darauf fällt, wo man von einem ſyſtematiſchen Bebauen und Ruhenlaſſen des Feldes keine Ahnung hat, wo man ein Drittel der Ernte verſplittert, indem man die Aehren durch Pferde austreten läßt und ein anderes Drittel in dem „Grabe“ (Sirverem) zu Grunde geht, in welches das Getreide geſchüttet wird, — ſelbſt da gibt der Weizen jedes Korn 15—20fach, der Mais 40—50fach wieder!

Ganz beſonders aber iſt die Theißgegend diejenige, welche ihre Gaben mit der wahrhaft verſchwenderiſchen Freigebigkeit einer zärtlichen Mutter ausſtreut, ohne daß der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens auch nur durch eine halbwegs geregelte Landwirthſchaft unter die Arme gegriffen, ohne daß mit dem bereits vorhandenen Produkte geſpart und haushälteriſch umgegangen würde. Es gegen die Einflüſſe der Witterung zu ſchützen, daran denkt der Bauer an der Theiß ſelten oder niemals, und wenn er gleich in nächſter Nähe eine gedeckte Scheune hat, ſo läßt er das »Mauſeloch« ſtehen wie es ſteht und ſeine Aehren unter freiem Himmel liegen, wie ſie eben liegen; er läßt den Deutſchen oder Slovaken ganz ruhig ſeine Frucht dreſchen, dafür aber die eigene um ſo konſequenter treten; dann brennt er ſich ſeine Grube aus und ſchüttet das Getreide hinein. Freſſen ihm Ratten oder Hamſter die eine Hälfte auf, während ihm die durch die Löcher hinzutretende Luft oder Feuchtigkeit die andere Hälfte zu Grunde richtet, ſo kratzt er ſich am Kopfe und tröſtet ſich mit dem Gedanken, daß er doch noch eine zweite oder dritte ſolche Grube habe. Läßt ihn auch dieſe im Stiche, ſo kratzt er ſich zur Abwechslung mit beiden Händen, ſeufzt und ſagt dann ganz gefaßt: »Majd ád az Isten« (Gott wird's ſchon wieder geben). Und wenn's Gott im nächſten Jahre wieder gibt, ſo machts der gute Baurr ganz genau ſo wie im vergangenen Jahre. — Und weßhalb? Weil's der Vater und der Großvater eben ſo machte und dabei doch recht alt wurde. Gegen dieſe Gewohnheiten kämpft der landwirthſchaftliche Verein und der intelligente Theil des Adels ſeit Jahren an; möge ihnen der Muth nicht ſinken, wenn ſie nur einen geringen Erfolg ihrer Bemühungen ſehen. Die Gewohnheit iſt ein mächtiges Bollwerk, feſt und beinahe uneinnehmbar; aber Eine Breſche und es bröckelt ſich allmälig von ſelbſt ab! —

Wir ſchreiben keine ſtreng ſtatiſtiſche oder nationalökonomiſche Abhandlung und können die Klage über den Mangel einer verſtändigen Bewirthſchaftung des Bodens, ſo wie die Schilderung ſeines natürlichen Reichthumes nicht an jedem einzelnen Erzeugniſſe durchführen. Aber des weltberühmten Tokayerweines müſſen wir doch wenigſtens flüchtig erwähnen. Man möge ſich ja nicht einbilden, daß auf dieſes Produkt ein ſonderlicher Fleiß verwendet werde; die ſogenannte Eſſenz fließt von ſelbſt aus den Trockenbeeren, ſie werden leicht ausgepreßt, der Saft mit gewöhnlichem Weine vermiſcht und der Ausbruch iſt fertig. Wenn uns die Natur die Tokayerreben nicht freiwillig gegeben hätte, wir hätten uns ſie ſicherlich nicht aus Aſtrachan geholt, wie die Ruſſen von Aſtrachan herkamen, um ſie von uns zu holen, und wo nicht *ohne* unſer Hinzuthun ein guter Wein wächſt, da iſt er auch in der That herzlich ſchlecht. Es fällt uns hier unwillkürlich die Anekdote von dem Ujvároser Paſtor ein, die wir vor mehren Jahren irgendwo geleſen und die wir hier zum Beſten geben: Der gute Paſtor fuhr mit dreizehn Gläubigen ſeiner Gemeinde nach Sziget auf den Markt, um Käufer für ſeine und ihre Weine zu finden. Die dreizehn Weltlichen füllten ihre Fäſſer nur zur Hälfte an und als ſie mit ihren Wagen an die Theiß kamen, goſſen ſie noch ſo viel Waſſer darauf, bis die Fäſſer voll waren. Der ehrliche Paſtor aber fand dieſe Manipulation mit ſeinem Gewiſſen unverträglich und brachte ſeinen Wein rein — und unverfälſcht zu Markte. Die Käufer kamen und koſteten von jedem Faſſe; bei den dreizehn erſten Wagen ſchmunzelten ſie zufrieden, aber als ſie zu dem Faſſe des Paſtors kamen, verzogen ſie die

Geſichter und meinten, der Paſtor müſſe ſeinen Wein mit — Eſſig gefälſcht haben. Alle Anderen brachten ihre Weine zu guten Preiſen an Mann, der arme Paſtor aber mußte mit vollem Faſſe wieder nach Hauſe fahren; ſein Wein, hieß es, ſei gar zu ungenießbar! —

Aber um eines ſchlechten Witzes willen, dürfen wir doch nicht ungerecht ſein. Liegt auch die Kultur des Bodens in Ungarn, ganz beſonders in der Theißgegend, allgemein betrachtet, noch ſehr im Argen, ſo hat doch das Land und eben dieſe Theißgegend auf den Gütern einzelner Adeliger Muſterwirthſchaften aufzuweiſen, deren ſich kein Land der Welt zu ſchämen hätte. Wer's nicht glaubt, der beſuche die ungariſchen — Puſzten! —

Die Puſzten? Ja wohl, denn die ungariſchen Puſzten ſind keineswegs ſchauerliche Einöden, entvölkerte Sandſteppen, wie man im Auslande vielleicht glauben mag; es ſind endloſe Viehtriften, mit zahlreichen Wohn- und Wirthſchaftsgebäuden für die Beamten und Diener, hie und da auch für die Beſitzer ſelbſt; freilich müſſen dieſe vereinzelten Gebäude bei der ungeheueren Ausdehnung des Terrains, ſo zu ſagen, verſchwinden und der leere unbewohnte Theil der Beſitzung iſt der bei weitem überwiegende. — Ueber den hiſtoriſchen Urſprung dieſer Puſzten — im Lande nennt man ſie auch Prädien — läßt ſich kaum etwas Beſtimmtes ſagen. Bei der Vertheilung des Landes unter Stephan dem Heiligen wurden kleinere oder größere Lehenbeſitzungen auch an ſolche Freie oder bei Einführung des Chriſtenthumes Freigeſprochene überlaſſen, welche keine Burg zu bewachen, ſondern lediglich die Verpflichtung hatten, mit dem königlichen Heere ins Feld zu ziehen. Aus dieſer Klaſſe ging auch der größte Theil jener Dienſtmänner hervor, welche die neuerrichteten Klöſter zu beſchützen hatten, und aus denen ſpäter wenigſtens ein Theil der ſogenannten Prädiales entſtand; — neben oder in den Burgbezirken (Vármegye, Comitat) dürften ſich auf dieſe Weiſe die adeligen Puſzten — Prädien — gebildet haben. Auch ſagte dem magyariſchen Naturell das Graſen des Viehes in den endloſen Ebenen jederzeit mehr zu, als die ökonomiſche, aber mehr Mühe und Sorgfalt erfordernde Stallfütterung. Ueberdies wurde — wie der alte, aber noch immer unübertroffene Schwartner ſo richtig bemerkt — das Schaf auf der Puſzta nur für ſeinen Herrn geſchoren, während der Unterthan im Dorfe auch noch an König und Comitat Abgaben zu entrichten hatte. Noch vor ungefähr einem Jahrhunderte war das ganze Békéſer Comitat nichts als Eine große Puſzta, nur hie und da ſtand eine halbverfallene Hirtenhütte oder ein armeniſcher Maierhof und auf einer Strecke von einer Quadratmeile wanderten kaum hundert Nomaden mit ihren Heerden herum.

Jetzt iſt das freilich anders geworden und wenn der Reiſende auch jetzt noch mehrere Stunden fahren muß, bis er von einem Dorfe zum andern gelangt, ſo erblickt er doch, ſo weit das Auge reicht, zahlreiche Gebäude, die ihm mit ihren weißgetünchten Mauern freundlich entgegenſchimmern und der Ausdehnung nach, aus der Ferne, mitunter wie kleine Dörfer erſcheinen. Von Stelle zu Stelle bietet ihm ein Feldbrunnen, der freilich ſo kunſtlos als nur möglich angefertigt iſt, einen kühlenden Trunk; die Häuſer im Hintergrunde, dieſe Feldbrunnen, rechts und links die zahlreichen Heerden, die beim eintönigen Schalle der Leitglocke graſen, die Hirtengruppen, die ſich, ums Feuer gelagert, ihren Speck röſten, — Alles das bietet wenigſtens den Tag über ein Geſammtbild, das durch-

aus nichts von dem Charakter einer Einöde oder Wildniß an ſich trägt. Erſt wenn die letzten Töne des Veſperläutens, die ſich vereinzelt aus dem fernen Dorfe herüberſchwingen, verklungen, wenn Hirt und Heerde heimgegangen ſind, wenn die allmälig niederſinkende Dämmerung die weißen Mauern der Maierhöfe dem Blicke entzieht und der Brunnenſchwengel nur noch in langen Zwiſchenräumen leiſe nickt, als ob er einſchlafen wollte: dann wirds ſo recht traut und ſtille auf der unabſehbaren Pußta; ein tief blauer Himmel mit leichtgeröthetem Saume begrenzt den Horizont, das hohe Schilf nickt ſich, vom Abendwinde gewiegt, dem ſtillen Nachtgruß zu, während der Storch mit dem Phlegma des vielgereiſeten und vielerfahrenen Mannes zum Souper ſeine Fröſchlein verzehrt. Dir aber, einſamer Wanderer, den der Weg in ſtiller Abendſtunde über die ſchlummernde Haide führt, Dir wird es ſo ſonderbar ums Herz, ein unnennbares Sehnen erfaßt Dich und Du fragſt Dich ſelbſt: iſt's die Sehnſucht nach denen, die hinunter ſind, oder die erſt kommen ſollen, iſt's ein ſtummes Klagen am Grabe vergangener, iſt's ein freudig Hoffen an der Wiege künftiger Freuden, iſt's die Erinnerung entſchwundener Seligkeit, iſt's das Vorgefühl fernen Wiederſehens? . . . Niemand vermag Dir zu antworten; ringsum iſt Alles todtenſtille; nur von Zeit zu Zeit trägt ein Windſtoß die Klänge der ſchwermüthigen Volksweiſe herüber, welche drüben vor dem Thore des Maierhofes ein Hirte ſeiner kleinen kunſtloſen Pfeife entlockt; es iſt das einfach ſchöne Volkslied:

„Mir iſt ſo weh, das Herz mir bricht,
Möcht lieben Dich, doch darf ich nicht,
Bin nur der Pußta armer Sohn,
Hab' nichts als meinen Knechtenlohn."

„Wenn Sonntags ſie zur Meſſe läuten,
Siehſt Du mich nicht zur Kirche ſchreiten;
Bin doch kein Heide, bin nicht ſchlecht,
'S gibt keinen Sonntag für den Knecht."

„Den kleinen Hut mit breitem Rand
Schmückt Niemand mir mit Blum' und Band.
Du thät'ſt es, Du mein Augenlicht,
Du thät'ſt es, doch Du darfſt es nicht!"

Ein reicher Schatz echter Poeſie liegt in den Volksliedern dieſer Gegenden begraben; aber er iſt kaum im Lande noch völlig bekannt; wie ſollten dieſe einfach rührenden Weiſen den Weg ins Ausland gefunden haben? Text und Melodie ergänzen ſich gegenſeitig und athmen dieſelbe tiefe Schwermuth, dieſelbe herzbrechende Klage. Vaterland und Liebchen, das ſind die einzigen zwei Angelpunkte, um welche ſich das ungariſche Volkslied dreht, und wenn auch der Hirt von der Pußta in der Bildung eine ſehr tiefe Stufe einnimmt, ſo durchglüht doch ein gewiſſes patriotiſches Gefühl — Inſtinkt wäre vielleicht richtiger — ſeine Bruſt und drückt dem rohen rauhen Weſen einen unbeſchreiblichen Adel auf. Die jüngſtverfloſſenen Jahre haben das Eine wie das Andere neuerdings bewieſen; ſie haben gezeigt, wie weit die Bildung des gemeinen Volkes in Ungarn hinter der allgemeinen europäiſchen noch zurück iſt, ſie haben aber auch dargethan, daß

dieſes Volk ein Feuer und eine Begeiſterung in ſich trägt, welche — eben wie ſeine Theiß — ſo leicht alle Dämme durchbricht, alle Ufer überfluthet, und nur der weiſen Leitung harrt, um dieſe Fülle von Kraft und Muth an große, edle Schöpfungen zu verwenden.

In den unheilvollen Tagen der Jahre 1848 und 1849 haben die Hirten der Puſzta, ſonſt ganz unbekannt, plötzlich eine große Rolle geſpielt; ſie waren die beſten Truppen der Inſurrektion, weil ſie das Land und namentlich die Theißgegend kennen, wie Niemand ſonſt. Es iſt ein ganz eigenes Volk, unter ſich in viele Kaſten getheilt, je nach der Gattung des Viehes, das ſie zu hüten haben. Der Kanász (Schweinehirt) nimmt ſo ziemlich die unterſte Stufe ein, dann kommt der Csordás oder Gulyás (Heerdenhirt), deſſen Obſorge die Hornviehheerden anvertraut werden; an ihn reiht ſich die Schaar der Juhásze (Schafhirten) und den Schlußſtein bildet der eigentliche echte Sohn der Puſzta, der kühne Roſſebändiger und noch kühnere Roſſedieb, der Csikós. Auf Ehrlichkeit halten die guten Leute eben nicht viel, aber »es iſt Methode« in ihrem Diebſtahl; ſie ſtehlen meiſt jene Gattung Vieh, mit deren Bewachung ſie ſich beſchäftigen, und unterhalten dann dieſes »eigene« Vieh in der Regel mit dem Futter ihrer Herren. Zuweilen ereignet es ſich wohl auch, beſonders wenn einer dieſer guten Leute ſeinen Eintritt in den heiligen Eheſtand feiert, daß in der Nachbarſchaft hie und da etwas Wein oder Speck oder Schinken »abhanden kommt«, aber das ſind Kleinigkeiten, über die ſich Niemand aufhält. Die Verſammlungs- und Vergnügungsorte dieſer Hirten ſind die einzeln ſtehenden Schenken — Csárda — wo ſie oft Nächte hindurch tanzen, ſingen und zechen und des Morgens ihre Zeche — aufſchreiben laſſen. Es ſind merkwürdige Köpfe, mit ſcharfmarkirten Zügen, ſonnenverbranntem Antlitz, ſchwarzen funkelnden Augen und fetttriefendem Haare. Ihre Kleidung iſt ſehr maleriſch und romantiſch — auf den Bildern; in der Wirklichkeit iſt ſie es nicht. Sie beſteht aus weiten grob leinenen Beinkleidern und einem kurzen Hemd von gleichem Stoffe mit weiten Aermeln; da ſie dieſe beiden weſentlichen Beſtandtheile ihres Anzuges ſo lange tragen, bis ſie ihnen buchſtäblich vom Leibe fallen, ſo ſchmieren ſie dieſelben tüchtig mit Speck, um das Ungeziefer ferne zu halten. Ihre Kopfbedeckung iſt ein runder breitkrämpiger Hut und den Schlußſtein dieſer Garderobe bildet die Bunda, ein zottiger Schafpelz, den ſie, je nach der Jahreszeit, bald mit der glatten, bald mit der rauhen Seite nach außen kehren, weßhalb auch die Bunda — wie das ungariſche Sprichwort ſagt — »im Winter wärmt, im Sommer kühlt.« Der Csikos trägt gewöhnlich auch noch ein Stück ſchwarzen Flor ganz genial à la Byron um den Hals geknüpft und einen ledernen Güetel. Die Mühe, welche die guten Leute mit der Bewachung ihrer Heerden haben, iſt eben nicht groß; ſie überlaſſen dieſe Sorge gewöhnlich ihren weißen großen Wolfshunden, welche auf einem Hügel oder Düngerhaufen ihren Sitz aufſchlagen, um das Terrain überblicken zu können und dann mit echt ſchulmeiſteriſcher Pedanterie die ihnen anvertraute Heerde hüten; wenn ein Fremder naht, verkünden ſie ſeine Ankunft durch lautes Gebell, als wollten ſie ihren Herren bekannt geben, daß ein Vorfall eintrete, der nicht in das Bereich ihrer Thätigkeit gehöre; wenn ſich aber die Jungen von der Mutter veelaufen wollen oder ein Raubthier heranſchleicht, da ſchreiten ſie ſogleich ſelber ein und ſtellen das geſtörte Gleichgewicht unmittelbar wieder her.

Die Hirten umlagern unterdeſſen ihre Feuer und ſchmauchen ihre Pfeifen, deren Köpfe gewöhnlich doppelt ſo lang wie das Rohr ſind. Wenn ſie der Hunger beſchleicht, ziehen ſie aus ihrem Torniſter ein Stück Speck und verzehren es roh oder am Feuer geröſtet zu ihrem ſchwarzen, aber ſchmackhaften Brote. Findet ſich obendrein auch noch ein Schluck Wein in der Feldflaſche — Kulacs — und ein Stück Schöpſenfleiſch zum »Gulyás«, ſo tauſchen ſie mit keinem Fürſten der Welt. Klein geſchnittenes Fleiſch, etwas zerlaſſener Speck, Waſſer, Salz, Kümmel, Zwiebel und der obligate ſpaniſche Pfeffer (Paprika) das ſind die Ingredienzen dieſes »Gulyás-Fleiſches«, das wohl auch außer Ungarn gegeſſen, da aber gewöhnlich ſo bereitet wird, daß es der Juhász oder Kanász, wenn man's ihm vorſetzt, wahrſcheinlich ſeinem auf dem Düngerhaufen reſidirenden Aſſiſtenten überlaſſen würde.

Das Vieh bleibt das ganze Jahr hindurch auf den Pußten und der Hirt bei ihnen. Dieſer Umſtand allein genügt vollkommen, um den Mangel ſelbſt der allerarmſeligſten Bildung bei dieſem Hirtenvolke erklärlich zu machen; nur die Csikoſe kommen zuweilen in Städte, um Pferde zu verkaufen und dafür ein Paar andere zu — ſtehlen. Im Reiten thut ihnen's Niemand zuvor; ohne Sattel, oft auch ohne Zügel in der Hand, fliegen ſie wie ein Pfeil über die Haide. Haben ſie nur erſt einen kleinen Vorſprung gewonnen, ſo ſchwingen ſie ſich mit Blitzesſchnelle auf das geſtohlene Roß und überlaſſen das eigene ſeinem Schickſale oder vielmehr ſeinem Inſtinkte, denn es kennt jeden Weg und Steg, jeden Sumpf und jeden Graben beſſer als ſein Herr und rennt geraden Weges dem Standorte zu, wo dann Reiter und Roß ein freudiges Wiederſehen feiern.

Merkwürdig iſt die Art und Weiſe, wie dieſe Csikóſe die wilden Pferde bändigen; ſeit Jahren leiſteten ſie bei dem Ausſcheiden der Remonten für den Kavalleriedienſt Wunder an Behendigkeit und Geſchicklichkeit; oft befanden ſie ſich mit 4 — 5 ſolchen Wildfangen allein in einem engen Raume, fingen ſie, warfen ſie zur Erde und kamen lachend und unverſehrt, wie ſie hineingingen, auch wieder heraus.

Kaiſer Franz hatte von dem Muthe und der Gewandtheit dieſer wilden Söhne der Pußta ſo viel Merkwürdiges gehört, daß er ſich einmal — es war im Jahre 1820 — durch den Augenſchein von der Wahrheit des Erzählten überzeugen wollte. Auf der Sz. Lörinczer Pußta wurde ihm hiezu Gelegenheit geboten. Gulyáſa ritten im ſchnellſten Galoppe durch eine, mehre hundert Stücke umfaſſende Hornviehheerde; wie im Fluge erfaßten ſie ein großes Kalb am Schweiſe, hoben es von der Mutter weg in den Sattel und ritten damit rings um die Umzäunung, wilde Ochſen und Kühe fingen ſie mit bloßen Händen und brannten ihnen den üblichen Stempel ein. Nun kamen — wie ein Augenzeuge ausführlich erzählt — die wilden Roſſe daran; aus einem ganzen Rudel ließ man, nachdem die Wildfänge mit Mühe in die Umzäunung getrieben worden, den Kaiſer zwei davon bezeichnen, welche gefangen werden ſollten; in einem Nu waren ſie erfaßt, zu Boden geworfen, geſattelt und auf jedem ſaß ein kühner Csikos. Es wurde nämlich aus einem Stricke eine Schlinge gemacht, deren eines Ende der Csikos an ſeine Hand befeſtigte; dann ſchlich er ſich an das wilde Roß, warf ihm die Schlinge um den Hals, ſich ſelbſt aber in ziemlicher Entfernung zu Boden. Als er nun den Strick feſter anzog, wollte das Roß in entgegengeſetzter Richtung davonrennen; aber die Schlinge

ſchnürte ihm immer feſter den Hals zu und ſo ſtürzt es endlich athemlos zu Boden. In dieſem Augenblicke ſpringt der Cſikos auf und ſtellt ſich über das Roß, ſo daß es gerade zwiſchen ſeine Beine zu liegen kommt. Dann lockert er langſam die Schlinge, das Roß erhebt ſich, aber durch dieſe Bewegung hat es den Cſikos auch ſchon auf dem Rücken ſitzen, der mit ihm davonſprengt und es nun rennen läßt, bis es müde und gefügig wird. Muth, Gewandtheit und eine eigenthümliche Geſchicklichkeit in Abrichtung und Behandlung der Pferde thun dann das Uebrige. Binnen Kurzem entſpinnt ſich zwiſchen Roß und Reiter jenes intime Verhältniß, wie es eben nur auf dieſen Haiden und unter dieſen Menſchen vorkommt. Das Roß kennt die Hand ſeines Herrn, dieſer jede Bewegung ſeines Pferdes; ſie ſprechen miteinander eine Gebärdenſprache, die beiden vollkommen verſtändlich iſt; der Cſikos theilt jeden guten Biſſen mit ſeinem Rößlein, dafür kann er ihm aber auch blindlings vertrauen, ohne daß ihm je ein Leides geſchieht. Für ſein Herzensmädchen und ſein Herzensrößlein hat er gewöhnlich *eine* Bezeichnung; er nennt dieſes wie jenes: Kedves (Liebchen). Die Hirten an der Theiß haben ein kleines Liedchen, worin ſich jenes zärtliche Verhältniß in der naiven Weiſe dieſes Menſchenſchlages ſpiegelt:

„Die Nacht iſt ſtill, am Himmel klarer Mondenſchein,
Auf, auf mein Rößlein, trage mich zum Liebchen mein,
Konnt' ſie ſeit geſtern nicht in meine Arme ſchließen,
Drum hurtig, Kedves, laß die Müh dich nicht verdrießen!

Mußt ſchnell zu ihr, ſo ſchnell wie der Gedanke, fliegen,
Dann ſollſt du doppelt auch dein Futter kriegen,
Und bringſt du mich recht bald an meines Liebchens Thür,
So gibt ſie dann den erſten Kuß zum Danke — *dir*!“

Der Leſer wird vielleicht zum Schluſſe dieſer Skizze ſtatiſtiſche Daten über die Zahl dieſer Puſzten und ihrer Bewohner erwarten, leider müſſen wir dieſe Erwartung unbefriedigt laſſen, denn mit kaum annäherungsweiſe richtigen Daten iſt der Wiſſenſchaft nicht gedient und genaue ſtatiſtiſche Angaben dürften höchſtens binnen einigen Jahren vorhanden ſein; *jetzt* ſind ſie es *nicht*! Vor einer Volkszählung hatte man in Ungarn bisher beinahe eine eben ſo große Scheu, wie jene Berliner Prediger, welche den Churfürſten *Friedrich Wilhelm* beſchworen, nicht durch Volkszählungen — gleich dem Könige *David* — Krieg, Hungersnoth und Peſt heraufzubeſchwören. In neuerer Zeit ſind auch in dieſer Richtung umfaſſende Arbeiten eingeleitet worden und ſo dürfte dieſe bedauerliche Lücke in der Statiſtik der öſterreichiſchen Monarchie bald ausgefüllt ſein.

Bei der Anzahl von Puſzten iſt eine Aufzählung auch nur der größeren eine Arbeit, welche die Grenzen dieſer Schrift weit überſchreiten würde, aber *eine* dieſer Puſzten können wir nicht unerwähnt laſſen, ſie iſt unſtreitig die älteſte, hiſtoriſchmerkwürdigſte; ſie wird es bleiben, ſelbſt wenn Jahrhunderte die letzten Ueberreſte deſſen verweht haben, was ihr in der Erinnerung eines jeden Magyaren ſo hohen Werth verleiht — es iſt die Puſzta Szer oder Zerr im Csongráder Comitate!

Der erſte ungariſche Reichstag wurde auf dieſer Puſzta abgehalten, hier verſammelten ſich die Magyaren, nachdem Árpád den Bulgarenhäuptling Zalán beſiegt hatte; hier beriethen ſie die Angelegenheiten des Landes und legten den Grundſtein zu der Verfaſſung Ungarns, welche bis auf die jüngſte Zeit unerſchüttert daſtand. Sie gaben darum auch der Puſzta den Beinamen Szer (Norm, Ordnung) und er blieb ihr bis auf den heutigen Tag.

Jetzt iſt dieſe Puſzta nicht beſſer und nicht ſchlechter als jede andere; ſteppenähnliche Sandplätze wechſeln mit fruchtbaren Stellen ab und der Boden gibt, wo er bebaut iſt, das Weizenkorn dreißigfach wieder. Eine endloſe Ebene, liegt dieſer erſte hiſtoriſch denkwürdige Ort der Magyaren vor uns und die wenigen kleinen Hügel verrathen es nur zu deutlich, daß ſie die Schöpfungen von Menſchenhänden ſind. An dem großen Teiche ſteht eine einſame Csárda und blickt melancholiſch in das ſtille Gewäſſer hinab, in weiterem Kreiſe von den armſeligen Häuschen einiger Tabakbauer umgeben. Hinter dieſen ragen die bemooſten Mauern einer alten gothiſchen Kirche empor und ſtarren, unbekümmert um das, was ringsum vorgeht, mit ihren altersgrauen Häuptern zum Himmel hinauf. Der Wanderer aber mäßigt ſeinen Schritt, wenn er über dieſe Haide geht, der ſpäte Enkel weiht dem Andenken der Urväter, die einſt hier getagt, eine Thräne frommer Erinnerung, und das feuchte Auge blickt ſinnend zu Boden, als ſuchte es die Spuren einer längſtvergangenen Zeit; aber ſie iſt vorüber und entſchwunden, unwiederbringlich entſchwunden, denn — der Geiſt der Zeit kennt keinen Rückſchritt und die Weltgeſchichte wiederholt ſich nicht! —

Algerien.

Von

C. Louander.

Bevor wir zu Einzelnheiten übergehen mit Beziehung auf die Fortſchritte, welche europäiſche Cultur in der ehemaligen Regentſchaft Algier gemacht hat, ſeitdem der ruhige Beſitz dieſes Landes nicht mehr durch immerwährenden Gebrauch der franzöſiſchen Waffen geſchützt zu werden braucht, ſondern als geſichert betrachtet werden kann, wollen wir einen Blick auf die geographiſche Lage, Grenzen und Naturprodukte Algeriens werfen.

Algerien, wie der ehemalige Barbareskenſtaat Algier ſeit ſeiner Eroberung durch die Franzoſen im J. 1830 von den Letzteren genannt wird, liegt in dem, nach Norden am meiſten vorſpringenden Theil der Berberei und zwar zwiſchen Tunis und Marokko, am Mittelländiſchen Meere, mit einer Küſtenausdehnung von beiläufig 150 Meilen, die gerade Linie von der tuneſiſchen bis zur marokkaniſchen Grenze gerechnet. Tiefer landeinwärts iſt freilich die öſtliche Grenze eben ſo wenig wie die weſtliche genau feſt zu ſtellen, da ſie mit ihrem ſüdöſtlichen Theile ſüdlich von dem großen, theils zu Algerien, theils zu Tuneſien gehörenden Salzſee, dem Sedkha Melrir, unermeßlich viele wüſte Ebenen ohne beſtimmte Richtpunkte durchſchneidet, und die politiſche Abhängigkeit der in dieſen Ebenen nomadiſirenden Stämme einzig nach der phyſiſchen Abhängigkeit derſelben von den einzelnen zu Algerien oder Tuneſien gehörenden Oaſen ſchon in älterer Zeit bemeſſen wurde. Vom Nordrande des genannten Salzſees oder des Sedkha Melrir folgt die Grenze von der Mündung des Ouad Reffran oder Helal im Melrir dem Laufe desſelben bis zu ſeiner Quelle ſüdlich von Tebeſſa und erreicht endlich 5 Meilen öſtlich von dem franzöſiſchen Küſtenplatz das Mittelmeer. Wie durch dieſes im Norden, ſo wird faſt eben ſo natürlich im Süden die Grenze durch eine Reihe von 6 hinter einander liegenden Oaſen: Ouad Suf, Ouad Rir, Ouad Temacin, Ouregla, Ouad Mzab und Ouad Sidi Scheikh, gebildet, wovon die erſte und öſtlichſte ungefähr unter dem Meridian von Philippeville oder unter 4° 48′ O. von Paris, und die letzte in der Nähe des ſ. g. Dattellandes und der dortigen marokkaniſchen Landſchaften liegt. Auf dieſe Weiſe kommt ein Flächenraum von 6500 Q. M. heraus.

Algerien iſt ungemein gebirgig, doch gibt es auch ausgedehnte vorherrſchend ebene Strecken, die von Südweſt nach Nordoſt ſich verfolgen laſſen. Südlich von der Stadt Algier breitet ſich die 10 bis 12½ M. lange und 2 bis 3 M. breite Ebene Metidſcha aus; andere Ebenen ſind in der Nähe von Oran, Arzew und Bona. Der Küſtenrand Weſt-Algeriens erſcheint beſonders jäh und hoch im Gamaragebirge, zwiſchen der Mündung des Tafnaflüßchens und Oran, ſodann in dem öſtlich von Oran gelegenen Löwengebiege, im Darahgebirge öſtlich von Tenes und in dem ſ. g. Maſſengebirge (Maſſif) von Algier, an deſſen öſtlichem Fuße die Stadt Algier ſelbſt liegt. Auch der größte Theil des oſt-algeriſchen Küſtenrandes iſt hoch und ſteil. Südlich von dieſen Küſtengebirgen, jedoch im öſtlichen Theil des Landes, erheben ſich die rauhen und wilden Maſſen des Jurjura-Gebirges. Der Jurjura, der den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt iſt, ſcheint die höchſten Gipfel der Küſtenzone überhaupt zu enthalten, indem einer derſelben zu 5700 F. beſtimmt wurde, wogegen alle übrigen gemeſſenen Höhen Algeriens niedriger ſind, da der Guerioun und der Sidi Rgheis (ſüdlich und ſüdöſtlich von Conſtantine) nur reſp. 4524 und 5209 F. und andere Berge in der Gegend von Bugia, Conſtantine und Blidah noch niedriger, oder unter 4600 und 3300 Fuß hoch ſind. Südlich von den mittleren Bergketten ziehen ſich von den Grenzen Marokko's bis zu denen Tuneſiens weitgedehnte Hochebenen hin, von den neueren franzöſiſchen Geographen das Land der Schotts genannt, wegen der dort befindlichen zahlreichen Schotts oder Salzſeen. Die höchſte Erhebung dieſer Plateaus über dem Meeresſpiegel beträgt etwa 3500 Fuß. Ganz im Süden breitet ſich die ſ. g. algeriſche Sahara aus, deren Oberfläche nur eine einzige bedeutendere Erhebung hat und im Uebrigen die Höhe von 200 Fuß wenig überſteigt.

Fließende Gewäſſer gibt es in Algerien in großer Zahl; zwiſchen der marokkaniſchen und tuneſiſchen Grenze münden allein 25 Flüſſe im Mittelmeere, zu dem ſie meiſt nur durch ſehr tiefe, die Küſtenketten durchbrechende Transverſalſchluchten gelangen. Die meiſten ſind von ungemein hohen Felſenwänden eingeſchloſſen und haben in der Natur der Bergſtröme bei geringer Tiefe einen kurzen Lauf. In der Regenzeit ſchwellen alle ganz außerordentlich an und erſchweren in hohem Maße die Communikation. Schiffbar iſt gegenwärtig kein einziger unter ihnen, und ſelbſt der Schelif könnte es durch die Kunſt nur für kleine Fahrzeuge werden. Der Schelif, der zwiſchen Cap Ivi und Moſtaganem das Meer erreicht, iſt der längſte und größte, und nächſt ihm der Sennmam (bei Bugia mündend) der waſſerreichſte Fluß Algeriens. Größere Süßwaſſer-Seen hat Algerien im Ganzen nur wenige; alle übrigen Gewäſſer der Art ſind Salzſeen. Der Salzſee von Mſila iſt ſo groß wie der Genferſee. Moräſte fehlen beſonders in der Nähe des Meeres und den tief liegenden Oaſen der algeriſchen Sahara nicht; die der Metidſcha-Ebene bei Algier, die bei Oran, Bona und la Calle, welche nach und nach durch das franzöſiſche Gouvernement trocken gelegt werden, wirkten durch ihre bedeutende Ausdehnung ſehr nachtheilig auf die Geſundheit ihrer Umgebungen. Unter den Quellen gibt es zahlreiche warme Mineralquellen, worunter die berühmteſten die ſtark kalkhaltigen ſ. g. Verwünſchten Bäder (Hammam Meſkutim) bei Guelma, die Hammam Berda ebendaſelbſt, die Thermen in der Gegend von la Calle

und Miliana, die von Hammam Bou Hadschar zwischen Oran und Tlemsen, u. a. m. sind. Sie werden von den Arabern mit Nutzen in verschiedenen Krankheiten gebraucht.

Die klimatischen Verhältnisse stehen im nördlichen Theile des Landes denen des südlichen Spaniens nahe, indem die mittlere Temperatur zu Algier 14¹/₄° Réaumur beträgt; doch wechselt dieselbe sehr nach der Erhebung des Terrains, da sie zu Medeah, Miliana und Setif nur 12³/₄° R. erreicht. In der algerischen Sahara ist sie viel höher, nämlich 16°. Die größte und zuweilen fast unerträgliche Hitze, besonders in der genannten Sahara, wird durch den aus dem Innern des afrikanischen Continents kommenden austrocknenden Wind, den Samum, hervorgebracht; das Thermometer steigt dann selbst im nördlichen Theile des Landes auf fast 29° R., und in der algerischen Sahara sind während des Samums schon 41³/₄° Reaumur beobachtet worden. Der heißeste Monat ist der August, doch steigt die mittlere Sommerwärme von Paris höher als die von Algier. Starke Schwankungen in der Temperatur sind ebenfalls nicht selten. Der Winter ist bei den zahlreichen Gebirgen ziemlich streng. In den Küstenstädten wird er jedoch meist durch starke Regenfälle vertreten, die mitunter in der Stadt Algier so intensiv sind, daß der in 1 bis 2 Stunden fallende Regen die Regenmenge eines ganzen Jahrs von Paris übersteigt. Im Sommer regnet es dagegen fast gar nicht. Selbst in der algerischen Sahara regnet es im Winter bisweilen in Strömen. Im Innern ist die Winterkälte manchmal so streng, daß sie den französischen Expeditionen schon sehr verderblich geworden ist. Zu Medeah, Miliana und Constantine schneit es fast alljährlich, und im Jurjura und Auras bleibt der Schnee häufig bis zum Frühjahr liegen. Selbst in der Stadt Algier schneit es zuweilen, und in der algerischen Sahara reift es sogar fast jeden Winter, ja es fallen hier dann und wann 1 bis 2 Fuß hohe Schneemassen, wie im nördlichen Europa, wodurch dann die jungen Palmpflanzungen in der Regel vernichtet werden. Uebrigens ist im Allgemeinen, selbst für Europäer, das Klima gesund.

Die Vegetation hat den Charakter der Mittelmeerflora und steht der in der Provence und in Südspanien sehr nahe. Von Culturpflanzen gedeihen besonders Weizen und Gerste, sodann Baumwolle, Zuckerrohr, Orangen-, Pomeranzen-, Granat- und Johannisbrotbäume, endlich Dattelpalmen in wäldergleichen Pflanzungen in den Oasen der algerischen Sahara. Ebenso kommen alle europäische Gemüsearten fort und Obstbäume wachsen überall wild, werden aber wenig ihrer Früchte wegen benützt. Die Zwergpalme ist ein allgemein verbreitetes lästiges Unkraut. Ausgedehnte und dichte Wälder, besonders von Aleppofichten, Terebinthen, Cedern, Steineichen, immergrünen Eichen, Korkeichen, Balloteichen (mit eßbaren Früchten), Ulmen, Eschen und selbst von Oelbäumen bedecken große Strecken, sowohl zunächst der Küste, als im Innern, in einem Gesammtumfange von 838,510 Hektaren oder von beinahe 153 Quadratmeilen, wovon der größte Theil auf die Provinz Constantine, der geringste auf die von Algier fällt. Zu den prächtigsten Forsten gehören der Cedernwald am Teniat el Had, die Eichenwaldungen von Edough bei Bona und von la Calle, und die Olivenwälder in der Provinz Oran. Selbst die algerische Sahara hat noch am Djebel Amour sehr schöne Wälder von Balloteichen und Terebinthen. In manchen Wäldern gibt es Bäume von gigantischer Größe und Stärke, was besonders bei Cedern und immergrünen Eichen

der Fall iſt. — Die Thierwelt hat wenig Eigenthümliches. Löwen waren bisher ungemein häufig, ſind aber bereits durch die ſteten Verfolgungen ſehr vermindert worden. Nächſt ihnen gibt es unter den Raubthieren Panther und im Süden viel Schakals und Hyänen. Von Hausthieren iſt das Pferd zahlreich und von ausgezeichneter Beſchaffenheit, das Maulthier gut und dauerhaft, das Schaf und Rind im Ueberfluß. Manche arabiſche Stämme beſitzen unermeßliche Viehheerden. Kameele ſind bei den Stämmen der algeriſchen Sahara häufig. Die Cochenille gedeiht gut, und ihre Cultur verſpricht in der Zukunft von Wichtigkeit zu werden. — Von nützlichen Mineralien ſind beſonders Eiſenerze, meiſt von ausgezeichneter Beſchaffenheit, häufig. Reich iſt beſonders daran die Umgegend von Bugia, Bona und Philippeville, wo an vielen Stellen das Eiſenerz zu Tage kommt, und ſelbſt ein ganzer Berg, der Mokta el Hadid (Eiſenerz-Steinbruch), 320 Fuß hoch, vom Fuß bis zum Gipfel aus Magneteiſenſtein beſteht. Bleierze ſind ebenfalls reichlich vorhanden und zum Theil ſilberhaltig. Salz iſt überall verbreitet und aus den zahlloſen ſalzigen Gewäſſern zu gewinnen.

Die Bevölkerung Algeriens beträgt, nach neueren Ermittelungen, ungefähr 3 Millionen Einwohner, wovon etwa 1,000,000 auf die Provinz Algier, 1,200,000 auf die Provinz Oran und gegen 800,000 auf die Provinz Conſtantine zu rechnen ſein dürften. An Europäern zählte man im J. 1849 außer dem Heere 115,240 Individuen, von denen 58,287 in 55 Städten und Dörfern auf die Provinz Algier, 37,301 in 31 Städten und Dörfern auf die Provinz Oran und 49,652 in 27 Ortſchaften auf die Provinz Conſtantine kamen. Die Franzoſen und die Spanier (am zahlreichſten in der Stadt und Provinz Oran) machen die Mehrzahl der europäiſchen Bevölkerung aus. Im öſtlichen Theil des Landes, vorzüglich zu Bona, ſind malteſiſche und andere italieniſche Einwanderer am häufigſten. In der ältern Bevölkerung herrſcht das arabiſche und Berberelement vor, woran ſich die chriſtlichen Europäer, Türken, Koulouglis, Mauren, Juden und Neger als neue Einwanderer anreihen. Die Araber ſind der zahlreichſte Volksſtamm Algeriens. Sie bewohnen freilich zum Theil auch die Oaſen der algeriſchen Sahara, ſonſt aber mehr die mittlern Gegenden des Landes und in den Provinzen Oran und Algier herrſchen ſie numeriſch entſchieden vor. Nächſt ihnen ſind die Berbern oder Kabylen (wie ſie in Algerien gewöhnlich genannt werden) am häufigſten; ſie bewohnen, 80,000 waffenfähige Männer zählend, im Gegenſatz der Araber, vorzüglich die Gebirgsgegenden und vor Allem den ſehr unzugänglichen Jurjura, wie den Auras, in welchem aber ein von den nördlichen Kabylen etwas in der Sprache verſchiedener Zweig der Berbern, die nur an 40,000 Köpfe ſtarken Schania (Schauia oder Schowia bedeutet Hirt), anſäſſig iſt, der ſich jetzt ſelbſt bis in den mittlern Theil der Provinz Conſtantine oder in die Ebenen hinabgezogen hat. Doch fehlt es mitunter auch in den Oaſen nicht an Berbern. Die Berbern oder Kabylen gehören zu den fleißigſten und gewandteſten Bewohnern Algeriens, und das Gebirgsland derſelben in der Provinz Conſtantine iſt muſterhaft angebaut. Die Mauren und Juden ſind vorzugsweiſe Städtebewohner und Krämer. Die wenigen aus früherer Zeit übrig gebliebenen Türken vermindern ſich immer mehr, wie es auch mit den Koulouglis (etwa 20,000 an der Zahl), wie man die Abkömmlinge von Türken und einheimiſchen Frauen nennt, der Fall iſt. Neger, früher ſämmtlich Sklaven, ſeit 1848 aber für frei erklärt, rechnet man etwa 80,000, außer den Negern in den

Oaſen, wo überdies der größte Theil der Bevölkerung ſogar eine Miſchlingsraſſe von Arabern und Negerweibern iſt. Juden, ebenfalls etwa 80,000 an der Zahl, wohnen, wie geſagt, vorzugsweiſe in den Städten, aber häufig auch auf den Oaſen; überall vornehmlich mit Handel beſchäftigt, in den Oaſen zugleich mit Goldarbeit. Unter den afrikaniſchen Einwanderern in die Küſtenſtädte und namentlich nach der Hauptſtadt ſelbſt, ſind die Mozabiten, eine friedliche und ehrliche Volksklaſſe von heller Geſichtsfarbe, die wichtigſten und nützlichſten, da ſie faſt ausſchließlich dort Mühlen, Bäder und Schlachthäuſer beſitzen und die damit verbundenen Gewerbe betreiben.

Die erſte Grundlage des Zuſammenwohnens der Araber bildet der Douar, worunter man eine kreisförmig zuſammengeſtellte Gruppe von Zelten verſteht. Mehrere neben einander ſtehende Douars bilden eine Ferka, und mehrere Ferkas machen einen Stamm aus. Dergleichen zuſammengruppirte Stämme bilden eine große Kaïda oder Aghalik, wie denn auch wiederum mehre Aghaliks eine Kalifa bilden können. Die Ferka ſteht unter der Botmäßigkeit eines Scheich, der ungefähr mit einem Maire in den franzöſiſchen oder mit einem Schulzen in deutſchen Landgemeinden verglichen werden kann. Der Stamm ſteht unter der Botmäßigkeit eines, den franzöſiſchen Behörden verantwortlichen Kaïd, der die Steuern erhebt, die innere Polizei verwaltet und die arabiſchen Militärpflichtigen einberuft. Ueber den Kaïds vereinigter Stämme ſtehen die Agas, und über dieſen die Kalifas, welche die höchſte einheimiſche Adminiſtrativbehörde bilden, von dem franzöſiſchen Generalgouverneur ernannt und durch die Regierung beſoldet werden, für den richtigen Eingang der Steuern verantwortlich ſind, andererſeits aber auch Geldſtrafen aufzuerlegen und die Verfügungen der Agas zu modificiren ermächtigt ſind. Dem Kaïd ſteht in jedem Stamme ein Kadi zur Seite, der nach arabiſchen Geſetzen Recht ſpricht und zugleich Notariatsgeſchäfte verſieht. Dieſe verſchiedenen Beamten beziehen je nach ihrer niedrigeren oder höheren Stellung Gehalte von 1200 bis zu 12,000 Francs. Leider hat die unter dem ehemaligen türkiſchen Regiment ſtark eingeriſſene Beſtechlichkeit der Richter und Beamten noch manche unverkennbare Spuren zurückgelaſſen, ſo daß einzelne Stammhäupter immer noch nicht dieſe Unſitte ablegen können; jedoch im Allgemeinen ſind die, als Mittelsperſonen zwiſchen den Eingeborenen und den franzöſiſchen Behörden dienenden arabiſchen Beamten zuverläſſig und erfüllen, vermöge ihrer genauen Kenntniß der einheimiſchen Sitten und Gebräuche, vollkommen den Zweck ihres Berufes. Die öffentliche Ordnung iſt durch ſie mehr und mehr geſichert und in die Entrichtung der Steuern und Abgaben eine größere Regelmäßigkeit gebracht worden. Die Abgaben beſtanden Anfangs in Naturallieferungen, indem von hundert Schaafen, dreißig Rindern und vierzig Kameelen je ein Stück und nach ähnlichem Maßſtabe die Getreideabgabe erhoben ward. Später aber wurde ein verhältnißmäßiges Geldquantum feſtgeſtellt. Im Jahre 1849 machten die von der einheimiſchen Bevölkerung erhobenen Steuern und Abgaben die Summe von 6,211,144 Francs aus, und man wird hieraus ſchon einigermaßen einen Schluß auf die dortige Ausdehnung der franzöſiſchen Herrſchaft machen können.

Während auf dieſe Weiſe für die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung bei den Stämmen geſorgt wird, ſucht die Regierung auch moraliſch auf ſie einzuwirken und durch Organiſation des Cultus und Schulweſens ſie mit der Fremdherrſchaft mehr und

mehr auszuſöhnen und den europäiſchen Ideen näher zu bringen. Zur Zeit der Beſitznahme des Landes durch die Franzoſen beſtanden allerdings ſchon Schulen, deren Unterrichtsſyſtem jedoch faſt ausſchließlich auf den Koran baſirt war und die mit den Moſcheen in genauem Zuſammenhange ſtanden. Der Unterricht war abgeſtuft in der Art, daß in den Elementarſchulen Leſen, Schreiben und die erſten Grundſätze der mahomedaniſchen Religion gelehrt wurden, in den mittlern Schulen die Grammatik vorgenommen und der Koran erklärt wurde, und in den höheren Schulen die alten Wiſſenſchaften der Araber vorgetragen wurden: Sternkunde, Naturgeſchichte, Rechtskunde, Arzneiwiſſenſchaft, Arithmetik, Geſchichte und Religionslehre in Verbindung mit den Traditionen. Der Unterricht war übrigens im Ganzen ſehr oberflächlich.

In Gemäßheit der Verfügungen vom 14. Juli und 30. September 1850 iſt in Algerien ein zweifaches Unterrichtsſyſtem aufgeſtellt worden, welches das mahomedaniſch-arabiſche Element mit dem franzöſiſchen verbindet, indem der eine Theil der Lehrer aus Eingeborenen und der andere aus Franzoſen beſteht. Im J. 1850 beſtanden im Ganzen ſchon 107 Elementarſchulen, die eben ſo fleißig von einheimiſchen wie von europäiſchen Kindern (zuſammen 9679) beſucht wurden, und ſeitdem hat ſich die Zahl der Schulen ſelbſt wie der Schüler nicht unerheblich vermehrt. Die Muftis und Imams werden vom Staate beſoldet und die unteren mahomedaniſchen Geiſtlichen und Moſcheendiener von den Gemeinden unterhalten. Auf Koſten des Staates und zum Theil freilich auch auf Koſten der Eingeborenen ſind ſeit der franzöſiſchen Beſitznahme des Landes zahlreiche neue Moſcheen gebaut worden; und wenn auch zugleich manche chriſtliche Kirchen ſeitdem im Lande ſich erhoben haben, ſo lernen doch die Eingeborenen auf dieſe Weiſe immer mehr die Toleranz ſchätzen, vermöge welcher die Sieger den Beſiegten völlig gleiche Rechte in den Cultusverhältniſſen einräumen und ſie außerdem in keiner Weiſe zur Bekehrung zu überreden oder gar zu zwingen ſuchen, ſondern den Uebertritt oder Nichtübertritt zum Chriſtenthum ganz ihrem freien Entſchluſſe überlaſſen. Daher hat ſich der Religionsfanatismus unter den algeriſchen Mahomedanern ſchon bedeutend gelegt, und ein großer Theil von ihnen ſieht ſogar ein, daß unter der geregelten Herrſchaft der Europäer bei weitem mehr Schutz der Perſon und des Eigenthums herrſcht, als je zuvor. Die Regierung hat dieſe günſtige Umſtimmung in den Gemüthern durch zweckgemäße Maßregeln zu fördern ſich bemüht. Zu ſolchen Maßregeln kann man auch die rechnen, daß einflußreichen arabiſchen Familienhäuptern, ebenſo wie den europäiſchen Coloniſten, Ländereien geſchenkt werden unter der Bedingung, dieſelben anzubauen und Wohnhäuſer darauf zu errichten. Dieſes Coloniſationsſyſtem bei den Eingeborenen ſelbſt hat bereits die erfreulichſten Reſultate geliefert. Während eines drittehalbjährigen Zeitraumes haben, blos ſchon in der Provinz Algier, die Araber 2,528,000 Francs verausgabt, für die Gründung permanenter Wohnſitze, und 1030 Häuſer, worunter einige ſehr ſtattliche, nebſt den erforderlichen Wirthſchaftsgebäuden ſind in der nämlichen Provinz von ihnen gebaut worden; und dieſe Bauten haben zahlreiche europäiſche Handwerker beſchäftigt, die von den einheimiſchen Bauunternehmern gut beköſtigt, pünktlich bezahlt und überhaupt auf die wohlwollendſte Weiſe behandelt worden ſind.

Hinſichtlich der Coloniſation Algeriens durch europäiſche Einwanderer geht man jetzt mit einem ſehr großartigen Plane um. Dieſer beſchränkte ſich Anfangs darauf, daß

jedes von den 86 franzöſiſchen Departements in Algerien eine Repräſentation oder Bevölkerungscentrum beſitzen, ſeinen Namen darauf übertragen und ein Contingent von Coloniſten hinüber ſenden ſolle. Dann aber wurde er dahin erweitert, daß ſich eine Aktien-Geſellſchaft unter der Leitung Rothſchild's mit einem Betriebsfonds von 100 Millionen Francs bilden und dadurch die Niederſiedlung von 500,000 europäiſchen Coloniſten zu ermöglichen ſuchen ſolle. Vorläufig iſt bereits ein großer Theil der unter der Militärherrſchaft gegründeten Coloniſtendörfer unter die Civilautorität übergegangen, davon 11 in der Provinz Algier, 10 in der Provinz Oran und 20 in der Provinz Conſtantine. Dagegen ſind 6 ſolcher Dörfer von dieſen Maßregeln noch ausgeſchloſſen geblieben, weil ſie den 1852 nach Algerien deportirten politiſchen Verbrechern zum Aufenthalte angewieſen ſind.

Mittlerweile brechen ſich die Ideen europäiſcher Civiliſation bei den Eingeborenen immer mehr Bahn. Zahlreiche Eingeborene laſſen jetzt über die unter ſich abgeſchloſſenen Verträge förmliche Verhandlungen bei den Notaren aufnehmen. Tauf- und Sterberegiſter ſind bei den arabiſchen Stämmen eingeführt und werden mit großer Regelmäßigkeit gehalten; und in einem einzigen Bezirk der Provinz Oran ſind während weniger Monate ſchon 1600 Kinder geimpft worden.

Für den Fall des Krieges ſind die eingeborenen Stämme zur Stellung von Contingenten oder ſ. g. Goums verpflichtet. Mehrere Goums bilden vereinigt ein größeres Corps, den Maggen. Auch in der ſtehenden Armee befinden ſich Corps aus Eingeborenen gebildet, welche auf europäiſche Weiſe diſciplinirt ſind.

Die noch freien faſt unzähligen Kabylenſtämme im Küſtenſtriche zwiſchen der Iſſer und dem Seybus, und die Schauias haben eine faſt demokratiſche Verfaſſung mit eigenen von einander unabhängigen Häuptlingen, während die frühere der Araber eine ariſtokratiſche war. In den Oaſen ſind die Häuptlinge meiſt durch ihren religiöſen Charakter ausgezeichnete Perſonen, welche durch einen Rath von Notabeln controlirt werden.

Bereits im Jahre 1845 wurden für 62 Millionen Francs franzöſiſche Waaren, für 9 Millionen fremde aus franzöſiſchen Entrepots und für 23 Millionen ebenfalls fremde Waaren, aber direkt aus dem Auslande, ſeewärts eingeführt. Die Ausfuhr betrug 1845 freilich erſt 5,700,000 Francs im Werthe nach Frankreich und 4,800,000 Francs im Werthe nach dem europäiſchen Auslande. Eingeführt werden beſonders Baumwollenſtoffe von Rouen, Getreide für den Bedarf des Heeres, Hrn (beſonders aus dem Kirchenſtaate) ebenfalls für den Bedarf des Heeres, Wollenſtoffe, Bauholz, Seidenzeuge, Branntwein, Kaffee, raffinirter Zucker und Gewürze. Algier empfängt zwei Drittheile der Einfuhr, wogegen Bona der wichtigſte Platz für den Exporthandel iſt. Der Bedarf an europäiſchen Waaren für das Innere des Continents iſt ſeit 1846 wiederum bedeutend gewachſen, da der durch die Kriege verſcheuchte Handel der Oaſen und der großen Handelsentrepots im Innern mit den Seeplätzen in Algerien, der ſich zeitweilig auf die Straßen von Marokko, Tunis und Tripoli gewendet hatte, allmälig wieder in ſeine alten und natürlichen Wege zurückkehrt. Von Tunis werden, meiſt auf dem Landwege durch die Oaſe Suf, orientaliſche Luxusartikel, Seidenſtoffe, Glaswaaren (die von Europa herſtammen) und Räucherwerke, jährlich etwa zum Werthe von $2^1/_2$ Millionen Francs eingeführt. Algerien führt nichts nach Tunis aus. Nach Marokko iſt der

Handel ſehr unbedeutend geworden, obwohl er in der neuſten Zeit wieder zugenommen hat. Sehr bedeutend endlich iſt der Getreidehandel in das Innere des Landes, indem die Bewohner der Küſtengegenden ihre Cerealien nach den Oaſen bringen, wo ſie in Magazinen aufgehäuft und dann die Nomaden der Sahara damit verſorgt werden.

Die Gewerbsthätigkeit hat in Algerien freilich immer auf einer viel niederen Stufe geſtanden, als in Tuneſien und ſelbſt in Marokko, ſo daß früher kein einziges bemerkenswerthes Erzeugniß der algeriſchen Induſtrie Gegenſtand eines irgend erheblichen Exports war.

Indeß hat auch die Gewerbsthätigkeit in neuerer Zeit an Aufſchwung und Ausdehnung gewonnen. Andererſeits ſind die Kabylen noch jetzt unter den älteren Bewohnern Algeriens diejenigen, welche die meiſte techniſche Induſtrie betreiben. Sie ſind geſchickte Handarbeiter, beſonders Maurer, und betreiben die Mauerei faſt ausſchließlich zu Algier und in den Seeſtädten, weben Teppiche, Mäntel (Haiks) und verfertigen in großer Menge Ackerbauwerkzeuge, Leder, Schießpulver und ſchöne Yatagans, wie ſie denn auch europäiſche Münzen aus unedlen Metallen mit großer Geſchicklichkeit nachzumachen verſtehen.

Als die Franzoſen Algerien beſetzten, fanden ſie die Bodencultur auf einer ſehr niedrigen Stufe. Die Aecker wurden mit einem ſehr unvollkommenen Pfluge nur eben ſo weit umgebrochen, daß die Ackerkrume den Samen aufnehmen konnte. Gedüngt wurde der Acker nicht, und würde überhaupt wenig hervorgebracht haben, hätten die Eingeborenen nicht die Bewäſſerung ihrer Grundſtücke mit einiger Sorgfalt betrieben. Dennoch führte Algerien noch im vorigen Jahrhundert fortwährend Getreide nach Südeuropa aus, weil das Gebot des Korans hier nicht ſo ſtreng gehandhabt wurde, wie in Marokko. Jetzt hat ſich die Landwirthſchaft überhaupt theils anders, theils beſſer geſtaltet, wie aus den oben gegebenen Notizen hervorgeht. Anſehnlichen Tabaksbau hat im Süden beſonders die Oaſe Suf, wogegen die meiſten Oaſen der algeriſchen Sahara ungeheure Dattelpalmen-Pflanzungen beſitzen, deren Früchte den Bewohnern zur Nahrung und zum Gegenſtande eines wichtigen Handels mit ihren nomadiſchen Nachbarn dienen. Außerdem hat die Gartenkultur in den Oaſen eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht. Eine ganz außerordentliche Oelproduktion hat das Kabylenland, doch galten ſtets als die fruchtbarſten Landſtriche Algeriens die Metidſcha ſüdlich von der Stadt Algier, die Egresebene bei Maseara, die Seiratebene zu beider Seiten des Sig und die Thäler des Schelif, der Tafna und des Seybus.

Schließlich verdient noch bemerkt zu werden, daß ſich in der Stadt Algier eine ſchon jetzt an koſtbaren orientaliſchen Manuſcripten reiche Bibliothek und eine Sammlung von Alterthümern in der Stadt Algier befindet.

Mit kurzen Worten, Algerien bietet gegenwärtig für die verſchiedenſten Klaſſen europäiſcher Einwanderer ein weites Feld für ihre Thätigkeit dar. Sobald man nur erſt die volle Ueberzeugung gewonnen haben wird, daß die neuentdeckten Goldländer in Amerika und Auſtralien keine ſegensreiche Zukunft für europäiſche Auswanderer in ſich faſſen und ihnen keinen wahrhaften Erſatz für die Mühſeligkeiten, Drangſale und ſelbſt Todesgefahren, denen ſie dort ausgeſetzt ſind, gewähren, und daß dagegen eine wirkliche und nachhaltige Verbeſſerung der äußern Lage weit leichter in nahe gelegenen frem-

den Ländern erzielt werden kann, wird ſich auch die öffentliche Aufmerkſamkeit mehr und mehr einem Lande zuwenden, wo ungeachtet einer von dem Europäerthum verſchiedenen Umgebung dennoch europäiſche Ideen vorwalten, der Verkehr mit dem Mutterlande nicht durch weite Oceane erſchwert wird, ſondern mit der größten Lebhaftigkeit und Regelmäßigkeit unterhalten werden kann, und wo die Landesbehörden direkt und indirekt einen beinahe täglichen Verkehr mit den franzöſiſchen Centralbehörden, alſo mit den Behörden eines mit an der Spitze der europäiſchen Civiliſation ſtehenden Landes unterhalten.

Man findet noch manche intereſſante Alterthümer im Lande vor, theils aus der vorchriſtlichen, theils aus ſpäterer Zeit. Die Stadt Algier, von den Römern Rusguriuma genannt, war die Reſidenz des numidiſchen Königs Juba, der im J. 46 vor Chr. Geb. ſtarb. Denn das heutige Algerien iſt ſo ziemlich identiſch mit dem alten Numidien; wogegen das im Weſten daran grenzende Land unter dem Namen Mauritanien ungefähr das jetzige Marokko begriff. Dieſe beiden Reiche hatten ſich im Laufe der Zeit neben Carthago gebildet und wurden dieſem Staate zuletzt ſehr verderblich. Ein Theil Numidiens wurde insbeſondere auch noch Maſſäſylia genannt, und hier herrſchte der aus der alten Geſchichte bekannte numidiſche König Syphax, der im Anfange des zweiten puniſchen Krieges Partei für die Römer ergriff, dann aber, nachdem er ſich ganz Numidiens bemächtigt hatte, mit Carthago ſich verbündete, jedoch zuletzt in die Gefangenſchaft der Römer gerieth und nur durch den Tod von der Schmach gerettet wurde, in Rom im Triumphe aufgeführt zu werden. Am mächtigſten wurde Numidien unter Maſiniſſa, der im J. 149 vor Chr. Geb. ſtarb. Maſiniſſa's Nachfolger war Micipſa, der bei ſeinem, im J. 119 erfolgten Tode das Reich ſeinen Söhnen Adherbal und Hiempſal hinterließ, die jedoch durch Jugurtha, einen natürlichen Sohn ſeines Bruders, verdrängt wurden. Jugurtha unterlag in dem Kriege mit Rom 112—106 vor Chr. Dann regierte der oben erwähnte Juba, des Hiempſal Sohn. Cäſar machte Numidien nebſt Mauritanien zu einer römiſchen Provinz, und als ſolche erhielt dann Numidien den Namen Mauritania Cäſarienſis, wogegen das eigentliche Mauritanien vornehmlich Mauritania Tingitana genannt wurde. Die Römer legten hier anſehnliche Städte, Waſſerleitungen und andere großartige Denkmale an, und zogen aus dem fruchtbaren Boden und der überaus vortheilhaften Lage am Meere ungeheuren Nutzen. Immer mehr verbreitete ſich die Cultur, und in ſpäteren Zeiten auch das Chriſtenthum mit ſolcher Schnelligkeit, daß man in dieſen und den angrenzenden afrikaniſchen Beſitzungen bald über 160 Bisthümer zählte. Unter den letzteren erlangte große Berühmtheit das von Hippo, jetzt Bona genannt, durch ſeinen Biſchof, den heil. Auguſtinus, der hier im J. 430 nach Chr. ſtarb. Während des Verfalles des römiſchen Reiches ſuchten auch in Afrika die Statthalter ſich immer unabhängiger zu machen, ohne jedoch die Wildheit der Ureinwohner bändigen zu können. Dazu kamen noch Religionsunruhen, und ſo wurde Mauritania im J. 429 nach Chr. eine Beute der aus Spanien herübergekommenen Vandalen, die erſt hundert Jahre ſpäter von Kaiſer Juſtinians Feldherrn Beliſar unterworfen wurden. Doch die Ureinwohner, die Mauren und Numidier, hatten während jener Kämpfe zwiſchen Römern und Vandalen zu viele Macht gewonnen, und riſſen unter der ſchwachen griechiſch-römiſchen Regierung endlich die ganze mauritaniſche Provinz an ſich, vernichteten in derſelben bald die letzten Spuren der Cultur und machten es dadurch dem im 7. Jahrh. von Oſten her einfallen-

den arabiſchen Feldherrn Akbba leicht, alle Küſtenſtädte bis Tanger zu erobern. Seitdem blieb das jetzige Algerien, wie überhaupt die ganze afrikaniſche Nordküſte unter arabiſcher Herrſchaft, welche Anfangs die Chalifen, dann aber deren ſelbſtſtändig gewordene Statthalter ausübten. Im Anfange des 16. Jahrhunderts ſetzte ſich ein kühner türkiſcher Seeräuber Horuk, unter dem Namen Barbaroſſa bekannt, in Algier feſt und unterwarf ſich verſchiedene Provinzen. Nach ſeinem 1519 erfolgten Tode erkannte ſein Bruder Scheredbin (oder Hayradin) die Hoheit des, damals in der Perſon Soliman's II. ſo mächtigen türkiſchen Sultans an und erhielt ein Heer Janitſcharen, nebſt dem Paſchatitel. Mit der Zeit bildete ſich jedoch hier (wie in Tunis und Tripoli) ein förmliches Soldatenregiment aus; ſeit 1710 wurde der jedesmalige Paſcha oder Dey von den Soldaten gewählt, und die Abhängigkeit von der Pforte war nur nominell. Bekannt ſind die Seeräubereien, welche bis in die neuere Zeit von den Barbareskenſtaaten und ſo denn auch von Algier betrieben wurden. Die Hauptveranlaſſung des 1830 von den Franzoſen unternommenen Kriegszuges waren eben die algieriſchen Seeräubereien, die, nebſt anderen Plackereien, gegen franz. Kauffahrteiſchiffe und Unterthanen verübt worden waren. Der Dey hatte nicht nur jede Entſchädigung und Genugthuung verweigert, ſondern ſich auch ſo weit vergeſſen, daß er den franz. Conſul mit dem Fächer ins Geſicht geſchlagen hatte. Die franzöſiſche Armee, 37,600 Mann ſtark und von dem Marſchall Bourmont angeführt, landete am 14. Juni 1830, und nahm nach mehreren blutigen Gefechten die Stadt Algier am 5. Juli in Beſitz. Jedoch erſt nach der Gefangennahme des bekannten Abd-el-Kader im J. 1847 kam Frankreich in den vollſtändigen und ruhigen Beſitz von Algerien überhaupt.

Die Wüſte der Danakils und das ſüdabyſſiniſche Hochland.

Von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,
Hofrath und Profeſſor in München *).

Eine ganz eigenthümliche Luſt wandelt unſern frei gebornen Geiſt an, wenn wir aus dem Gedränge und Getöſe einer volkreichen Stadt hinaus kommen ins freie Feld, wo die Lerche ungeſtört ihr Lied ſingt. Noch mächtiger und erhebender wird das Gefühl des Freiſeins und des Ausrufens da, wo uns auf der pfadloſen Höhe des Gebirges kein Wanderer, nur hin und wieder ein Hirtenknabe begegnet, welcher nachbarlich neben dem Gebiet der Gemſen ſeine Ziegen weidet. Dort, wo das Felſengeſtein, von

*) Der allbekannte berühmte Verfaſſer dieſes Aufſatzes wurde dazu veranlaßt durch ein Prachtwerk über Abyſſinien, herausgegeben von dem Hrn. Martin Bernatz, der als Maler die Geſandtſchaft begleitete, welche im J. 1811 die engliſch-oſtindiſche Compagnie nach Schoa ſchickte. Sowohl über dieſe wie über jenes Werk werden in dem Aufſatze ſelbſt die gehörigen Erklärungen und Erläuterungen gegeben. Hier mögen nur noch einige Bemerkungen in geographiſcher und ethnographiſcher Hinſicht Platz greifen. Abyſſinien begreift den ſüdlichſten Theil der Weſtküſte des Rothen Meeres, iſt im Innern von Nubien und verſchiedenen andern, meiſt noch ganz unbekannten Ländern des innern Afrika umgeben und ward im Alterthum, nebſt einem Theil Nubiens, Aethiopien genannt. Von der Straße Bab el Mondeb zieht ſich die abyſſiniſche Küſte etwa 20 M. ſüdwärts, und hier liegt denn der Hafenort Todſchurra, welchem ſchräg gegenüber die ſüdarabiſche, den Engländern gehörende Seeſtadt Aden liegt. In Abyſſinien bilden die Mehrzahl der Bevölkerung die Abyſſinier, welche jedoch je nach den Stämmen noch beſondere Namen führen, als Schihos, Agows ꝛc. und ſo denn auch die Danakils begreifen. Die Abyſſinier ſind zwar dem Namen nach Chriſten, allein ihr noch aus den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung ſtammendes Chriſtenthum iſt im höchſten Grade entſtellt und ausgeartet. Seit 1537 haben ſich in Abyſſinien auch die Gallas feſtgeſetzt und im Laufe der Zeit mehrere Provinzen an ſich geriſſen. In politiſcher Hinſicht zerfällt Abyſſinien in mehrere Reiche, unter denen das von einem Sulton beherrſchte Königreich Schoa gegenwärtig das mächtigſte und blühendſte iſt. Es liegt in der ſüdlichen Hälfte des Landes und ſeine Hauptſtadt Ankobar in ſüdweſtlicher Richtung und etwa 50 M. von Tadſchurra entfernt.

Der Herausgeber des Portfolio.

der Hand des Menſchen, der das Thal bewohnt, ungebrochen daſteht wie vor Jahrtauſenden, wo den Edelfalken auf der unerſteiglichen Felſenzinne kein Geſchoß, keine Schlinge des Jägers erreicht, ſteigt in unſerer Seele eine andere Welt der Gedankenbilder auf, als die iſt, in welcher uns das Geſchäft und das bunte Vielerlei des Alltagslebens befangen hält. Es ſind die Urgedanken unſeres Geiſtes, welche dort an den Vorhallen einer uranfänglichen Schöpfung in uns erwachen; wir ſind der Gegenwart unſeres Tages entrückt, in ein Gebiet, da die Sprache der großen Werke Gottes, nicht die in unſern Tagblättern vernommen wird.

Den Reiſenden in der Stille einer Wüſte wandelt ein ähnliches Gefühl an, als den Wanderer über das einſame Gebirge, und jenes Gefühl empfängt für den Freund der Erdkunde noch einen beſondern Reiz, wenn ihn ſein Weg durch einen Erdſtrich führt, welcher bis dahin dem wiſſenſchaftlichen Forſchen noch ſehr wenig oder gar nicht aufgeſchloſſen war. Ein ſolcher Erdſtrich iſt namentlich jener, der ſich von der oſtafrikaniſchen Küſte bei Tadſchurra, unter dem 12. Grad N. Br. ſüdweſtwärts durch das heiße Tiefland der Danakils nach dem gemäßigten Hochland des ſüdlichen Abyſſiniens, nach Schoa, hinzieht. Die dortige Natur iſt von ſo eigenthümlicher Art, als das Volk, welches die Luft des Landes athmet, und von ſeinen meiſt ſpärlichen, Erzeugniſſen ſich nährt. Mitten in der Wüſte hin und wieder ein verloſchener Vulkan, weit umher von längſt ausgeglühten Schlacken umgeben, dort auf dem Hochlande von Schoa der erloſchene Herd eines geiſtigen Feuers, das einſt hier flammte: des Chriſtenglaubens, zu welchem das Volk des Landes noch immer dem Namen nach ſich bekennt.

Dieſe alte, äußerſte Vormauer einer höhern Erkenntniß und Geſittung, die einſt von Egypten aus ihr Panier weit nach Süden geſetzt hatten, iſt zwar zerriſſen und zertrümmert; ihre Inhaber und Vertheidiger in der Wüſte der Völker, die ſie umgibt, hatt durch die Macht des Geiſtes, deſſen Waffen Weisheit und Liebe ſind, ihr Reich zu erweitern und zu ſchützen, ſucht nur durch Furcht und blutige Schreckniſſe dem Untergange zu wehren, der ſie bedroht. Dennoch iſt das alte Gemäuer der vormals ſo bedeutungsvollen Feſtung noch einer höhern Beachtung und eines neuen Kunſtbaues werth. Deshalb hatten ſich ſchon ſeit längerer Zeit den Weg durch die tauſendfältigen Gefahren der Wüſte Männer gebahnt, die ihr Leben nicht achteten, wenn es galt, ein Volk, das auf den gemeinſamen Namen des Erkenntniſſes getauft iſt, aus ſeiner faſt heidniſchen Verſunkenheit zu retten. Der Same, den dieſe ausſtreuten, wenn er auch auf einen Boden fiel, von welchem nach menſchlicher Anſicht der Wind ihn verwehte und die Vögel hinwegnahmen, iſt dennoch für die Zukunft von Abyſſinien nicht ohne Werth und Kraft geweſen.

Ein, wenn auch zunächſt nur äußerlicher Verkehr der Völker, welche das Hochland und ſeine Nachbarſchaft bewohnen, ſchien ſeiner Begründung nahe, als im Jahre 1841 die engliſch-oſtindiſche Compagnie eine Geſandtſchaft an den König von Schoa abordnete, um ſich mit dieſem über eine Handelsverbindung zu verſtändigen. Die Expedition ſtand unter der Leitung des Capitän William Harris, des berühmten Reiſenden und kühnen Jägers im ſüdlichen Afrika. Ihr war eine anſehnliche militäriſche Bedeckung und ein Gefolge von Handwerkern und Dienern mitgegeben; ſie kam nicht mit leeren Händen, ſondern brachte dem künftigen Bundesgenoſſen Geſchenke,

welche theils durch ihren innern Werth, theils durch die Schwierigkeit des Landtransportes sehr kostbar waren. Im Dienste der Expedition standen auch zwei Deutsche: Dr. Johannes Roth aus München und Martin Bernatz aus Speyer; jener als Naturforscher und Arzt, dieser als Maler. In Mai 1841 ging die Gesandtschaft auf einem englischen Kriegsschiffe, das sie von Aden herüber geführt hatte, in der Bai von Tadschurra vor Anker. Einen ganzen Monat mußte sie hier auf die Kameele warten, welche zu ihrer Weiterbeförderung durch die Wüste bestellt waren, und als diese endlich kamen, da fand sich, daß ihre, obwohl ansehnliche Zahl zum Fortschaffen all der Kriegsgeräthe und Güter, die zum Geschenk für den König bestimmt waren, so wie des Proviantes und übrigen Bedarfes der Expedition noch bei weitem nicht ausreichend sei. Um einen längern Aufenthalt der Gesandtschaftsreise zu vermeiden, wurde beschlossen die Expedition zu theilen; die eine Abtheilung sollte vorausgehen, die andere in Tadschurra bleiben, bis die genügenden Transportmittel herbeigeschafft wären. Bei der ersteren Abtheilung befanden sich mit dem Capitän die vornehmsten Offiziere, unter diesen auch unser Landsmann Dr. Roth, welcher der Gesandtschaft nicht nur als Arzt und bei ihrer zugleich wissenschaftlichen Aufgabe als vielseitig gebildeter Naturforscher und Kenner, sondern später durch sein ausgezeichnetes Sprachtalent auch als Dolmetscher in hohem Maaße nützlich wurde.

Die Reise dieser ersten Abtheilung durch die Wüste, ihre Aufnahme und Verrichtungen in Ankobar, der Hauptstadt von Schoa, ihr fast zweijähriger Aufenthalt daselbst, sind in dem Reisewerk des Capitän Harris beschrieben, und die Zusätze, welche Dr. Roth dem Werke beifügte, geben uns eine eben so lehrreiche als anziehende Schilderung der Natur des merkwürdigen Landstriches, der sich von dem Golf von Aden bis zu den Quellgebirgen des Harvasch und der Beresa hinzieht. So vollständig auch für die Bedürfnisse auf dem Weg durch die Wüste gesorgt war, und so sehr die bewaffnete Begleitung des Gesandten geeignet schien, das mordlustige Volk, durch dessen Gebiet man kam, in Achtung und Furcht zu halten, kam dennoch selbst die erste Abtheilung nicht ohne mannigfache Gefahren zu ihrem Ziele. Denn schon am Salzsee Bahr Assal brachte sie der Wassermangel dem Tode des Verschmachtens nahe und bald hernach im Thale Guguda, verloren sie durch einen nächtlichen, mörderischen Ueberfall der Beduinen drei ihrer Soldaten.

Ungleich schwerer als das der ersten war das Loos der zweiten Abtheilung der Expedition, bei welcher der Maler Bernatz sich befand. Sie bestand aus 22 Personen, unter ihnen ein Lieutenant, ein Korporal, ein Arzt, ein Landmesser und der Dolmetscher. Mit dem Abgange der Expedition aus Indien war eine Veränderung im dortigen Gouvernement eingetreten. Die Folge hievon war, daß plötzlich am 4. September ein englisches Kriegsschiff die Ordre brachte, daß der Lieutenant, die Soldaten und der Arzt nach Indien zurückkehren, der Maler Bernatz aber mit dem Landmesser und dem Zimmermann sollten mit demselben Schiffe nach Aden gehen und dort auf weitere Befehle warten. Mehrere Diener und der Dolmetscher blieben mit zwei deutschen Missionären, Mühleisen und Müller, deren Absicht es gewesen war, sich dem zweiten Corps der Gesandtschaft auf seiner Reise nach Schoa anzuschließen, in Tadschurra, wo noch ein großer Theil der Güter der Expedition in Verwahrung stand.

Von hier beginnt eigentlich erſt die Reiſegeſchichte des Malers Bernatz, welche derſelbe in der Einleitung zu ſeinem Scenes in Ethiopia *) in einer Weiſe erzählt, die grade durch ihre anſpruchsloſe Einfachheit eine hohe Theilnahme erregt. Es waren keine ermunternde, ſondern nur abſchreckende Vorzeichen, unter denen endlich nach langem vergeblichen Harren dieſer Nachzug der Expedition ſich in Bewegung ſetzte. Während der Künſtler und ſeine beiden Gefährten viele Wochen lang in Aden, zwar in beſtändiger unruhiger Erwartung, dabei aber unter engliſchem Schutze ſich verweilt hatten, waren von den in Tadſchurra zurück gebliebenen Dienern abermals drei bei Nacht von den Beduinen ermordet worden. Es war dies die That nur Einzelner geweſen, deren Rachſucht der Dolmetſcher durch mehrere unverſtändliche Aeußerungen gereizt hatte; mehr aber noch als von ſolchen Einzelnen, war jetzt von dem ganzen Volk des Landes zu fürchten, welches neuerdings gegen die Fremden in ſo feindſelige Stimmung gerieth, daß es laut die Abſicht ausſprach, jeden Europäer, der über ſeine Grenze ſich wagte, zu ermorden. Dieſe gehäſſige Geſinnung war von den Kameeltreibern ausgegangen, welche die erſte Abtheilung der Expedition durch die Wüſte begleitet und hiebei ſich ſo mißfällig benommen hatten, daß man ihnen den Dienſt für die Weiterbeförderung der zweiten Abtheilung aufkündigte. Hierüber ergrimmt hatten ſie unter den verſchiedenen Stämmen das Gerücht verbreitet, die Fremden, deren Blutrache wegen Ermordung einiger ihrer Leute zu fürchten ſei, wären gekommen, um ſie auszurotten und ihr Land in Beſitz zu nehmen. Zur Begründung ihres Argwohns beriefen ſie ſich auf die große Menge der Musketen, der Kanonen und anderer Kriegsgeräthe, welche die zweite Abtheilung der Expedition als Geſchenk für den König von Schoa der Geſandtſchaft nachzuführen hatte.

So bedenklich unter dieſen Verhältniſſen das Unternehmen einer Reiſe durch das Land der Danakils, ohne alle militäriſche Bedeckung, für drei des kriegeriſchen Geſchäftes ungewohnte Männer ſein mochte, erſchien ſie denſelben dennoch als eine dringend nothwendige Pflicht. Denn die größere Maſſe der Güter, welche die Geſandtſchaft mit ſich gebracht hatte, lag noch an der Küſte von Tadſchurra; ein Brief des Capitän Harris aus Ankobar erſuchte die drei noch in Aden verweilenden Begleiter, daß ſie ſo ſchleunig als möglich mit ihrem Transport ſich zu ihm auf den Weg begeben möchten. Der Drang der Pflicht überwog jede Bedenklichkeit; unſer Landsmann der Maler und mit ihm der Landmeſſer beſchloſſen der Aufforderung des Geſandten zu folgen, während der Zimmermann von der weitern Theilnahme an der Expedition ſich losſagte. Auch von den Dienern begehrten zwei ihre Entlaſſung, und nur ein alter Schmidt, der bald hernach durch ſein Erkranken für jedes Geſchäft untauglich wurde, und ein Koch, deſſen Dienſt auch entbehrlich geweſen wäre, da es auf dieſer Reiſe faſt nichts anders zu kochen gab als Reis, blieben bei der Geſandtſchaft. Auch die beiden Miſſionäre hatten indeß eine andere Beſtimmung erhalten.

*) Das in der vor. Anmerkung erwähnte Prachtwerk.

Der Herausgeber des Portfolio.

Bis zum 24. November verzögerte ſich der Aufbruch der Karavane von Tadſchurra, und es würde wohl nie zu Stande gekommen ſein, wenn nicht ein engliſches Kriegsſchiff, das in drohender Stellung im Hafen vor der Stadt lag, dem dortigen Landesgebieter Beachtung der Fremden und ihrer Anforderungen geboten hätte. Einer Zahl von 135 Kameelen hatte es bedurft, um der Aufgabe des diesmaligen Transportes zu genügen; die meiſten von dieſen waren mit den maſſenhaften Kriegsgeräthſchaften und andern für den König von Schoa und ſeinen Leuten beſtimmten Gütern belaſtet, zehn trugen das Waſſer, vier dienten zum Reiten; mehrere andere führten den Mundvorrath und die Zelte.

Auch dieſe letzteren, die Zelte, in ſo weit ſie zur Bequemlichkeit unſerer Reiſenden beſtimmt waren, hätten zurück bleiben dürfen; denn es fand ſich ſehr bald, daß dort in der Wüſte nicht die beiden ſchutzlos ihnen überlaſſenen Fremden, ſondern die Beduinen, denen die Kameele gehörten, die allvermögenden Herren ſeien, welche alsbald, wenn die Zelte aufgeſchlagen waren, von dieſen Beſitz nahmen, ſo daß die beiden Reiſenden genöthigt waren, unter dem Meßtiſch des Geometers Schutz und Schatten vor den glühend heißen Strahlen der Sonne zu ſuchen. Von dieſen ſo wie von andern täglich wiederkehrenden Gewaltthätigkeiten und Vernachläſſigungen durch die rohen Begleiter, von den Entbehrungen und Gefahren, welche auf dem ganzen Wege durch die Wüſte zu erdulden waren, gibt unſer trefflicher Landsmann auch mit Worten eine Schilderung, die unſere warme Theilnahme erregt; lebendiger jedoch wird ſein Bericht durch den Anblick der bildlichen Darſtellungen, welche die Hauptzierde ſeines Werkes ſind.

Nicht wie andere Reiſende durch die Wüſte, oder durch ein fremdes Gebirgsland, hat er das was er künſtleriſch dargeſtellt und in dem beigefügten Text beſchreibt, nur in einer ſchnellen Vorüberreiſe auf wenige Stunden geſehen, ſondern während nothgedrungenen neunzigtägigen Aufenthaltes in der Wüſte auf allerhand Umwegen, welche ſeine Beduinen aus Furcht vor den ihnen feindlichen Stämmen oder aus Vorſorge für ihre Kameele ihn führten, hatte er nicht nur Gelegenheit Gegenden zu ſehen, dahin ſeine europäiſchen Vorgänger nicht gekommen waren, ſondern wenn die Führer, wie dies nicht ſelten geſchah, ihn und ſeine Begleiter viele Tage lang an einer abgelegenen Stelle allein zurück ließen, während ſie mit ihren Thieren auf andere Weideplätze zogen, auch Muße genug Alles genau zu betrachten und aufzunehmen. Eben ſo hatte er die Küſtengegend bei Tadſchurra ſo wie Aden auf der Hin- und Herreiſe ſo lange vor Augen, daß es ihm möglich war auch hier in ſeinen Darſtellungen und Beſchreibungen Vieles zu ergänzen, was von andern Reiſenden nur flüchtig beachtet worden war. In Schoa verweilte er einen Monat.

Die mit gewiſſenhafter Treue entworfenen Zeichnungen des Künſtlers ſind in den Scenes in Ethiopia durch 48 Farben-Lithographien ſo meiſterhaft ſchön vervielfältigt worden, daß die Augen der Kenner und Freunde der Natur, ſo wie der Kunſt mit voller Befriedigung und mit Wohlgefallen auf ihnen verweilen. Namentlich in England hat ſich deshalb die Theilnahme an dieſem wohlgelungenen Panorama aus einer bis dahin noch faſt ganz unbekannten Welt ſehr lebhaft ausgeſprochen. Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen, davon die erſte auf ihren 24 Tafeln die Küſtengegend

und die Wüſte, die andere in eben ſo viel Tafeln des Alpenlandes Oſtraudes von Afrika zur Anſchauung bringt. Ohne ins Einzelne einzugehen, beſchreiben wir nur im Allgemeinen den Eindruck, welchen der Anblick der einzelnen Tafeln auf den aufmerkſamen und empfänglichen Beſchauer macht.

Das erſte Blatt, das den Berg Schamſcham vor Aden darſtellt, gibt ſchon ganz jenen Grundton an, welchen bei der Betrachtung der Seenen aus der Wüſte der vorherrſchende bleibt.

Eine Majeſtät des vulkaniſchen Gebirges, das als unbeſchränkter Herrſcher alle Annäherung der organiſchen Natur von ſich weiſet, tritt uns dort entgegen, in deren nur dem Zutritt des Meeres offen gelaſſenen Kluft der Menſch gleich dem Seeadler ſeinen Horſt jenes Aden gebaut hat, das die zweite Tafel vom Lichte des herandämmernden Morgens beleuchtet uns vor Augen führt. Die Seenen aus der Meeresküſtengegend von Tadſchurra füllen acht Blätter. Nur wenig andere bildliche Darſtellungen einer tropiſchen Natur können unſere Phantaſie in ſo lebendiger Weiſe unter den Gluthſtrom eines Himmelsſtriches verſetzen, welcher, wie dieſer hier, zu den heißeſten der Erde gehört. Das todte Kameel im Vordergrunde, dem ſich die Schakals mit Scheu vor den Hyänen nahen, die bereits von der Beute Beſitz nehmen, der Wald der Mimoſen, das Meer, dem die gelbliche Trübung der Luft ihre Farbe mittheilt, jenſeits der Bucht die Stadt Tadſchurra, hinter ihr der kahle Hügel, laſſen es uns in einer Gegend, wie die auf der dritten Tafel vorgeſtellt iſt, nicht heimathlich zu Muthe werden. Daß aber auch eine ſolche Natur ihre Reize und ihre Züge von Erhabenheit habe, das zeigt ſich uns ſchon in den Bildern der nächſtfolgenden Tafeln, wo der Ziegenhirt, während die untergehende Sonne den Gipfel des Berges Gudah beleuchtet, ſeine Heerde heimführt (B. 4) oder wo (aus B. 5) im Dickicht des Waldes an der Lache des trinkbaren Waſſers die Gazellen ſich tränken, und wo am Quell bei den Dattelpalmen die Frauen ihr Waſſer ſchöpfen (B. 6). Das Bild der 7. Tafel führt uns auf den Vorplatz vor der Wohnung des Sultans, der auf einem Ruhebette gelehnt mit den Aelteſten der Stadt einen Rath hält. Von wehmüthig ergreifender Art iſt der Eindruck, den die Darſtellung einer Sklavenkaravane (B. 8) auf unſer Mitgefühl macht; die Schaar der Unglücklichen beſteht faſt nur aus Kindern und Frauen, welche der gefühlloſe Eigenthümer wie eine Heerde Schlachtſchaafe neben ſich hintreibt. Von großem Intereſſe für das Studium der Formen dieſer afrikaniſchen Völkerſtämme ſind die 9. u. 10. Tafel, auf denen Männer und Frauen aus den verſchiedenſten Gegenden des Gebietes der Danakils, in ihren dem Klima des Landes entſprechenden Trachten, dargeſtellt ſind.

Die Tafeln 11 und 12 führen aus der furchtbaren Einöde, in welches der Salzſee Bahr el Aſſal ſich ausbreitet, deſſen Spiegel 570 Fuß tief unter dem des nachbarlichen Meeres liegt und auf deſſen Oberfläche das Salz ſo dicke feſte Schichten bildet, daß die Karavane mit ihren belaſteten Kameelen wie auf einem dichtgefrorenen Gewäſſer darüber hinziehen. Wie eine Mörderhöhle erſcheint das Engthal von Gungukah, das ſich als eine tief eingeriſſene Spalte durch das höhlenreiche vulkaniſche Felſengeſtein hindurchzieht. Höchſt lehrreich für die genauere Erkenntniß dieſer phyſikaliſchen Erſcheinung iſt das Abbild einer weit ausgebreiteten Luftſpiegelung im Thale

Dullul (Tafel 15). So belebt jedoch auch ſchon dieſes Thal durch den vereinten Einfluß der tropiſchen Wärme und des Waſſers erſcheint, ſo iſt dasſelbe dennoch nur ein Schattenbild von der Fülle der Lebenskräfte, welche über die grünende Oaſe ergoſſen iſt, an welcher der weitere Verlauf des Weges die Reiſenden vorüber führte. Aber die afrikaniſche Natur behält auch da, wo ſie mit ihren höchſten Reizen ſich ſchmückt, die Züge ihrer eigenthümlichen Schreckniſſe bei; da wo der Teich der Quelle im dichten Schatten des Urwaldes zum erfriſchenden Bade lockt, lauern die Krokodille (B. 16). Die wiederkommende Heerde der Kudu-Gazellen ſcheucht aus ihrem Sande am Boden die thurmeshoch emporwirbelnde Trompe des Sandes auf (B. 17). Jedoch ſelbſt da, wo die rieſenhaften vulkaniſchen Krater von Abida und Aijalu nur an Todesgefahren erinnern, hat der Bewohner der Wüſte ſeine Hütten aufgeſchlagen (B. 18). Der Charakter der tropiſch-afrikaniſchen Thier- und Pflanzenwelt entfaltet ſich in ſeiner ganzen Herrlichkeit vor unſern Augen durch die bildlichen Darſtellungen der Gegend von Guta Robi, dem Jagdfeld der Straußen (B. 19), und dem Ufer des Hawaſch (B. 20) und ſeinem Altwaſſer (B. 21). Jene ſind durch den Verkehr der menſchlichen Umwohner belebt, in dieſen wohnt noch das Hippopotamus in einer von keinem Pfeil oder Wurfſpieß jener Nachbarn geſtörten Ruhe. Und doch fehlt es dem Volke, das im Vergleich mit dem unſrigen nur ſchwache Waffen trägt, nicht an der kühnen Jagdluſt, mit der es in der Mitte des Urwaldes den Leoparden verfolgt nnd erlegt (2. 22), während freilich der einheimiſche Büffel dieſen Jägern ſo mächtig erſcheint, daß ſeine Erlegung durch öffentliche Tänze wie der Sieg nach einer großen Schlacht gefeiert wird (B. 24).

In den Bildern der zweiten Abtheilung ſeines Werkes erhebt ſich der Künſtler aus dem Tiefland der Wüſte zu dem Hochlande von Abyſſinien. Der Saum dieſes Hochlandes vom Fantaliberge, vom Abendlicht beleuchtet (B. 1), der mächtige Krater des Winſungur-Vulkans, das Ufer des Nariſluſſes, an welchem beim Mondlicht der Löwe (B. 3) und nach dem Untergang der Sonne der abyſſiniſche Storch und der Flamingo (B. 4) ihrer Beute zu Land und zu Waſſer nachgehen, zu den anziehendſten, der Hand des Künſtlers wohlgelungenſten Scenen des Werkes. Endlich erſcheint (B. 5) Aukobar von ferne in einem Herrſchergebiet der unwirthbaren Felſengebirge, darinnen nur die Genügſamkeit eines abyſſiniſchen Königshauſes ſeinen Wohnſitz begründen kann. Wie fern eine ſolche afrikaniſche Reſidenzſtadt durch Einfalt der Bauart und häuslichen Einrichtungen ſelbſt von den Wohnhäuſern unſerer wohlhabenden Landleute ſtehen, das zeigen uns die Darſtellungen auf B. 6 u. 7. Die Schätze, welche der König von Schoa an Gold und Silber beſitzt, ſo wie andere in ſeinen Augen werthvolle Dinge ſind auf dem Berge Mamrat in Höhlen verwahrt. Er ſelbſt, der König, obgleich des europäiſchen Prunkes entkleidet, ertheilt dennoch mit der Würde eines Herrſchers von den Fenſtern ſeines Pallaſtes Audienz und gibt königliche Baukette (B. 9). Selbſt ſeine Umgebung von beiden Geſchlechtern weiß in Haltung und Tracht eine gewiſſe Zierlichkeit (B. 10 und 11) und das Volk, das am Waſſerquell ſein Geſchäft treibt, oder nach des Tages Laſten ſich erquickt, einen gewiſſen Anſtand — den letzten Schimmer einer frühern ſittlichen Erleuchtung — ſich zu bewahren.

Eine Augenweide von ſeltener Art gewähren die hierauf folgenden 6 Tafeln, auf denen ſich landſchaftliche Scenen aus dem Hochgebirge von Schoa dargeſtellt finden. Alle Züge der Erhabenheit und der Schönheit, der Kraft und der Milde, womit ein Alpenland unter dem Wendekreis angethan ſein kann, finden ſich hier vereint. Während die Scheitel des Gebirgs, deren höchſte mehr denn 13,000 Fuß über dem Meeresſpiegel emporſteigen, nur den Gewächsformen einer kältern temperirten Zone günſtig ſind, gedeiht in den nachbarlichen Thälern neben der palmähnlichen Gibaru der wilde Kaffeebaum, ſo wie das Geſträuch der Myrah und der Ozobalſam; auf dem Felſenboden am Saume des Waldes ſonnet ſich der ſchöne ſeltene Koreſa-Affe (B. 13). Oder der Landmann bauet mit dem Zuckerrohr und dem Baumwollenſtrauche zugleich die vielfachen Getreidearten ſeines Welttheiles (B. 14). Die Waſſerfälle des Bereſafluſſes (B. 15, 16), welche zwiſchen den rieſenhaften Säulengruppen des Baſaltgebirges in mehreren Abſätzen aus einer Höhe von 1200 Fuß herabſtürzen, mögen unfehlbar zu den ſchönſten Katarakten gehören, die man auf Erden kennt. Nur an Reichthum des Waſſers, nicht an Schönheit der Umgebung, ſtehen jenem die Waſſerfälle des Tſchatſchafluſſes nach, welcher mit der Bereſa vereint dem oberen Stromgebiete des blauen Nils ſich zuwendet (B. 17). Auch die Lage von Tegulet, dem vormaligen Wohnſitze der Könige, erſcheint durch ihre großartige landſchaftliche Umgebung dieſer früheren Auszeichnung würdig.

Von der Natur des Landes wendet ſich unſer Künſtler zu der Betrachtung ſeiner Bewohner und zur Darſtellung der bedeutungsvollſten Scenen aus ihrem öffentlichen Leben (B. 19), läßt uns eine große Heerſchau und ein kriegeriſches Waffenſpiel ſehen, dergleichen der König alljährlich auf der Ebene Debra Berhan veranſtaltet; auf B. 20 zeigt ſich ein Heereszug gegen die wehrloſen Gallasſtämme der Nachbarſchaft und die Scenen auf dem Schlachtfelde (B. 21) in der Mitte der in Flammen aufgehenden Dörfer ſind für unſer Gefühl keineswegs wohlthuend. Die Heimkehr des Königs nach ſo leicht gewonnenem Siege und ſein feierlicher Empfang durch die Prieſter ſtellen ſich uns auf der 22. Tafel, eine feierliche Prozeſſion nach der St. Michaelskirche auf der 23. Tafel vor Augen. In ſchmerzlich rührender Weiſe ſpricht uns die Scene der letzten (24.) Tafel, der Sklavenmarkt in Ankobar, um eine erbarmende Hülfe an, welche dem tiefverſunkenen ſogenannt chriſtlichen Volke von Abyſſinien nicht durch ſolche leibliche Waffen, wie die brittiſche Geſandtſchaft ſie dem Könige ſchenkte, ſondern nur durch die Gaben von geiſtigen Waffen gebracht werden kann, durch welche allein der Kampf mit der Macht des innern Verderbens ſiegreich beſtanden wird.

So hat denn der Künſtler von der erſten bis zur letzten maleriſchen Scene ſeines Werkes die Aufgabe genügend und glücklich gelöſt: uns in der Mitte eines afrikaniſchen Tropenlandes und ſeine Bewohner zu führen, welche der bildlich ſinnlichen Anſchauung bis dahin verſchloſſen war und auch unter den jetzt eingetretenen Verhältniſſen für lange Zeit wieder verſchloſſen bleiben wird. Auch der kurze erläuternde, in England gedruckte Text, der den einzelnen Tafeln beigefügt iſt, verſpricht ſeinen Zweck in der angemeſſenſten Weiſe.

Griechenland.

(Hiezu die Anſicht von Athen, nach Hrn. Thomas Ender's Aufnahme.)

Unter den in neuerer Zeit erſchienenen Werken über Griechenland zeichnen ſich ganz beſonders die »Griechiſchen Skizzen« von Hermann Hettner (Braunſchweig bei Vieweg u. Sohn 1853), nicht nur durch ihre höchſt anziehende Schreibart, ſondern vor allem auch durch die wahrhafte Gediegenheit ihres Inhalts aus. Der Verfaſſer verſteht es meiſterhaft, manchen ſchon bekannten Dingen den Reiz der Neuheit zu verleihen und das Intereſſe des Leſers auf eine eigenthümliche Art zu feſſeln und ſtets rege zu erhalten. Eben ſo geiſtreich wie ſeine, von gründlichem Studium der Kunſtwerke des Alterthums zeugenden archäologiſchen Bemerkungen, ſind ſeine Schilderungen der gegenwärtigen Zuſtände in dem, von ihm in den verſchiedenſten Richtungen durchreiſ'ten Lande und hellen manches Dunkel, das bisher darüber ſchwebte, vollſtändig auf. — Wir können uns daher nicht enthalten, einige Auszüge aus dieſem ſo äußerſt intereſſanten Werke, ſoweit ſie dem Zweck des Portfolio entſprechen, hier mitzutheilen.

S. 299 ff. heißt es: »Ach es war eine ſchöne Zeit, als in den zwanziger Jahren ganz Europa begeiſtert an dem Freiheitskampfe der Griechen theilnahm; aber mit Schmerz müſſen wir uns eingeſtehen, daß dieſer große Kampf nicht die erwarteten Früchte getragen hat. Ueberall nur der dürftigſte Anfang des Ackerbaues; nirgends Handel und Fabriken; Griechenland iſt faſt nur noch ein Weideland für Schaafe und Ziegen. Das heutige Griechenland ſteht tief unter dem Griechenland des trojaniſchen Krieges. Bei Homer iſt der Gebrauch von Wagen etwas Alltägliches; man fährt von Piſa (im alten Elis) nach Korinth, von Athen nach Delphi, von Pylos nach Lakedämon, die gewaltigen Mauerbauten von Mykene und Tirynth konnten gar nicht gebaut werden ohne vortreffliche Fahrſtraßen und tüchtige Brückenbauten. Heute aber gibt es fahrbare Straßen nur zwiſchen Athen und dem Piräus, zwiſchen Nauplia und Argos, zwiſchen Athen und Theben; vor längeren Jahren war auch eine Straße von Theben nach Livadia, ſie verfällt, denn ſie wird nicht benutzt, weil es in Theben und Livadia keinen Wagen gibt. Eine Straße von Argos nach Tripolitza wird in dieſem Augenblick gebaut, aber ſo ſchlecht, daß jetzt, wo ſie noch nicht vollendet iſt, die zuerſt beendeten Strecken bereits wieder zu verfallen beginnen. Neſtor rühmt ſich (Ilias 11, 677), in Elis eine Beute gemacht zu haben von fünfzig Rinderheerden

und ebenſo viel Schaafen, Schweinen und Ziegen. Und wie wirft das Alterthum mit Hekatomben um ſich! Der Viehſtand des neuen Griechenlands wäre in ſehr wenigen Hekatomben völlig vernichtet. Pferdezucht iſt auch nicht vorhanden; nur in Argos iſt ein Geſtüt, doch ohne ſonderliche Erfolge.«

»Das Hauptübel Griechenlands iſt ſeine Bevölkerungsloſigkeit. Seit dem Befreiungskriege hat die Bevölkerung zwar in Athen bedeutend zugenommen, aber im übrigen Griechenland wenig oder gar nicht. Auf neunhundert Quadratmeilen hat Griechenland noch nicht eine Million Einwohner. Nach den neueſten amtlichen Angaben kommen auf Feſtgriechenland 258,973, auf den Peloponnes 504,826, auf die Inſeln 232,067 Seelen. Und auch dieſe Summen ſind vielleicht ſchon zu hoch angegeben; denn auch dies gehört zu den Eigenthümlichkeiten des Landes, daß genaue ſtatiſtiſche Zählungen faſt ein Ding der Unmöglichkeit ſind. Keine Strenge der Regierung hat es bisher vermocht, regelmäßige Kirchenbücher über die Geborenen und Verſtorbenen einzuführen; und verordnet die Regierung ausnahmsweiſe einmal eine beſondere Zählung, ſo machen auch dieſe die Griechen zu einer reinen Illuſion, denn es herrſcht der Aberglaube, daß, wenn die Glieder einer Familie gezählt werden, eins derſelben unrettbar dem Tode anheim falle.«

»Bei dieſer geringen Bevölkerung wird es begreiflich, daß der Reiſende im Innern des Landes oft Tage lang reiten kann, ohne auf dem Wege eines einzigen Menſchen Antlitz zu ſehen. Und wie iſt an eine Hebung des Ackerbaues und des Fabrikweſens zu denken, wenn die nöthigſten Arbeitskräfte noch immer fehlen? In Athen erhält ein Arbeiter, außer ſeinem Unterhalt an Speiſe und Trank, täglich vier Drachmen, das ſind 28½ Sgr. oder beinahe ein preußiſcher Thaler. Franzoſen und Engländer haben zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Fabrikanlagen verſucht; aber ſie konnten bei dieſem theuern Arbeitslohn die Concurrenz mit dem Auslande nicht aushalten. So beſitzt denn Griechenland gar keine Manufakturen und Fabriken, und ſelbſt die alltäglichſten und nothwendigſten Lebensbedürfniſſe müſſen aus dem Auslande eingeführt werden.«

In ähnlicher Weiſe äußert ſich der Verfaſſer bei Gelegenheit, wo er die am 6. April 1852 in Athen ſtattgehabte Jahresfeier der griechiſchen Freiheitskriege als Augenzeuge beſpricht. Zunächſt bemerkt er, daß die griechiſche Revolution von 1843 durchaus nicht aus dem Drange einer Conſtitution hervorgegangen, ſondern nur ein nationaler Rückſchlag gegen das aufgedrängte Bayerthum geweſen ſei, worauf ſich erſt nachträglich und ſo zu ſagen über Nacht die Conſtitution gefunden habe. »Die Griechen ſind daher,« fährt er fort, »der unendlichen Mehrzahl nach ihrer Conſtitution herzlich überdrüſſig. Und zwar um ſo mehr, da Griechenland bei einer Bevölkerung von höchſtens 900,000 Einwohnern über hundert Deputirte hat und der Diätenſatz für dieſe Deputirten ganz unverhältnißmäßig hoch geſetzt iſt. Ueber die Aufhebung der Conſtitution würde man ſich alſo nicht grämen. Man fürchtet aber die Revolution, die dieſer Aufhebung vorangehen müßte. Denn bei griechiſchen Kriſen haben auch immer nicht-griechiſche Elemente ihre Hände im Spiele. Jede gewaltſame Störung des Staatslebens iſt daher in Griechenland von unberechenbarer Tragweite, zumal da die Thronfolge noch nicht legitim geordnet iſt, und Griechenland alſo ganz und gar wieder allen jenen

gräuelhaften Wirrniſſen anheimfallen würde, aus denen es ſich eben erſt mühſam herausgerungen hat. Griechenland kann ſich nicht aus ſich ſelbſt erholen, es iſt zu arm dazu.«

»Jedermann kennt die Staatsſchuld Griechenlands, Jedermann weiß, daß dieſe ſich nicht vermindert, ſondern von Jahr zu Jahr ſteigert. Und wie ſoll ſich dies jemals ändern? Nach dem amtlichen Budget von 1852 liegt der Handel Griechenlands ſo arg darnieder, daß, nach der mildeſten Berechnung, die Einfuhr um ſieben Millionen Drachmen die Ausfuhr überſteigt. Und dieſe entſetzliche Thatſache verſchlimmert ſich mit jedem Jahre. Der vornehmſte griechiſche Handelszweig ſind die Korinthen; ſie bilden, nach dem amtlichen Berichte, die Hälfte der Ausfuhrartikel überhaupt. Und dieſe Korinthenkultur droht ganz zu verfallen; die armen Bauern, die auf den Korinthenbau angewieſen ſind, ſind durch die ungeheuren Auflagen, die auf ihnen laſten, ſo tief verſchuldet, daß ihnen nicht mehr die nöthigen Betriebsgelder zu Gebote ſtehen. Nur der Wucher findet hier ſeine Rechnung. Der amtliche Bericht gibt als den niedrigſten Zinsfuß, für den dieſe Leute Geld erhalten, 15 bis 20 Procent an. Ebenſo iſt es mit den übrigen Zweigen des Ackerbaues. Der amtliche Bericht ſagt wörtlich: der größte Theil der Einwohner iſt genöthigt, den Ertrag der jährlichen Ernten ſchon im Voraus zu verkaufen oder zu verpfänden, um Betriebskapital zu erhalten, das ihnen nur zu den höchſten Zinſen vorgeſchoſſen wird.«

»Griechenland, wie es jetzt iſt, iſt eine erkünſtelte Schöpfung, und überdies nur mit Widerwillen von den Großmächten als ſelbſtſtändig anerkannt worden. — Griechenland kann nicht leben und kann nicht ſterben; Griechenland vegetirt nur. So ſagte mir neulich ein Deutſcher, der vor beinahe dreißig Jahren als Philhellene nach Griechenland kam und der jetzt als Grundbeſitzer in der Nähe von Chalkis auf der Inſel Euböa lebt. Und wirklich, man kann nicht treffender den kläglichen Zuſtand bezeichnen, unter dem Griechenland ſeit ſeiner Errichtung als ſelbſtſtändiges Königreich ſchmachtet. Die Griechen alle haben das Gefühl von der Mißlichkeit ihrer politiſchen Lage, und die vorwiegende Stimmung unter ihnen iſt in ihrem tiefſten Grunde nichts als die troſtloſeſte Verzweiflung der Zukunft. Daher kommt es auch, daß ſich bei ihnen die politiſchen Parteien nicht wie anderswo in Abſolutiſten, Conſtitutionelle und Radikale ſcheiden, ſondern lediglich nur in Nationale und Rappiſten, d. h. in ſolche, die die Selbſtſtändigkeit des Reiches um jeden Preis erhalten wollen, und in ſolche, die mit mehr oder weniger Offenheit eine Vereinigung mit Rußland erſtreben. Es iſt gewiß, für jetzt haben die Nationalen noch die Oberhand; aber ſie ſelbſt bekennen ſich im Stillen mit tiefem Schmerz, daß ſie auf höchſt ſchwankendem Boden ſtehen. Freilich kann man noch jeden Tag in den atheniſchen Zeitungen leſen, wie die Stimmführer der nationalen Partei, auf ihre helleniſche Abkunft pochend, jede Annäherung an die »Mongolen und Tataren« verabſcheuen; aber nichtsdeſtoweniger verſtärkt ſich unlängbar die ruſſiſche Partei von Jahr zu Jahr, und man würde ſehr irren, wenn man dieſe Erſcheinung lediglich ruſſiſchen Umtrieben zuſchreiben wollte. Die traurige Einſicht, daß Griechenland nicht durch ſich ſelbſt zu Kräften kommt, ſondern durchaus die Unterſtützung eines größern Reiches bedarf, drängt ſich jedem Griechen ganz von ſelbſt auf. Auch ſtellen die Rappiſten ganz einfach die Frage: Was iſt beſſer, elend und arm ſein bei ſcheinbarer Selbſtſtändigkeit, oder Provinz eines großen Reiches ſein und als ſolche reich und blühend? Und in der That, gehört Grie-

chenland zu Rußland, ſo wird und muß Rußland Alles aufbieten, Griechenland zur höchſten Blüthe zu bringen. Erſt mit dem Beſitze Griechenlands bekommt Rußland freies Spiel im Meere, ſo wie es erſt mit den Griechen gewandte und erfahrene Seeleute bekommt. Was alſo Rußland für die Blüthe ſeiner Marine thut, das thut es zugleich für die Blüthe Griechenlands. — Andere, die nicht ſo weit wie die Nappiſten gehen, würden wenigſtens einen ruſſiſchen Prinzen auf dem griechiſchen Thron ſehr gern ſehen.«

Der Verfaſſer nimmt hierbei durchaus nicht ſelbſt Partei, wie aus allem hervorgeht, ſondern betrachtet den Stand der Dinge in Griechenland rein von einem objektiven Standpunkte aus. Er erzählt, was er beobachtet und erfahren, ſtellt die Thatſachen hin wie ſie ſind, und überläßt es dem Leſer, die Schlußfolgerungen daraus ſelbſt zu ziehen. Da die Thatſache der immer mehr ſich verringernden materiellen Staatskräfte Griechenlands eine allbekannte iſt, ſo liegt es auf der Hand, daß die erwähnten Parteianſichten und Beſtrebungen dort eine ganz andere Bedeutung und Tragweite haben, als in einem von der Natur geſegneten und zugleich kultivirten und civiliſirten Lande. In Griechenland handelt es ſich bei dieſen Parteibeſtrebungen einfach um Verbeſſerung der *materiellen* Lage, und daher kommt es, daß, wie der Verfaſſer bemerkt, die Partei der Nappiſten ſich von Jahr zu Jahr verſtärkt, da die nationale Partei eben ſo gut wie jene weiß, wo das Hauptübel ſteckt, und daß dieſes durch ſtarres Feſthalten an dem Grundſatze der Selbſtſtändigkeit des Reiches nicht gehoben wird.

Mit Beziehung auf die troſtloſen materiellen Zuſtände bemerkt der Verfaſſer unter anderm noch Folgendes: »Sollen wir noch weiter gehen und dem Boden des Landes ſelbſt alle fernere Lebenskraft abſprechen? Ich muß geſtehen, daß mir während der Zeit, in der ich die verſchiedenen Theile des griechiſchen Feſtlandes durchſtreifte, unaufhörlich ein Buch in die Erinnerung kam, das ich ſchon früher einmal geleſen hatte, und das ich doch erſt *jetzt*, nachdem ich *Griechenland ſelbſt kenne*, wirklich verſtehe. Ich meine das Buch von Carl Fraas »Klima und Pflanzenwelt in der Zeit. Landshut 1847.« Der Verfaſſer hat lange Zeit in Griechenland gelebt und es als Botaniker nach allen Seiten hin wiederholt durchwandert. Dieſer bezeichnet die wirkliche Wiedergeburt gerade zu als eine *phyſiſche Unmöglichkeit*. Und dieſe phyſiſche Unmöglichkeit ſucht er in der jetzigen Entwaldung und Waſſerarmuth des Landes. Er ſagt: Wer Schiffe bauen will, wer Eiſen gewinnt, Glas ſchmilzt, Häuſer baut, Zucker ſiedet, Kalk brennt, kurz, wer Fabriken errichtet, braucht Holz und Waſſerkraft. Homer und Heſiod erwähnen viele Wälder, Theophraſt ſpricht von großen Waldungen am Parnaß und Helikon, am Taygeton und Kyllene, vorzüglich aber auch in Arkadiens Hochland. Jetzt hat Griechenland in den leicht zugänglichen Gegenden gar keinen Wald mehr, am Parnaß beginnt der Wald erſt zweitauſend Fuß hoch mit Edeltannen am Kloſter Jeruſalem. Das vordringende Wüſtenklima hat das Holz durchweg nur auf die höchſten Gebirge gedrängt. Holzreich ſind nur noch der hochgebirgige Theil von Aetolien und Oſtakarnanien, Phthiotis und dem mittleren Euböa, und die Schluchten der Kyllene und des Taygeton. Künſtliche Forſtkultur aber iſt unmöglich; ſelbſt die Erhaltung des bisher noch Erhaltenen ſehr mühſam und faſt unausführbar. »Wo denn ſollte der Unterhalt der Heerden — der halbe Reichthum des Landes — herkommen, wenn die Ziegenhirten nicht mehr das Land durchziehen ſollten vom Othrys und Thymphreſt

dis zum Cap Tänarum und Malea? Woher die Fruchtbarkeit der nackten Gebirge, dürfte nicht mehr durch Abbrennen des Gestrüpps mit Asche gedüngt werden?« Solche Einwendungen sind es, die der Unverstand der Eingeborenen macht. Die Wiederherstellung der alten Wälder ist besonders auch deßhalb unmöglich, weil die Zerstörung der massenhaften natürlichen Vegetation das Klima so verändert hat, daß der geographische Bezirk der die Flora bedingenden Elemente völlig aus seinen Grenzen verrückt ward. Die Entwaldung des Landes hat auf dem dürren und kalkhaltigen Boden die Wärme und die Trockenheit der Luft beträchtlich vermehrt; die Quellen sind immermehr versiegt und der dürre Boden zieht die atmosphärischen Niederschläge nicht mehr an. So weht der Seirocco heißer und heißer über die schattenlosen Berge mit dürrem Gestrüpp und findet nicht Quellen, nicht Flüsse und Seen, aus denen er befruchtende Dünste ausziehen könnte. Die Alpenwiesen beginnen nicht in der Höhe von dreitausend Fuß, sondern erst in der Höhe von fünftausend. Diese Höhen sind den Sommer hindurch von Schafheerden bedeckt, man zählt am Parnaß allein an achtzigtausend Stück Schafe, die im Winter in die Ebenen von Salona, Phocis und Böotien ziehen. Aber auch hier ist bei dem Mangel an Quellen die Ernährung der Pflanzen nur atmosphärischen Niederschlägen und dem schmelzenden Schnee überlassen; daher überall nur niedergedrückte kurzhalmige Gräser, was freilich für die Schafe nur um so besser ist. Kurz, wo früher Wald stand, da ist jetzt nur niederes Gestrüpp, wo früher Weidelandschaft, nur Steppenvegetation. *Die Natur des Landes ist in ihrem innersten Wesen angegriffen.* Und wenn wir auch nicht glauben, daß das kahle ausgebrauchte Griechenland aus den alten Myrmidonen und Pelasgern im Laufe der Zeit Gyphten und Wlachen gebildet habe, so müssen wir doch gestehen, daß selbst das Vollblut der Helden von Marathon oder der platonischen Akademie, wenn es ohne Verdünnung und Zersetzung unverändert auf unsere Zeiten gekommen wäre, jetzt nur sehr dürftige, ja oft gar keine Hülfsmittel finden würde, um sich mit jenen Völkern in die Renndahn zu stellen, die jetzt in Europa und Amerika um den Preis des Fortschrittes ringen. — Mögen wir uns mit der verzweifelten Hoffnungslosigkeit des gelehrten Botanikers einverstanden erklären oder ihr widerstreiten, mögen wir eine wirklich lebenskräftige Wiedergeburt dieses einst so schönen Landes in das Reich der Träume zählen, oder sie immer als eine wenn auch erst in ferner Zeit erreichbare Möglichkeit ansehen, das ist gewiß, dies Griechenland, wie es sich in diesem Augenblicke uns darstellt, ist noch lange nicht jene einst so sehnlichst herbeigewünschte vielgefeierte Wiedergeburt, ja bis jetzt sind kaum die allerersten Keime zu einer solchen vorhanden. Und dies drückende Bewußtsein, daß die heutigen Zustände bisher noch sogar keine innere Entwicklungsfähigkeit zeigen, dies ist es, was das unglückliche Land politisch in ewiger Unruhe und Gährung gefangen hält.«

Im ersten Abschnitte des Werkes verweilt der Verfasser hauptsächlich bei *Athen* und dessen Merkwürdigkeiten. »Der erste Eindruck der Stadt,« äußert er, »war verstimmend und wohlgeeignet, alle träumerische Illusionen von einem raschen Aufblüden des neuen Griechenlands zu zerstören. Die Häuser sind sehr eng und niedrig, meist einstöckig, zum größten Theil ohne Fenster; hölzerne Läden schließen bei schlechtem Wetter und in der Nacht die Oeffnungen, die als Fenster dienen. Die Straßen, selbst die Hauptstraße, sind ganz entsetzlich schmutzig, denn sie sind alle ungepflastert. Es überfiel mich eine

namenloſe Trauer. Ich dachte an Rom. Rom iſt auch nicht mehr ſo groß, wie ſeine Vergangenheit; aber es hat ein glanzvolles Mittelalter, und auch jetzt ſteht es im Weſentlichen mit der ganzen europäiſchen Bildung auf gleicher Höhe. Wie ganz anders hier! — Die Alten (fährt dann der Verfaſſer fort) bezeichnen Athen als die volkreichſte Stadt von ganz Griechenland. Xenophon ſagt in den Denkwürdigkeiten des Sokrates (III., 5), Athen allein habe ſo viel freie Bürger wie ganz Böotien. Dennoch iſt nach Böckh's und Leake's ausführlichen Unterſuchungen die Einwohnerzahl Athens, die Sklaven mit eingeſchloſſen, ſchwerlich jemals über zweimalhunderttauſend Seelen hinausgegangen. Prachtvoll oder gar palaſtreich wie mittelalterliche und moderne Städte war das alte Athen ganz gewiß nicht. Allerdings ſtanden auf allen Straßen und Plätzen gewaltige Tempel, Heiligthümer, Säulenhallen, Statuen und Altäre; in der Nähe der Stadt waren ſchattige Haine und Spaziergänge, ja wir hören ſogar von grünen Weiden und Platanen, mit denen der Markt bepflanzt war. Aber wie der Bürger nur dem Staate gehörte und das Privatleben faſt ganz und gar im Staatsleben aufging, ſo verbot auch die alte Sitte Glanz und Behaglichkeit der Privatwohnungen; der künſtleriſche Bau gehörte nur dem Tempel und den Staatsbauten. Die Wohnhäuſer waren meiſt unanſehnlich aus ungebrannten, an der Luft getrockneten Lehmziegeln gebaut und, wie die Häuſer von Pompeji und Herkulanum, von geringem Umfange; im obern Stockwerke hingen häufig auf die Straße Erker und Balkone herüber; und vorſpringende Treppen und Geländer und Thüren, die nach außen geöffnet wurden, beengten die Straßen. Das neue Athen liegt durchaus auf dem Grunde des alten. Es iſt wohl hauptſächlich vom Könige Ludwig von Bayern ausgegangen, daß grade Athen die Hauptſtadt des neuen Königreichs wurde. Dieſe ſentimentale Romantik war aber entſchieden ein politiſcher Mißgriff. Das alte Athen ſiedelte ſich hier an, weil alle ältere griechiſche Städte aus Furcht vor den Einfällen der Seeräuber ſich in einiger Entfernung vom Meere, landeinwärts, auf ſteilen Höhen anſiedelten. Heute fällt dieſe Urſache weg. Griechenland iſt weſentlich auf die See angewieſen. Es zeigt von der hohen Weisheit Capodiſtria's und der Venetianer, daß ſie zunächſt Nauplia, das ſchöne, mit einem herrlichen Hafen verſehene, zu ihrem Regierungsſitz wählten.«

»Nichtsdeſtoweniger iſt das neue Athen bis jetzt raſch aufgeblüht. Es hat einige zwanzigtauſend Einwohner und nimmt einen ſtattlichen Flächenraum ein. Zwei Hauptſtraßen, die ſich in ihrer Mitte rechtwinklich durchſchneiden, durchlaufen die ganze Länge und Breite der Stadt. An dieſe ſetzt ſich dann das übrige wirr durch einander geſchlungene Straßengeäder. Die eine dieſer Hauptſtraßen, die Hermesſtraße, geht von Weſten nach Oſten; ſie iſt die unmittelbare Fortſetzung der vom Piräus kommenden Landſtraße, und mündet in den großen freien Platz, der eine hübſche Gartenanlage vor der königlichen Reſidenz bildet: ſie wäre in moderner Weiſe ganz geradlinig, wenn nicht an der innern Stelle eine kleine maleriſche altbyzantiniſche Kirche vorſpränge und durch dieſen Vorſprung eine leiſe Biegung der Straße veranlaßte. Die andere Hauptſtraße läuft von Norden nach Süden. Sie heißt die Aeolusſtraße, weil ihr ſüdlicher Ausgangspunkt der unter der Akropolis liegende, aus der Römerzeit ſtammende Thurm der Winde, der Thurm des Aeolus iſt. Dieſe Straße iſt uneben, aber durchaus geradlinig; von jedem Punkte aus ſieht man die Mauern der Akropolis. Hier iſt das eigentlich moderne Athen.

Es gibt zwar auch hier noch genug ſchmutzige Hütten, aber dennoch iſt die große Mehrzahl der an dieſen beiden Straßen liegenden Häuſer zweiſtöckig, ſogar zuweilen elegant und ſauber. Hier gibt es Glasfenſter und zweiflüglige Hausthüren, oft auch Altane, über die dann gewöhnlich ein ſtumpfwinkliger Seitengiebel vorſpringt. Dies ſind die Straßen der Kaffeehäuſer und Kaufläden. Die Häuſer der fremden Geſandten und die öffentlichen Staatsgebäude, die Miniſterien, die Bank, die Univerſität liegen vom ſtädtiſchen Verkehr entfernter auf freien, zum Theil noch nicht ganz ausgebauten Plätzen, die ſich vom nördlichen Ende der Aeolusſtraße bis zum königlichen Schloſſe hinziehen. Das königliche Schloß iſt groß und maſſenhaft, und die Marmor- und Farbenpracht der innern Räume faſt verſchwenderiſch; das Aeußere aber iſt nüchtern, kaſerneuartig. In dieſer Umgegend iſt das faſhionable Weſtend des neuen Athen.«

»Im innern Theil der Stadt iſt freilich ein wüſter Knäuel von kurzen, krummen und engen Gaſſen. Es iſt ſchwer, ſich hier durchzuwinden. Da iſt nichts mehr von Sauberkeit, von zweiſtöckigen Häuſern mit Fenſtern und Altanen; überall ſind nur elende Hütten und Baracken, dürftig zuſammengeſetzt aus vier übertünchten, mit einem leichten Ziegeldach überdeckten Mauern; einige Oeffnungen mit hölzernen Läden dienen als Thür, Fenſter und Schornſtein. Straßenpflaſter ſind natürlich hier eben ſo wenig vorhanden, als in den beiden Hauptſtraßen; hat es alſo geregnet oder wirbelt während des Sommers in Athen, das ohnehin ſehr von ſcharfen Windzügen heimgeſucht wird, der Staub recht hoch, ſo iſt für dieſe armen Troglodyten ein ganz entſetzliches Daſein. In dieſem Jammer machen die hochtrabenden Straßennamen, die an allen Ecken und Enden angeſchlagen ſind, einen faſt burlesken Eindruck. Wo ſich etwa die Lage der Straßen auf bekannte Oertlichkeiten des alten Athen zurückführen läßt, da wandelt man auf einer Straße des Bouleuterion, der Poikile, der Eponymen, der Tripoden, des Areopag; oder wo dies nicht der Fall iſt, auf einer Straße des Perikles, des Phidias, Prariteles, Aeſchylus, Sophokles oder Euripides. Das iſt ganz derſelbe lächerliche Bettelſtolz, der auch die Taufnamen der neugeborenen Kinder größtentheils einem Achilles, Perikles oder Epaminondas entlehnt.«

Sogleich nach der Ankunft in Athen beſuchte der Verfaſſer die **Akropolis.** »Wie die Alten Athen Hellas in Hellas nannten,« bemerkt er, »ſo iſt die Akropolis Athen in Athen. Sie iſt der Inbegriff alles Höchſten, was der menſchliche Geiſt an Bau- und Bildwerken geſchaffen hat, und ſie iſt dies heut um ſo mehr, da außer dem Theſeustempel und dem zierlichen Mal des Lyſikrates in der Stadt ſelbſt keine echt griechiſche Bauwerke mehr erhalten ſind. Ich war ſeit Jahren vertraut mit allen Wunderwerken, die hier meiner warteten. Und dennoch! dennoch war mein Gefühl bei dem erſten Anſchauen ein ſehr getheiltes. Wir haben uns ſo ſehr gewöhnt, bei dem erhabenen Namen der Akropolis immer nur an die großen Bauten und Bildwerke des Perikles und Phidias zu denken, daß wir darüber die Feſtungsmauern, die dieſe Bauten umgeben, in unſerem Phantaſiebilde faſt gänzlich vergeſſen. Die meiſten Abbildungen, die von der Akropolis im Umlaufe ſind, ſind der landſchaftlichen Wirkung halber immer nur von der Weſtſeite aufgenommen. Dort freilich treten jene Feſtungswerke faſt gänzlich zurück, und Tempel und Bildſäulen werden uns wie auf einem Präſentirteller entgegengetragen. Jedoch dieſen freien Blick haben wir eben nur auf der Weſt-

ſeite, in der Nähe der Pnyx, die die Stätte der alten Volksverſammlungen war, auf dem Nymphenhügel und auf der piräiſchen Straße. Und nun erzeugt ſich für Den, der die Oertlichkeiten Athens nicht ganz genau kennt, gewöhnlich die Vorſtellung, als thronten dieſe Tempel majeſtätiſch über dee Stadt, Allen ſichtbar und Allen eine eindringliche Mahnung an die Macht der Götter und an den Glanz der Stadt, die dieſen Göttern ſolche prachtvolle Tempel geſchaffen. Aber dieſe Vorſtellung iſt durchaus falſch. Von der Stadt aus erſcheint die Akropolis nur als ein vorwiegend militäriſcher Bau; die Propyläen und der Niketempel ſind ganz von den Feſtungsmauern verdeckt, und vom Parthenon und vom Erechtheion, das der Stadtſeite zugekehrt iſt, ragen nur der Dachſtuhl und die oberen Enden ihrer Säulen kärglich herüber. So aber iſt es nicht etwa blos heute; ſo war es auch im Alterthum. Freilich ſind dieſe Mauern, wie ſie daſtehen, beſonders in ihren oberen Theilen, erſt aus dem Mittelalter und aus der Zeit der türkiſchen Herrſchaft; aber einzelne Stücke, die unzweifelhaft alt ſind, zeigen mit Sicherheit, daß die Mauern auch im Alterthum mindeſtens eben ſo hoch waren. Das neue Athen ſteht genau auf der Stelle des alten. Es iſt gewiß, auch der Athener des Perikleiſchen Zeitalters ſah nur von der Gegend der Pnyx und von den entfernteren Stadttheilen des äußern Keramikos die ſtrahlende Herrlichkeit ſeiner Tempel; in den belebteſten Gegenden des ſtädtiſchen Verkehrs ſah er auch Nichts, als dieſe äußeren Feſtungswerke. — Ich geſtehe, daß mich dieſer Eindruck zuerſt überraſchte; und es mag wohl nur wenige Reiſende gegeben haben, die nicht in ähnlichee Weiſe hierin eine Art von Enttäuſchung gefühlt hätten.«

»Der Hügel der Akropolis erhebt ſich etwa 350 Fuß hoch am ſüdlichen Ende der Stadt. In der älteſten Zeit war er die Stadt ſelbſt; erſt unter Theſeus breiteten ſich die Wohnungen am Fuße des Hügels aus, weshalb das ſpätere Athen auch die Stadt des Theſeus genannt wurde. Auf der Nord-, Süd- und Oſtſeite ſteigt er mit ſteilen und unerklimmbaren Felswänden jäh empor. Nur gegen Weſten iſt er von dieſer natürlichen Befeſtigung entblößt. Dieſe Weſtſeite iſt daher, wie heutzutage, ſo auch im ganzen Alterthume immer der gewöhnliche Aufgang zur Akropolis geweſen. Jetzt iſt der Eingang mit mittelalterlichen und türkiſchen Mauerwerken verbaut, und nur durch eine enge Seitenpforte gelangt man in das Innerſte des Allerheiligſten. Wir gehen durch dieſe Pforte und ſtehen nun vor der großen und breiten Treppe, auf deren Höhe uns oben als ihr natürlicher Abſchluß die Propyläen entgegentreten, das feſtliche Eingangsthor, das die Griechen des Perikleiſchen Zeitalters zur Betretung der Akropolis ladete. Dieſe Propyläen, in der Mitte das große Thor, von dem das Brandenburgiſche Thor in Berlin nur ein ſehr ſchwaches Abbild gibt, und zur Seite die gewaltigen Seitenflügel, von denen, der künſtleriſchen und militäriſchen Doppelbeſtimmung der Akropolis entſprechend, der eine ein Waffenmagazin, der andere ein Pinakothek oder Gemäldegallerie war, gehören zu den vollendetſten Bauten der vollendetſten Kunſtblüthe. Aber die Säulen ſind verſtümmelt, das Dach zertrümmert; ein häßlicher mittelalterlicher Feſtungsthurm ſtört den einheitsvollen Eindruck; die Treppen ſind in vereinzelte Bruchſtücke auseinander geſchleudert. Und der durch die Bemühungen von Roß und Schaubert aus den alten Trümmern wieder aufgebaute zierliche Niketempel, der vor den Propyläen ſteht, dient nur dazu, uns das Gefühl recht lebhaft zu machen, was für eine unendliche Welt der Schönheit

uns hier für immer verloren iſt. Durch die Propyläen geht es nun an regellos aufeinander geſchichteten Bautrümmern vorüber zu dem Parthenon, dem ſchönſten und größten Tempel des Alterthums. Wohl erfüllen uns dieſe hochaufſtrebenden Säulen und die Geſimſe des Daches und der Decke durch ihre ſchönen Formen mit Bewunderung und Entzücken; aber auf den erſten Anblick vermag die Phantaſie nicht, aus der gräßlichen Verſtümmlung, der auch dieſer Bau unterlegen iſt, ſich lebendig das Ganze wieder in ſeiner vollen Herrlichkeit herzuſtellen. Die Säulen, jetzt des Daches, der Deckenbalken und zum Theil der Capitäler beraubt, ragen klagend in die blaue Luft hinein, und ringsum liegen auf dem Boden des innern Tempelraumes die ſchönſten Bauſtücke wüſt durcheinander; ein ſchaudererregendes Schlachtfeld, auf dem die verſtümmelten Leichen und Glieder nur Klage und Entſetzen erregen. Man mag dieſe Zertrümmerung noch ſo oft in Bildern und Büchern geſehen und geleſen haben; hier an Ort und Stelle wirkt ſie in einer Weiſe ergreifend, wie ich es nimmer gedacht hätte. Die Phantaſie arbeitet und arbeitet, dieſen erſten niederſchlagenden Eindruck zu überwinden; es gelingt ihr nicht. Sie erwartete Erhebung, ſie findet nur Druck; ſie erwartete Löſung von Räthſeln, die ſie bis dahin beſchäftigt hatten, ſie findet ſtatt der Löſung nur neue Räthſel und verzweifelt faſt daran, hier jemals zur Klarheit und zum Genuß zu kommen. Kaum fand ich Stimmung, noch hinüber zu dem wunderbar zierlichen Erechtheion zu gehen. Die ioniſchen Säulen dieſes Erechtheions ſind ſo leicht und anmuthig, das Ganze ſo ſchlank und zierlich, in allen Einzelnheiten ſo durchgebildet und feingegliedert; und fragt man nun, wie die einzelnen Theile dieſer zwei Zellen mit ihren doppelten Seitenflügeln unter ſich zuſammenhangen, ſo haben wir auch hier wieder nur Fragen, und Niemand weiß uns eine beſtimmte Antwort zu geben.«

Die ſpäter folgende ausführliche geſchichtliche und archäologiſche Darſtellung der Kunſtdenkmäler auf der Akropolis gehört nicht hierher; dagegen möge, was Athen überhaupt betrifft, noch Einiges aus der Beſchreibung eines Spazierganges, den der Verfaſſer in der Umgegend der Stadt machte, hier wieder gegeben werden. Der Weg führte nach dem, neben der pirälſchen Straße ſich ausbreitenden Olivenhain, »der uns,« ſo erzählt er, »bei der zunehmenden Hitze in der baumloſen Gegend kühlenden Schatten bot. Wie ſtill und friedlich war es hier! Nur hie und da ein einzelner Arbeiter, der ſeine Gemüſepflanzungen baute; dafür aber viel Nachtigallenſchlag, denn die Nachtigallen ſcheinen dieſen Hain heut noch grade ſo zu lieben, wie im Alterthum. Wir gingen den mannigfachen Grabenwindungen nach, in denen die ſchweifenden Wäſſer des Kephiſſos, wie ſie bei Sophokles heißen, nach einer Art von kunſtreichem Syſteme die ganze Trift berieſeln. Und der Gau von Kolonos, der ſchon im Alterthum durch ſeine Fruchtbarkeit und durch den üppigen Wuchs ſeiner Oelbäume und Platanen berühmt war, iſt auch heute noch der fruchtbarſte Theil der attiſchen Ebene. Sein ſaftiges Grün ſticht wunderbar lieblich ab gegen die Kahlheit der übrigen Gegend. — Wir hatten uns in dieſem Gewirre der Graben und Hecken verirrt, falls ſich Jemand verirren kann, der ſich keinen beſtimmten Zielpunkt geſetzt hat. Es war uns daher eben recht, als wir dann unerwartet drei oder vier Häuſer entdeckten, von denen wir ſehr bald das eine als ein Ergaſtirion, d. h. als eine Schenke, erkannten. Die Bauart war, wie bei allen griechiſchen Hütten, möglichſt urſprünglich. Vier Mauern, darüber ein leichtes Ziegeldach; eine Thür und einige mit

Läden verſchließbare Fenſter — das iſt Alles, was der ärmere Grieche von ſeiner Wohnung fordert. Keine Glasſcheiben und kein Schornſtein; keine Decke und keine Dielen; der Fußboden iſt einfach abgeplättet; in der Mitte aber oder an einer Seitenecke iſt er mit zwei oder drei Steinen gepflaſtert, die einem faſt ewig brennenden Feuer als Heerd dienen. Hier in unſerem Ergaſtirion war ſogar noch ein Luxusbau. Im Hintergrunde erhob ſich ein hölzerner Söller, zu dem eine Leiter hinaufführte. Dort war die Schlafſtätte. Unter dem Söller aber lagen vier ſtattliche Fäſſer. Einige Männer ſaßen in landesüblich orientaliſcher Weiſe mit untergeſchlagenen Beinen auf einem bunten Teppich, der über einen Theil des Fußbodens gebreitet war. Sie rauchten ihre Papiereigarren und ſchwatzten und waren froh, als der Wirth, der ſchon öfters mit Fremden verkehrt hatte, mit uns einige Worte italieniſch und franzöſiſch radebrechte. Er lieferte ihnen durch das, was wir ihm von unſerem Namen, Vaterland und Reiſezweck ſagten, willkommenen Stoff zu neuer Unterhaltung. Der Wein lockte mich. Aber es erging mir auch hier, wie es mir bisher noch immer mit dem griechiſchen Wein ergangen iſt. Er iſt für mich faſt ungenießbar; denn er iſt ſtark mit Harz vermiſcht. Es iſt ſicher, daß die Alten gleichfalls dieſe Gewohnheit hatten; das lehrt uns ſchon der mit einem Pinienapfel gekrönte Thyrſus des Dionyſos. Aber mein Gaumen iſt nicht Alterthumsenthuſiaſt genug, um ſich dieſerhalb zu bekehren. Nachdem wir uns ausgeruht hatten und unſere Wanderung fortſetzten, kamen wir nach wenig Minuten in einen ſchönen Cypreſſengarten. Durch alle Jahrhunderte hindurch hat ſich die Ueberlieferung erhalten, daß dies der Platz der alten Akademie iſt, und alle Nachrichten, die wir von der örtlichen Lage dieſes berühmteſten Gymnaſiums der Athener beſitzen, beſtätigen dieſe Kunde. Wo einſt prächtige Heiligthümer ſtanden, wo die ſchönſte Blüthe der atheniſchen Jugend die angeborne Körperſchönheit luſtig durch gymnaſtiſche Uebungen ſtählte, und wo von den Lippen des Platon die höchſte Weisheit der Griechen in lieblicher Rede ertönte, da iſt jetzt nur ein einſames Landhaus, deſſen Mauerwerke mit werthloſen Skulpturfragmenten geſchmückt ſind. Aber das dunkle Grün der melancholiſchen Cypreſſen und die lautloſe Stille, die hier waltet, ſtimmt zu dem wehmüthigen Ernſte, der uns überkommt, wenn wir hier unwillkürlich an den erſchütternden Gegenſatz des glänzenden Einſt und des traurigen Jetzt denken müſſen.«

Einige wenige Bruchſtücke aus der Beſchreibung der Reiſe, welche der Verfaſſer von Athen aus über den Iſthmus von Korinth nach dem Peloponnes und ſodann nach Nordgriechenland unternahm, mögen den Schluß bilden.

»Megara, einſt durch die vollendetſten Werke von Praxiteles, Skopas und Lyſippus geſchmückt, beſitzt jetzt nichts mehr als ein Paar verſtümmelte römiſche Kriegerfiguren, einige bereits bekannte alte Steininſchriften und kleine Terracottafigürchen, die die Einwohner gelegentlich auf den Feldern finden und emſig dem Fremden zum Verkauf bieten. Unmittelbar hinter Kalamaki, einem Städtchen von wenigen Häuſern, beginnt der korinthiſche Iſthmus. Dieſer beſteht aus kahlem Kalkmergel; nur niedriges Fichtengeſtrüpp bedeckt ihn. An der breiteſten Stelle iſt er etwa eine deutſche Meile breit; aber von keinem einzigen Punkte überſieht man zu gleicher Zeit beide Meere. Am weſtlichen Ende des Iſthmus erheben ſich jäh aus der Ebene die gewaltigen Berggipfel von Akrokorinth. Nur die Mauertrümmer des alten Poſeidontempels erinnern noch an

den Glanz der isthmischen Spiele. Bedeutsam aber scheint mir eine Thalschlucht, die in der Nähe des alten Tempelbezirks liegt. Sie ist etwa fünfzig Fuß tief und eine Stunde lang; ein kleiner Bach durchrieselt sie. An der Westseite, die dem Tempel zugekehrt ist, ist sie eng, gegen Osten aber erweitert sie sich und bietet hinlänglich Raum für ein kleines Fruchtfeld, das ein Bauer emsig bepflügte. Das heutige Korinth ist eine kleine, eben erst wieder erstehende Stadt von wenig tausend Einwohnern. Nur sieben Säulen eines uralten dorischen Tempels zeugen von der einstigen Pracht und Herrlichkeit. Unterhalb der Stadt, nach dem Meere gelegen, ist eine wunderbar schöne, von saftigem Epheu an allen Seiten reich umschlossene künstliche Grotte mit rieselndem Quellwasser, die vor der Zeit des griechischen Befreiungskrieges zu den Gärten des reichen und edlen Kiamilbei gehörte. Akrokorinth erhebt sich 1770 Fuß gerade aus der Meeresfläche heraus, und oben an seiner Spitze breitet es sich aus zu einem eigenen großen, mehr als eine Stunde umfassenden Hochlande, das wieder seine besonderen Berge und Ebenen hat. Alle Zeiten haben hier ihre Geschichte in Steinschrift gegraben. Noch erquickt uns der frische Quell der Pirene, an der einst Bellerophon den Pegasus einfing; und vereinzelte Säulenstücke gemahnen uns an die einstige Pracht des alten Tempels der Aphrodite. Ringsherum um den ganzen Berg laufen die mächtigen Zinnen und Thürme der stolzen Venetianer, und wüste Schutthaufen erzählen uns von den zerstörten Häusern, Moscheen und Bädern der Türken, die sich hier eine eigene kleine Stadt erbaut hatten. Nur fünf alte Invaliden bilden die dürftige Bewachung. Das kleine Städtchen da unten zu unseren Füßen, das sich erst seit einigen Jahren wieder mühsam aus der Zerstörung des Türkenkrieges aufrafft, das ist dasselbe einst so stolze Korinth, dessen Reichthum und Ueppigkeit einst alle Städte der Welt überstrahlte; und diese beiden gewaltigen Meere, die jetzt so still und öde sind, daß man kaum hie und da eine vereinzelte Fischerbarke erblickt, und die nur alle vierzehn Tage einmal ein Dampfschiff des österreichischen Lloyd tragen, das sind dieselben Meere, auf denen einst der Welthandel von Korinth und Sikyon herrschte. Die schreckliche Verwilderung des Bodens hat die Luft verpestet; Korinth ist einer der gefährlichsten Fieberorte von ganz Griechenland. Seit einigen Jahren sind zwei deutsche Aerzte dort, die alle beide ihr reichliches Einkommen finden; sie verlassen Korinth in den nächsten Wochen; sie und ihre Familien verzehren sich hier in unausgesetzten Fieberanfällen. Nur die großartigsten Colonisirungen könnten hier durchgreifen. Aber die Griechen hassen die Fremden und wissen alle Versuche umfassender Ansiedlung immer erfolgreich zu hintertreiben. Im Jahre 1846 wollte ein bayerischer Artillerie-Hauptmann Hütz auf dem Isthmus ein deutsches Dorf gründen. Das Ministerium hatte die Einwilligung gegeben, die Auswanderer rüsteten sich in Bayern bereits zum Abzug, die meisten Häuser waren schon fertig; da kam das Colonisationsgesuch vom Ministerium an die Kammer, diese versagte die Genehmigung. Die Häuser verfallen jetzt nutzlos in Trümmer, ohne daß sie jemals bewohnt waren! Uebrigens haben wir Deutschen gar keine Ursache, es zu beklagen, daß neuerdings die Auswanderungen nach Griechenland aufgehört haben. Die Erfahrung hat nun einmal gezeigt, daß alle bisherige Ansiedelungen dort noch immer mißlangen.«

»Argos ist ein hübscher freundlicher Ort, so weit niedrige Lehmhütten ein freundliches Ansehen gestatten. Im Khane, in dem wir schliefen, mußten wir oben die Ziegellücken mit Tüchern und Decken verstopfen, um uns nur einigermaßen vor dem Zugwinde zu schützen. Am folgenden Morgen brachte uns ein Ritt von anderthalb Stunden nach Tirynth. Tirynth ist eine der allerältesten Städte Griechenlands, obschon nicht so alt wie die argivische Feste Larissa. Die Akropolis, von der allein noch Reste vorhanden sind, liegt auf einem Hügel, der schwerlich viel über dreißig Fuß hoch und nur wenige hundert Schritte von der offenen Seeküste entfernt ist. Diese unsichere Lage gebot also die höchste Kunst der Befestigung. Und wahrlich! die Mauern von Tirynth waren in dieser Hinsicht das Großartigste in der Welt. Dicht unter Tirynth liegt eine Musterwirthschaft, die Capodistria anlegte. Sie ist verfallen. Nicht weit davon entfernt, auf dem Wege nach Argos, ist ein Dorf Neutirynth; freundliche deutsche Bauernhäuser, gegründet von schwäbischen und bayerischen Einwanderern; auch dieses ist bereits wieder von seinen Bewohnern verlassen. Der angeschwemmte Küstengrund ist schlammig und sumpfig; die Fieberluft läßt keine dauernde Ansiedelungen aufkommen. Eine schöne mit Maulbeerbäumen bepflanzte Straße führt nach Nauplia. Nauplia, sagt man, hat durch die Verlegung der Residenz nach Athen viel verloren; trotzdem ist es noch immer ein hübsches, für griechische Verhältnisse sehr civilisirtes Städtchen, in seinem äußern Aussehen an die kleinen Seestädte von Mittel- und Unteritalien erinnernd. Oben auf der hochgelegenen alt-venetianischen Felsenfestung Palamidi thront ein deutscher Landsmann, der Hauptmann Stellwag, ein alter Philhellene, als Festungscommandant. Im Kreise seiner liebenswürdigen Familie verweilten wir einige glückliche Stunden.«

»Tripolitza oder Tripolis, die Dreistadt, bezeichnet sich schon durch ihren Namen als die moderne Vereinigung der altarkadischen Städte Tegea, Mantinea und Pallantion, zwischen denen sie mitten inne liegt. Megalapolis aber ist jener großartige städtische Mittelpunkt Arkadiens, dessen Gründung von Epaminondas ausging, als dieser nach der Vernichtung von Sparta's Oberherrschaft im vierten Jahrhundert Messene wieder herstellte und Arkadien zu einem geordneten Gemeinleben führte, um Sparta ringsum mit starken und mächtigen Gegnern zu umschließen. Ueberreste von diesen alten Städten sind nicht mehr viele vorhanden; nur hie und da noch, wie namentlich in Mantinea, die alten Ringmauern und in Megalapolis die in den Fels gehauenen Sitzreihen des Theaters, das Pausanias als das größte von ganz Griechenland bezeichnet. — Wer Arkadien nicht blos aus den süßlichen Erfindungen einer veralteten Schäferpoesie, sondern aus den wirklichen Thatsachen der Geschichte und Geographie kennt, der weiß zur Genüge, daß Arkadien ein ziemlich rauhes Gebirgsland ist. Der Temperaturunterschied gegen die umliegenden Küstenlandschaften ist sehr bedeutend. In den Hochebenen von Tripolitza und Megalapolis, von denen freilich die ersten beinahe zweitausend, die letztern vierzehnhundert Fuß über dem Meere liegen, war gegen Ende April eine Kälte zum Erstarren; im Winter ist überall reichlicher Schneefall. Daher ist Arkadien, besonders mit dem durstigen Argos verglichen, sehr wasserreich. Die Vegetation ist eine fast nördliche. Im Alterthum waren die Berge dicht bewaldet; wilde Thiere, besonders Wölfe und Bären,

hauſten in dieſen Wäldern, wie ja der arkadiſchen Artemis der Bär geweiht iſt; und auch heute noch hat Arkadien wunderbar ſchöne uralte Eichen, Platanen und Tannen, blumenbedeckte grünende Wieſen und eine Fülle lieblich ſchmetternder Nachtigallen, wie deren nirgends anders ſo viele vorhanden ſind. Als rauhes Gebirgsland galt Arkadien zwar ſchon im Alterthum nicht für beſonders fruchtbar, aber nichtsdeſtoweniger hegte es den Ackerbau mit der liebendſten Sorgfalt; überall ſehen wir noch an den Berghalden alte Terraſſen, die davon zeugen, wie emſig jedes kleinſte Stück tragbaren Ackers benutzt ward. Jetzt aber iſt Arkadien wieder vorwiegend Weideland. Man kann Tagelang reiten und man ſieht keinen einzigen Menſchen, als hie und da einen einſamen Hirten. Eingehüllt in ſeinen kurzen zottigen Schafpelz, den Kopf mit dem rothen, von einem weißen Tuch turbanartig umwundenen Feß bedeckt, den langen, oben in kühner Schwingung gekrümmten Schäferſtock, die ſogenannte Mangura, in Händen, lebt er Tag und Nacht den größten Theil des Jahres mit ſeinen Hunden, Schafen und Ziegen in Wäldern und Feldern, von Nichts lebend, als von ſelbſt bereitetem Brote und Käſe und dem friſchen Bergquell. — Meſſenien iſt unbedingt die lieblichſte Landſchaft Griechenlands; ſie hat am meiſten ſüdländiſches Weſen, und der Gegenſatz gegen Arkadien wird ſogleich ſehr fühlbar. Ueberall grüne üppige Getreidefelder, durch die unſer Führer in ächt griechiſcher Rückſichtsloſigkeit mitten hindurch reitet. Mauromati iſt eine Ortſchaft von einigen wenigen dürftigen Hütten. Dort übernachteten wir. Die ganze Bevölkerung, Männer und Frauen und Kinder, umdrängte uns; Einzelne, um uns alte, aber größtentheils ziemlich werthloſe Münzen zum Verkaufe anzubieten, die Meiſten aber aus reiner und unverhehlter Neugier. Der Inhaber des Khan iſt der Pappa, d. h. der Geiſtliche des Ortes; ein junger Mann in der Mitte der dreißiger Jahre, mit langem ſchwarzem Barte und einem ſehr gutmüthigen, aber fein geſchnittenen, faſt an das griechiſche Profil erinnernden Geſichte. Er war ſehr zuthulich zu uns und zeigte uns mit Stolz ſeine Bücher. Es waren ein paar in Athen und Venedig gedruckte Gebetſammlungen und Liturgien. Nicht einmal ein neues Teſtament war darunter. Ein deutſcher, ja ſelbſt ein italieniſcher Dorfpfarrer würde ſich doch wundern, wenn er zufällig einmal einem ſolchen griechiſchen Amtsgenoſſen begegnete. Gymnaſial- oder gar Univerſitätsbildung iſt bis jetzt für einen ſolchen Geiſtlichen durchaus nicht erforderlich; ſein ganzes Wiſſen und Können beſteht in nothdürftigem Leſen und Schreiben und im näſelnden Nachſingen der vorgeſchriebenen Kirchengeſänge. Dies erlernt er, indem er einige Monate zu einem andern Pappa in die Lehre geht. Der Pfarrer und die Pfarrerin treiben bäuriſche Feldarbeiten, wie alle übrigen Bauern; ſie unterſcheiden ſich von den Anderen nur dadurch, daß ihr Haus meiſt zugleich der Khan des Dorfes iſt. Wer ſollte es für möglich halten? Unſer Pappa hatte noch niemals eine Uhr geſehen, und war ganz erfreut, als er zufällig die Uhr unſeres Führers bemerkte. Dieſe Griechen ſind ſo einfach und urſprünglich, daß ſie die Zeit einzig und allein nach dem Höhenſtande der Sonne meſſen. Eine Uhr iſt das beneidete Vorrecht der Franken. Lord Elgin ſchenkte den Athenern zum Erſatz für die geraubten Parthenonswerke eine Thurmuhr. Noch heute kann ſich außer Athen nur Livadia in Böotien eines ſolchen Beſitzthumes rühmen.

Früherhin trat auch Tripolitza in die Schranken. Jetzt aber ist die Uhr von Tripolitza schadhaft geworden und wird schwerlich jemals wieder in Stand gesetzt. Es müßte ja zu diesem Behufe ausdrücklich ein Uhrmacher aus Athen geholt werden.«

»Solche Züge beweisen am deutlichsten, wie ganz entsetzlich weit die heutigen Griechen noch immer selbst von den gewöhnlichsten und alltäglichsten Formen und Sitten der gebildeten Welt entfernt sind. In heutiger Zeit kann man solche Zustände nicht mehr patriarchalisch nennen, sie sind barbarisch.«

Zur Geſchichte der Kaſchmirſhawls.

Von

J. M. Cayla.

Vor der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die Kaſchmirſhawls wenigſtens im chriſtlichen Europa beinahe etwas ganz Unbekanntes; ſo daß die prächtigen Shawls, mit denen die 1785 nach Paris gekommenen Geſandten Tippo Saib's geſchmückt waren, von den Hofdamen in Verſailles kaum bemerkt oder beachtet wurden. Doch hatten bereits zuvor Dupleix und Lally-Tolendal, Gouverneurs von Pondichery, Shawls nach Paris geſchickt. Man erzählt ſelbſt, daß eine Wäſcherin der Königin Marie Antoinette einen Kaſchmirſhawl aus Spanien mitgebracht und im Tragen desſelben ſo viel Grazie und Eleganz zu entfalten verſtanden habe, daß ſie die Aufmerkſamkeit der Königin auf ſich gelenkt. Die Königin ſagte ihrer Vertrauten, der Frau von Polignac, davon; dieſe fand den Shawl zwar ebenfalls ſehr ſchön, meinte jedoch, ein ſolcher Putz ſchicke ſich nicht für den Hof, ſondern müſſe den bürgerlichen Schönen überlaſſen bleiben, und die Königin ſtimmte ihr bei.

Im J. 1788 überſandte Legour de Flair, der die Koſtbarkeit und außerordentliche Feinheit des Kaſchmirgewebes in Indien zu ſchätzen gelernt hatte, einer ſeiner Verwandten einen ächten Shawl dieſer Art zum Geſchenk. Als er nun ein Jahr nachher mit ſeiner ſchönen Couſine in Paris zuſammentraf, fragte er ſie, ob der Shawl nach ihrem Geſchmack geweſen ſei.

»Der Shawl?« entgegnete ſie etwas betroffen.

»Nun ja, der ſchöne Shawl, den ich Ihnen von Pondichery ſchickte.«

»Ach ſo! Sie meinen gewiß die bunte Decke, die ich von Ihnen erhalten?«

»Eine Decke!« rief Legour de Flair beinahe entrüſtet aus. »Wiſſen Sie, Couſine, daß dieſer Shawl mir 1200 Rupien, alſo ſo viel wie 3000 Livres gekoſtet hat?«

»3000 Livres!« wiederholte die Dame und machte große Augen.

»Was haben Sie denn damit gemacht, Couſine?«

»Ich habe den Stoff als Unterfutter benutzt. — Freilich hätte ich ſo etwas ahnen können . . .«

Legour de Flair fiel faſt in Ohnmacht, als er von einer ſolchen Profanation hörte.

Seitdem mußte seine Cousine, so oft sie mit ihm zusammentraf, Vorwürfe von ihm hören, daß sie sein kostbares Geschenk zu Unterfutter verwendet habe.

Ein ähnliches Mißgeschick wie Legour de Flair hatte ungefähr um dieselbe Zeit der damalige holländische Gouverneur von Chinsura, in Bengalen. Seine in Europa zurückgelassene Familie hatte ihn gebeten, ihr doch einige Seltenheiten aus Indien gelegentlich zu senden. Er schickte zwei Kaschmirshawls von hohem Werthe. Nach Ankunft derselben in Holland hielten Frau und Töchter des Gouverneurs Berathung, wie sich die Stoffe am zweckmäßigsten möchten benutzen lassen, und der Beschluß fiel dahin aus, sie als Unterlagen unter den Tischtüchern zu gebrauchen.

Ein französischer Offizier, der die Expedition nach Egypten mitmachte, übersandte einer Anverwandten ebenfalls einen schönen indischen Shawl, den er in Cairo für 2500 Francs gekauft hatte. Nach seiner Heimkehr erfuhr er von der jungen Dame, daß ihr der Shawl als Teppich diene. Er beschränkte sich darauf, ihr in prophetischem Ton zu sagen:

»Noch ehe sechs Monate vergehen, werden Sie Ihren Teppich als Putz über die Schultern werfen.«

Seine Prophezeiung ging wirklich und zwar sehr bald in Erfüllung. Denn die Aspasien des Direktoriums, die nach Art der Griechinnen und Römerinnen sich kleideten, fühlten in ihren tief ausgeschnittenen Gewändern doch endlich das Bedürfniß, nach einer wenigstens leichten Umhüllung der etwas stark vortretenden Nuditäten, und dazu eignete sich nichts besser als der feine Kaschmirshawl. Kaum war die Mode aufgekommen, als sie mit außerordentlicher Schnelligkeit um sich griff und die Nachfrage nach solchen Shawls kaum befriedigt werden konnte. Die Modehändler ließen schleunigst Shawls aus der Türkei, Rußland, Persien und Indien kommen und zahlten, was dafür gefordert ward. Natürlich steigerten sich dadurch die Preise ins Enorme, was in Frankreich die erste Veranlassung zu Versuchen, die indischen Shawls nachzumachen, gab. Die Fabrikanten Bellangé, Collin, Renouard und Lupin waren die Ersten, welche 1801 derartige Versuche anstellten; allein das was sie Shawls nannten, waren nichts als zwei- oder dreifarbig durchwirkte Schärpen, die den Anforderungen der Mode wenig entsprechen konnten. In Wien gemachte Versuche gelangen schon besser; die von dort nach Paris eingesandten Gewebe waren freilich nur von Baumwolle, aber sehr buntfarbig und ungemein in die Augen fallend, so daß sie starken Absatz fanden.

Es entstand nunmehr der größte Wetteifer unter den französischen Fabrikanten mit Bezug auf diesen neuen Industriezweig; es wurden Versuche über Versuche gemacht, und namentlich die Firmen Bellangé, Lagoree, Bosquillon, Chennedot und Hébert boten Alles auf, um die Schwierigkeiten zu besiegen, die sich dem Nachmachen der indischen Shawls in den Weg stellten. Im J. 1805 lieferten sie die ersten Wollshawls, bei denen die Kette von Seide war und welche vier bis fünf verschiedene Farben darboten. Auf der Ausstellung von 1806 wurde ein französischer Shawl von fünf Viertelellen Breite und Länge vorgelegt und allgemein bewundert. Die Gazeweber wurden bei der neuen Fabrikation gebraucht und in kurzer Zeit besaßen alle größere französische Städte Shawlsfabriken. Die wichtigsten Verbesserungen in diesem Industriezweige gingen übrigens von dem berühmten Ternaux aus, der sogar die Kaschmirziege in Frankreich einführte

und es endlich ſo weit brachte, daß die ſ. g. Ternaux-Shawls gegenwärtig faſt eben ſo hoch geſchätzt werden, wie die ächten Kaſchmirſhawls, und dabei noch den Vorzug des wohlfeileren Preiſes haben.

Bei dem ältern Dameneoſtüm wäre der Shawl eine Lächerlichkeit geweſen. Denn man denke ſich eine junge Marquiſe am Hofe Ludwigs XV., mit ihrem gepuderten Haar, ihrem Spitzenſchmuck und Reifrock, eingehüllt in einen Shawl erſter Größe, und man wird zugeben müſſen, daß dies eine wahre Carricatur geweſen wäre. Auch am Hofe Ludwigs XVI. geſtattete der Damenputz eine ſolche Zugabe nicht, und welche Umſtände es waren, unter denen der Shawl zuerſt zu ſeiner Geltung kam, iſt bereits oben erwähnt worden.

Die „Times,“ ihre Entſtehung und Verbreitung.

Es iſt eine in England anerkannte Thatſache, daß jeden Tag durch die mit Hunderttauſenden von Buchſtaben überſäeten Spalten dieſer wichtigſten aller Zeitungen die Anſicht und Meinung der bedeutenden Mehrzahl des engliſchen Volkes ausgeſprochen wird. Ob die öffentliche Meinung in England immer richtig war, iſt eine Frage, deren Beantwortung nicht in den Rahmen des Bildes paßt, das wir in dieſen Zeilen dem Leſer zu geben gedenken. Wir erwähnen nur, daß die Times faſt immer »Downright John Bull« d. h. der treue Spiegel der in England herrſchenden Stimmung iſt, mag dieſe gerecht oder ungerecht ſein. Noch keinem Blatte iſt es gelungen, ſich ſo lange Zeit der öffentlichen Gunſt zu erfreuen, kein Blatt hat eine ſolche Verbreitung wie die Times, deren Nummern täglich nicht allein in dem Vaterlande, ſondern auch auf dem Continente, in Europa, ja auf dem ganzen Erdenrunde von Millionen Leſern durchflogen werden.

Die Art der Entſtehung dieſer rieſigen Zeitung, die täglich ſo viel Leſeſtoff verbreitet, als ein ſtarker Octavband umfaßt, bietet um ſo mehr Intereſſe, als keine Druckerei der Welt ſolche Maſſen gedruckten Papiers unabläſſig zu Tage fördert.

Wenn man Morgens 11 Uhr in das Etabliſſement der Times eintritt und in das untere »Neuigkeits-Zimmer« geht, wird man meiſtens einen eigenen Boten von der Dover-Eiſenbahn mit wichtigen Depeſchen der Pariſer Correſpondenz ankommen ſehen. In unglaublich kurzer Zeit wird das mitgebrachte Manuſcript in einer zweiten Ausgabe des Blattes gedruckt und ausgegeben. Alles iſt in geſchäftiger Aufregung, aber dabei in der größten Ordnung. Die Setzer werden aus dem »Ankündigungsſaal« herbeigeholt, das Manuſcript zerſchneidet man in viele kleine Stücke, deren jedes nur 8 bis 10 Zeilen enthält und vertheilt es unter die Setzer. Sobald einer mit ſeinen paar Zeilen zu Ende iſt, erhält er neuen Stoff. Columne auf Columne wird zuſammengeſtellt, geleſen und corrigirt faſt mit der Schnelligkeit des Gedankens. Der Ober-Aufſeher überblickt noch einmal das Ganze und dann kommt es in die Preſſe.

Ueber eine ſchöne Stiege gelangt man in das »Neue Maſchinen-Zimmer« und kann hier einen Prozeß in Augenſchein nehmen, welcher zu den intereſſanteſten und wichtigſten Erfindungen unſeres Jahrhunderts gehört — den Druck auf vertiealer Typenform. Die Times, wie jeder Leſer derſelben weiß, bildet eine Oberfläche von 4 Paginas auf jeder Seite. Im techniſchen Ausdruck machen 4 Paginas eine Form aus. Da zwei neue Maſchinen da ſind, ſo wird die äußere Form, welche aus den Paginas 1, 4, 5 und 8

beſteht, auf die eine; die innere Form — Pagina 2, 3, 6, 7 — auf die andere Maſchine geſtellt. Jede Maſchine hat in der Mitte eine große Walze, um welche 8 kleinere oder Druckwalzen laufen, und wenn nun die Form mit den Druckwalzen in Berührung kommt, ſo entſtehen 8 Exemplare der Times mit jeder Rotation. Die gewöhnliche Maſſe, welche durch dieſen Prozeß gedruckt wird, iſt 10,000 Exemplare in einer Stunde; aber wenn es ſchon ſpät iſt und man noch zum Abgang der Poſt zu rechter Zeit kommen will, ſo können auch 12,000 Exemplare in der Stunde oder 200 in der Minute fertig ſein. Das Prinzip, durch welches eine ſolche Maſſe von Abdrücken gemacht wird, iſt beinahe unendlicher Ausdehnung fähig. In der That könnte eine hinlänglich große Walze mit verhältnißmäßigem Apparate ebenſo leicht 100,000 wie 10,000 Abdrücke in einer Stunde liefern. Dieſe von Applegeth erfundene Maſchine wird nun ſeit 3 Jahren in der Druckerei der Times gebraucht und hat ſich vollſtändig bewährt, da in dieſer Zeit keine einzige Unterbrechung ſtatt gefunden hat und manchen Tag 50,000 Exemplare gedruckt wurden. Beide Maſchinen werden durch eine treffliche Dampfmaſchine getrieben, welche Einfachheit und Erſparniß des Raumes verbindet und in der Minute 50 bis 200 Rotationen machen kann.

Da die Verbreitung der Times ſchon vor der Einführung obiger Maſchine ſo geſtiegen war, daß das Blatt oft erſt um 11 oder 12 Uhr ausgegeben werden konnte, ſo wurde entweder die Anwendung der neuen Erfindung oder ein doppelter Satz nothwendig, um die ſtets wachſende Nachfrage zu befriedigen. Die Times iſt jetzt in dem entfernteſten Winkel von London ſchon Morgens vor 8 Uhr zu haben.

Zur Zeit, wann die erſte Ausgabe verdaut iſt, verläßt die zweite Ausgabe die Preſſe, und an der Maſſe der Leute, die darauf warten, kann man ſehen, daß auch dieſe viel verbreitet iſt. In der City wird ſie viel geleſen wegen der Neuigkeiten vom Continente, wegen der Londoner Börſen-Kurſe und wegen der telegraphiſchen und Schiffsnachrichten von Southampton und Liverpool, die ſie immer enthält.

Die Times iſt die erſte Zeitung, welche man mit Dampf druckte. Am 24. November 1814 wurde das Publikum durch die Spalten dieſes Blattes benachrichtigt, daß der Verſuch mit cylindriſchen Maſchinen und Dampf als bewegender Kraft zu drucken, vollſtändig gelungen ſei und daß der Leſer einen der vielen ſo bewerkſtelligten Abdrücke in der Hand halte. Doch gehörte zur Ausführung dieſer neuen Art von Druck viel Ruhe, Geduld und Ausdauer. Die Drucker und die bei der Preſſe beſchäftigten Leute waren ſo dagegen, daß die Vorarbeiten mit dem größten Geheimniß gemacht werden mußten, und die Arbeiter ſöhnten ſich erſt mit dieſer Neuerung gegen das, was ſie als das Recht der Handarbeit betrachteten, aus, als der Eigenthümer der Times ihnen feierlich erklärte, ſie würden dadurch nicht verlieren und ihr Gehalt bleibe ihnen geſichert. Die Drucker der Times waren wohl auf dieſe Weiſe verſorgt; doch ſie ſahen für die Zukunft in ihrem Geſchäfte nichts als vollſtändigen Ruin. Aber wie grell ſtellte ſich ſpäter die Grundloſigkeit ihrer Furcht, das Trügeriſche ihres Raiſonnements heraus. 1814 waren gewiß nicht mehr als ein halbes Dutzend Drucker angeſtellt; jetzt ſind außer dem Oberaufſeher und dem Maſchiniſten etwa 50 Hände in dem Maſchinen-Departement der Times beſchäftigt! Die zwei vertikalen Maſchinen allein erfordern, wenn im Gange, die Bedienung von 34 Menſchen!

Der „Befeuchtungſaal“ liegt unmittelbar unter dem neuen Maſchinenſaal. Mehrere Leute ſind hier immer an der Arbeit, das Papier anzufeuchten und zum Druck vorzubereiten. Beim Eintritte ſieht man ungeheuere Papierſtöße nach allen Seiten hin aufgeſchichtet und glaubt eher in dem Magazin eines Papier-Großhändlers als in dem Befeuchtungszimmer einer einzelnen Zeitung zu ſein. Eine Idee von dem Papiervorrath, der hier aufgeht, kann man ſich aus dem Factum bilden, daß die Steuer auf das von der Times conſumirte Papier allein in einem Jahre 160,000 Gulden C. M. beträgt. Dieſe Abgabe hat nichts mit dem Zeitungsſtempel gemein, welchen die Times jährlich mit etwa 700,000 Gulden zu bezahlen hat.

Da die Spalten der Times vielleicht das größte und ſicherſte Mittel ſind, Ankündigungen in der ganzen Welt die Runde machen zu laſſen, ſo iſt es natürlich, daß dieſem Zweige des Unternehmens ein ungeheueres Material zuſtrömt und in Folge deſſen eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet werden muß. Wenn die einzurückende Ankündigung in Empfang genommen und genau mit der Adreſſe deſſen, von dem ſie ausgeht, gebucht worden iſt, kommt ſie in den „Ankündigungsſaal,“ wo fortwährend 40 Setzer beſchäftigt ſind, die eingebildeten und wahren Bedürfniſſe, Wünſche und Anerbietungen des Publikums durch die Lettern zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Doch würde mit dem einfachen Einrücken der geſandten Notizen dem Einſender häufig nicht gedient ſein. Sie müſſen erſt ſorgfältig durchgeſehen, von ihren grammatikaliſchen Sünden gereinigt, praktiſch eingerichtet und ſo geſetzt werden, daß dem Suchenden beim Ueberblicken des Blattes ſogleich das, was ihn intereſſirt, in das Auge fällt. Man wendet zu dieſem Zwecke ein eigenes Syſtem an, das dem Leſer die Ueberſicht ſehr erleichtert.

Wenn man bedenkt, daß die Steuer, welche die Times jährlich für ihre Ankündigungen dem Staate zahlt, 200,000 Gulden beträgt, ſo kann man ſich von dem Umfange jenes Geſchäftszweiges einen Begriff machen; aber ſo groß auch dieſe Summe iſt, ſo würde ſie doch noch bedeutend größer ſein, wenn über die Inſerate nicht eine ſo genaue Ueberwachung gepflogen und jede, auch die kleinſte Notiz von zweideutigem Charakter ſogleich zurückgewieſen würde. Anpreiſungen von Charlatanen, Puffs, ſchlechte Witze, bombaſtiſche Empfehlungen werden nie angenommen, da es die Times unter ihrer Würde hält, zur Irreleitung oder Hintergehung des Publikums mit beizutragen. Keine Summe wäre im Stande auch der kleinſten Ankündigung unmoraliſcher Tendenz die Aufnahme in die Spalten der Times zu erkaufen. Aber je mehr dieſer Theil beſchränkt und überwacht wird, deſto mehr wächſt er. Faſt jeden Tag muß deßhalb ein eigenes Supplement ausgegeben werden und da dies immer gratis geſchieht, ſo ſind die Koſten für dasſelbe ungeheuer. Ferner tritt hierbei der eigenthümliche Fall ein, daß durch eine allzu große Verbreitung für den Eigenthümer des Blattes ein Verluſt entſteht. Die Ankündigungen ſind nämlich jede mit 45 Kreuzern von der Regierung beſteuert; ferner zahlt jedes Blatt etwa $1^1/_2$ Kreuzer Taxe und die Abgabe für das Papier macht auch eine bedeutende Summe, wie ſchon oben bemerkt. Wenn daher die Maſſe der Exemplare einen gewiſſen Punkt erreicht, ſo ſtellt ſich das Erträgniß für die Ankündigungen im Supplement mit den Koſten für Papier und Steuer gleich, und jedes Exemplar, das über dieſen Punkt hinaus verkauft wird, iſt ein effektiver Verluſt.

Zu gewiſſen Zeiten muß die Times doppelte Supplemente, d. h. zweimal ſo viel als der Raum des Blattes beträgt, ausgeben, um nur mit den Ankündigungen fertig zu werden. Im vergangenen Jahre lagen einmal an einem Tage 90, ſchreibe neunzig Spalten Ankündigungen bereit und im vorigen März war die Maſſe ſo groß, daß in einer Woche drei doppelte Supplemente ausgegeben werden mußten. Nach einer Berechnung, wie deren die Engländer oft ſehr ſonderbar zu machen pflegen, würde die ganze Ausgabe der drei Supplemente der Times vom 10. Februar 1840, welche die Beſchreibung der Hochzeit der Königin enthielten, in die einzelnen Spalten zerſchnitten und an einander geſetzt, eine Linie von etwa 2000 engl. Meilen Länge gebildet haben. Nach einer andern Berechnung hätten die drei Supplemente, geöffnet und der Länge nach zuſammengeſtückt, einen Papierſtreifen von 90 engl. Meilen, oder eine Länge wie etwa von Wien nach Mürzzuſchlag ausgemacht.

Zu manchen Zeiten des Jahres werden faſt täglich 20 bis 30 Spalten Ankündigungen aus Mangel an Raum ausgelaſſen und für ſpäter aufgehoben.

Die eigentlichen Zeitungsſetzer, über 60 an der Zahl, ſind in drei Abtheilungen getheilt, von denen die eine ihre Arbeit um 6, die zweite um 7, die dritte um 8 Uhr beginnt; ſie ſind ununterbrochen beſchäftigt, bis die Nachrichten aus dem Parlament und alle andere politiſche Neuigkeiten des Tages im Satze ſtehen. Durch die ſyſtematiſche Vertheilung der Arbeit ſowohl in literariſcher wie in mechaniſcher Hinſicht iſt es möglich, daß ein 23 bis 24 Spalten langer Parlaments-Report vollſtändig zum Drucke bereit liegt nur wenig Minuten, nachdem der letzte Reporter die Gallerie des Parlaments verlaſſen hat.

Was den literariſchen Theil der Times anbelangt, ſo ſind darüber alle Politiker und Parteien einig, daß die Leitartikel, obgleich ſie immer in ſehr kurzer Zeit fertig ſein müſſen, als Muſter von engliſchem Style gelten können. Es zeigt ſich darin nicht allein eine vollkommene Kenntniß der menſchlichen und politiſchen Verhältniſſe, ſondern oft ein Feuer, eine überzeugende Macht, ein Sarcasmus wie in den Schriften der beſten engliſchen Klaſſiker.

Ueber die bürgerliche Stellung des bei dem Unternehmen beſchäftigten Perſonals iſt nur das Befriedigendſte zu ſagen. Die Leute ſind nicht allein ſehr gut beſoldet, ſondern man trägt auch noch in der Art für ſie Sorge, daß ſie alle in eine wechſelſeitige Verſicherungs-Anſtalt für Kranke und zur Arbeit Unfähige aufgenommen werden. Jeder Setzer mit einer Einnahme von 20 bis 30 Gulden wöchentlich trägt 1 fl. 30 kr. bis 2 fl. 30 kr. zur Erhaltung dieſer Anſtalt bei, welche außerdem noch von den Eigenthümern des Blattes mit reichlichen Gaben, zuweilen 1000 Gulden auf einmal, bedacht wird. Wenn man hierzu noch beifügt, daß die Direction jedem Arbeiter im Jahre 14 Tage freie Zeit mit Beſoldung zuerkennt, ſo kann man wohl behaupten, daß kein anderes induſtrielles Etabliſſement ſeinem Perſonal ein ſo anſtändiges Auskommen und ſo viel Sorgfalt bietet.

Ueber die Maſſe der Abnehmer der Times gibt das Stempel-Amt in ſeinem offiziellen Berichte einen genauen Ausweis, deſſen Richtigkeit nicht bezweifelt werden kann. Nach demſelben wurden im Jahre 1837 über 3 Millionen Nummern geſtempelt und alſo

auch abgeſetzt, im Jahre 1840 über 5 Millionen, 1846 faſt 9 Millionen, 1851 über 12 Millionen. Aus dieſen Summen ergibt ſich im Durchſchnitt ein täglicher Abſatz von 38,000 Exemplaren, womit alſo die ungefähre Abnehmerzahl der Times ermittelt iſt. Es kommt noch jetzt zuweilen vor, daß nicht genug Exemplare gedruckt werden können, um den augenblicklichen Bedarf zu decken. Wenn wichtige Neuigkeiten erwartet werden, ſo kann ſelbſt die 10,000 Exemplare in der Stunde in das Publikum ſchleudernde Dampfmaſchine dem ungeheuern Andrange Morgens nicht genügen.

Es hat bekanntlich ſchon Engländer gegeben, welche ſich die Mühe nicht verdrießen ließen, die Anzahl der Worte und ſelbſt der Buchſtaben in der Bibel zu zählen. So hat auch ein unbeſchäftigter Gentleman herausgefunden, daß ein jedes Blatt der Times durchſchnittlich 480,000 Buchſtaben enthält und daß aus der Offizin dieſes Blattes jährlich die anſtändige Summe von 6 Billionen Buchſtaben vor die Augen der Leſewelt rückt. Ein jedes Blatt deckt die Fläche von 3¼ Quadrat-Ellen, die ganze Auflage des Jahres 1851, zu 12 Millionen Blättern, mißt mithin 42 Mill. Quadrat-Ellen, und man würde damit ſchon ein tüchtiges Stück Landes bedecken können. Wenn man die Quadrat-Ellen in Quadrat-Meilen reducirt, ſo liegt das Exempel nicht fern, wie viele Jahrgänge der Times dazu gehören, um die ganze Oberfläche des Mondes damit zu überkleiſtern. Wie bereits oben bemerkt wurde, enthält eine jede Nummer den Stoff zu einem ordentlichen Octavbande. Man kann alſo auch ſagen, daß die Redaction der Times jährlich eine Bibliothek von 12 Mill. Octavbänden ausgibt. Wir wollen es der Phantaſie des Leſers überlaſſen, die »Wunder der Arithmetik« mit den gegebenen gigantiſchen Zahlen nach jeder beliebigen Richtung auszubeuten. Obgleich dies Spielerei genannt werden könnte, ſo wird damit doch die Macht und Größe, welche der menſchliche Geiſt in Verbindung mit der Mechanik ausübt, auf eine glänzende Weiſe dargethan.

Die Times iſt keineswegs die älteſte der jetzt in England erſcheinenden Zeitungen. Ihr Entſtehungsjahr iſt 1783, in deſſen erſtem Monate hier als eine Fortſetzung das »London Daily Universal Register« herauskam. Von jetzt noch beſtehenden Blättern exiſtirten damals ſchon »The Public Ledger« (1760), »Morning Chronicle« (1769), »Morning Post« (1772) und »Morning Herald« (1780). Die »Times« blieb das Eigenthum der Familie ihres Gründers, des Buchdruckers Walter.

Das Journal »Orange Intelligencer« begann im Jahre 1688 und erſchien wöchentlich zweimal in klein Quarto-Format. Die erſte tägliche Zeitung Englands, der »Daily Courant« (von 1709) überragte ſchon den Intelligencer bedeutend an Format, war aber noch winzig neben der Times von 1788, die wieder um die Hälfte hinter dem jetzigen Format zurückblieb. Dieſe fortwährende Format-Vergrößerung zeigt das Anſchwellen der öffentlichen Neugierde, die von Jahr zu Jahr einen immer bunteren Wechſel von Gegenſtänden zu ihrer Befriedigung verlangte. Mit der Format-Vergrößerung hielt die Vermehrung der Abnehmerzahl gleichen Schritt. Im Jahre 1753 verkauften alle engliſche Zeitungen 7,400,000 Nummern. Heut zu Tage ſetzt die Times allein faſt noch einmal ſoviel Nummern ab. Alle dieſe Thatſachen beweiſen auch, wie die Macht der Preſſe in England angewachſen iſt. Weder in Frankreich

noch in Nordamerika noch in irgend einem andern Lande übt die Presse eine solche Gewalt über die öffentliche Meinung aus wie in England. Nirgends ist sie aber auch im Verhältniß ihrer freien Bewegung so in den Schranken des Anstandes geblieben. Wenn es hiervon verschiedene Ausnahmen gegeben hat, so fallen dieselben am wenigsten der »Times« zur Last, die es sogar einige Male versucht hat gegen die Uebertreibungen und Irrigkeiten der öffentlichen Meinung mit eben so viel Würde als Takt und mit entschiedenem Erfolge aufzutreten.

San Francisco in Californien.

Von

E. Auger.

San Francisco, zwar nicht amtlich, aber doch faktisch die Hauptstadt Californiens, und gegenwärtig zwischen 70- und 80,000 Einwohner zählend, scheint vermöge ihrer geographischen Lage bestimmt zu sein, das Hauptentrepot des Handels im Stillen Ocean und Chinas zu werden, und diesen Handel mit Europa zu vermitteln. Um von Europa nach San Francisco zu gelangen, ist der kürzeste Weg über die Landenge von Panama; auf dieser ist bereits eine Eisenbahn, welche die Durchreise beschleunigt, und es dürften kaum 2 Jahre verfließen, so werden die Vereinigten Staaten von Nordamerika eine direkte Communicationslinie zu Lande zwischen jener neuen Weltstadt und ihren östlichen Städten hergestellt haben. Diese Linie dürfte dann wohl bald, wenn wir dabei von Frankreich ausgehen, als die Hauptverbindungsstraße von Paris nach Canton, über Newyork und San Francisco führend und mit Seitenweg nach Australien, gelten und in einer Zeit von vierzig Tagen durcheilt werden können. Wir rechnen nämlich auf die Reise von Paris nach Newyork zehn Tage, auf die von Newyork nach San Francisco ebensoviel und auf die Fahrt von San Francisco nach Canton, den kurzen Aufenthalt in Honolulu auf den Sandwichinseln zum Einnehmen von Steinkohlen mitgerechnet, zwanzig Tage.

Wie die Stadt San Francisco Anfangs und auch noch vor zwei Jahren beschaffen war, ist so ziemlich bekannt. Die Häuser waren durchgängig von Holz und ganz so wie man sie in allen nordamerikanischen Städten findet, sehr einförmig und das eine beinahe genau wie das andere aussehend. Da verschwanden sie fast alle und wurden ein Raub der Flammen im Mai und Juni 1851. Freilich waren schon vorher Feuersbrünste sehr häufig vorgekommen; sie kommen auch jetzt noch vor und es wird in Zukunft eben so wenig daran fehlen. Indeß hat das damalige furchtbare Brandunglück wenigstens den Vortheil einer herben und wohlbeherzigten Lehre gehabt. Damals herrschte gewissermaßen noch die größte Anarchie in der Stadt, und ein Haus in Brand zu stecken oder einen Spaß zu treiben, galt bei dem dort sich umhertreibenden Gesindel für Eins; allein auch bei dem ordnungsliebenden und Vermögen besitzenden Theil der Bevölkerung herrschte der größte Leichtsinn mit Beziehung auf Vorbeugungsmittel zur Abwendung von Feuersgefahr. Daher sind nunmehr die strengsten Maßregeln von Seiten der Behörde angeordnet,

und alle diejenigen, welche etwas zu verlieren haben, wirken zur genauen Vollziehung derſelben auf das Thätigſte mit. Derjenige, in deſſen Hauſe das Feuer ausbricht, wird zur Verantwortung gezogen, und im Fall einer mehr oder minder groben Vernachläſſigung ſtreng beſtraft. Auf einen vorſätzlichen Brandſtifter wird ohne Gnade das Lynchgeſetz angewendet, und in manchen Fällen auch ſogar auf den, der falſchen Feuerlärm gemacht hat. Denn früher, als die Häuſer alle von Holz waren und bei entſtehendem Brande wie dürre Reiſer augenblicklich in hellen Flammen ſtanden, konnte nicht erſt lange berechnet werden, wie weit die Feuersbrunſt ſich ausbreiten möchte, ſondern Alles ergriff, höchſtens noch ſchnell die werthvollſten Sachen zuſammenraffend, ſofort die Flucht, wenn auch die Brandſtätte für den Moment noch im entgegengeſetzten Theil der Stadt war. Begreiflich hatten unter ſolchen Umſtänden die Diebe leichtes Spiel; ſie drangen in die von den Bewohnern verlaſſenen Häuſer und ſchleppten fort, was nur irgend Werth hatte, von der Uhr, die noch an der Wand hing, bis zu den ſchwerſten und inhaltreichſten Kiſten und Koffern.

Nicht nur daß ſeit der erwähnten Kataſtrophe von 1851 die Löſchanſtalten bedeutend verbeſſert und zweckmäßig eingerichtet ſind, treten maſſive oder doch von Backſteinen gebaute Häuſer mehr und mehr an die Stelle der hölzernen. Manche Hauseigenthümer haben die Vorſicht getroffen, Fuhrleute zu dingen und ihnen monatlich ein Gewiſſes zu zahlen, wofür dieſelben beim erſten Feuerlärm mit ihren Wagen vor die Thür kommen und die aufzuladenden Sachen nach einem, im Voraus verabredeten Bergungsort ſchaffen müſſen.

San Francisco liegt amphitheatraliſch am Abhange eines Hügels, Angeſichts der San Franciscobai. Die Straßen ſind breit und ſchnurgerade, und die längſte darunter, die Montgomeryſtraße, läuft parallel mit der Bai und von dem einen Ende der Stadt zum andern. Die Geſchäftigkeit darin gleicht der in einem Ameiſenhaufen. Alles iſt in Bewegung und drängt ſich durch einander. Dort werden Waaren von den Kaien nach den Magazinen geſchafft, hier kommen Wagen mit Maulthieren beſpannt vom Lande herein, und nirgend ſieht man Jemand langſam einhergehen, ſondern Alle eilen raſch vorwärts, ſelbſt die Müſſiggänger und Tagediebe.

Der Bau maſſiver Häuſer wird durch den bedeutend ermäßigten Arbeitslohn und die großen Vorräthe von Baumaterialien jetzt ſehr erleichtert. Früher, und beſonders in der erſten Zeit nach der Entdeckung der californiſchen Goldlager, arbeitete der Maurer nicht unter 15 bis 20 Piaſtern täglich, wogegen er jetzt nur 3 höchſtens 4 erhält; und die Ziegelſteine, die damals 1 Fre. das Stück zu ſtehen kamen, kann man jetzt zu 75 Frcs. das Tauſend haben. Auch ſind bei der Stadt Dampfſchneidemühlen angelegt, welche Balken und Bohlen zu ganz billigen Preiſen liefern.

Ungefähr die Hälfte der ſtädtiſchen Bevölkerung beſteht aus Nordamerikanern und etwa ein Sechstel aus Franzoſen; der Ueberreſt iſt ein Gemiſch aller Nationen des Erdbodens, worunter jedoch gegenwärtig die Chineſen am zahlreichſten ſind. Die Sacramentoſtraße iſt ſo zu ſagen ihr Hauptquartier, und ſie haben hier ihre Kram- und Gewürzläden, Waſchhäuſer ꝛc. Man erkennt ſie leicht, nicht nur an ihrer aus Abbildungen bekannten Nationaltracht, ſondern auch an ihrem olivenfarbigen Teint und ihren ſchief liegenden Augen.

Das männliche Geſchlecht überwiegt der Zahl nach noch immer bei weitem das weibliche, ſowohl in San Franciſco wie in Californien überhaupt. Daher ſteht das ſchöne Geſchlecht dort ſehr in Gunſt. Aber was für ein ſchönes Geſchlecht! Man ſollte wirklich glauben, die verſchiedenen Völker der Erde hätten ſich das Wort gegeben, um vom weiblichen Geſchlechte nur die Allerhäßlichſten nach Californien zu ſchicken. Mit Ausnahme einiger Franzöſinnen, denen man ein hübſches Aeußere und ein liebenswürdiges Benehmen nicht abſprechen kann, ſieht man dort nur Chileſinnen, Mexikanerinnen und Peruanerinnen, welk, alt und unſauber, und Nordamerikanerinnen, dürr und lang wie Bohnenſtangen. Ergötzlich iſt es, dieſe Schönen ausreiten zu ſehen, wie ſie, bunt und phantaſtiſch ausſtaffirt, auf mageren Pferden umhergaloppiren.

Man darf ſich alſo bei dieſem Mißverhältniß in der Zahl der vertretenen Geſchlechter nicht wundern, daß in San Franciſco auf fünfhundert Todesfälle erſt eine Geburt gerechnet werden kann.

Die Anfangs dort herrſchende große Sterblichkeit hat ſich ſeit etwa einem Jahre merklich gemindert, und Manche wollen dieſe Erſcheinung von der gleichzeitigen Verminderung der Zahl der dortigen ſ. g. Aerzte herleiten. Aerzte in dem Sinne, wie man dieſes Wort in civiliſirten Ländern Europas nimmt, kann man die californiſchen und überhaupt die nordamerikaniſchen Quackſalber und Marktſchreier durchaus nicht nennen. Sie ſelbſt nennen ſich zwar durchweg Doctoren der Medicin, aber ſie haben ſelten auch nur ein medicíniſches Werk geleſen, geſchweige je die Arzneikunde ſtudirt. In Nordamerika mag Jeder, der Luſt hat und Kranke findet, die ihm Glauben ſchenken, darauf loskuriren, ſo viel wie er will; von einer Medicinalpolizei iſt dort nicht die Rede. Daher wird auch das Kuriren wie jedes andere Geſchäft betrieben, bei dem man ſein Glück zu machen hofft. Wir wollen einige Beiſpiele aus dem wirklichen Leben anführen. Ein gewiſſer Townſend in Newyork (natürlicher Weiſe nennt auch er ſich nicht anders als einen Doctor der Medicin) hat einen Saſſaparilla-Extrakt erfunden, den er als »die vortrefflichſte Arznei in der ganzen Welt« anempfiehlt. Anfangs erlaubten es ſeine Mittel nicht, auf Zeitungs-Inſertionen viel Geld zu verwenden; allein die Nordamerikaner ſind in ſolchen Fällen ſehr leichtgläubig; der Krankheiten gibt es bei ihnen ſehr viele und der wiſſenſchaftlich gebildeten Aerzte äußerſt wenige. So gelang es ihm bald, das Publikum nach dem vortrefflichen Heilmittel begierig zu machen und beträchtliche Quantitäten davon an den Mann zu bringen. Seinen Plan, auf dieſem Wege reich zu werden, unabläſſig verfolgend, fuhr er eine Reihe von Jahren beharrlich fort, ſeinen Extrakt zu fabricíren und denſelben in öffentlichen Blättern anzupreiſen, bis es ihm gelang, ihn zu einem Modeartikel zu machen. Nun hatte er gewonnenes Spiel, und iſt jetzt ein Millionär. Daß er mittlerweile viele Menſchen nach dem Kirchhofe befördert hat, kümmert ihn natürlich nicht. Er verwendet jährlich an 60,000 Piaſter (etwa 100,000 Thlr. Preuß.) auf Inſertionen, und nimmt dagegen an 150,000 Piaſter (über 227,000 Thlr. Preuß.) für ſeine Univerſalmedicin ein. Durch dieſe Univerſalarznei ſind, ſeinen Zeitungsannoncen zu Folge, bereits geheilt worden: 8000 Perſonen von der Schwindſucht, 4000 von der Waſſerſucht, 2000 von der Rückenmarksdarre, 4000 von Nervenkrankheiten, 3000 von chroniſchen Bruſtübeln, 7000 Frauenzimmer von weiblichen Krankheiten, 1500 Patienten von Leberkrankheiten, während die Fälle, wo

Townſend's Saſſaparilla-Extrakt Skroſeln, Migräne, Flechten, Grindkopf, Salzfluß ꝛc. vertrieben hat, gar nicht zu zählen ſind. Kurz, es gibt kein Körperübel, keine Krankheit, die nicht durch jenen Extrakt geheilt würde. In neueſter Zeit hat der Fabrikant ihn auch ſogar als ein Speciſicum gegen Cholera und gelbes Fieber angeprieſen, und nächſtens wird er ihn vielleicht auch noch gegen Seelenkrankheiten, namentlich gegen Wahnſinn, anempfehlen. Aber ſo viele Menſchen er auch bethört und durch den kecken Ton ſeiner Behauptungen verleitet hat, ihre letzte und einzige Hoffnung auf ſeine Saſſaparilla zu ſetzen, ſo hat er doch nicht gewagt, dieſelbe auch als ein Speciſicum wider den Tod ſelbſt anzupreiſen. Denn er weiß recht gut, wie vieler Verwünſchungen und anderer Unannehmlichkeiten ihn dieſer überhoben hat. In einer auf ihn erſchienenen Carricatur ſieht man Townſend ſeine Kranken in einen mit Saſſaparilla gefüllten Deſtillir-Apparat werfen; ſie kommen anſcheinend kerngeſund wieder heraus, ſeitwärts aber iſt ein Kirchhof, dem ſie geradeswegs zuwandern.

Der glänzende Erfolg ſeiner Marktſchreiereien hat natürlich einen großen Nacheifer geweckt. Ein junger Menſch in Newyork, der ſich mit Abſchreiben kümmerlich nährte, gerieth durch Townſend's Saſſaparilla-Extrakt auf den Gedanken, die Leichtgläubigkeit des Publikums auf ähnliche Weiſe auszubeuten, und zwar durch Pillen, zu deren Ingredienzien er möglichſt wohlfeile Artikel wählte, weil er kein Capital beſaß, das er in dies Spekulations-Geſchäft ſtecken konnte. Ein Zeitungsbeſitzer ereditirte ihm einſtweilen die Inſertionskoſten, und ſo ging er friſch ans Werk. Gegenwärtig beſitzt dieſer ehemalige Schreiber, jetzige »Doctor der Medicin,« ein ſchönes Haus, lebt auf einem glänzenden Fuß, und läßt ſein Pillengeſchäft — das ihm einen jährlichen reinen Ertrag von wenigſtens 30,000 Piaſtern oder etwa 50,000 Thlr. Pr. abwirft — durch beſonders dazu angeſtellte Leute beſorgen.

Da iſt ſodann ein Dr. Root mit ſeinem Anti-Schwindſuchts-Barometer (welches Inſtrument übrigens nicht blos die Schwindſucht, ſondern auch alle Herz-, Lungen-, Leber- und unendlich viele andere Krankheiten heilt), ein Dr. Richardſon mit ſeinem Choleraſyrup, ein Dr. Haſtings mit ſeinem Naphtha-Syrup (durch den er ſchon 10,000 Hektiſche geheilt hat), ein Dr. Watts mit ſeinem Radikalmittel wider Nervenkrankheiten; ein Dr. Hart mit ſeinem Pflanzen-Extrakt (einem unfehlbaren Heilmittel wider Epilepſie und Rückenmarksſchwindſucht): — und dieſe Marktſchreier alle haben durch beharrliches Anpreiſen ihrer Heilmittel ihren Zweck erreicht und ſind reich geworden.

Kein Wunder alſo, daß auf die erſte Nachricht von den reichen Golderträgen in Californien zahlreiche Abenteurer dieſer Art dahin ſtrömten und dort als »Aerzte« oder »Doctoren der Medicin« auftraten. An Krankheiten fehlte es eben ſo wenig wie an Gold; mit dem Beſitz des Letztern war die Lebensluſt um ſo reger, die Kranken klammerten ſich mit aller Leidenſchaft an das erſte beſte Heilmittel, das ihnen angeprieſen wurde, und ſo hatten jene Quackſalber vollauf zu thun. Jeden Gang, jeden ärztlichen Rath ließen ſie ſich mit fünf Piaſtern und jedes Medicament noch höher bezahlen. Von welcher Art dieſe Medicamente waren, läßt ſich ſchon daran erkennen, daß einer dieſer Heilkünſtler einer Kranken, die von der Kolik befallen war, ein von ihm ſelbſt fabricirtes und als ein Speciſicum angeprieſenes Dekokt von ſpaniſchen Fliegen ein-

gab. Wirklich war die Kranke binnen einer Viertelſtunde von allen Schmerzen befreit — durch den Tod. Sie hatte zehn Piaſter für das Delokt bezahlen müſſen.

Die Zahl der Spiel- und Kaffee- oder vielmehr Schenkhäuſer in San Franeisco geht ins Unendliche. Man findet ſie an jeder Straßenecke, und in den meiſten wird Muſik gemacht, um die Vorübergehenden herbeizulocken. Das Bemerkenswertheſte in den Schenken iſt, daß ſelten Stühle oder Bänke da ſind, um ſich zu ſetzen. Dies pflegen die Nordamerikaner an ſolchen Orten allerdings nicht zu thun, ſondern ſie kommen herein, laſſen ſich ein Glas Brandy mit Waſſer geben, trinken aus, bezahlen und geben wieder fort. Freilich wiederholen ſie das den Tag über ſehr oft.

In den Spielzimmern ſieht man auf den grünen Tiſchen nicht nur Haufen gemünzten Goldes und Silbers, ſondern auch Goldſtaub und Goldkörner, wie ſie aus den Goldlagerſtätten kommen. An jedem Tiſche ſitzt ein Spielhalter, mit einer Waage zum Wägen des ungemünzten Goldes und einer ſechsläufigen geladenen Piſtole oder Revolver vor ſich. Von dem Revolver macht er mit der größten Kaltblütigkeit Gebrauch, wenn einer der Spieler ſich ungeberdig beträgt oder etwa einen kühnen Griff in das aufgeſtapelte Geld wagt. An dem einen Tiſch wird Pharao, an dem andern Rouge et Noir, an einem dritten Roulette geſpielt u. ſ. w. Für das in neueſter Zeit ſehr beliebt gewordene Landsknechtſpiel gibt es beſondere Zimmer.

Die Nordamerikaner und Franzoſen ſpielen am liebſten Landsknecht und Pharao. Die Spanier kennen nur ein einziges Hazardſpiel, und das iſt Rouge et Noir; ſie richten ſich dabei zu Grunde mit einer Gelaſſenheit und Kaltblütigkeit, die von einer gewiſſen Charaeterſtärke, aber eben nicht von großer Klugheit zeugt. Die Bankhalter, mit denen ſie zu thun haben, ſind abgeſeimte Betrüger: ihre dicken und ſchmutzigen Karten ſind im Voraus auf den Betrug eingerichtet und mit großer Geſchicklichkeit verſtehen ſie die Volte zu ſchlagen. Die Spanier wiſſen das alles recht gut, und dennoch ſpielen ſie und laſſen ſich ausplündern mit einer Beharrlichkeit, die ein beſſeres Loos verdiente.

Bei dieſem Spiel habe ich einen betrunkenen Nordamerikaner eines Abends dreitauſend Plaſter in weniger als einer halben Stunde verlieren ſehen. Aus Wuth über dieſen Verluſt ergriff er ſeine Piſtole und ſchoß geradezu auf den Spieltiſch los. Die Kugel ſtreifte die Naſe eines Kaufmannes, der ſeitwärts mit einem andern Geſchäftsmanne ſprach, und fuhr dann in die Wand.

Wenn Mordthaten in San Franeiseo gegenwärtig ſeltener geworden ſind, ſo iſt dies hauptſächlich der rüſtigen Handhabung des Lynchgeſetzes beizumeſſen. Bei den ungeordneten dortigen Zuſtänden mußte man endlich nothgedrungen zu dieſem ertremen Mittel, welches freilich kaum unter den Türken ſeines Gleichen hat, ſchreiten. Denn die gewöhnliche Rechtspflege war von der allerſchlechteſten Beſchaffenheit; jede Mordthat konnte mit Geld abgekauft werden, und ich ſelbſt bin unzählige Male einem Menſchen begegnet, der ſeinen Freund ermordet hatte, um ihn einer Baarſchaft von zweitauſend Piaſtern zu berauben, von denen er die Hälfte behielt und mit der andern Hälfte die Richter beſtach, wodurch er ſich völlige Strafloſigkeit erwirkte.

Auch haben die Straßen der Stadt jetzt Gasbeleuchtung, und das iſt gleichfalls ein Mittel zur Verminderung der Mordthaten. Denn vorher, ſo verſicherten mir Polizeidiener, verging faſt keine Nacht, in der nicht der eine oder andere auf öffentlicher Straße erſchoſſen oder erſtochen ward. Die Leichen der Ermordeten wurden dann am folgenden Morgen aufgehoben und begraben, ohne daß den Mördern nachgeſpürt worden wäre. Gewöhnlich begann von eilf Uhr Abends das Schießen in den Straßen; nicht, daß es grade dabei immer auf einen Mord abgeſehen wäre, ſondern häufig nur zum Zeitvertreib. Die Folgen waren dann freilich nicht ſelten eben ſo verderblich. Manche Leute wurden in ihrem eigenen Zimmer oder wohl gar im Bette von Kugeln getroffen, die irgend ein Unſinniger auf der Straße aufs Gerathewohl abgeſchoſſen hatte. Auch bei anderen ähnlichen Gelegenheiten geſchah dies. In dem Hauſe, wo ich wohnte, Ecke der Montgommery- und Pene-Straße, war unten zu ebener Erde eine Apotheke, und daneben ein kleines Zimmer, das ein deutſcher Einwanderer inne hatte. Nachdem dieſer eines Abends bereits zu Bette gegangen und längſt eingeſchlafen war, trat ein Drogueriehändler in die Apotheke und forderte Bezahlung für längſt gelieferte Waaren. Der Apotheker machte Schwierigkeiten; Beide waren betrunken; es kam zu einem heftigen Wortwechſel und dann zu einem Piſtolen-Duell, der für die Duellanten gefahrlos ablief, wobei aber die eine Kugel durch die dünne Bretterwand fuhr und dem armen Deutſchen die eine Hand zerſchmetterte.

Dergleichen Dinge kamen übrigens nicht blos bei Nacht, ſondern auch bei Tage vor, ohne daß die Polizei dagegen einſchritt. So wurde einſt vor dem ſ. g. Polkalokal am hellen, lichten Tage Angeſichts der Gäſte ein Piſtolen-Duell ausgefochten. Beide Duellanten blieben unverletzt; aber einem Herrn, dem Advokaten Forbes, der die Pacifieſtraße heraufkam, fuhr die eine Kugel durch den Hals und ſterbend wurde er nach Hauſe getragen. Die Urheber dieſer allerdings unabſichtlichen Mordthat wurden dieſerhalb nicht einmal zur Rede geſtellt, geſchweige in Unterſuchung gezogen.

Man könnte noch unzählige andere Fälle dieſer Art anführen, und ſelbſt in den Gerichtslokalen bei öffentlicher Sitzung ſind ſie vorgekommen. Denn auch jetzt noch gehen Advokaten und Richter nie zu einer Sitzung, ohne Revolvers oder ſechsläufige Piſtolen bei ſich zu führen. Denn wenn nichts anderes paſſirte, ſo könnte doch unvermuthet ein Betrunkener hereinkommen und in ſeinem Rauſche blindlings unter die verſammelte Menge feuern, und da wird dann auf der Stelle Gleiches mit Gleichem vergolten.

Ueberhaupt iſt bei betrunkenen Amerikanern in Californien gewöhnlich das Ende vom Liede, daß der Revolver hervorgezogen und auf gut Glück losgefeuert wird, mögen auch noch ſo viele Menſchen umherſtehen. Mir ſelbſt iſt es einmal begegnet, daß als ich mit einigen Bekannten vor der Stadt ſpaziren ging, ein Menſch aus der Ferne mit ſeinem Karabiner auf mich anlegte und losſchoß. Offenbar hatte er dabei weiter keine Abſicht, als zu ſehen, ob er gut treffen könne. Denn er kannte mich nicht und ich ihn nicht. Zum Glück kam ich mit einem Loch im Aermel und einer leichten Hautwunde davon.

Die Handhabung des Lynchgeſetzes hat auch dieſen unerhörten Dingen einigermaßen ein Ziel geſetzt, beſonders nachdem ein Menſch gehängt worden iſt wegen

unfreiwilliger Tödtung eines angeſehenen Kaufmannes. Er hatte aus Wuth über ſeinen Verluſt im Spiel den Bankhalter erſchießen wollen; dieſer aber bückte ſich ſchnell als der Schuß losging, und die Kugel traf den hinter ihm ſtehenden Kaufmann, der auf der Stelle den Geiſt aufgab. Uebrigens verdient bemerkt zu werden, daß das Lynchgeſetz in der Regel nur auf Solche angewendet wird, welche weder einflußreiche Fürſprache noch Beſtechungsmittel haben. Angeſehene und reiche Leute dagegen gehen faſt immer frei aus.

Trauriges Schickſal Schiffbrüchiger in den Gewäſſern Neuhollands.

Von

J. Stokes.

An der Nordoſtküſte des auſtraliſchen Feſtlandes oder Neuhollands liegen verſchiedene Inſeln, wie die Cumberlands-Inſeln, die ſchöne und waldige magnetiſche Inſel, die Reſtauration- und die Boydan-Inſel. Weiter hinauf, und zwar ſchon in der Torresſtraße, liegen die Booby-, die Murray-, die Darnley-Inſel u. a. m. An ſich haben dieſe meiſt nur kleinen Inſeln weiter nichts Merkwürdiges, wohl aber ihre Bewohner, die zwar, ebenſo wie die Eingeborenen des Feſtlandes, den Papuas angehören, ſich aber in manchen Stücken von jenen unterſcheiden. Sie haben eine ſanftere Stimme und ihre Sprache ſcheint von dem neuholländiſchen Sprachſtamm ganz abzuweichen. Ihr Haar iſt wellenförmig kraus; in den Ohren pflegen ſie knöcherne Stäbe zu tragen; auch ſind die Spitzen ihrer Wurfſpieße aus Knochen gemacht.

Nach den Inſeln ſüdlich von Cap York oder von Neuhollands äußerſter Nordſpitze, ſcheinen die Eingeborenen der Murray- und anderer Inſeln der Torresſtraße beſonders zur Zeit der öſtlichen Monſoons, welche von den Schiffen zur Fahrt von Sidney und anderen Häfen der auſtraliſchen Colonien nach Indien vorzugsweiſe benutzt werden, herunterzukommen, um auf irgend einen Schiffbruch zu lauern, wo ſie dann ſofort, wie durch einen Zauberſchlag ſich einfinden; ebenſo wie in der ſüdamerikaniſchen Pampas der Jäger kaum ein Wild erlegt hat, als auch ſchon unzählige Geier herbeifliegen, obwohl noch kurz zuvor nicht ein einziger zu ſehen geweſen war. Die Scharfſichtigkeit jener Eingeborenen gleicht ſehr der dieſer Vögel, freilich iſt auch ihre Raub- und Blutgier eine ähnliche. Hiervon wären manche traurige Beiſpiele zu erzählen; wir beſchränken uns einſtweilen auf das folgende.

Der „Charles Eaton“, nach Canton in China beſtimmt, ſegelte am 29. Juli 1844 von Sidney, und nahm natürlicher Weiſe den Weg längs der neuholländiſchen Nordoſtküſte, als den kürzeſten und durch die Torresſtraße in die Gewäſſer des Indiſchen Archipels führend. Wind und Wetter waren Anfangs ſehr günſtig, bis in der nördlichen Gegend des Großen Barrierriffes (einer parallel mit der neuholländiſchen Nordoſtküſte laufenden, langen Kette von Korallenriffen) trübes, regneriſches Wetter ſich einſtellte. Hierdurch wurde es dem Capitän unmöglich, die erforderlichen aſtronomiſchen

Beobachtungen, zu genauer Ermittelung der geographiſchen Breite und Länge, anzuſtellen, und ſo gerieth das Schiff zwiſchen die Riffe, die am 15. Auguſt, ungefähr 10 Uhr Vormittags, plötzlich ſichtbar wurden. Der Capitän ließ augenblicklich die Segel beehen und zwei Anker fallen, allein ohne Erfolg: das Schiff ſtieß auf eine Klippe und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß Kiel und Ruder ſofort ſich ablöſ'ten und das Schiff ein vollſtändiges Wrack wurde.

Es waeen mit den Jollen im Ganzen 4 Böte vorhanden, die nun der Capitän ſogleich auszuſetzen und mit Trinkwaſſer und Lebensmitteln zu verſehen befahl. In ihnen ſollte die Fahrt durch die Torresſtraße nach Timor — eine Strecke von 170 bis 180 deutſchen Meilen — unternommen werden. Die Schiffsmannſchaft beſtand aus 24 Perſonen, und als Paſſagiere befanden ſich am Bord: ein Engländer, Namens Armſtrong, der Artillerielieutenant D'Oyly von der brittiſch-indiſchen Armee, ſeine Frau, zwei Kinder und eine Amme aus Bengalen.

Der dritte Steuermann Pigott, der Schiffszimmermann Conſtantine und ein Matroſe behielten ſoviel Beſonnenheit, in die eine Schaluppe zuvörderſt Proviant, ein Fäßchen mit Trinkwaſſer, Waffen, Handwerkszeug und Bootſegel zu legen und ſie erſt dann herunterzulaſſen; darauf ſprangen ſie hinein und blieben in der Nähe des Wrackes bis zum folgenden Tage, wo noch zwei Matroſen mit Lebensgefahr zu ihnen gelangten. Mehr Perſonen konnten ſie nicht aufnehmen, daher ſuchten ſie nunmehr das Weite, obgleich ſie keine nautiſche Inſtrumente bei ſich, ſondern nur Sonne und Sterne zu Wegweiſern hatten. Nachdem ſie ungefähr 14 Tage auf dem Meere umhergetrieben waren, erblickten ſie Land, welches ſie für Timor hielten; es war jedoch die 60 Meilen oſtwärts davon liegende Inſel Timorlaut, von deren mord- und raubſüchtigen Bewohnern die Schiffbrüchigen alsbald überfallen, nach dem an der Südküſte der Inſel liegenden Orte Oliliet gebracht, Anfangs mit dem Tode bedroht, dann aber zu Sklaven gemacht wurden. Jedoch im folgenden Jahre erhielten ſie die Erlaubniß, mit einem Malayen-Fahrzeuge nach Amboina ſich zu begeben, wo ſie am 7. Oct. 1845 ankamen. Von dort gelangten ſie nach Batavia, und ſo waren ſie gerettet.

Ein ganz anderes Schickſal traf die auf dem Wrack des »Charles Eaton« zurückgebliebenen Perſonen. Die drei übrigen Böte gingen beim Ausſetzen zu Grunde, wobei ein Matroſe ertrank; und es war nun nichts anderes zu thun, als ein Floß zu bauen, womit man denn auch in ſieben Tagen zu Stande kam. Der Schiffscapitän, der Schiffswundarzt, der Hauptmann D'Oyly, nebſt ſeiner Gattin, den Kindern und der Amme, Hr. Armſtrong und zwei Matroſen beſtiegen das Floß und fuhren ab, da für mehr Perſonen nicht Raum war. Wie es ihnen erging, werden wir bald ſehen.

Jetzt befanden ſich noch der erſte und der zweite Steuermann, der Proviantmeiſter, zwei Seecadetten, mehrere Matroſen und zwei Schiffsjungen, Ireland und Serton, im Ganzen 14 Perſonen auf dem Wrack. Sie bauten aus den heruntergeſtürzten Topmaſten, Spiren und anderem Holzwerke ebenfalls ein Floß, machten aus Tüchern ein Segel, ſuchten einige Lebensmittel zuſammen und verließen die Trümmer des Schiffes, welches jeden Augenblick völlig auseinander zu fallen drohte.

Sie trieben langſam vorwärts und erreichten gegen Abend ein Riff, wo ſie anhielten und übernachteten. Nach Verlauf von zwei Tagen bekamen ſie eine Gruppe kleiner

Inſeln zu Geſicht, wo ſich ihnen ein Canot mit 10 bis 12 Papuas näherte, welche ihre Arme emporrichteten, um zu zeigen, daß ſie unbewaffnet ſeien, und überhaupt durch ihre Geberden freundliche Geſinnungen zu erkennen zu geben ſich bemühten. Die Wilden kamen endlich an das Floß, ſtiegen hinauf und benahmen ſich auch hier friedlich; ſie luden dann die Schiffbrüchigen ein, das Floß zu verlaſſen und in das Canot ſich zu begeben, was dieſe zu thun Anſtand nahmen, bis der Seecadet Ching ſich dazu bereit erklärte, mit der Aeußerung, er werde ſo deſto eher Gelegenheit zur Rückkehr nach England finden; worauf die Uebrigen ſeinem Beiſpiele folgten. Die Wilden durchſuchten zunächſt das Floß nach eiſernen Geräthſchaften, fanden aber nur einige Haken, die ſie mitnahmen; ſodann fuhren ſie mit dem Canot ab und ſchlugen die Richtung nach der kleinen, kaum eine halbe Stunde im Umfange haltenden Inſel Boydan ein, die vom feſten Lande etwa 3 deutſche Meilen und von Cap York, Neuhollands äußerſter Nordſpitze, ſüdſüdöſtlich und ungefähr 25 Meilen entfernt liegt.

Hier ſtiegen Alle ans Land und beim Umherſuchen nach Trinkwaſſer und Nahrungsmitteln waren die Wilden den Schiffbrüchigen behülflich; die Letzteren waren jedoch durch Hunger und Anſtrengungen ſo ermattet, daß ſie kaum kriechen konnten. Nachdem ſie den Landungsplatz wieder erreicht hatten, warfen ſie ſich voll Verzweflung zur Erde; denn aus dem ganzen Benehmen der Wilden, welche grinſend und teufliſch lachend umherſtanden, war deutlich wahrzunehmen, daß ſie mörderiſche Abſichten im Schilde führten. In dieſen ſchrecklichen Augenblicken nahm der erſte Steuermann Clare das Wort, ermahnte ſeine Gefährten, ſich in ihr Schickſal zu ergeben, und las ihnen mit Inbrunſt einige Gebete aus einem, vom Schiffe mitgebrachten Gebetbuche vor, worauf ſie alle ſich der Barmherzigkeit Gottes übergaben, ſich niederlegten und, erſchöpft wie ſie waren, ſogleich einſchliefen. Allein es war ein Schlaf zum Tode; denn kaum waren ſie eingeſchlummert, als Ireland (der Erzähler dieſer Schickſale) durch großen Lärm und ſtarkes Geſchrei aufgeweckt wurde und nun ſah, wie die Wilden ſeinen Gefährten mit Keulen die Hirnſchädel zerſchmetterten. Der erſte, der getödtet ward, war der arme Ching, dann traf die Reihe den andern Seecadetten Perry und hierauf den zweiten Steuermann Mayer; nun wurde die Verwirrung ſo groß, daß Ireland nicht mehr genau ſah, was vorging. Der Letzte, den der Tod ereilte, war der Steuermann Clare, der noch den Verſuch machte, nach dem Canot zu entkommen, aber eingeholt und durch einen Keulenſchlag ſofort getödtet wurde.

Ireland und der andere Schiffsjunge mußten nunmehr des nämlichen Schickſals gewärtig ſein, und jener erzählt das Weitere darüber folgendermaßen:

„Ein Wilder kam auf mich zu mit einem Meſſer, um mir die Kehle durchzuſchneiden; aber indem er dies zu thun im Begriffe war, und mich angepackt hatte, griff ich nach dem Meſſer und kämpfte um mein Leben. Er warf mich zu Boden, ſetzte mir das Knie auf die Bruſt und ſuchte mir das Meſſer zu entwinden, welches ich aber krampfhaft feſthielt, obgleich es mir den einen Finger bis auf den Knochen durchſchnitt. Endlich gelang es mir oben zu kommen, worauf ich den Wilden losließ, dem Strande zu eilte und mich ins Waſſer ſtürzte; ich war jedoch zu erſchöpft, um weit ſchwimmen zu können, kehrte daher ans Ufer zurück und erwartete nun nichts anderes, als augenblicklich niedergeſchmettert zu werden. Der Wilde kam denn auch

mit wüthender Geberde auf mich zu und ſchoß mir einen Pfeil in die rechte Bruſt; jetzt aber wurde er unerklärlicher Weiſe plötzlich ganz ruhig, führte oder zog mich eine Strecke fort und bot mir etwas Fiſch und Waſſer an, wovon ich indeß nichts hinunterzubringen vermochte. Während meines Kampfes mit ihm hatte ich meinen Kameraden mit einem andern Wilden handgemein erblickt und ihn demſelben ein Stück aus dem Arm beißen ſehen, wußte aber dann weiter nichts von ihm, bis ich auch ihn noch am Leben ſah, was ihm auf ähnliche Weiſe wie mir geſchenkt worden war *). In einiger Entfernung tanzten die übrigen Wilden mit gräßlichem Geheul um ein großes Feuer, vor dem die Köpfe der Erſchlagenen in einer Reihe aufgeſtellt waren; die Rumpfe ſchwammen am Geſtade, wo ſie durch die Strömung der Ebbe bald fortgeſchwemmt wurden. Sexton und ich wurden der Obhut von zwei Wilden übergeben, welche uns mit dem Canotſegel, einer Art Matte, bedeckten, jedoch meiner Wunde, die ſehr ſtark geblutet hatte, keine Aufmerkſamkeit ſchenkten.«

Am folgenden Tage ſammelten die Wilden alle Köpfe und ſegelten nach einer andern Inſel, Pullan genannt, wo ihre Weiber ſich befanden. Ireland gewahrte hier die beiden Kinder des Hauptmanns D'Oyly, nebſt dem Schiffshunde. Der älteſte Knabe, George D'Oyly, erzählte ihm, daß das erſte Floß bei dieſer Inſel angelegt habe, und alle darauf befindliche Perſonen bei ihrer Landung ſofort ermordet worden ſeien, bis auf ihn und ſeinen Bruder; ſeine Mutter ſei durch einen Keulenſchlag getödtet worden, ſein kleiner Bruder dabei in ihren Armen geweſen, jedoch habe eins von den Weibern ihn gerettet und auch ſpäter für ihn Sorge getragen. Ireland ſah das Kind in den Armen des Weibes heftig ſchreiend. Auch gewahrte er einige Stücke von den Cajütenthüren als Zierrathen am Vordertheil des Canots, ebenſo die Köpfe der Paſſagiere und Mannſchaft auf dem erſten Floß: die der Hauptmännin D'Oyly und des Schiffscapitäns Moore waren leicht zu erkennen, jener am Haar, dieſer an den Geſichtszügen. Die Köpfe waren an einem Strick gereiht und an einem Pfahl neben den Hütten der Weiber aufgehängt. Die Wilden tanzten jeden Morgen und jeden Abend darum herum, mit gräulichem Geſchrei und wüthenden Geberden.

Die Zahl der Wilden belief ſich ungefähr auf 60; ſie hielten ſich auf der Inſel blos während der Fiſchfangzeit auf, und ihre Heimath war, wie ſich ſpäter auswies, beträchtlich weit entfernt. Ihre Hauptnahrung beſtand in Schildkröten und kleinen Fiſchen, welche ſie mit Angel und Netzen fingen; Schalenthiere wurden in großer Menge auf den Riffen geſammelt. Auf der Inſel wächſt auch eine Art Steinfrucht, ähnlich der Pflaume, wahrſcheinlich von der Gattung der Eugenia. Sonſt iſt die Inſel Pullan ſandig und nur mit niedrigem Strauchwerk und Unterholz bewachſen. Jedoch fehlt es nicht an einer reichlich fließenden Quelle mit friſchem Waſſer.

*) Als man ſpäter Ireland auf das faſt Unglaubliche einer ſolchen plötzlichen Sinnesänderung aufmerkſam machte, entgegnete er, er habe bei den Wilden häufig dergleichen plötzliche Uebergänge von der äußerſten Wuth zu gänzlicher Gelaſſenheit wahrgenommen, und ein ſolcher Moment ſei denn auch wohl bei ihrer Lebensgefahr eingetreten.

Nach zweimonatlichem Verweilen verließen die Wilden die Insel in zwei Abtheilungen, welche verschiedene Richtungen einschlugen, und von denen die eine Ireland und das jüngste Kind des Hauptmanns D'Oyly mitnahm. Die Fahrt ging nordwärts nach der Torresstraße; man landete und verweilte kürzere oder längere Zeit auf mehreren Inseln, bis man die Darnley-Insel erreichte, welche mitten in der Torresstraße liegt, beinahe gleichweit von Neu-Guinea und Neuholland entfernt. Bei den Eingeborenen heißt sie Arub *). Ostwärts und ungefähr 5 Meilen davon liegt (unter 9° 54′ S. Br. und 144° 0′ O. von Greenwich) die Murray-Insel **); wo ein Papua, Namens Duppar, wohnte. Als dieser von den gefangenen weißen Knaben hörte, die mittlerweile nach der dicht bei Arub liegenden Marsden-Insel oder Sirreb gebracht waren, fühlte er Mitleid mit ihnen und beschloß, sie loszukaufen, zu welchem Ende er in Begleitung seines Weibes Pamoy und mit Früchten versehen, nach Sirreb sich begab, wo er die Gefangenen, gegen einen mit Früchten behangenen Pisangzweig für jeden, eintauschte. Sie wurden von ihm und seinem Weibe auf's Freundlichste behandelt; eine Eingeborene, Namens Oby, übernahm die Pflege und Wartung des kleinen D'Oyly, und das Kind gewöhnte sich denn auch bald an seine neue Mutter. Irrland half seinen gutmüthigen Pflegeeltern bei ihren häuslichen Beschäftigungen und hatte nie Ursache, sich über seine Behandlung zu beklagen. Endlich wurden er und der junge D'Oyly von dem Befehlshaber des brittischen Schiffes »Mangles«, welches bei der Murray-Insel anlegte, zufällig entdeckt und auf einem andern englischen Fahrzeuge nach Sidney gebracht. Der ältere Sohn D'Oyly's ist, wie man später in Erfahrung gebracht, ein Opfer der Mordlust oder gar des Kannibalismus der andern Wilden, die ihn und den Schiffsjungen Sexton mitnahmen, geworden; Sexton wahrscheinlich auch, wenigstens hat man nie wieder etwas von ihm gehört.

*) Die Darnley-Insel liegt unter 9° 33′ S. Br. und 143° 41′ O. von Greenwich, hält vier deutsche Meilen im Umfange und bringt Kokosnüsse, Pisangs, Yams, Bataten, Zuckerrohr u. s. w. hervor, ist auch stark bewaldet. Die Eingebornen, denen man wohl nicht mit Unrecht Menschenfresserei zum Vorwurf macht, sind zahlreich und wohnen in Dörfern von je 10 bis 12 Hütten, deren vornehmste Verzierungen Menschenschädel sind, was nach dem oben Erzählten auch nicht weiter auffallen kann. Die Insel wurde im Jahre 1792 von Bligh entdeckt.

**) Sie hat ungefähr dieselben Naturprodukte wie die Darnley-Insel; man findet hier auch Kauris (kleine Muscheln, die in vielen Küstenländern Asiens und Afrikas als Scheidemünzen dienen) und Perlmutter. Die Einwohner gehören, wie die der vorigen Insel, den Papuas an und gleichen mehr als andere Insulaner dieser Gegend den Neuholländern. Ihre Hautfarbe ist tief dunkelbraun, die Statur von mittlerer Größe und der Gliederbau muskulös. Sie gehen nackend, tragen aber Verzierungen von Muscheln und geflochtenen Haaren um verschiedene Theile des Körpers. In ihren Mienen drücken sich Argwohn und Mißtrauen aus. In ihren Waffen unterscheiden sie sich insofern von den Eingeborenen des australischen Festlandes, als sie Bogen und Pfeile führen. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Fischfang. Mit Flinders traten sie 1802 in einen Tauschhandel, aber 1792 hatten sie einen mörderischen Angriff auf die Schiffe »Providence« und »Assistant« gemacht. Zwei nahe isolirte Felsen werden zusammen mit dieser Insel die Murray-Inseln genannt.

Die niederländisch-indischen Besitzungen.

Von

dem franz. Flottencapitän E. Jurien de la Gravière.

Die Niederländer besaßen früher in Indien, außer Java und den Molukken, auch Ceylon und einige Landstriche auf der Küste Coromandel, in Bengalen und auf der Halbinsel Malakka, wovon jedoch Ceylon 1796 von den Engländern erobert und 1802 an sie förmlich abgetreten, und die übrigen vorder- und hinterindischen Besitzungen durch Vertrag vom J. 1824 gegen brittische Besitzungen namentlich auf Sumatra ausgetauscht wurden.

So befinden sich denn die niederländisch-indischen Besitzungen jetzt sämmtlich im Indischen Archipel, sind aber im Laufe der Zeit umfangreicher geworden, als je zuvor. Denn sie haben einen Gesammtflächeninhalt von 25,700 Q. M. und eine Bevölkerung von mehr als 16¼ Mill. E. Nach amtlichen Berichten kommen hiervon auf

			Bevölkerung im Nov. 1849.
Java und umliegende Eilande	2444,$_8$ Q.M.	und	9,560,380 E.
die Besitzungen auf Sumatra	6719,$_2$ »	»	1,537,360 »
die Insel Banca	356,$_0$ »	»	43,000 »
die Insel Bintang	148,$_0$ »	»	30,000
die Besitzungen auf Borneo	9373,$_{11}$ »	»	661,995
die Besitzungen auf Celebes	3417,$_{11}$ »	»	1,752,000 »
die Besitzungen auf den Molukken . . .	2019,$_0$ »	»	530,602
die Besitzungen auf Timor	1042,$_0$ »	»	1,057,800 »
Lombok	191,$_8$ »	»	1,105,000 »
Zusammen . .	25,713,$_8$ Q.M.	und	16,278,137 E.

Bekanntlich umfaßt der Indische Archipel die zwischen Hinterindien, China und Neuholland (und Neu-Guinea) gelegenen Gruppen der Großen und Kleinen Sunda-Inseln, Molukken, Philippinen und Sulu-Inseln. Die beiden letztgenannten gehören im Wesentlichen den Spaniern und die übrigen Gruppen großentheils den Niederländern. Die Eingeborenen gehören der großen Mehrzahl nach dem malayischen, theils aber auch dem Hindu-Stamme an. Was die Religionsverhältnisse betrifft, so

wäre nach einheimiſchen Nachrichten der Mahomedanismus, der namentlich auf den Sunda-Inſeln ſtark verbreitet iſt, erſt im 13. Jahrhunderte dahin gebracht worden; allein höchſt wahrſcheinlich iſt dies weit früher geſchehen. Denn es iſt Thatſache, daß die Araber ſchon zur Zeit der erſten Chalifen von Bagdad, alſo ſeit dem 8. und 9. Jahrhunderte, Seefahrten nach dem Indiſchen Archipel (auch nach Canton in China) unternahmen und oft längere Zeit, zur Betreibung ihrer Handelsgeſchäfte, hier verweilten. Es läßt ſich daher kaum bezweifeln, daß ſie als eifrige Muſelmänner ihrer Lehre bei den heidniſchen Inſulanern Eingang zu verſchaffen geſucht haben werden.

Vor der Ankunft der Europäer hatten immer einige Inſeln durch die Gewalt der Waffen oder durch den Einfluß ihres Handels den Vorrang vor den übrigen. Seit dem Ende des 12. Jahrh. breiteten ſich bis in das 14. die Malayen von Sumatra über die Halbinſel Malakka und die Sunda-Inſeln aus und gewannen hier durch ihren blühenden Handel ein entſchiedenes Uebergewicht.

Auch Java ſoll einſt die Herrſchaft an ſich geriſſen und ſie über mehrere Theile von Sumatra, Borneo und Amboina (Molukken) ausgedehnt haben. Der berühmte venetianiſche Reiſende Marco Polo, der in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts die öſtlichen Länder Aſiens beſuchte, beſtätigt dies inſofern als er von der Macht und dem außerordentlichen Reichthume Java's ſpricht.

Auf Borneo ſollen, nach einer Sage, die Chineſen einſt ein mächtiges Reich geſtiftet und von da aus über die Sulu- und andere Inſeln bis nach den Philippinen hin geherrſcht haben.

Die Molukken kämpften unaufhörlich mit einander um die Herrſchaft, welche bald dieſe bald jene Inſel an ſich riß.

In frühen Zeiten war, wie es ſcheint, in allen dieſen Inſelreichen freier Handel für alle Völker. Ohne Zoll für die ein- und ausgehenden Waaren zu fordern, begnügten ſich die Könige mit freiwilligen Geſchenken, die ihnen von den fremden Kaufleuten dargebracht wurden. Die Schilderungen von der Macht und Größe einiger dieſer Reiche fanden die Portugieſen ſpäter beſtätigt durch den Wohlſtand und Reichthum, den ſie noch in manchen Theilen des Indiſchen Archipels antrafen. Java war die reichſte aller Inſeln; unter den auf ihr befindlichen verſchiedenen Reichen war das von Bantam am mächtigſten und deſſen gleichnamige Hauptſtadt (an der Nordküſte und nicht weit von der Sundaſtraße, weſtlich u. 10 M. von Batavia) der Haupthandelsplatz in dieſen Gewäſſern: ihr Hafen war ſtets angefüllt mit Schiffen aus der Nähe und Ferne. Auf Sumatra waren noch im 17. Jahrhunderte die Könige von Atſchin (im nordweſtlichſten Theile der Inſel) ſo mächtig, daß ſie Flotten von 500 Segeln und Heere von 50,000 bis 60,000 Mann ausrüſten konnten; und der Hafen der Stadt Atſchin (an der äußerſten Nordweſtſpitze Sumatra's) wurde jährlich von einer Menge aſiatiſcher und europäiſcher Handelsſchiffe beſucht. Die Häuſer und Kunſtarbeiten der Stadt zeugten von Wohlſtand und Cultur der Einwohner, und die aſiatiſche Pracht ihres Königs, ſein goldenes Geſchirr, aus dem er ſpeiſte, und die mit gediegenem Silber überzogenen Thüren ſeines Palaſtes von dem Reichthum ſeiner Einkünfte. — Unter den vier Königreichen auf den Molukken war Ternate das mächtigſte. Der König von Ternate herrſchte über nahe und entfernte Inſeln

und vermochte von den ihm unterworfenen Inseln eine Macht von mehr als 120,000 Mann aufzubringen.

Man sieht hieraus, daß nicht etwa die Europäer den Handel des Indischen Archipels gegründet haben, sondern daß derselbe vor ihrer Ankunft weit blühender war als nachmals. Vielmehr haben grade die Europäer, nämlich die Portugiesen und Holländer, diesen blühenden Handel der Eingeborenen, und damit alle Herrlichkeit und Macht des insularischen Indiens zu Grunde gerichtet. Die Portugiesen, die schon seit dem ersten Jahrzehend des 16. Jahrhunderts hierher kamen, traten Anfangs fast in jedem der drei Inselreiche, wo sie sich festsetzten, als Beistand der Partei auf, die sich für die unterdrückte hielt. So groß der Jubel war, mit dem sie von ihr bewillkommnet wurden, so tief war später, nachdem sie den Unterdrückten zum Siege verholfen hatten, die Trauer der siegenden wie der besiegten Partei über die portugiesische Herrschsucht, die für die geleisteten Dienste die unbedingteste Unterwerfung verlangte. Wo sie verweigert wurde, zerstörten sie Städte, sperrten Häfen, nahmen Schiffe weg und mißhandelten Könige und Unterthanen mit dem empörendsten Muthwillen. Die gemißhandelten Völker schritten zur Rache und es entstanden blutige Kriege, in denen die blühendsten Inseln, wie Ternate und andere Molukken, furchtbare Verwüstungen erfuhren. Die Holländer, welche seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts im Indischen Archipel sich festzusetzen anfingen, kündigten sich den gedrückten Insulanern als ihre Retter von den unmenschlichen Herren an. Auch waren sie gegen sie während des Kampfes mit den Portugiesen die Menschlichkeit und Milde selbst. Sobald aber die Portugiesen vertrieben waren und die Holländer sich so festgesetzt hatten, daß sie hoffen konnten, sich auch gegen den Willen der Insulaner zu behaupten, wurden sie noch härtere Herren als die vertriebenen Vorgänger. Mit allen Künsten einer habsüchtigen Kaufmannspolitik rissen sie, wie in Ceylon mit dem Zimmet, so auf den Molukken das Monopol mit den Gewürznelken und Muskatnüssen und auf Java, Sumatra, Celebes, Borneo das Monopol mit Pfeffer, Zinn und den übrigen Landesprodukten — kurz auf jeder Insel rissen sie den Alleinhandel mit den kostbaren Naturgaben, mit denen sie gesegnet war, an sich und legten, um sich darin zu erhalten, den eingeborenen Königen das drückendste Joch auf. Jede Klage und Bewegung gegen diese Anmaßung bestraften sie mit unerbittlicher Strenge, durch Krieg, durch Hinrichtung der gegen sie aufgestandenen Könige, oder durch eine ewige Verbannung aus ihren Reichen, und umgaben ihre Nachfolger mit Leibwachen, die sie zu den Sklaven einer übermüthigen Kaufmannsgilde machten.

Die Handelsverhältnisse im Indischen Archipel gestalteten sich auf diese Weise gänzlich um. Wie die Holländer den Inselkönigen das Recht des Alleinhandels mit den Produkten ihres Reichs abgedrungen hatten, ebenso zwangen die Könige wieder ihre Unterthanen, ihnen eine Quantität der Landeserzeugnisse gegen einen von ihnen willkürlich bestimmten Preis zu liefern, und rissen ein ähnliches Monopol an sich. Wie die Holländer die Preise herabsetzten, so setzten auch die Könige sie herab, und zwangen dagegen ihre Unterthanen, die fremden Waaren, die sie bedurften, für die höchsten Preise von ihnen zu nehmen. Die Könige selbst wurden so die ersten Kaufleute ihrer Reiche.

Seitdem lagen die Bewohner des Indiſchen Archipels in einer dreifachen Knechtſchaft, unter dem Joche des Alleinhandels, der Erpreſſung der holländiſchen Beamten und dem Deſpotismus ihrer Könige: die letzte Schnellkraft der von Natur trägen Völker ward dadurch gelähmt; ſie verſanken in völlige Unthätigkeit und ihre Inſeln verödeten. Wie blühend und glücklich ein freier Handel mit den Europäern die hier in Rede ſtehenden Inſelreiche hätte machen können, ſtand im 17. Jahrhunderte in dem Beiſpiele von Makaſſar auf Celebes vor Aller Augen.

Als Bantam (auf Java) und Malakka unter die Herrſchaft der Holländer gerathen war, zogen ſich die Portugieſen nach Makaſſar, deſſen König den Ankömmlingen einen Platz zur Wohnung und, nach der frühern oben erwähnten Gewohnheit, gegen freiwillige Geſchenke freien Handel, wie allen übrigen Völkern einräumte, ohne für aus- oder eingehende Waaren einen Zoll zu fordern. Makaſſar blühte dadurch ſchnell auf; ſeine gleichnamige Hauptſtadt (im ſüdlichſten Theile von Celebes) wurde einer der reichſten und beſuchteſten Handelsplätze im ganzen Oſten, und ſeine Könige kamen zur Herrſchaft über ganz Celebes und die umliegenden Inſeln, die ihnen Tribut bezahlten. Die Holländer folgten endlich den Portugieſen auch auf dieſe Inſel nach und vertrieben ſie; ſie unterjochten die Könige von Makaſſar, ſchränkten die mit ihrem Kaufmannsintereſſe nicht vereinbare Handelsfreiheit ein, und mit der Macht und Blüthe von Makaſſar war es zu Ende.

Es dürfte übrigens nicht unintereſſant ſein, zu erfahren, auf welche Weiſe und Veranlaſſung die Holländer zuerſt nach Indien kamen.

Bekanntlich nahm Philipp II. von Spanien als nächſter, oder doch mächtigſter Erbe der portugieſiſchen Krone im J. 1580 Portugal in Beſitz, und damit kamen denn auch die portugieſiſchen Colonien unter ſeine Herrſchaft. In der erſten Zeit legte er den Handelsverbindungen zwiſchen Portugal und Nordniederland keine weſentliche Hinderniſſe in den Weg; aber 1594 unterſagte er den Portugieſen allen Verkehr mit den niederländiſchen Inſurgenten, welche bisher die indiſchen Produkte aus Liſſabon geholt und in dem übrigen Europa vertrieben hatten. Wollten die Holländer nun nicht ihren wichtigſten Handelszweig aufgeben, ſo mußten ſie aus ihren bisherigen engen europäiſchen Kreiſen heraustreten und die indiſchen Küſten und Inſeln, welche die mittelbare Quelle ihres bisherigen Wohlſtandes geweſen waren, ſelbſt aufſuchen. Aber es fehlte ihnen an Seeleuten, die den Weg nach Indien kannten, und an Geſchäftsmännern, die ſich auf den indiſchen Verkehr verſtanden; und wenn ſie auch dieſem Mangel durch ſchlaue Anwerbungen vielleicht abgeholfen hätten, ſo ging ja doch die Schifffahrt nach Indien an Küſten weg, in deren Beſitz ihre Feinde, die Spanier und Portugieſen, waren; und es ſtand immer dahin, ob ſie mit ihren indiſchen Ladungen nicht überall von ihren Feinden aufgefangen wurden.

Der Gedanke an dieſe Schwierigkeiten und Gefahren weckte endlich die Idee, einen nähern und von ihren Feinden durchaus nicht bedrohten Weg um das Nordcap herum durch das Eismeer zu ſuchen, und ſchon 1594 vereinigten ſich zu dieſem Zwecke mehrere zeeländiſche Kaufleute und rüſteten, von Amſterdam und Enkhuizen unterſtützt, drei Schiffe aus, welche unter Barendsz und Linſchoten einen Weg längs der europäiſchen und aſiatiſchen Nordküſte nach China und den Molukken aufſuchen ſollten.

Doch mißglückte dieſes Unternehmen gänzlich, eben ſo zwei neue Verſuche, die 1595 und 1596 gemacht wurden. Auf der dritten Fahrt war es, wo Barendsz, Heemskerke und Van de Rijp Spitzbergen entdeckten und auf Nova Zembla überwinterten.

Während noch dieſe Verſuche gemacht wurden, bot den Holländern ein Landsmann, der mehrmals die Fahrt nach Indien in portugieſiſchen Dienſten gemacht und über den indiſchen Handel mancherlei Erfahrungen geſammelt hatte, Cornelius Houtman, damals im Schuldgefängniſſe zu Liſſabon, gegen die Bezahlung ſeiner Schulden zur Befreiung aus ſeiner Haft, ſeine Dienſte und Erfahrungen an. Ein Verein von Kaufleuten, Maatſchappij van Verre oder Geſellſchaft entfernter Länder genannt, übernahm ſeine Befreiung und ſchickte ihn 1595 mit 4 Schiffen nach Indien, mit der Weiſung, Küſten, Nationen, Produkte und Handel eines jeden Ortes zu erforſchen, und dabei ſoviel wie möglich den portugieſiſchen Niederlaſſungen aus dem Wege zu gehen. Nachdem Houtman längere Zeit in Madagaskar ſich aufgehalten hatte, landete er am 22. Juni 1596 in Bantam, auf der Nordküſte von Java, und beſuchte dann Jakatra (an deſſen Stelle nachmals Batavia trat), Surabaya und die Inſeln Madura und Bali (dicht bei Java); doch da er überall Gefechte mit den Eingeborenen zu beſtehen hatte, entſchloß er ſich zur Rückkehr, und kam am 14. Auguſt 1597 wieder in Terel an, nachdem er zwei Schiffe und ungefähr zwei Drittheile der Mannſchaft eingebüßt hatte. Ungeachtet dieſes Verluſtes konnte die Reiſe als eine glückliche angeſehen werden, da die aus Java mitgebrachten Nachrichten, bei allen anſcheinend feindſeligen Geſinnungen der Eingeborenen, dennoch für den Handel nach dieſen Gewäſſern ſehr aufmunternd waren.

Die Geſellſchaft der entfernten Länder (ſ. oben) in Amſterdam beſchloß alſo, auf Java, entfernt von dem Mittelpunkt der portugieſiſchen Macht in Indien und andererſeits in der Nähe der Molukken und zur Anknüpfung von Handelsverbindungen mit China und Japan trefflich gelegen, eine Niederlaſſung zu wagen. Sie ſchickte demgemäß im Mai 1598 unter den Befehlen des Admirals van Neck und des Vieeadmirals van Waerwijk, denen der erfahrene Jakob van Heemskerk beigegeben war, 8 Schiffe dahin ab, die unterwegs bei der, nachmals Isle de France genannten, Inſel anlegten, die von den Holländern, dem Prinzen Moritz von Oranien zu Ehren, Mauritius genannt wurde, und dann glücklich Bantam erreichten. Der dort herrſchende eingeborene Fürſt bewilligte den Holländern die Eröffnung eines Tauſchhandels. Sie hatten ſich zu dieſem Zwecke ſchon in Holland mit mancherlei Waaren verſehen, worunter Scharlachtuch, Korallen, Bernſtein, Spiegel mit Goldrahmen, Kryſtallgläſer, Flaſchen, Nürnberger Waaren, Brillen, Federn, Blei, Eiſen, Sturmhüte, Kämme u. dgl. m. Dafür tauſchten ſie nun Pfeffer, Gewürznägelein und andere Spezereien ein, beluden damit 4 ihrer Schiffe und ſchickten dieſe ſofort nach Europa zurück. Von den 4 übrigen Schiffen beſuchten 2 unter Waerwijk Amboina und Ternate, und 2 unter Heemskerk die Bandainſeln (jene wie dieſe gehören zu den Molukken). Um die Mitte des Jahres 1600 trafen alle Schiffe im Vaterlande wohlbehalten wieder ein.

Der glückliche Erfolg dieſes neuen Verſuches brachte eine Menge kleiner Geſellſchaften zuſammen, die ihre Spekulationen nach Indien richteten. Die ausgeſandten Schiffe beſuchten nicht nur wiederholt Java und die Molukken, ſondern auch die klei-

nen Sundainseln und Sumatra. Fast überall kam ihnen der Haß, den die Portugiesen dort auf sich geladen, zu Hülfe und erleichterte ihre Handelsunternehmungen. Die Spanier, als damalige Besitzer aller dieser Inseln, wurden dadurch nicht wenig beunruhigt und suchten, da sie vor der Hand mit Gewalt nichts ausrichten zu können glaubten, die Holländer bei den eingeborenen Fürsten anzuschwärzen, und schilderten sie ihnen als Seeräuber und ehrlose Menschen, denen auf keine Art zu trauen sei. Sobald die Generalstaaten von diesen Intriguen Kunde erhielten, bekamen die Befehlshaber der Ostindienfahrer die Weisung, alle Mittel aufzubieten, um den üblen Eindruck, den jene Anschwärzungen in Indien hätten machen können, zu vertilgen. Am erfolgreichsten in dieser Hinsicht war das Verfahren, welches der schon genannte Jakob Heemskerk beobachtete. In der Javasee (zwischen Java und Borneo) stieß er auf ein reichbeladenes portugiesisches Schiff, welches von Macao kam und eine Besatzung von 700 Mann hatte. Er griff es an und zwang die Portugiesen nach schwacher Gegenwehr sich zu ergeben. Die Gefangenen behandelte er nicht nur mit der größten Milde, sondern schickte sie auch, bis auf den Capitän und den Schiffskaplan, an den portugiesischen oder spanischen Vicekönig in Goa ohne Lösegeld zurück. Er hoffte dafür ein Danksagungsschreiben zu erhalten, wenn auch nur in der Absicht, dadurch die Freilassung der beiden übrigen Gefangenen zu bewirken; und er betrog sich in dieser Erwartung nicht. Heemskerk erhielt einen Brief voller Höflichkeiten; er zeigte nun denselben vor in allen Häfen, wohin er kam, und es gelang ihm dadurch alle gegen die Holländer ausgesprengte Verläumdungen wirkungslos zu machen. Die erbeutete Ladung war übrigens sehr kostbar und die am Bord des portugiesischen Schiffes vorgefundenen Briefschaften gaben über den indischen Handel die wichtigsten Aufschlüsse.

Die zahlreichen Handelsgesellschaften, die zur Betreibung des direkten indischen Handels in Holland sich gebildet hatten, machten bald die Erfahrung, daß sie nicht nur ihre Kräfte vereinzelten und zersplitterten, sondern auch durch ihre allzustarke Concurrenz auf den nämlichen indischen und den nämlichen europäischen Märkten sich gegenseitig schadeten. Die Generalstaaten legten sich endlich ins Mittel und forderten die einzelnen Gesellschaften auf, sich zu einer einzigen zu vereinigen, die sie dann mit ausgedehnten Rechten und Freiheiten zu privilegiren versprachen. So entstand die berühmte holländisch-ostindische Compagnie, die mit dem 20. März 1602 ins Leben trat und ihr Privilegium zunächst auf 21 Jahre erhielt. Sie hatte in ihren asiatischen Besitzungen unumschränkte Gewalt, ernannte ihren Generalgouverneur und die übrigen Mitglieder der dortigen Regierung oder des Raths von Indien, führte Krieg und schloß Frieden, empfing die Gesandten der eingeborenen Fürsten, legte neue Colonien an, baute Städte und Festungen, unterhielt eine ansehnliche Kriegsmacht, nebst einer großen Menge Schiffe, welche in Indien Handel trieben oder die dortigen Produkte nach Europa brachten, und erhielt in späterer Zeit von den Generalstaaten auch die Erlaubniß, in den Münzstätten der Republik Ducatons mit ihrem gewöhnlichen Zeichen prägen zu lassen. Uebrigens war die Compagnie verpflichtet, die Bündnisse mit indischen Fürsten im Namen der Generalstaaten zu schließen, und mußte andererseits, zum Zeichen ihres Abhängigkeitsverhältnisses zu den Generalstaaten, von einer Zeit zur andern um die Erneuerung ihrer Privilegien nachsuchen, wofür sie 1696,

als ſie die Verlängerung derſelben bis 1740 erhielt, 3 Millionen Gulden in die Staatskaſſe zahlte. In bedrängten Zeiten ſchoß ſie auch der Republik Geld vor oder übernahm Staatsſchulden. In Gemäßheit eines Vergleichs vom 15. März 1700 entrichtete ſie an die Stelle der Abgaben von den ein- und ausgehenden Waaren, die ſie aus Indien erhielt oder dahin ſendete, eine Averſionalſumme von 364,000 Gulden nebſt 8 Stück 24pfündiger Metallkanonen. Die ganze Verwaltung der Compagnie wurde in den Niederlanden ſelbſt durch 67 Vorſteher geleitet, die aus den Hauptactionären gewählt wurden und 6 Collegien oder Kammern bildeten, von denen die zahlreichſte und wichtigſte ihren Sitz in Amſterdam hatte, wogegen die übrigen in Middelburg, Delft, Rotterdam, Hoorn und Enkhuizen ihre ordentlichen Zuſammenkünfte hielten. Jede Kammer verwaltete ihre beſonderen Angelegenheiten und beſetzte die Unteroffizierſtellen bei der indiſchen Armee bis zum Sergeanten hinauf. Jährlich wurden drei Generalverſammlungen gehalten, zu denen ſich 17 Abgeordnete der einzelnen Kammern einfanden; daher die Verſammlungen der Siebzehner genannt. Außerdem verſammelten ſich 10 Direktoren jährlich einmal im Haag. Die erſte Summe, die bei der Errichtung der Compagnie zuſammengeſchoſſen wurde, belief ſich auf 6 Mill. 459,840 Gulden, in Actien vertheilt von 3000 Gulden jede, die aber mit der Zeit auf 18,000 Gulden im Werthe ſtieg. Vom J. 1606 bis 1620 betrug der Gewinn in mehreren Jahren über 50, in keinem unter 20 Procent. Späterhin rechnete man den jährlichen reinen Gewinn der Compagnie durchſchnittlich auf 3 Millionen Ducaten. Die Compagnie ſchickte jährlich dreimal Schiffe nach Indien, im März oder April, im September oder Octoher, und im December oder Januar, und zwar jedesmal 38 bis 40, deren jedes mit der Ladung und dem baaren Gelde auf wenigſtens 400,000 Gulden zu ſchätzen war. Die zurückkommenden und hauptſächlich mit Gewürzen, chineſiſchem und japaniſchem Porzellan, Kampher, Salpeter, Reis, Baumwoll- und Seidenſtoffen, Perlen, Edelſteinen und Gold befrachteten Schiffe liefen zwiſchen Octoher und Januar von Batavia oder Ceylon aus und hatten alle ihren Sammelplatz am Vorgebirge der guten Hoffnung, wo ſie 14 Tage bis 3 Wochen liegen blieben, um Erfriſchungen einzunehmen. In Friedenszeiten nahmen ſie, zur Beſchleunigung der Reiſe, den Weg durch den engliſchen Kanal, in Kriegszeiten aber ſegelten ſie gewöhnlich um die Nordſpitze von Schottland herum. Der Generalgouverneur des niederländiſchen Indiens, der auf dem Schloſſe zu Batavia ſeinen Sitz hatte, ward von der Compagnie ernannt und mußte ſowohl ihr wie den Generalſtaaten den Eid der Treue ſchwören. Sein Amt war eins der einträglichſten; denn er hatte eine fixe Beſoldung von 16,800 Gulden, nebſt 4800 Gulden Tafelgelder; ſeine Hofhaltung ward beſonders bezahlt, und die mit ſeiner Stellung verknüpften erlaubten und unerlaubten Nebenvortheile brachten ihm noch viel mehr als ſeine jährliche Beſoldung ein. Außerdem hielt die Compagnie noch acht Gouverneurs, nämlich auf Ceylon, Amboina, Banda, Ternate, in Makaſſar, Malakka, auf der Küſte Coromandel und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Die Kriegsflotte, welche die Compagnie, zur Beſchützung ihrer Beſitzungen und ihres Handels in den indiſchen und europäiſchen Gewäſſern hielt, beſtand im vor. Jahrhunderte aus 150 Schiffen von 20 bis 60 Kanonen, und aus 42 bis 50 kleinern Fahrzeugen. Nicht minder beträchtlich war die Zahl der Landtruppen, die ſie in ihren Beſitzungen hielt.

Alſo aus ungefähr 6 Millionen Gulden beſtand der Fonds, den die Compagnie bei ihrer Errichtung zuſammenſchoß. In der That ein ſehr ſchwacher Fonds, da er nicht blos als Handelskapital dienen ſollte, ſondern auch zur Beſtreitung der Koſten für die Unternehmungen zur Vertreibung der Portugieſen aus dem Indiſchen Archipel beſtimmt war! Und doch war er hinreichend, alle jene Thaten zu vollbringen, welche die holländiſch-oſtindiſche Compagnie auf immer in die Reihe der erſten Handelsgeſellſchaften der Welt ſetzten. Kaum war die Geſellſchaft ins Daſein getreten, als ſie auch ſchon ihre große Laufbahn betrat. Hinſichtlich der beabſichtigten Niederlaſſungen in Indien richtete ſie gleich vom Anfang an ihr einziges oder doch Hauptaugenmerk auf den Indiſchen Archipel, insbeſondere auf die Gewürzinſeln oder Molukken und die beiden großen Sundainſeln Java und Sumatra. Indem ſie auch nachmals meiſt auf Inſeln ſich beſchränkte, entging ſie dadurch den vielfachen Revolutionen auf dem indiſchen Feſtlande, wo ohnehin damals das Mogulreich ſo mächtig war, daß an Eroberungen in Vorderindien nicht leicht gedacht werden konnte.

Eine Flotte von 14 Schiffen unter dem Admiral Waerwijk ging noch im J. 1602 unter Segel nach den indiſchen Gewäſſern, wohin ihr gegen Ende des folgenden Jahres eine beinahe eben ſo ſtarke Flotte unter Vanderhagen folgte. Von Waerwijk's Flotte gingen 3 Schiffe nach Ceylon und hierauf nach Atſchin, auf der äußerſten Nordweſtſpitze von Sumatra, 3 nach anderen Küſtenpunkten dieſer Sundainſel, 2 nach den Molukken, 2 nach China und 4 nach Bantam (auf der Nordküſte von Java, weſtlich und in der Nähe von Batavia). Was Waerwijk begonnen hatte, vollendete Vanderhagen, und die Compagnie bekam durch dieſe beiden erſten Hauptexpeditionen wenigſtens feſten Fuß auf den Molukken, wo die Portugieſen vertrieben wurden und die Holländer den wichtigſten Theil des Gewürzhandels an ſich riſſen. Allerdings traten auch wieder manche Unfälle und anſehnliche Verluſte ein; nichtsdeſtoweniger wurde es der Compagnie bereits nach vierjährigem Beſtehen möglich, eine Dividende von nicht weniger als 75 Proc. an die Actionäre auszutheilen.

Außer auf den Molukken hatten die Holländer auch in Atſchin auf Sumatra und auf den Küſten Coromandel und Malabar wenn nicht Niederlaſſungen gegründet, doch Faktoreien errichten dürfen, unter denen die zu Negapatam (auf der Küſte Coromandel und in der Nähe von Trankebar) ein Hauptſtapelplatz für den holländiſchen Leinwandhandel wurde, für den dieſe Handelscomtoire vorzugsweiſe beſtimmt waren.

Gleich nachdem die Holländer auf den Molukken den erſten ſchwachen Grund zu ihrer künftigen Macht gelegt hatten, waren ſie ernſtlich darauf bedacht, den Alleinhandel mit den Produkten dieſer Inſeln oder den Gewürzen an ſich zu reißen. Zu dieſem Ende ſuchten ſie die Anpflanzungen des Muskatnußbaums auf die Inſel Banda, und die der Gewürznelken auf die Inſel Amboina zu beſchränken, damit ſie jede Theilnahme anderer europäiſchen Nationen an dem Gewürzhandel um ſo leichter verhindern könnten. Ausrottung der Muskatnuß- und Gewürznelkenbäume auf andern molukkiſchen Inſeln, Verhinderung neuer Anpflanzungen theils durch Androhung der furchtbarſten Strafen, theils durch Verheißung anſehnlicher Belohnungen; ſtrenges Verbot des Schleichhandels der Inſulaner mit fremden Nationen, offene Feindſeligkeiten und förmliche Verträge waren

daher die Mittel, welche die Compagnie ergriff, nicht nur um den Alleinhandel ſich zu ſichern, ſondern auch die Preisverringerung der Gewürze in Europa zu verhindern.

Um aber dieſe Mittel beharrlich durchführen zu können, war eine feſte und bleibende Niederlaſſung als Centralpunkt für die niederländiſche Streitmacht in den dortigen Gewäſſern durchaus erforderlich. Die Molukken ſelbſt, meiſt nur kleine Inſeln und über 300 Meilen (in oſtnordöſtlicher Richtung) von dem Hauptfahrwaſſer, der Sundaſtraße (zwiſchen Sumatra und Java), entfernt, waren ſchon aus dieſen beiden Gründen dazu nicht geeignet. Auf Sumatra fand ſich kein geeigneter Punkt zu einer dauernden und umfangreichen Niederlaſſung, ebenſowenig auf Borneo; daher wurde Java und zwar die Nordküſte dieſer Inſel gewählt, zumal die Holländer ſchon längſt eine Faktorei in Bantam (auf der Nordküſte Java's und in der Nähe der Sundaſtraße) hatten.

Oeſtlich und 15 Meilen von der Sundaſtraße lag auf der Nordküſte Java's, mit einem vortrefflichen Hafen verſehen, die Stadt Jakatra, auch wohl Kalappa genannt. Hier beſchloſſen die Holländer ſich bleibend anzuſiedeln. Indeß beſaßen nicht nur in dem benachbarten Bantam, ſondern auch in Jakatra die Engländer eine Faktorei, und zwar ſchon ſeit 1601. Die Engländer waren aber eben ſo eiferſüchtig auf ihr Anſehen und ihre Vortheile, wie die Holländer, dabei vollkommen im Stande, den Letztern die Spitze zu bieten; daher ging es ohne blutigen Kampf nicht ab und Jakatra wurde bei dieſer Gelegenheit eingeäſchert. Hierauf zogen ſich die Engländer zurück, und der holländiſche Admiral Koen erbaute nun ſeit 1618 auf den Trümmern Jakatra's eine neue Stadt, welche 1621 auf Befehl der Generalſtaaten den Namen Batavia erhielt und mit der Zeit zu ſolchem Glanze emporſtieg, daß ſie die Perle des Orients genannt wurde. Zur Zeit der höchſten Blüthe zählte ſie 160,000 E.

Java iſt ſo groß wie England (d. h. Schottland und Irland nicht mit gerechnet) und hat gegenwärtig, wie wir oben geſehen haben, über 9½ Mill. E. Vor der Ankunft der Europäer war die ganze Inſel einem einzigen mächtigen Kaiſer unterworfen geweſen, nachdem die Beherrſcher von Madſchapahit nach und nach die übrigen Häuptlinge Java's unter ihre Oberhoheit gebracht hatten. Seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts kam der Islam oder Mahomedanismus auf die Inſel und mit ihm ſtürzte das ſtolze Gebäude des madſchapahitiſchen Reiches über den Haufen. Unter den mahomedaniſchen Sultanen, die auf jene folgten, zerfiel Java in acht unabhängige Staaten: Bantam, Jakatra, Cheribon (die Stadt dieſes Namens liegt oſtſüdöſtlich u. 25 M. von Batavia und gleichfalls an der Nordküſte), Prawata, Kaliniamet, Padjang, Kedu und Madura (Madura iſt eine 75 Q. M. große Inſel neben dem öſtlichen Theil Java's), worunter der Sultan von Padjang oder Matarew bald das größte Uebergewicht erlangte und ſeit 1616 das ganze öſtliche Java nebſt Madura mit ſeinem Reiche vereinigte. Die Holländer fanden daher nur noch vier unabhängige Staaten vor: Matarew, Cheribon, Jakatra und Bantam. Es war im J. 1596, als die Holländer unter Houtmann auf Java zuerſt landeten, wo ſie alsbald die Erlaubniß zur Anlegung einer Faktorei in Bantam erhielten. Schon damals, beſonders aber nach der Gründung Batavia's, benutzten ſie ſchlau die Uneinigkeiten zwiſchen den eingeborenen Fürſten und Häuptlingen und deren Unzufriedenheit mit den Sultanen, fachten überall das Feuer der Zwietracht noch mehr an und fiſchten dabei ſo lange im Trüben, bis ſie ein beträchtliches Gebiet an ſich geriſſen

und die Obeeherheit über die ganze Inſel errungen hatten. Freilich geſchah dies erſt ſpäter und nach den blutigſten Kriegen. Uebrigens wurden die Holländee ſelbſt nicht Coloniſten; denn es gab zu Hauſe keine Urſachen zu ſtarker Auswanderung; ſondern die Gewinnung der Produkte geſchah durch die Unterjochung der einheimiſchen Völker mittelſt der Waffen oder Traktate.

Schon vor der Gründung Batavia's war der Gewinn, den die holländiſch-oſtindiſche Compagnie jährlich bezog, außerordentlich. Blos die Ladung von 5 Schiffen, die im J. 1603 aus Indien heimkehrten, brachte einen Gewinn von 1,185,891 Gulden, ungerechnet denjenigen, den die auf jenen Schiffen nach Indien ausgeführten europäiſchen Waaren eingebracht hatten. Jene Ladung beſtand vornehmlich aus Pfeffer, Cubeben, Gewürznelken und Muskatblüthe. Dieſe in Europa zu mehr als 2 Mill. Gulden verkauften Waaeen hatten im Einkaufspreiſe nicht mehr als 588,874 Gulden gekoſtet.

Die Actiendividenden der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie betrugen in den Jahren 1605—1610 reſpective 15, 75, 40, 20, 25 und 50, und in den Jahren 1612, 1615, 1616 und 1620 reſpective 57½, 42½, 62½ und 37½ Procent. Von 1622 an bis 1648 variirten die Dividenden zwiſchen 10 und 50 Prorent; ſeitdem und bis 1720 waren ſie nie unter 12½ Proeent. Im J. 1616 beſaß die Compagnie 45 Linienſchiffe und auf dieſen und in ihren Forts auf den Molukken und anderen Küſtenpunkten Indiens befanden ſich über 400 metallene und ungefähr 3600 eiſerne Kanonen und an 15,000 Land- und Seeſoldaten und Matroſen.

Die holländiſch-oſtindiſche Compagnie ſtand beinahe ſchon vor der Erneuerung ihres erſten 21jährigen Peivilegiums in ihrer vollen Macht da und ſuchte ſich auf dieſer Höhe durch alle ihr zu Gebot ſtehende Mittel zu behaupten, freilich auch ſehr häufig durch die grauſamſten und empörendſten Mittel, wohin insbeſondere die Schauder erregende Behandlung der Engländer auf Amboina (1623) gehört.

Noch früher als die holländiſche war die brittiſch-oſtindiſche Compagnie, nämlich im J. 1600, errichtet worden. Die erſten Schiffe dieſer Geſellſchaft waren nach Sumatra, Java und den benachbarten Inſeln gegangen; doch nach einigen Jahren hatte ſich der wichtigſte Zweig nach dem indiſchen Feſtlande gezogen und ſich hier bald in dem Grade erweitert, daß er den vorderindiſchen Handel der Holländer weit übertraf. Den engliſch-vorderindiſchen Handel zu vernichten, ſchien den Holländern ſelbſt ſo unmöglich, daß ſie nicht einmal den Verſuch dazu wagten; dagegen aebeiteten ſie dem Handel, den die Engländer im Indiſchen Aechipel betrieben, um ſo nachdrücklicher entgegen. Hier waren ſie auch gleich von Anfang an, d. h. ſeit der Errichtung ihrer Compagnie, den Engländern überlegen, und mit dem Gefühl ihrer Ueberlegenheit ſtieg auch der Wunſch und Entſchluß in ihnen auf, ſich hier den Handel ausſchließlich zuzueignen. Wie vormals die Araber die Portugieſen, und dieſe wiederum die Holländer bei den Eingeborenen verläumdet hatten, um ſie als Concurrenten wo möglich unſchädlich zu machen, ſo fingen nun auch die Holländer damit an, die Engländer zu verläumden und ſie öffentlich für Seeräuber und Betrüger zu erklären. Da aber dies Mittel nicht half, ſo nahmen ſie zu offenen Feindſeligkeiten ihre Zuflucht, die bis 1619 ununterbrochen fortdauerten, worauf es zu einem Vergleiche kam, worin unter anderm feſtgeſetzt wurde, daß die Engländer nur halb ſo viel Gewürze wie die Holländer auf den Molukken einkaufen

und ſie andererſeits nicht billiger als jene in Europa verkaufen ſollten. Dieſer Vergleich war auch in andern Punkten ſehr vortheilhaft für die Holländer, wurde aber von ihnen nicht gehalten, weil ihr Streben unabläſſig auf den Alleinbeſitz des Gewürzhandels gerichtet war. Sie gingen ſo weit, die engliſchen Waaenmagazine auf Banda anzugreifen und rein auszuplündern und die Beſatzung nebſt allen engliſchen Kaufleuten auf dieſer Molukken-Inſel niederzuhauen. Ueberhaupt vertrieben ſie die Engländer von der ganzen Gruppe der Banda-Inſeln. Doch dies alles war nur ein Vorſpiel zu den Unmenſchlichkeiten, die ſie auf Amboina (nordweſtlich u. 27 M. von der Inſel Banda) 1623 verübten.

Hier befanden ſich im Ganzen nur noch 14 Engländer, während die Holländer auf Amboina ein Fort mit 300 Mann Beſatzung hatten. Aber einmal feſt entſchloſſen, keine fremde Nation auf den Molukken ferner zu dulden, waren ihnen auch dieſe wenigen friedlichen Kaufleute ein Dorn im Auge, und es fehlte nur noch an einem triftigen Vorwande zu ihrer Vertreibung. Nachdem man lange und vergeblich ſich bemüht hatte, ihn aufzufinden, traf es ſich, daß ein Japaneſe im Geſpräch mit einem Holländer ſich beiläufig über die Beſchaffenheit der Werke des Forts äußerte. Zufällig kam dies dem Commandanten zu Ohren, und alsbald war der Entſchluß gefaßt, auf dieſe ganz harmloſen, blos geſprächsweiſe hingeworfenen Aeußerungen den Plan zur Ausrottung der Engländer zu bauen! Der Japaneſe wurde ſofort verhaftet und nicht durch Fragen oder Belohnungen, ſondern durch die Folter das Geſtändniß von ihm erpreßt, daß die Engländer in Verbindung mit den Japaneſen das Fort zu überrumpeln beabſichtigten. Auf dieſes Geſtändniß hin wurden die 14 Engländer in das Fort gebracht und, da ſie natürlich die ihnen vorgehaltene Beſchuldigung einſtimmig läugneten, den unmenſchlichſten Martern unterworfen, die einem von ihnen dermaßen alle Beſinnung raubte, daß er in abgebrochenen Redensarten mechaniſch ausſagte, was man nur irgend verlangte. Genug, das Trauerſpiel endigte mit der Hinrichtung von 10 Engländern; die übrigen 4 wurden von der Inſel verbannt. Die damals ſchwache brittiſche Regierung that keine ernſtliche Schritte, um wegen der an dieſen und andern Unterthanen von den Holländern verübten Grauſamkeiten Genugthuung zu erlangen, und erſt dreißig Jahre ſpäter drang Cromwell darauf. Er verlangte jedoch nichts weiter als Rückgabe der kleinen Amboina-Inſel Paleroon an die Engländer und eine Geldentſchädigung von $^1/_2$ Mill. Thlr., und als 1683 die Holländer jene von Paleroon und Java vertrieben, ließ Carl II. durch ein Geſchenk von 200,000 Thlrn. ſich bereit finden, das Auslaufen einer Flotte von 23 Schiffen, welche die engliſch-oſtindiſche Compagnie zur Wiedereroberung ihrer Beſitzungen auf jenen beiden Inſeln ausgerüſtet hatte, zu verbieten. Seitdem dauerte der Alleinbeſitz und Alleinhandel der Holländer auf den Molukken ununterbrochen fort, und das nächſte Hauptziel aller Anſtrengungen und Unternehmungen der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie war erreicht.

Gewürznelken und Muskatnüſſe, die Hauptprodukte der Molukken, waren aber nicht die einzigen werthvollen Gegenſtände des indiſchen Handels; vielmehr gehörten dahin noch: Zimmet, Ingwer, Pfeffer, Sago, Thee (1610 zuerſt nach Europa gebracht), Kampher, Indigo, Sandelholz, Ebenholz, indiſches Rohr, Gummilack, Seidenzeug, chineſiſches und japaniſches Porzellan u. dgl. m. Alle dieſe Artikel waren auf

den Molukken nicht zu finden, ſondern z. B. Zimmet nur auf Ceylon, Pfeffer hauptſächlich nur in Vorderindien, Sago auf den großen Sundainſeln, Kampher auf Sumatra und in Japan, Indigo in Bengalen, die feinen Holzarten auf Ceylon, Sumatra, in Hinterindien ꝛc., Thee nur in China. Es läßt ſich alſo denken, daß die holländiſch-oſtindiſche Compagnie auf alle dieſe Landſtriche und Inſeln eben ſo gut ihr Augenmerk richten würde, als auf die Molukken.

Die Portugieſen hatten ihre Hauptbeſitzungen auf der Küſte Malabar oder der vorderindiſchen Weſtküſte, außerdem auf Ceylon: hier konnten daher die Holländer Anfangs wenig ausrichten. Dagegen ſuchten ſie ſchon früh auf der Küſte Coromandel oder der vorderindiſchen Oſtküſte ſich feſtzuſetzen, was ihnen auch zum Theil ſchon 1606 gelang; und wir haben oben geſehen, daß Negapatam der Hauptſtapelplatz für holländiſche Leinwand wurde. Auch in Bengalen, jedoch nur am untern Ganges, bekamen ſie feſten Fuß, namentlich in der Stadt Chinſura. In Hinterindien nahmen ſie den Portugieſen 1641 die Stadt Malakka nebſt Gebiet weg.

Nachdem ſie ſchon ſeit dem Anfange des 17. Jahrhunderts Verſuche gemacht hatten, die Inſel Ceylon zu erobern, gelang ihnen dies im J. 1658, worauf ſie den Portugieſen auch nach der Küſte Malabar nachrückten und hier namentlich Cananore und Cochin eroberten.

Um Sumatra bekümmerten ſie ſich bis zum vorigen Jahrhunderte im Ganzen wenig. Dagegen waren in Siam ihre Comtoire bis 1660 den Einwohnern ſchon ſo notwendig geworden, daß ſie bei einer mit dem Landesbeherrſcher entſtandenen Zwiſtigkeit trotzen und ihre Comtoire verlaſſen konnten, im Voraus gewiß, der Kaiſer werde ihnen eine Geſandtſchaft nachſchicken und ſie unter heiligen Verſprechungen zur Rückkehr einladen. Sie kehrten denn auch wirklich ehrenvoll zurück; indeß trat hier ſpäter eine für die holländiſche Compagnie nachtheilige Concurrenz anderer europäiſcher Nationen ein.

So oft die Holländer ſeit 1601 auch verſucht hatten, Comtoire in China zu errichten, ſo waren ſie doch immer durch die Intriguen und Beſtechungen der Portugieſen hier verdrängt worden, bis ſie 1624 eingeladen wurden, ſich auf der Inſel Formoſa (liegt etwa 30 M. von der chineſiſchen Küſte und in oſtnordöſtlicher Richtung und etwas über 90 Meilen von Canton) niederzulaſſen, wohin die Chineſen ungehindert handeln durften. Kaum hatten ſie ſich hier feſtgeſetzt, als die Eroberung China's durch die Mandſchu mehr als 100,000 Chineſen, die ſich den neuen Herrſchern nicht unterwerfen wollten, nach Formoſa trieb, welches durch die Thätigkeit dieſer Eingewanderten, beſonders im Reis- und Zuckeranbau, mächtig aufblühte und der Mittelpunkt des Handels von China, Japan, Siam, Java und den Philippinen wurde. Aber die holländiſche Colonie ward mitten in ihrem Flor 1662 durch den Sohn eines chineſiſchen Seeräubers, Coninga, der von Formoſa aus die Hinrichtung ſeines Vaters an den in China herrſchenden Mandſchu rächen wollte, zerſtört; und nachdem derſelbe von China aus überwältigt worden war, kam Formoſa unter die chineſiſche Herrſchaft. Alle Verſuche der Holländer, wieder in den Beſitz der Inſel zu kommen, waren umſonſt, und ſo mußten ſie ſich in China das Loos anderer Nationen gefallen

laſſen und ſich dem Zwange und der Abhängigkeit in dem auf Canton beſchränkten Verkehr unterwerfen.

In Japan wurden die Schiffe der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie ſchon 1609 aufgenommen, und die Holländer trieben dort neben den Portugieſen den Handel, bis ſie zu Ende des Jahres 1638 nach der Verjagung der Portugieſen neben denl Chineſen in den Alleinbeſitz desſelben kamen, den ſie ſpäter von der kleinen Inſe Deſima aus (neben Nangaſaki), wohin das Mißtrauen der Japaneſen ſie eingeſchränkt hatte, durch etwa 15 in halber Gefangenſchaft lebende Holländer forttrieben.

Eine der letzten Beſitzungen, welche die Holländer den Portugieſen abnahmen, war die Inſel Celebes, eine der vier Großen Sunda-Inſeln, zwiſchen den Molukken und Borneo. Nach dem Verluſt der Molukken hatten ſich die Portugieſen auf Celebes behauptet, um durch heimliche Zufuhr von den Bewohnern jener Inſeln noch einigen Antheil an dem Gewürzhandel zu behalten, bis endlich die Holländer 1660 dieſem Handel, den ſie für Contrebande erklärten, mit Gewalt ſich widerſetzten. Sie nahmen den Hafen und die Feſtung Makaſſar im ſüdlichſten Theil von Celebes in Beſitz und machten ſeitdem die meiſten eingeborenen Fürſten von ſich abhängig. Seit 1747 beſetzten die Holländer auch mehrere Küſtenpunkte der großen Sunda-Inſel Borneo. Schon 1613 hatten ſie einen großen Theil der, durch ihren Reichthum an Sandelholz wichtigen Inſel Timor, der öſtlichſten und größten der Kleinen Sunda-Inſeln, beſetzt.

Die Hauptbeſitzungen der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie haben wir jetzt kennen gelernt, und bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erlitten die dortigen Verhältniſſe keine weſentliche Veränderungen. Dagegen hatten ſich die Handelsverhältniſſe in Europa ſo weſentlich umgeſtaltet zum Nachtheil der genannten Compagnie, daß dieſe beſonders ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, nicht nur keinen reinen Gewinn mehr bezog, ſondern nach und nach ſogar tief in Schulden gerieth, wozu freilich auch die koſtſpieligen Kriege und die Unterſchleiſe der Beamten in Indien großentheils mitwirkten. Genug, im J. 1795 löſ'te ſich die holländiſch-oſtindiſche Compagnie auf, und überließ ihre indiſchen Beſitzungen, nebſt der Colonie am Vorgebirge der guten Hoffnung, den Generalſtaaten oder dem niederländiſchen Staate. Die Beſitzungen blieben jedoch geraume Zeit hindurch gewiſſermaßen ſich ſelbſt überlaſſen, denn die Bataviſche Republik — wie der niederländiſche Staat damals genannt wurde — hatte genug mit ſich ſelbſt zu thun, um nach auswärts die Blicke richten und dorthin gar Hülfe ſenden zu können. Die Capcolonie wurde 1795 proviſoriſch und 1806 definitiv von den Britten beſetzt, welche außerdem im J. 1796 Ceylon eroberten und es 1802 förmlich abgetreten erhielten.

Erſt im J. 1807 erhielten die niederländiſch-indiſchen Beſitzungen wieder einen Generalgouverneur in der Perſon des Generals Daendels, eines Mannes von großer Erfahrung und Willenskraft. Während ſeiner etwa dreijährigen Verwaltung bot er Alles auf, um die vorgefundenen Mißbräuche abzuſtellen und heilſame Reformen einzuführen. Sein Nachfolger im Amte, der General Jauſſens, war 1811 kaum in Java angekommen, als die Engländer hier landeten und, da die niederländiſche Beſatzung nur ſchwach war, nach kurzer Zeit die ganze Inſel in Beſitz nahmen. Es ſoll damals

die Abſicht der brittiſchen Regierung geweſen ſein, zwar die Inſel nicht im Beſitz zu behalten, aber ſie den Niederländern indirekt zu entreißen durch vollſtändige Wiederherſtellung der Herrſchaft der eingeborenen Fürſten. Dies iſt leicht möglich; jedenfalls aber müſſen ſich die Engländer bald eines Andern beſonnen und eingeſehen haben, daß auf ſolche Weiſe Java eine Beute der Anarchie werden und für den europäiſchen Handel überhaupt gänzlich verloren gehen werde. Denn ſie beherrſchten die Eingeborenen mit wo möglich noch größerer Strenge als je die Niederländer.

Nach wiederhergeſtelltem europäiſchen Frieden gaben die Engländer Java wieder heraus, und der neuernannte niederländiſche Generalgouverneur Van der Capellen, der 1816 nach Java kam, ſtellte die niederländiſche Autorität nicht nur auf dieſer Inſel, ſondern auch in den übrigen niederländiſch-indiſchen Beſitzungen vollſtändig wieder her. Er hatte freilich während ſeiner achtjährigen Verwaltung mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die er jedoch nach und nach glücklich überwand. Aufſtände auf einigen Inſeln der Molukken, auf Celebes und Borneo wurden im Ganzen leicht unterdrückt; ſchwerer hielt es auf Sumatra, indem hier die Engländer von Benkulen aus die empörten Inſulaner insgeheim unterſtützten und zu beharrlichem Widerſtande aufmunterten. Indeß wurden ihre Schützlinge auf mehren Punkten geſchlagen, und da ſie überdies wenige Vortheile von ihrer Anſiedlung auf Sumatra und deſſen Nebeninſeln hatten, ſo ſchlug die brittiſche Regierung der niederländiſchen einen Tauſchvertrag vor, der 1824 zu Stande kam. Hiernach überließen die Niederländer die Stadt Malakka und die wenigen Beſitzungen, die ſie noch in Vorderindien hatten, an die Engländer, dieſe dagegen Benkulen und die Inſel Banka an die Niederländer.

Nach wiederhergeſtelltem europäiſchen Frieden blieb der Handel zwiſchen den niederländiſch-indiſchen Colonien und dem Mutterlande eine geraume Zeit hindurch unbedeutend, ſchon aus dem Grunde, weil dieſe Colonien immer noch hauptſächlich nur Gewürze lieferten, nach denen ſich beſchränkte Nachfrage zeigte und von denen, zumal Ceylon im Beſitze der Britten geblieben war, jetzt auch andere Nationen ein nicht Unbedeutendes in Europa einführten. Ueberhaupt lag der ganze niederländiſche Handel eine Weile ſehr danieder. Dennoch aber war der Verkehr mit dem ſüdweſtlichen Deutſchland und mehreren anderen Gegenden dieſes Landes lebhaft, und die vermehrte Conſumtion von Zucker, Kaffee ꝛc. in manchen Theilen Deutſchlands begünſtigten ihn nicht wenig. Dieſen und anderen Verhältniſſen war es zuzuſchreiben, daß der niederländiſche Handel, ungeachtet mancher widriger Umſtände, ſich bald wieder emporarbeitete. Ganz beſonders aber trug hierzu der Umſtand bei, daß ein ſehr bedeutender Capitalbeſitz faſt ſeit Jahrhunderten im Lande ſich gehäuft und, wenngleich daſſelbe während des Krieges ungeheure Verluſte erlitten hatte, doch, bei der großen Sparſamkeit der Niederländer, immer noch ein Beträchtliches von jenen Capitalien ſich erhalten hatte. Ein ſolcher Capitalbeſitz trug denn auch weſentlich zur Förderung eines Unternehmens bei, welches dem faſt wichtigſten Zweige des auswärtigen Verkehrs aufs Neue großen Aufſchwung gab, nämlich zur Begründung der unter dem Namen Maatſchappij bekannten Handelsgeſellſchaft, die, in dem Verkehr mit den niederländiſch-indiſchen Colonien von der Regierung ſehr begünſtigt, ihre Unternehmungen dahin bald ſehr erweiterte und namentlich beträchtliche Quantitäten niederländiſcher Fabrikate nach Java aus-

führte. Sehr bedeutende Fortschritte aber machte der indische Handel erst, nachdem in den Pflanzungen Java's ein verbessertes System eingeführt worden war.

Dies geschah 1830 durch den Generalgouverneur des niederländischen Indiens Van den Bosch, der damit zunächst den Aufschwung der Cultur und denselben namentlich insofern bezweckte, daß aus der Cultur eine größere Produktion hervorgehen sollte, insbesondere derjenigen Erzeugnisse, die im Mutterlande große Nachfrage fanden. In früheren Zeiten hatte man die Ausfuhr aus den indischen Colonien von dergleichen Artikeln meist nur dadurch gefördert, daß man den inländischen Vasallenfürsten auferlegte, die Eingeborenen zu Frohnen anzuhalten, um durch diese eine stärkere Produktion zu bewirken und den Ertrag dem niederländischen Gouvernement zu liefern; auch hatte dieses Verfahren sich fast ausschließlich auf die Cultur des Kaffees beschränkt. Doch war dadurch der Zweck in einem nur unbedeutenden Grade erreicht worden. Zugleich hatten Wucherer sich zwischen die Producenten und das Gouvernement gedrängt, jenen die Erndten um sehr niedrigen Preis abgekauft und gegen den von der Regierung festgesetzten höhern Preis die Lieferung an das Gouvernement besorgt, so daß von dem Theile des Erzeugnisses, der nach der gesetzlichen Bestimmung den Landbauern werden sollte, diesen kaum etwas übrig geblieben war.

Der Gouverneur Van den Bosch aber stellte bei dem von ihm eingeführten Ackerbausystem zunächst das Prinzip fest, daß den Producenten ein größerer Antheil von dem Gesammterzeugnisse ihrer Felder werden und daß man ferner die Erzeugung besonders durch eine verbesserte Cultur, zumal durch eine zweckmäßigere Anwendung und Vertheilung der Arbeitskräfte, heben müsse. In dieser Hinsicht nun ward bestimmt, die Eingeborenen sollten den fünften Theil ihrer Felder für die Cultur der in Frage stehenden Erzeugnisse hergeben und jedes Dorf eine gewisse Anzahl Arbeiter dazu stellen, wovon die eine Abtheilung den Anbau selbst und eine andere die Fortschaffung der Erzeugnisse nach den Magazinen oder Zuckermühlen besorgen sollte. Da man besonders die Zuckercultur heben wollte und dieselbe, gleich der bereits mit Glück versuchten Indigocultur, einen fabrikmäßigen Betrieb erfordert, so bedurfte die Produktion auch weit größere Capitalverwendungen als in früheren Zeiten, wo man fast nur die Kaffeecultur gefördert hatte. Die Capitalien aber schaffte man dadurch herbei, daß man bemittelte Europäer und Chinesen (Chinesen halten schon seit längerer Zeit in großer Anzahl auf Java sich auf) für jene Produktion und die Verarbeitung des Erzeugnisses zu interessiren suchte. Uebrigens wurde, wenigstens großentheils, die Bereitung des Zuckers und des Indigo's ebenfalls durch Frohndienste beschafft. Und damit die Eingeborenen in manchem Herkömmlichen nicht verletzt werden möchten, ließ man sie meist nur von ihren Häuptlingen beaufsichtigen und die unmittelbare Einwirkung des niederländischen Gouvernements nur dann eintreten, wenn die Förderung des Anbau's dieselbe dringend erheischte, in welchem Falle man denn auch wohl Personen herbeischaffte, die, mit einem verbesserten Anbau vertraut, ihn einzuführen befähigt waren.

Auf diese Weise und in Folge anderer, in ähnlichem Sinne getroffener zweckmäßiger Maßregeln steigerte sich die Colonialproduktion im niederländischen Indien, namentlich auf Java, ungemein. Diese Steigerung ergibt sich schon aus dem Umstande, daß, während 1829 auf Java nur 375,000 Ctr. Kaffee, 98,500 Ctr. Zucker und

46,369 Pfund Indigo gewonnen wurden, im J. 1838 der Kaffeeertrag auf 787,000 (das Jahr zuvor auf 812,000) Ctr., der Zuckerertrag auf 980,000 Ctr. und der des Indigo's auf 743,000 (1837 auf 822,000) Pfund geſtiegen war, und daß 1839 die Ausfuhr von Kaffee über 1 Mill. Ctr., von Zucker eben ſo viel und von Indigo 850,000 Pfd. betrug.

Zu dieſen Produkten iſt in neuerer Zeit noch der Thee gekommen, deſſen Anbau mit Glück verſucht und ſchnell erweitert worden iſt, beſonders mit Hülfe der auch für den übrigen Anbau ſo wichtigen chineſiſchen Bevölkerung Java's. Im J. 1840 wurden über 143,200 Pfund Thee gewonnen, nachdem davon bereits 1834 23 Kiſten und 1835 noch größere Quantitäten dieſes Java-Thee's nach Amſterdam auf den Markt gebracht worden waren. Man hoffte in drei Jahren jenen Ertrag verfünffacht zu ſehen und dann in nicht langer Zeit ſogar einen bedeutenden Theil des ganzen Theeverbrauchs in Europa und Amerika von Java aus zu liefern. Mit ähnlichem Erfolge iſt, ſeit dem Verluſte Ceylon's, der Zimmet auf Java angebaut worden, und ſchon in den dreißiger Jahren ſchätzte man den Ertrag auf nicht weniger als 257,000 Pfd. Auch auf den Anbau von Gewürznelken und Muskatnüſſen iſt, nach der 1830 erfolgten Aufhebung der bisherigen Beſchränkung desſelben auf die Molukken, in Java ernſtlich Bedacht genommen worden. Ferner haben die auf dieſer Inſel mit der Cochenille gemachten Verſuche den beſten Erfolg gehabt. Das Nämliche läßt ſich von der Seidenzucht ſagen.

Es verdient noch erwähnt zu werden, daß der genannte Generalgouverneur Van den Boſch 1831 unter anderm auch über 50 Millionen Kaffeebäume anpflanzen ließ. Auf ſolche Weiſe verwandelt ſich Java in eine ungeheure Plantage, wo durch die Capitalien des Mutterlandes die Thätigkeit der Bevölkerung geſpornt wird, ohne daß, ſoviel man weiß, die Zufriedenheit des Volkes darunter litte.

Java's Handel, der freilich die Hauptrichtung nach Europa hat, aber auch über alle Theile des Indiſchen Archipels, nach China und Japan, ſich verbreitet, und hauptſächlich in den Händen der Niederländer, wie auch der Chineſen iſt, hat natürlicher Weiſe unter ſolchen Umſtänden einen großen Aufſchwung genommen, ſo daß der Werth der ganzen Ausfuhr, der 1830 nur 14⅛ Mill. Gulden betragen hatte, ſchon 1836 auf 41⅛ Mill. und 1840 gar auf mehr als 74 Millionen Gulden geſtiegen war. Die Einfuhr betrug dagegen in den Jahren 1836 und 1840 nur reſpective 21⅝ Mill. und nahe an 29 Millionen Gulden. Im J. 1836 liefen in die Häfen Java's 2645 Schiffe, mit einem Gehalte von 101,738 Laſt, ein; darunter 128 Schiffe aus Holland und 32 aus England, die übrigen aus dem Indiſchen Archipel, China u. ſ. w.

Im J. 1843 wurden in Java und Madura (welche kleinere Inſel neben dem öſtlichen Theil Java's liegt) zum Werthe von 21,980,792 Gulden an Waaren, und zum Werthe von 570,596 Gulden an Gold und Silber, zuſammen im Betrage von 22,551,388 Gulden, eingeführt. Die Haupteinfuhrartikel ſind holländiſche Leinwand (1843 wurde davon für mehr als 7,150,000 Gulden eingeführt), Tuch und andere Wollzeuge, irdene, Glas- und Kryſtallwaaren. Worin die Hauptausfuhrartikel beſtehen, geht zwar ſchon aus den obigen Angaben hervor; indeß wollen wir ſie für die J. 1843

hier namhaft machen. Die gesammte specielle Ausfuhr von Java und Madura belief sich im J. 1843 auf 58,992,836 Gulden im Werthe. Darunter waren freilich auch 833,599 Gulden an Gold und Silber, alles Uebrige aber bestand in Waaren, als: 1,018,102 Pikul (à 125 Pfd.) Kaffee, 929,769 Pikul Zucker (diese beiden Artikel zusammen im Werthe von beinahe 32 Millionen Gulden), 1,890,429 Pfund Indigo (im Werthe von beinahe 5 Mill. Gulden), 45,705 Pikul Zinn (im Werthe von mehr als 2 Mill. Gulden), 282 Pikul indianische Vogelnester (im Werthe von 1,272,563 Gulden und nach China ausgeführt), für 186,517 Gulden Gewürznelken und für 298,659 Gulden Muskatnüsse. Die Ausfuhr des Jahres 1843 übertraf die vom Vorjahre um 609,343 Gulden. Im J. 1844 übertraf sie wieder die von 1843; denn es wurden nun 1,239,925 Pikul Kaffee, 1,008,652 Pikul Zucker, 785,276 Pikul Reis, 1,648,520 Pfund Indigo, 68,720 Pikul Zinn, 8131 Pikul Muskatnüsse, 2300 Pikul Macis, 2800 Pikul Gewürznelken, 75,600 Pikul Stuhlrohr, 156,220 Stück Häute, 6258 Legger (1 Leg. = 605 Liter) Arak und 11,484 Pikul Pfeffer ausgeführt.

Im J. 1845 wurden auf Java für Rechnung des Gouvernements oder der Handelsmaatschappij 79,075,125 Pfund Kaffee, 111,576,875 Pfund Zucker und 1,354,606 Pfund Indigo, und im J. 1846 112,800,125 Pfund Kaffee, 112,912,500 Pfund Zucker und 1,702,350 Pfund Indigo gewonnen. Was in diesen beiden Jahren Privatpersonen angebaut und gewonnen haben, ist dabei nicht mitgerechnet. Man sieht aus diesem einzigen Beispiele, welchen Aufschwung der Anbau der drei vornehmsten Handelsartikel Java's genommen hat.

Berücksichtigen wir den Einfluß, den diese Zunahme des Wohlstandes im niederländischen Indien auf den Handel des Mutterlandes selbst übte, so stellt sich auch dieser als höchst bedeutend dar; manche Kaufleute, Fabrikanten und Handwerker gewannen dadurch gar sehr. In den Häfen und auf den Schiffswerften war, besonders seit 1836, ein Leben, wie man es hier kaum in den schönsten Glanzperioden Hollands gesehen hatte. Voenehmlich aber bereicherten sich die Actionäre der Maatschappij und manche Zuckerfabrikanten; denn die Ausfuhr des raffinirten Zuckers aus Holland nahm mit jedem Jahre zu und der Absatz desselben ward überaus bedeutend, zumal in Deutschland, wo sich ihn die Niederlande durch den 1839 mit den Zollvereinsstaaten abgeschlossenen Handelsvertrag gesichert hatten. Weit erheblicher aber noch wurde die Kaffeeausfuhr; Belgien erhielt fast nur Java-Kaffee, der auch in Deutschland, ebenso in anderen Gegenden, wo man ihn früher kaum dem Namen nach gekannt hatte, immer mehr Eingang fand. Bis etwa um 1830 hatten Hamburg und Bremen weit mehr Zucker und Kaffee eingeführt als Holland, zehn Jahre später aber ward die Importation dieser Städte durch die von Rotterdam und Amsterdam völlig überflügelt. Ja, ein nicht unbedeutnder Theil des in den letzten Jahren in die Häfen der Hansestädte eingeführten Zuckers und Kaffees kam über Holland aus Java. Die Verkäufe, der Maatschappij in Amsterdam wurden immer bedeutender, hauptsächlich zwar wegen der sich so sehr erweiternden Importation der eben genannten beiden Artikel; doch versorgten sich mit Indigo deutsche und andere fremde Handelshäuser, die denselben früher meist nur aus London erhalten hatten, immer mehr in Amsterdam. Auch die Ein-

fuhr des Thees und der rohen Seide aus Java nahm im Mutterlande jährlich zu, wenn auch in geringerem Maße als die der drei genannten Hauptartikel.

Indeß ward die Einfuhr wie auch die Ausfuhr nach Java faſt nur von der Maatſchappij betrieben. Einzelne, zu dieſer Geſellſchaft nicht gehörende Handelshäuſer konnten wegen der großen Begünſtigungen, welche die Geſellſchaft in dieſem Verkehre beſaß, nicht mit ihr concurriren. Faſt der einzige Vortheil, der für dieſe Häuſer aus der Erweiterung des niederländiſch-indiſchen Handels hervorging, war der, daß ſich ihnen die Gelegenheit darbot, ihre Schiffe zu hohen Frachten an die Handelsgeſellſchaft zu vermiethen. Es war Grundſatz, nur niederländiſche Schiffe in dieſem Verkehr zu beſchäftigen, was man dadurch zu fördern ſuchte, daß man in den niederländiſch-indiſchen Häfen die fremden Schiffe ſehr hohen Abgaben unterwarf. Der bedeutende Frachtgewinn reizte die niederländiſchen Rheder ſehr, die Zahl ihrer Schiffe zu vermehren, und dies geſchah bald in ſo ausgedehntem Maße, daß die Schiffe trotz der bedeutenden Zunahme des Handels mit Java eine geraume Zeit hindurch nicht alle beſchäftigt werden konnten.

Aus der mächtigen Erweiterung des oſtindiſchen Handels ging der Aufſchwung mehrerer Induſtriezweige in Holland, beſonders der Baumwollmanufaktur, hervor. Bis zu der Trennung Belgiens von Nordniederland (ſeit 1830) wurde die Baumwollfabrikation meiſt in den ſüdlichen Niederlanden betrieben. Seit jener Trennung kamen nun aber auch nicht unbedeutende Manufakturen dieſer Art, ebenſo größere Spinnereien, auf, welche ganz beſonders für die Ausfuhr nach Oſtindien arbeiteten. Indeß zeigte ſich die Wirkung des Anwachſens des indiſchen Handels beſonders erſt in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre. In der erſten Hälfte dagegen wurde Nordniederlands Handel und Induſtrie durch die Trennung von Belgien und die außerordentlichen Ankäufe zu den Rüſtungen, welche die feindliche Stellung der beiden bisher vereinten Länder nothwendig machte, gefördert. Die bisher auf Belgien genommenen Rückſichten fielen ſeit jener Zeit weg, und Nordniederland konnte jetzt die Handelspolitik befolgen, die den eigenen Intereſſen am meiſten entſprach.

Im J. 1850 lieferten die niederländiſch-indiſchen Beſitzungen einen Reinertrag von 3,642,728 Gulden. Allerdings hatten die Koſten der Colonialverwaltung in Indien mehr als 53¼ Mill. und die Ausgaben im Mutterlande über 14,700,000 Gulden betragen; dagegen aber auch die Pachtungen, die Grundſteuern, Territorial-Abgaben ꝛc. auf Java und andern niederländiſch-indiſchen Inſeln 40,371,211 Gulden abgeworfen und aus den von dort im Mutterlande eingeführten Waaren und Handelsartikeln waren etwas über 31¼ Millionen Gulden gelöſ't worden.

Der hohe Betrag der Koſten der Colonialverwaltung iſt beſonders den Kriegen beizumeſſen, welche die Niederländer auf Sumatra und anderen Sunda-Inſeln zu führen noch immer genöthigt ſind.

Schon gleich nachdem der Nachfolger des Generalgouverneurs Van der Capellen, du Bus de Ghiſignies, im J. 1825 auf Java angekommen war, brach daſelbſt eine gefährliche Inſurrektion aus. Die Inſel hatte ſich ſchon den Engländern und ſpäter noch mehr den Niederländern faſt ganz unterworfen; nur ein kleiner Theil war als Kaiſerthum Java noch dem Namen nach unabhängig, faktiſch aber unter nieder-

ländiſcher Hoheit. Dieppo Negro, einer der Vormünder des jungen Sultans zu Dſchukſchukarta (die Stadt dieſes Namens liegt im Innern von Java), empörte ſich im Auguſt 1825, und obſchon Dſchukſchukarta gleich Anfangs von den Niederländern beſetzt ward, entſpann ſich doch ein blutiger Krieg zwiſchen Dieppo Negro und den Niederländern, der mit kurzen Unterbrechungen beinahe fünf Jahre währte, faſt alle niederländiſche Beſitzungen auf Java bedrohte und viel Blut koſtete. Der niederländiſche General van Geen ward ſogar am 1. Oct. 1826 zwiſchen Solo und Sennorang gänzlich geſchlagen, wogegen jedoch der Generallieutenant Knock am 11. März 1827 die Aufrührer wieder ſchlug. Hierauf kam zwar ein Waffenſtillſtand zu Stande, allein wegen der zu übertriebenen Forderungen der Rebellen begannen die Feindſeligkeiten aufs Neue, und der Krieg endete erſt mit der Gefangennehmung Dieppo Negro's im Januar 1830. Auch auf Celebes, Sumatra und andern Inſeln dehnten ſich dieſe Unruhen aus und ſetzten alle dortige niederländiſche Beſitzungen in Gefahr. Sie wurden vorzüglich durch das Wegziehen der Streitkräfte, um ſie zum Kampfe auf Java zu verwenden, veranlaßt, aber hier zeitiger als in Java ſelbſt geſtillt. Doch beendigte Du Bus de Ghiſignies dieſe Unruhen nicht, ſondern er kehrte, da ſeine nur auf drei Jahre lautende Beſtallung erloſchen war, zurück, und der ſchon genannte Generallieutenant Van den Boſch, der eben erſt die niederländiſche Colonie in Guyana, die durch einen Negeraufruhr 1825 und andere Umſtände an den Rand des Verderbens gebracht worden war, neu organiſirt hatte, wurde den 30. Oct. 1828 zum Generalgouverneur von Niederländiſch-Indien ernannt. Er hatte daſelbſt aber, nachdem er den Krieg geſtillt, arge Wunden zu heilen, welche ein verkehrtes Verwaltungsſyſtem den dortigen Colonien geſchlagen hatte. Wie er dieſes reformirte, und welche gedeihliche Früchte ſeine Reformen getragen, haben wir oben geſehen. Unter ihm gelang auch die vollſtändige Unterwerfung Sumatra's, bis auf das, den nordweſtlichen Theil dieſer Inſel begreifende Reich des Sultans von Atſchin, deſſen Unabhängigkeit die brittiſche Regierung in dem 1824 mit der niederländiſchen abgeſchloſſenen, bereits erwähnten Vertrage ausbedungen hatte.

Die Organiſation des Landbauſyſtems auf Java und die Pacification Sumatra's hatten beinahe den ganzen fünfzehnjährigen Zeitraum ausgefüllt, der ſeit der Abreiſe des Hrn. Du Bus de Ghiſignies bis zum Tode des Gouverneurs Markus, vierten Nachfolgers des Generals Van den Boſch, verfloſſen war. Als nun im J. 1845 der Graf von Rochuſſen zum Generalgouverneur der niederländiſch-indiſchen Colonien ernannt wurde, nahmen jene beiden wichtigen Angelegenheiten ſchon nicht mehr ſo ausſchließlich wie bisher die Fürſorge des Gouvernements in Anſpruch. Die Engländer hatten ſich nicht nur auf der Weſtküſte von Borneo (in Labuan) feſtgeſetzt, ſondern auch geheime Umtriebe auf der, zu den Kleinen Sunda-Inſeln gehörenden und neben der Oſtſeite Java's liegenden Inſel Bali angezettelt, wodurch dem niederländiſch-indiſchen Gouvernement große Verlegenheiten und ſelbſt Bedrängniſſe bereitet wurden.

Bali, auch wohl Klein-Java genannt, liegt, wie ſo eben bemerkt, neben dem öſtlichen Ende Java's, nur durch die kleine Baliſtraße davon getrennt, und hat einen Flächeninhalt von 94 Q. M., iſt alſo noch größer als z. B. das Herzogthum Naſſau. Die Bewohner, deren Zahl beinahe 1,000,000 beträgt, ſind, bis auf etwa

10,000 Chineſen, theils von malayiſcher, theils von hinduſcher Abkunft und bekennen ſich zum Bramaismus, jedoch in deſſen verderbteſter Geſtalt. Die Balier haben im Ganzen mit den Javaneſen überhaupt die nämliche Abſtammung und Raſſe gemein; jedoch ſind ſie im Allgemeinen kräftiger gebaut und ſchöner gebildet als die Letzteren. Ihr Blick iſt lebhafter und ihre Hautfarbe nähert ſich mehr der der Hindus. Man findet bei ihnen zum Theil noch den Kaſtengeiſt Vorderindiens. Die Bramanen und Waſias auf Bali ſcheinen Abkömmlinge der erſten Anſiedler von der Küſte Coromandel zu ſein; die Satrias gehören dem Geſchlecht des javaniſchen Fürſten an, der vor dem Sturz des Modſchopahitreiches den Staat Klong-Kong auf Bali gründete; und die Suddaras, welche die Klaſſe der Dorfoberhäupter bilden, nehmen den unterſten Adelsrang ein. Die Balier haben nicht die Wildheit der Sulu-Inſulaner, aber auch andererſeits nicht das Ehrgefühl, den fanatiſchen Gehorſam und die Todesverachtung der Japaneſen. Der Prieſtereinfluß iſt vorherrſchend auf Bali, und die Kaſte der Braminen hat hier den Vorrang vor der Kaſte, zu der die Fürſten gehören. Der König von Klong-Kong ſtammt zwar nicht von den Hindus her, wird aber doch als das erbliche Oberhaupt der Religion betrachtet. Er iſt auf Bali das, was in Japan der Mikado oder Daïri Sama in Japan war, bevor der Siogun ihn ſeiner weltlichen Macht beraubte. Die übrigen Fürſten der Inſel erkennen ſeine Oberherrlichkeit an, und bringen ihm abergläubiſche Huldigungen dar.

Bali iſt gebirgig und die Bodenoberfläche überhaupt ſehr uneben. Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens wird durch zahlreiche Bäche und kleine Flüſſe ungemein vermehrt. Die Reisfelder liefern zwei Ernten, und im ganzen indiſchen Archipel iſt die Baumwollcultur nirgends ſo trefflich gediehen wie hier. Die Balierinnen weben die meiſten Baumwollſtoffe, die auf der Inſel verbraucht werden; ebenſo wie die Männer auch ihre Kriſſe oder Dolche ſelbſt verfertigen. Nur Feuerwaffen und Schießpulver müſſen ſie vom Auslande, namentlich von Bandſchermaſſing und Sinkapore, beziehen. Die Chineſen und Buggiſen, welche in den Küſtengegenden wohnen, ſind die Hauptvermittler dieſes Handels, und durch ſie ſuchten auch die Engländer innigere und ausgedehntere Verbindungen zwiſchen Bali und Sinkapore herzuſtellen. Um dieſen Verſuchen entgegenzuarbeiten, errichtete das niederländiſche Gouvernement 1840 auf Bali eine Handelsfaktorei, welche, für Rechnung der Maatſchappij, Reis, Baumwolle, Schildpatt und Kokosöl gegen holländiſche Manufakturwaaren oder javaneſiſche Produkte eintauſchte.

Den Baliern erſchien dieſe Faktorei auf ihrem Gebiet als eine Beeinträchtigung ihrer Unabhängigkeit; und der Fürſt von Bliling, der mächtigſte auf der Inſel, ſuchte das Mißvergnügen unter dem Volke möglichſt auszubeuten. Er ließ immer mehr Waffen und Munition von Sinkapore kommen, und legte ſeine feindſeligen Geſinnungen gegen die Niederländer offen an den Tag. Dieſe übereilte Handelsweiſe nöthigte den Generalgouverneur, die Verhältniſſe Niederlands zu den Fürſten von Bali genauer feſtzuſtellen. Der Fürſt von Bliling ließ ſich bereit finden zur Unterzeichnung eines Vertrages, durch den er ſich unter den Schutz des niedeeländiſchen Gouvernements ſtellte; aber ſeine Umtriebe und ſeine feindliche Haltung dauerten darum nicht minder fort. Dieſem Zuſtande der Dinge mußte ein Ende gemacht werden; denn wenn die Herausfor-

derungen und Beleidigungen der Fürſten von Bali noch länger ungeahndet geduldet wurden, ſo lief Niederland Gefahr, um ſeine moraliſche Obergewalt zu kommen, vermöge deren es die Unterthanen auf den übrigen Inſeln des Indiſchen Archipels im Zaume hält. Der Generalgouverneur von Rochuſen übernahm daher die Verantwortlichkeit für eine Expedition, welche freilich Alles auf's Spiel ſetzen konnte, deren glücklicher Erfolg jedoch auch Alles retten mußte.

Am 28. Juni 1846 landeten 3000 Mann regulärer Truppen unter dem Befehl des Oberſtlieutenants Backer auf der Oſtſeite des Städtchens Bliling. Sie fanden 30,000 Balier vor, die ſich hinter zwei Reihen auf einander geſchichteter Baumſtämme, deren Zwiſchenraum mit Steinen und Flechtwerk von Bambusrohr ausgefüllt war, verſchanzt und ſechzig Metallkanonen aufgepflanzt hatten. Nicht ohne große Opfer gelang es den Niederländern, dieſe erſte Vertheidigungslinie wegzunehmen; aber dann erfuhren ſie auch keinen Widerſtand weiter. Die Balier entfloben nach Singa Radſcha, der drei Meilen nach dem Innern zu gelegenen Hauptſtadt des Fürſtenthums Bliling. Dort drangen die Niederländer mit ihnen zugleich ein, und die bei dieſer Gelegenheit entſtandene Feuersbruſt verzehrte in wenigen Stunden ſämmtliche Häuſer oder vielmehr Bambushütten des Ortes. Der Fürſt von Bliling hatte ſich in das Gebirge geflüchtet; er unterzeichnete nunmehr einen neuen Vertrag und verpflichtete ſich zur Bezahlung der Kriegskoſten. Zugleich mit ihm erkannten die übrigen Fürſten von Bali die niederländiſche Oberherrſchaft an und unterwarfen ſich. Auf dem Gebiet von Bliling wurde ein mit acht Kanonen bewaffnetes Fort errichtet, und der Reſident in Befuki wurde mit den Funktionen eines niederländiſchen Regierungscommiſſärs bei den Fürſten von Bali bekleidet.

Indeß waren kaum anderthalb Jahre verfloſſen, als eine neue Expedition nöthig wurde. Die Fürſten von Klong-Kong, Karang-Aſſam und Bliling hatten ſich mit einander verbündet und die ganze Bevölkerung von Bali gegen die Niederländer in Aufſtand gebracht. Der Religionsfanatismus lieh dem Nationalgefühl neue Kräfte. Die Balier zerſtörten mit eigener Hand das Städtchen Bliling und die wiederaufgebaute Reſidenzſtadt Singa-Radſcha, und erwarteten dagegen mitten im Gebirge, in einer mit der größten Sorgfalt befeſtigten Stellung zu Djaga-Raga den Angriff des niederländiſchen Heeres. Dieſes Heer, unter Anführung des Generals Vanderwyck, ſetzte ſich am 9. Juni 1848 in Marſch und erkannte, auf dem Hochlande von Djaga-Raga angekommen, alsbald welche vortheilhafte Stellung die baliſchen Fürſten eingenommen hatten. Es entſpann ſich nun ein hartnäckiger Kampf zwiſchen den Niederländern und den hinter faſt unzugänglichen Schluchten verſchanzten Baliern. Jene mußten endlich der Uebermacht weichen, beſonders da Ermüdung und ein brennender Durſt, welchen zu ſtillen es kein Mittel gab, hinzukamen. Das niederländiſche Heer hatte bereits einen Verluſt von 246 Todten und Verwundeten, darunter 14 europäiſche Offiziere, erlitten, als der General Vanderwyck den Befehl zum Rückzuge gab.

Der Generalgouverneur von Rochuſen ertrug mit Standhaftigkeit dieſen Unfall, und ſeine Faſſung minderte die nachtheiligen Folgen desſelben. Die Jahreszeit war ſchon zu weit vorgerückt, um ſofort den Befehl zu einem dritten Feldzuge zu erlaſſen; aber er betrieb ohne Zeitverluſt die Vorbereitungen dazu. Die Javaneſen wußten ſchon, daß die Niederländer nicht unüberwindlich ſeien. Mehr als einmal hatten vor ihren Augen

die Bewohner der Provinzen von Kedu und Dſchukſchukarta die gegen Dieppo Negro ausgeſandten Truppen überfallen und zerſtreut. Was ſie aber bis jetzt noch nicht geſehen hatten, war Entmuthigung auf Seiten der Niederländer nach einer erlittenen Niederlage, und ſolche ihnen auch jetzt nicht zu zeigen, war von großer Wichtigkeit.

Die niederländiſch-indiſche Armee war damals etwa 16,000 Mann ſtark, worunter nur 4000 Europäer. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen bewachten 7000 Mann die Inſel Java; 6000 wurden verwendet, um die unruhigen Völkerſchaften von Sumatra und Banka im Zaume zu halten, und der Ueberreſt war in den übrigen Beſitzungen vertheilt. Angeſichts der Verwickelungen, welche die europäiſchen Revolutionen von 1848 herbeiführen konnten, waren dieſe Truppen kaum hinreichend um den Beſitz des großen Gebietes, welches ſie zu vertheidigen hatten, zu ſichern. Daher ließ auch auf die erſte Nachricht von dem Unfall auf Bali die niederländiſche Regierung im Mutterlande beträchtliche Verſtärkungen nach Indien abgehen. Gegen Ende Februars 1849 lag in den Häfen von Batavia und Samarang eine Flotte von 60 Segel- und 7 Dampfſchiffen bereit, nach der Küſte von Bliling 5000 Soldaten, 300 Kulis für den Transport der Lebensmittel und Munition, 2 Haubitzen, 8 Mörſer und zwei Feldbatterien überzuführen; und es blieb nur noch die Wahl eines geeigneten Führers übrig. Der niederländiſch-indiſchen Armee fehlte es keineswegs an tüchtigen Offizieren; denn 33 Kriegsjahre hatten zu ruhmvollen Thaten genugſam Gelegenheit gegeben. Indeß war doch beſonders einer unter ihnen, der vor allen andern den Vorzug zu verdienen ſchien, und dem dieſe auch bereitwillig den Vorrang einräumten, dies war der General Michiels. Er war ſchon 1816 nach Batavia gekommen und hatte ſeitdem an allen in Indien beſtandenen Kämpfen theilgenommen und ſich ſo nach und nach zum General emporgeſchwungen. Der Krieg auf Java hatte ihn zum Major, der auf Sumatra zum General gemacht. Auf Sumatra beſonders hatte er ſeinen militäriſchen Ruf dauernd begründet. Während eines fünfzehnjährigen Zeitraums hatte er kaum einen Augenblick Ruhe genoſſen. Unerſchrocken, kühn und eben ſo genial im Kriegsweſen, wie in der Organiſation und im Verwaltungsfach, hatte er die unſchlüſſigen Generalgouverneure und die zaubernde Diplomatie mit ſich fortzureißen gewußt. Die Soldaten beteten ihn an, und die Malaien, die ihn überall an der Spitze ſeiner Truppen fanden, entweder wenn es galt, die Grenzen der niederländiſchen Beſitzungen zu ſchützen, oder die Räuber und Banditen im Innern aus ihren letzten Schlupfwinkeln zu vertreiben, hatten ihm den Namen Oberſt Tigerherz *) beigelegt. Der Generalgouverneur ließ ihn nunmehr aus Padang kommen, wo er mit der Organiſation der mit ſeinem Degen eroberten Provinzen beſchäftigt war, und überließ ihm die Sorge, die Ehre der niederländiſchen Waffen wieder zur vollen Geltung zu bringen.

Die gegen die Niederländer verbündeten acht Fürſten auf Bali konnten 4- bis 5000 mit Flinten und über 40,000 mit Lanzen bewaffnete Krieger aufſtellen; aber da

*) Iſt hier gleichbedeutend mit Oberſt Löwenherz zu nehmen. Denn da es in Hinterindien und im Indiſchen Archipel keinen Löwen gibt, ſo muß der Tiger deſſen Stelle vertreten, und iſt bei den Malaien das Sinnbild des Muthes, wobei ſie dann des Tigers Blutdurſt nicht mit in Betracht ziehen.

ſie nicht wußten, gegen welchen Punkt der erſte Angriff gerichtet werden würde, ſo hatten ſie nur 15- bis 20,000 in Djaga-Raga zuſammengezogen; und hierher beſchloß nun der General Michiels zunächſt vorzudringen. Dieſer Poſten, vor dem das Jahr zuvor alle Anſtrengungen der niederländiſchen Truppen fruchtlos geblieben waren, war durch die Bemühungen des baliſchen Bundeshauptes, des Guſti Djilantik *), Fürſten von Bliling, noch ſtärker befeſtigt worden. Baſtionen und Verſchanzungen, mit Schießſcharten verſehen, mit Kanonen und Steinböllern beſetzt und durch Wolfsgruben oder Heckenwerk geſchützt, dehnten ſich über einen mehr als 3000 Fuß breiten Raum aus, zwiſchen zwei, von dem Sangſit und dem Bunkulan durchſtrömten Schluchten oder Engthälern. Der General Michiels theilte ſeine Truppen in zwei Colonnen. Mit der Hauptcolonne rückte er geradeswegs auf den Feind los, und ertheilte einem tapfern Offiziere, dem Oberſtlieutenant von Brauw, Befehl, mit der andern Colonne die Stellung, die er von vorn angreifen wollte, zu umgehen. Am 15. April 1849 um 6 Uhr Morgens ſetzten ſich die beiden Heeresabtheilungen in Marſch und hatten ſich um 7 Uhr aus dem Geſicht verloren. Der General Michiels kam, ohne unterwegs beunruhigt worden zu ſein, vor den feindlichen Werken an und ließ ſie aus ſeinen Feldgeſchützen beſchießen, während ein Bataillon ein Tirailleurfeuer gegen ſie eröffnete. Die Balier antworteten mit einem heftigen Feuer aus allen ihren Geſchützen. Bald zählten die Niederländer mehr als 100 Kampfunfähige; ſie hatten es mit einem unſichtbaren Feinde zu thun, dem ſie nicht anders Schaden zufügen konnten als dadurch, daß ſie Bomben und Granaten über die Verſchanzungen warfen, hinter denen er ſich verſteckt hielt. Indeß gewannen ſie ungeachtet ihrer Verluſte Terrain, und ihre Batterien näherten ſich bis auf 200 Schritte einer Hauptbaſtion, auf die ſie alsbald ihr Feuer richteten. Aber die Kugeln blieben in den, durch eine doppelte Reihe von Baumſtämmen geſtützten Erdwällen ſtecken, ohne die geringſte Breſche darin zu machen. Unter ſolchen Umſtänden zögerte der General Michiels mit dem Befehl zu einem unausführbar ſcheinenden Sturm, als plötzlich gegen Mittag ſich ein lebhaftes Gewehrfeuer aus der Gegend von Djaga-Raga her hören ließ. Der Oberſtlieutenant von Brauw hatte nämlich die feindlichen Poſitionen wirklich umgangen und griff nun den Feind im Rücken an. Er hatte ſeine Colonne in das, von dem Sangſit durchſtrömte Engthal geführt, und drittehalb Stunden lang waren die Niederländer geräuſchlos eine Schlucht entlang marſchirt, deren ſteile Seitenwände bis an 230 Fuß hoch waren. Hätte der Feind ſie hier entdeckt, ſo würde es ihm ein Leichtes geweſen ſein, ſie durch das Herabrollen von Felſenſtücken und Steinen ſamt und ſonders zu zerſchmettern; ſo aber krönte der Erfolg eine Kühnheit, von der die Kriegsgeſchichte wenig Beiſpiele aufzuweiſen hat. Die niederländiſche Colonne kletterte Mann für Mann die Felſenwand hinauf und ſtand oben bereits in Schlachtordnung, bevor die Balier die geringſte Ahnung davon gehabt hatten. Endlich ſahen ſie ſich von ihr im Rücken bedroht auf eine Weiſe, die ihnen unbegreiflich ſcheinen mußte. Der Kampf entſpann ſich, und der Oberſtlieutenant von Brauw ließ im Sturmſchritt die Verſchanzungen wegnehmen, welche die linke Flanke des Feindes deckten. Gleichzitig ließ nun der General

*) Guſti bedeutet auf Bali einen Edlen aus fürſtlichem Geblüt

Michiels ſeine Truppen vorrücken, die aber Anfangs wieder mit ſo großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, daß ſie zum zweiten Male mit Verluſt zurückgetrieben wurden. Dieſer augenblickliche Sieg entflammte den Muth der Balier und trieb ſie zu einem doppelten Ausfall an, um die verlorenen Stellungen wieder zu gewinnen. Sie wurden jedoch mit Nachdruck empfangen und mit gefälltem Bajonett in ihre Verſchanzungen zurückgetrieben. Freilich waren ſie jetzt mehr eingeſchloſſen als beſiegt; denn ihre nunmehrigen Stellungen zu forciren, gelang abermals nicht, und der General Michiels fürchtete bereits alle Mühſeligkeiten und Beſchwerden einer förmlichen Belagerung. Jedoch die Balier waren eingeſchüchtert und entſchloſſen ſich nach Einbruch der Nacht eine rückgängige Bewegung zu machen. Der Oberſtlieutenant von Brauw glaubte verworrene Maſſen zu unterſcheiden, die ſich längs den feindlichen Linien querfeldein nach der Richtung von Djaga-Raga hin bewegten. Er ließ ſeine Truppen wecken und marſchirte auf die Verſchanzungen, bevor ſie vollſtändig geräumt waren. Die ganz unerwartet angegriffenen Balier vertheidigten ſich als Verzweifelte, und an hundert von ihnen kamen im Kampfe um. Beim Ertönen des Gewehrfeuers drang die Colonne des Generals Michiels ebenfalls gegen die Befeſtigungen vor. Nunmehr floh der Feind nach allen Richtungen, und die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne belehrten die Niederländer, daß ihr Sieg vollſtändig war.

Mit den furchtbaren Verſchanzungen, welche die niederländiſche Armee erobert hatte, ſah der Guſti Djilantik auch das Königreich Bliling fallen. Dem Blutbade entgangen, hatte er während der Nacht mit dem Fürſten von Karang-Aſſam den Weg nach des Letztern Lande eingeſchlagen, wo er neue Mittel zur Fortſetzung des Krieges zu finden hoffte. Allein die Beſtürzung war allgemein auf der Inſel; Unterwerfungserklärungen liefen von allen Seiten ein, und der Sieg war für die Niederländer nicht mehr zweifelhaft. Es bedurfte indeß noch einer neuen Expedition, um den Widerſtand der Fürſtenthümer Karang-Aſſam und Klong-Kong zu brechen, wo Djilantik das Feuer des Aufruhrs unabläſſig zu nähren fortfuhr. Am 8. Mai, zwei und zwanzig Tage nach der Einnahme von Djaga-Raga, ließ der General Michiels ſeine Truppen wieder einſchiffen und griff den öſtlichen Theil der Inſel an. Der Fürſt von Karang-Aſſam, geſchwächt durch die Verluſte, die er bei Unterſtützung der Unternehmungen des Fürſten von Bliling erlitten hatte, war nicht mehr im Stande, den Marſch dieſer ſiegreichen Armee aufzuhalten. Nicht lange ſo ſah er ſich von ſeinen Truppen verlaſſen und wurde nun von ſeinen eigenen Unterthanen ermordet. Der Guſti Djilantik, verfolgt in den Gebirgen, wohin er eiligſt ſeine Zuflucht genommen hatte, wurde gleichfalls ein Opfer der Volkswuth. In ihm ſtarb der unverſöhnlichſte Feind, den die niederländiſche Colonialregierung ſeit Dieppo Negro gehabt hatte.

Der von dem geiſtlichen Oberhaupte der Inſel, dem Dewa-Agung, beherrſchte Staat Klong-Kong hatte an der Vertheidigung von Djaga-Raga einen weniger thätigen Antheil genommen; daher waren ſeine Streitkräfte faſt noch unverſehrt, und ſein Gebiet hatte in den Augen der Eingeborenen ein geheiligtes Anſehen, welches ſeine Vertheidigung um ſo hartnäckiger machen mußte. Der General Michiels wußte aber, daß die vollſtändige Unterwerfung Bali's nur unter den Mauern von Klong-Kong zu erlangen ſei. Daher führte er ohne Zeitverluſt ſeine Armee, obwohl dieſelbe durch

zweimonatliche Märſche und Gefechte ſehr erſchöpft war, nach dieſem neuen Kriegsſchauplatz. Erſt nach einem dreiſtündigen hartnäckigen Kampfe gelang es, eine die Bai und das feindliche Lager beherrſchende Anhöhe zu erobern. Die Balier vertheidigten Schritt für Schritt dieſe durch den Volksaberglauben geheiligte Stellung, zogen ſich dann in guter Ordnung zurück, und die abgemattete niederländiſche Armee konnte nicht daran denken, ſie zu verfolgen. Der General Michiels ließ ſeine Truppen auf dem Schlachtfelde bivouakiren; jeder Soldat legte ſich angekleidet nieder und hielt ſich bereit, auf das erſte Zeichen wieder zu den Waffen zu greifen, und dieſe Vorſichtsmaßregel rettete die Armee. Gegen drei Uhr Morgens, als es noch ſtockfinſter war, ließen ſich Gewehrſchüſſe und ein furchtbares Geheul von den Vorpoſten her vernehmen. Still und geräuſchlos ſtellten ſich die Niederländer in Reih' und Glied. Ein Haufe Wüthender, von Opium berauſcht, ſtürzte mit eingelegter Lanze auf ſie zu, und freiwillig dem Tode ſich weihend, waren ſie entſchloſſen zu ſterben; ſie ſuchten weder noch hofften ſie zu ſiegen, ſondern hatten keinen andern Zweck, als den ihnen folgenden geſchloſſenen Maſſen den Weg zu bahnen. Ihre mit dem unaufhörlichen Rufe Amok, Amok (tödtet, tödtet) gepaarte blinde Wuth brach ſich an den holländiſchen Bajonetten; ſie todten längs dieſer ehernen Mauer, ohne ſie im Geringſten erſchüttern zu können. In voller Raſerei und mit ſchäumendem Munde kämpften ſie, bis ſie gänzlich erſchöpft oder in Folge der ihnen beigebrachten Wunden zu Boden ſanken. Mittlerweile verſtärkte ſich die Zahl der Kämpfer mit jedem Augenblicke, trotz der ſtarken Lücken, welche die europäiſche Artillerie in ihren Reihen machte, wie man beim Schein der ringsum emporlodernden Flammen wahrnehmen konnte. Im Centrum der von der niederländiſchen Armee eingenommenen Stellung ſtand der General Michiels mit zwei Bataillons, die ein Quarré bildeten, und einer Feldbatterie. Gewöhnt an dergleichen Ueberfälle, ließ er ſich weder durch das Geſchrei der Angreifer, noch durch das Wehklagen der Verwundeten irre machen. Ruhig ertheilte er ſeine Befehle und durch ſeine Energie beherrſchte er die Schrecken des wilden Getümmels. Seine laute und kräftige Stimme drang bis zum Herzen des geringſten Soldaten und erfüllte es mit neuem Muthe; er war die Seele dieſer ruhmreichen Truppe, die ſeit zwei Stunden ihre Unerſchütterlichkeit und Disciplin der Wuth fanatiſcher Krieger entgegenſetzte. Plötzlich gelang es einer Abtheilung Balier unter dem Schutz der Finſterniß ſich mitten in die niederländiſchen Linien einzuſchleichen und eine dicht vor dem General Michiels abgefeuerte Gewehrſalve warf ihn mit zerſchmettertem rechten Schenkel zu Boden. Endlich brach der Tag an und nunmehr ergriffen die Balier die Flucht, nachdem ſie nahe an zweitauſend Todte und Verwundete auf dem Schlachtfelde zurückgelaſſen hatten. Der Verluſt der Niederländer wäre ohne das Unglück, das ihren General getroffen, leicht zu verſchmerzen geweſen. Denn ſie zählten nur 7 Todte und 28 Verwundete, vermöge des Uebergewichts, welches Kaltblütigkeit und Disciplin über das regelloſe Kämpfen eines blinden Muthes haben. Der General Michiels mußte noch auf dem Schlachtfelde amputirt werden, und er ſtarb noch denſelben Abend an den Folgen dieſer Operation.

Die Armee betrauerte tief den Tod dieſes unerſchrockenen Kriegers, ohne darauf bedacht zu ſein, ihn zu rächen. Der Verluſt eines ſolchen Heerführers, in den ſie ihr

volles Vertrauen geſetzt hatte, benahm ihr jetzt alle Freudigkeit, um mit Energie fortzukämpfen. Zudem zählte ſie viele Kranke, und es fehlte an Transportmitteln, denn die meiſten Kulis hatten in der fürchterlichen Nacht vom 25. Mai vor Schrecken die Flucht ergriffen. Statt alſo nun auf Klong-Kong zu marſchiren, zog ſich die Armee auf das Gebiet von Karang-Aſſam zurück. Glücklicher Weiſe hatte der Feind zu ſtarke Verluſte erlitten, als daß dieſer unzeitige Rückzug ihn zu neuen Anſtrengungen hätte ermuthigen können. Nach einigen Winkelzügen und Zögerungen nahm er die ihm von der niederländiſchen Regierung vorgelegten Bedingungen ohne Weiteres an. Die Dynaſtien von Bliling und Karang-Aſſam wurden des Thrones für verluſtig erklärt; die übrigen Fürſten behielten ihre Gewalt und die ſelbſtſtändige Verwaltung ihrer Staaten; und wenn auf dieſe Weiſe freilich nur ein ſehr gemäßigter Gebrauch von den errungenen Vortheilen gemacht worden war, ſo wurde doch dies weit aufgewogen von dem moraliſchen Eindruck, den der Sieg der niederländiſchen Waffen auf Bali im ganzen indiſchen Archipel machte.

Die intereſſante Beſchreibung einer Reiſe, welche der Verfaſſer, mit mehreren Offizieren des von ihm befehligten franzöſiſchen Kriegsſchiffes »Bayonnaiſe«, von Batavia aus durch einen großen Theil von Java machte, geben wir hier mit ſeinen eigenen Worten.

Durch die uns von allen Seiten in Batavia erwieſenen Freundſchafts- und Höflichkeitsbezeigungen ſchob ſich unſer Ausflug von einer Zeit zur andern hinaus, bis wir endlich den Tag unſerer Abreiſe unwiederruflich feſtſetzten. Am 14. Juli 1849 eine Stunde vor Sonnenaufgang machten wir uns zunächſt auf den Weg nach Buitenzorg. Wir ſaßen in zwei geräumigen Reiſewagen, jeder mit ſechs Ponies beſpannt, und die Fahrt ging mit einer ſo außerordentlichen Schnelligkeit, daß man eher entführte Geliebte, als ſchlichte Touriſten in den Wagen hätte vermuthen können. Poſtillone und Ponies ſchienen mit einander wetteifern zu wollen; es ging faſt immer in geſtrecktem Galopp, und die etwa zwei Lieues betragende Entfernung zwiſchen den Poſtrelais legten wir jedesmal in weniger als zwanzig Minuten zurück. Demnach machten wir 11 Knoten in der Stunde, um in der Seemannsſprache zu reden. Ob es bergauf oder bergab ging, machte darin keinen Unterſchied. Uebrigens war ſonſt weder Wagenſpur da, noch kaum ein Stein im Wege; vielmehr war die macadamiſirte Chauſſee faſt ſo glatt und eben wie ein Tiſch *).

*) Das großartigſte Werk, welches die niederländiſche Colonialregierung auf Java hat ausführen laſſen, iſt jedenfalls die Heerſtraße, welche von dem weſtlichen Ende der Inſel bis zum öſtlichen reicht, oder von der Sundaſtraße bis zu der Meerenge, welche Java von Bali trennt. Sie läuft übrigens nicht längs dem Meeresgeſtade, weil ſie hier ſonſt auf dem moraſtigen Boden während der Regenzeit oder jährlich ſechs Monate lang unter Waſſer ſtehen würde; vielmehr hat ſie, um dieſen Uebelſtand zu vermeiden, mitten über den gebirgigen Theil der Inſel geführt werden müſſen, häufig durch Engthäler, dann wieder neben ſteilen Abgründen hin. Sie mag hier durchſchnittlich an 3900 Fuß über dem Meeresſpiegel liegen. Zahlreiche Seitenſtraßen vereinigen ſich mit ihr. Einige derſelben führen von Samarang nach den Staaten der eingeborenen Fürſten, und andere verbinden die entlegenſten Theile der

Auf einem Seitenwege bewegten ſich lange Reihen von Wagen, mit Büffeln beſpannt, mit Flechtwerk überdeckt und auf zwei, in der Mitte durchbohrte und aus einem Stück gemachten ungeheuren Holzſcheiben, ſtatt der Räder, ruhend, gemächlich vorwärts. Sie brachten Kaffee aus den Präangers *) nach Batavia. Die Straße, auf der wir fuhren, dient ausſchließlich nur für in Federn hängende Wagen und für Fußgänger. Auf jeder Station fanden wir elegant gebaute Wagenſchoppen vor, die uns, während die Pferde gewechſelt wurden, gegen die Sonnenſtrahlen ſchützten. Von Batavia nach Buitenzorg rechnet man 11 bis 12 Lieues (oder etwa 7 deutſche Meilen). Die Heerſtraße ſteigt durchſchnittlich nur ¼ Zoll auf je 3 Fuß an; ſo daß man, um aus der Ebene in eine Gebirgsgegend zu gelangen, ſich wahrlich keine gemächlichere Hinauffahrt denken kann.

Sobald man die Vorſtadt Meeſter-Cornelis, wo die Javaneſen ihre abſcheulichſten Orgien feiern, hinter ſich hat, liegen die Landhäuſer ſchon nicht mehr ſo nahe neben der Heerſtraße. Dagegen ſieht man große Kokoshaine, die an einigen Stellen bis ans Meer ſich erſtrecken. Der gewinnreichſte Ertrag beſteht in dem Kokosöl, und von der ſ. g. Arengpalme in dem Zucker, der aus ſeinem Saft gewonnen und von den Javaneſen ſtatt des Rohrzuckers verbraucht wird. Unſer Begleiter, Hr. Burger, zeigte uns einen Palmenwald, in deſſen Mitte er mehrere Jahre als Pflanzer und gebietender Herr verlebt hatte. Je näher wir Buitenzorg kamen, um ſo reiner und friſcher war die Luft, die wir einathmeten. Alles um uns her hatte ein lachendes Anſehen: die an den Bergabhängen ſich ausbreitenden Reisfelder, die in der Ebene umher zerſtreut liegenden Dörfer und die über Cactus- und Euphorbien-Hecken ſich herabneigenden zahlreichen und mannichfaltigen Fruchtbäume. Wir hatten noch nicht eine Meereshöhe von 800 Fuß erreicht; aber von den, in den Wolken ſich verlierenden Gipfeln des Salak und Gede drang durch die Wälder hindurch ein erfriſchender und kühlender Morgenwind zu uns herab. Drei Stunden nach unſerer Abfahrt von Batavia kamen wir, ohne uns unterwegs aufgehalten zu haben, in Buitenzorg an.

Es ſind beſonders die Regierungsbeamten, welche das Innere von Java bereiſen; für ſie hauptſächlich ſind denn auch die Poſtrelais und außerdem in den Haupt-

---

Provinzen mit den Seehäfen der Nordküſte. Im brittiſchen Indien gibt es allerdings auch vortreffliche Straßen; aber, ſoviel ich weiß, ſind Java und Neu-Südwales die einzigen Colonien, wo man zugleich mit Poſtpferden reiſen kann. Auf den königlichen Straßen unterhält die niederländiſche Colonialregierung Poſtrelais von zwei zu zwei Lieues Entfernung. Auf dem Wege zwiſchen Batavia und Buitenzorg ſtehen auf jeder Station immer ſechs Geſpann Pferde in Bereitſchaft, im Innern der Inſel dagegen nur zwei. An Stellen im Gebirge, wo es zu ſteil bergab geht, werden ſtatt der Pferde Büffel vor die Poſtchaiſe geſpannt, und zugleich wird hinten ein Tau befeſtigt, welches zwei Leute feſt halten, um die Geſchwindigkeit der Hinabfahrt zu mindern. Zweimal in der Woche geht von Batavia die Poſt ab, und mit derſelben werden Briefe nach Banyuwangi, am öſtlichſten Ende der Inſel, in ſieben Tagen befördert.

*) Präangers wird die, aus mehreren kleinen Bezirken, unter eingeborenen Häuptlingen, beſtehende Reſidentſchaft genannt, deren Hauptort Changote oder Tſchandſchur, ſüdlich und 12 deutſche Meilen von Batavia gelegen, iſt.

örtern der Reſidentſchaften große Gaſthöfe, die unter der Aufſicht und dem Schutz der Regierung ſtehen, eingerichtet worden. Die Controle der Regierung erſtreckt ſich auf Java bis in die kleinſten Details, und auf dieſe Weiſe geht alles einfach und leicht von ſtatten. Wäre der Reiſende ganz ſich ſelbſt überlaſſen, dann möchte er allerdings bisweilen wohl die freie Concurrenz in den brittiſchen Colonien herbei wünſchen. Das Poſtfahrgeld iſt auf Java freilich beträchtlich, dagegen ſind die, von der Regierung feſtgeſtellten Preiſe in den Gaſthöfen höchſt mäßig.

Unſere zahlreiche Reiſegeſellſchaft ſtieg im Hotel Bellevue ab, und jeder von uns erhielt hier ein Zimmer und ein Bett für ſich allein. Nie hat ein Hotel dieſes Namens (Bellevue oder Schöne Ausſicht) denſelben mehr verdient als das in Buitenzorg. In dem Pavillon, wo uns ein, ganz auf europäiſche Weiſe zubereitetes Gabelfrühſtück erwartete, hatten wir in der That die herrlichſte Ausſicht nach allen Richtungen. Die ganze Kette des Salak lag vor uns ausgebreitet, mit ihren waldreichen Schluchten und den auf den Terraſſen wogenden Getreidefeldern; und ein faſt zu unſeren Füßen liegendes chineſiſches Dorf nahm ſich wie eine Ziegelinſel mitten unter einheimiſchen Obſtgärten aus.

Bei Betrachtung und Bewunderung der entzückenden Landſchaft verfloſſen uns die Stunden wie Augenblicke. Die Sonnenſtrahlen fielen beinahe ſchon ſenkrecht herab. In Batavia wäre daher der Tag für uns ſchon vorbei geweſen, aber in Buitenzorg darf man es, obwohl hier die Hitze noch nicht ſo gemäßigt wie auf den Hochplateaus im Innern iſt, bisweilen ſchon wagen, ſelbſt zur Mittagsſtunde auszugehen. Wir unternahmen alſo ebenfalls, trotz der vorgerückten Tagesſtunde, einen Spaziergang und ſchlugen den Weg nach dem, von den Vorgängern des Generalgouverneurs von Rochuſen gewöhnlich bewohnten Schloſſe ein. Die Munificenz der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie war es, welche um das Jahr 1745 die Provinz Buitenzorg zu einer fürſtlichen Apanage der Generalgouverneure auf Java machte. Die Bezirke, aus denen dieſe Provinz beſtand, wurden 1809 an Privatperſonen verkauft, und das niederländiſche Gouvernement behielt ſich nur einen einzigen vor, in deſſen Mittelpunkt 1816 das Prachtgebäude ſich erhob, welches für die gewöhnliche Reſidenz des Chefs der Colonialregierung beſtimmt wurde. Indeß 1826 zerſtörte ein Erdbeben dieſes Schloß, welches nach einem zu großen Maßſtabe gebaut worden war, als daß es ungeſtraft am Fuße eines Vulkans hätte ſtehen bleiben können. Als man es wieder aufbaute, ließ man ſich den Unfall zur Warnung dienen und legte einen minder großartigen Bauplan zum Grunde. Das jetzige Reſidenzſchloß des Generalgouverneurs hat nur eine einzige Etage, iſt aber nichtsdeſtoweniger ſehr geräumig und im Innern zweckmäßig und prachtvoll ausgeſtattet, und nimmt ſich auch im Aeußern ſehr geſchmackvoll aus.

Der Generalgouverneur von Rochuſen hatte Buitenzorg zu weit vom Mittelpunkt der Geſchäfte entfernt gefunden, und ſein thätiger Geiſt ihn den Aufenthalt in Batavia vorziehen laſſen. Indeß waren die nöthigen Befehle ertheilt worden, ſo daß wir das Palais im Innern uns nach Belieben anſehen durften. Was uns darin hauptſächlich intereſſirte, war eine reichhaltige Waffenſammlung, in der keine Waffe, keine Trophäe fehlte, wie deren nur immer bei den verſchiedenen Völkern des Indiſchen Archipels vorzufinden ſind. Neben geräucherten oder mit Goldblättchen verzierten Men-

ſchenſchädeln, die den Stolz der Dayaks auf Borneo ausmachen, wenn ſie von ihren Heldenthaten erzählen, hingen längs den Wänden Lanzen aus Sumatra und Wurfſpieße aus Celebes, Schilde von Büffelhaut aus Timor, Karabiner aus Bandſchermaſſing mit achteckigen und ſpiralförmig ausgebohrten Läufen; der Parang, grob geſchmiedet wie ein Hackmeſſer; der Kris, mit flammenartig geſchlängelter Dolchſpitze und elfenbeinenem Griff, und der Klewang mit damaseirter Klinge und an deſſen Stichblatt ein Unheil verrathender Büſchel rothgefärbter Haare hing. Einige dieſer Mordwaffen waren auf Schlachtfeldern erbeutet worden und alle waren mehr oder minder häufig in Menſchenblut getaucht geweſen. Es wurden uns Dolche gezeigt, für welche einheimiſche Fürſten eine ganze Provinz hingegeben hätten; denn dieſe javaniſchen Kriſſe hatten ihre Geſchichte ſo gut wie mancher europäiſche Degen, und zugleich die, durch unzählige Meuchelmorde bewährte Eigenſchaft eines Talismans, nach der Meinung der Eingeborenen. So hatten wir denn vor unſeren Augen das Bild, ich möchte faſt ſagen das Symbol des Grades der Civiliſation, den die verſchiedenen Völker der indiſchen Inſelwelt erreicht haben. Das ſchwerfällige Hackmeſſer der Dayaks und Haraforen ſcheint nicht dem nämlichen geſchichtlichen Zeitalter anzugehören, wie der gezogene Karabiner der Malaien oder wie der mit Edelſteinen beſetzte Kris der Javaneſen. Diejenigen Völker auf Borneo und auf den Amboineninſeln Buro und Ceram, die nur plumpe Waffen führen, ſind weſentlich noch Wilde. Dagegen ſind diejenigen auf Sumatra, Celebes und Bali, welche mit ausgezeichnet gearbeiteten Mordinſtrumenten verſehen ſind, zugleich vertraut mit allen Künſten der Politik und des Krieges. Die Javaneſen ſind eher wie argwöhniſche Hofleute als wie Krieger bewaffnet. Bei ihnen iſt der Krieg nicht mehr der Normalzuſtand des Volkslebens; daher ſind ſie weniger darauf bedacht, ſich gegen einen offenen Angriff vorzuſehen, als gegen Verrath. Der Dolch in funkelnder Scheide iſt die einzige Waffe, die in ihrem Gürtel prangt. Das Betrachten dieſer reichen Sammlung gewährte uns ein großes Intereſſe; denn wir erkannten daran nicht nur, mit welchen kriegeriſchen Feinden die Niederländer zu kämpfen hatten, ſondern auch, welchen barbariſchen Sitten die europäiſche Herrſchaft alle dieſe unglücklichen Völker entriſſen hat.

Die Umgegend von Buitenzorg bildete vormals einen Bezirk des einheimiſchen Königreichs Padjajaran und wird von zwei, etwa eine halbe Lieue von einander entfernten Flüſſen oder vielmehr Bächen, dem Tji Liwong und dem Tji Danie, begrenzt. Einige angebaute Ländereien liefern die zur Unterhaltung des Schloſſes erforderlichen Einkünfte. Am weſtlichen Ufer des Tji Liwong liegt ein javaneſiſches Dorf; ſonſt aber nehmen ein ungeheurer Park und ein botaniſcher Garten, wo man alle mögliche Pflanzen zu acclimatiſiren geſucht hat, den größten Theil des Bezirkes ein. Die Phantaſie eines Dichters kann ſich nichts Schöneres ausmalen, als dieſen Park, mit ſeinen murmelnden Quellen, ſeinen von Viehheerden belebten Grasplätzen und ſeinen rieſenhaften Bäumen, wie man ſie in den fünf Erdtheilen nur irgend finden kann. Man muß dieſes Tempe, dieſe ſichere und ſtille Zufluchtſtätte für Pflanzenerzeugniſſe aller Klimate, durchwandert haben, um ſo recht zu erkennen, welche unendliche Mannigfaltigkeit der Schöpfer in den Ausſchnitt und die Farbenſchattirungen der Blätter, in die majeſtätiſche Haltung der Baumſtämme, in die Richtung der Aeſte und Zweige gelegt hat. Neuholland, die Molukken,

Bengalen, China, Japan und ſelbſt Europa ſcheinen ſich in dieſen ſchattenreichen Hainen und Baumgruppen die Hand gereicht zu haben. Die Eiche und die Palme haben hier ein gemeinſames Vaterland gefunden. Der Betelſtrauch umſchlingt mit ſeinen Ranken den Ahorn oder den Lärchenbaum; der Thee wächſt neben dem ſchwarzen Pfeffer, der Cactus aus Mexico oder die Indigopflanze aus Centralamerika neben der Baumwollſtaude aus Egypten oder neben dem Zuckerrohr von den Sandwichinſeln. Es gibt kaum ein Land, welches von den Botanikern in Buitenzorg nicht in Contribution geſetzt worden wäre. Das Bambusrohr nimmt eine ganze Flußſeite ein. In einigen Baumgängen iſt die Baumrinde wohlriechend, in anderen ſchwitzt jeder Stamm ein aromatiſches Harz aus. Hier winken prachtvolle, duftende Blüthen von rieſengroßen, klafterdicken Bäumen herab, und dort prangen in unvergleichlich maleriſcher Schönheit die verſchiedenen Lianen oder Schlingpflanzen. Dieſe Lianen ſind von den mannigfaltigſten Formen: einige gleichen gewäſſerten Bändern, andere ziehen ſich guirlandenartig von Baum zu Baum, wieder andere bilden durch ihre Verknüpfungen eine ſolche Maſſe von Blüthenzweigen, daß der aufmerkſamſte Beobachter oft nicht im Stande iſt, das Chaos von Blumen zu entwirren und jeder Pflanze wieder zu geben, was ihr gebührt. Obwohl in Buitenzorg auch eine Menagerie iſt, ſo ſtört doch keins der darin befindlichen wilden Thiere durch ſein Brüllen die wohlthuende Stille und Ruhe dieſes irdiſchen Paradieſes. Tiefſinnige Orangutangs und harmloſe Dickhäuter, wie der Tapir und der Elephant von Sumatra, ſind nebſt dem Königsvogel von den Molukken und dem Babiruſſa von Celebes die einzigen Repräſentanten der Fauna des Indiſchen Archipels, die man dieſem javaniſchen Eden zum Gefängniß angewieſen hat.

Was hätte uns nach dem Schloß und dem Park von Buitenzorg zunächſt mehr intereſſiren können, als die Felſenhöhlen, wo die Salangane oder Indiſche Schwalbe die in China mit Gold aufgewogenen gallertartigen Neſter baut? Der Beamte in Buitenzorg war ſo freundlich, uns nach den Höhlen von Tjampeo, wo dieſe Schwalben niſten, perſönlich hinzuführen. Auch hatte er ſchon im Voraus zwei Relais Pferde in Bereitſchaft halten laſſen auf dem Wege nach dem Berge, der erſtiegen werden mußte, um in den Eingang dieſer unterirdiſchen Labyrinthe zu gelangen. Hier empfing uns der chineſiſche Pächter, der gegen einen jährlichen Pachtzins von 170,000 Francs das ausſchließliche Privilegium erhalten hat, dieſe Schwalbenneſter einzuſammeln, die ſchon in Java mit 80 Francs das Pfund bezahlt werden. Er hatte bereits Tragſeſſel herbeiſchaffen laſſen, in denen wir von Javaneſen bis zu den Stellen, wo die Neſter waren, getragen werden ſollten. Es widerſtrebte zwar einigermaßen unſerem natürlichen Gefühl, uns auf dieſe Weiſe von unſeres Gleichen bedienen zu laſſen, indeß wenn der Javaneſe einen im Tragſeſſel ſitzenden Europäer trägt, ſo iſt das im Grunde nicht viel anders, als wenn der Blinde den Lahmen trägt; und ich geſtehe, daß ich, weit entfernt in dieſer mir gebotenen Hülfe eine Kränkung der menſchlichen Brüderrechte zu erblicken, vielmehr, bei der brennenden Sonne und unter einem Himmelsſtrich, deſſen Hitze ſehr drückend für mich war, darin mehr einen wahren Freundſchaftsdienſt dankbar anerkannte.

Die Natur iſt in Java ein Buch, bei dem man auf jeder Seite ausrufen möchte: ſchön! herrlich! bewunderungswürdig! Als wir daher am Eingange der Höhlen waren

und die entzückende Landschaft um uns her in hellem Sonnenlichte sahen, fiel es uns fast schwer, von ihr wenn auch vielleicht nur auf eine Stunde Abschied zu nehmen und uns in das finstere Innere des Berges zu begeben. Große Bäume mit weit ausgebreiteten Zweigen, wie bei der Ceder, beschatteten und erfrischten die Abhänge des Berges. Einzelne schmale Zwischenräume gestatteten eine bezaubernde Aussicht in die weite Ferne. Schaaren schwarzer Affen machten ihre lustigen Sprünge in dem Laubwerk, während einzelne alte Affen auf den Zweigen saßen, als wären sie in philosophische Betrachtungen versunken gewesen. Die wie Atlas schimmernden Schwalben umschwärmten uns mit unstetem raschem Fluge. Die Atmosphäre war ruhig und der Himmel leuchtete in schönem Lasurblau. Es war, als würfe der Schöpfer einen Blick der Befriedigung und Genugthuung auf Sein Werk. Aber bald befand sich jeder von uns in den Armen von zwei Javanesen. Wir verschwanden in die finsteren Tiefen, in welche unsere Führer wie höllische Dämonen uns hineinzogen. Statt des Tageslichts erhellte nichts als der Schimmer der rauchenden Kienfackeln unsern Pfad. Wir irrten lange in den Höhlen umher, wo wir jeden Tropfen, der durch die Felsenspalten sickerte, fallen hörten. Tausende von jenen eßbaren Schwalbennestern waren an den Wänden der Höhlen befestigt. Unser sonst damit sehr geiziger Acheron war aber doch so gefällig, uns einige dieser Nester, die für uns abgelöst waren, zu überlassen.

Als wir wieder ans Tageslicht kamen, begrüßten wir mit doppeltem Entzücken die frei waltende Natur, die sich unseren Blicken darstellte, geschmückt wie eine junge Braut. Der Gefangene von Chillon *) oder der der Kerkerhaft unter den venetianischen Bleidächern Entronnene hätte nicht freudiger den ersten Strahl der wiedererlangten Freiheit begrüßen können. Und dennoch gibt es Menschen, die sich dem Geschäfte widmen, die weitläufigen Irrgänge dieser Höhlen gleich Bergleuten zu durchforschen, in den feuchten Gängen umherzukriechen oder am Rande von Abgründen auf Bambusleitern zu klettern, um zwei- oder dreimal im Jahre die kostbare Erndte zu halten, an der sie keinen Theil haben. Man schätzt das Gewicht der in den Höhlen von Tjampeo jährlich gesammelten eßbaren Vogelnester zusammen auf mehr als 1600 Pfund, und den jährlichen reinen Gewinn, den der erwähnte Chinese von seinem Pachtgeschäft bezieht, auf mehr als hunderttausend Francs.

Wollte man sämmtliche Ausfuhrartikel Java's einzeln aufführen, so würde da ein wunderbares Namensverzeichniß herauskommen. Was für Europa, Neuholland oder die Vereinigten Staaten nicht paßt, das consumiren China, Japan, Hinterindien und der Indische Archipel. Reis, Kaffee, Zucker und Indigo sind allerdings die vornehmsten

*) Chillon ist ein altes, geschichtlich merkwürdiges Schloß im schweizerischen Canton Waadt, etwa 1 Meile von Vevay entfernt und auf einem Felsen erbaut, der einst aus den Alpen in den Genfersee stürzte. Es enthält eine Reihe von Kerkern, und in einem derselben saß von 1530 bis 1536 Franz Bonnivard, Prior von St. Victor zu Genf, gefangen, obwohl derselbe sich durch die Stiftung der Genfer Bibliothek und noch mehr durch die Vertheidigung der Unabhängigkeit Genfs um diese Stadt verdient gemacht hatte. Lord Byron hat hiervon den Stoff zu seinem bekannten Gedichte The prisoner of Chillon oder der Gefangene von Chillon entlehnt.

Bodenerzeugniſſe. Aber neben dieſen wichtigen Produkten figuriren indiſche Vogelneſter, jährlich für mehr als eine Million Francs im Werthe; Tabak, Ingwer, Sapanholz, Perlmutter, Schildpatt, Haifiſch-Floßfedern, Thee, Zimmet, Muskatnuß und Cochenille. Dem Privatunternehmungsgeiſte und deſſen einſichtsvollen Bemühungen hat Java die Cultur ſo vieler neuer Erzeugniſſe hauptſächlich zu verdanken. Die Colonialregierung hat es aber auch nicht an Aufmunterungen fehlen laſſen, ohne dieſelben, wie es ſonſt nur zu oft geſchieht, nutzlos zu verwenden.

Etwa 2½ Lieues von Buitenzorg, auf dem erſten Stufenlande der innern Gebirgskette, liegt der fruchtbare Diſtrikt Pondok Gede, und hier waren wir am beſten im Stande, die durch jene Privatunternehmungen erlangten Reſultate gehörig zu würdigen. Auf einer, an lachende Fluren und Abhänge ſich lehnenden Anhöhe erhebt ſich das Herrenhaus, von wo aus der Plantagenbeſitzer ſeine weitläuftigen Ländereien überblicken und beaufſichtigen kann. Man möchte es einen auf einem Vorgebirge prangenden griechiſchen Tempel nennen, wenn nicht ſtatt des murmelnden Meeres hier das Geſäuſel der Baumblätter ſich vernehmen ließe, oder wenn nicht der Horizont, ſtatt von weißſchäumenden Wellen, von gelblichen Getreidefeldern begrenzt wäre. Eine weitgedehnte Terraſſe nimmt eine der Stufen des Plateaus ein; andere, mit lieblichem Grün und mit Blumen bedeckt, umgeben dieſelbe und beherrſchen ſie. Der geringſte Windhauch bringt aus dieſen, übereinander geſtuften Gärten die köſtlichſten Wohlgerüche herab. Die Reisfelder breiten ſich in unabſehbarer Länge in der Ebene aus und die Kaffeepflanzen bekränzen die Hügel; auf den Seitenabhängen des Gebirges zeigt ſich der Theeſtrauch in ſeinen weitläuftigen Pflanzſchulen und die Nopalpflanze eine dreifache Reihe dieſer Cochenille-Feigendiſtel.

Im J. 1827 war es, wo die Niederländer die erſten Theeſträucher aus Japan einführten und in dem botaniſchen Garten zu Buitenzorg verſuchsweiſe anpflanzten. Der Verſuch gelang über Erwarten. Unſer Begleiter, Hr. Dr. Burger theilte, ſoviel mir bewußt, mit Dr. Siebold die Ehre, die Inſel Java mit dieſem nützlichen Strauch beſchenkt zu haben. Bald wurden in der Umgegend von Batavia und in den Gebirgsdiſtrikten der Präangers *) beträchtliche Theepflanzungen angelegt. Man war genöthigt, in einer Meereshöhe von 1500 bis 1800 Fuß eine Temperatur aufzuſuchen ähnlich der in Fokien oder anderen, Thee erzeugenden Provinzen China's. Aber auch in ſolcher Höhe wirkt das javaniſche Klima noch zu mächtig, und die Sonne, verſtärkt in ihrer Einwirkung durch manche örtliche Naturverhältniſſe, übt hier eine zu intenſive Kraft aus. Nicht nur werden durch die ſtarke Saftentwickelung fleiſchige und grobe Theeblätter erzeugt, ſondern der immerwährende Frühling hält auch den Anbauer beſtändig in Athem und zwingt ihn das ganze Jahr hindurch den Augenblick zu erſpähen, wo die Blätter hervorkeimen. Statt daß man in China ruhig den Erntemonat abwarten und dann ſofort ganze Schaaren von Einſammlern in den Theepflanzungen anſtellen kann, muß in Java ſo zu ſagen täglich eine Einzelernte gehalten werden, um ſtets die zarteſten, eben hervorgeſproßten Blätter zu bekommen. Dadurch wird natürli-

*) Man ſ. über die Präangers eine der vorigen Anmerkungen.

cher Weiſe eine Vermehrung der Arbeitskräfte nothwendig, und ſo ein Artikel vertheuert, deſſen Monopol man dem himmliſchen Reiche zu entreißen ſich geſchmeichelt hatte. Der Bezirk von Pondok Gede gehört unſtreitig zu denen, wo der Theeanbau mit der größten Umſicht betrieben wird und wo die dabei erforderliche und den Händen von Chineſen aus Tſchinſchew und Amoy (Städte in den Provinzen Hunan und Fokien) anvertraute Manipulation von der in der Provinz Fokien gebräuchlichen am wenigſten abweicht. Die erlangten Reſultate laſſen aber immer noch vieles zu wünſchen übrig. Der Javathee hat einen adſtringirenden Geſchmack und ein nur ſchwaches Aroma, findet aber dennoch in Europa, vermöge der bei Zubereitung zum Handelsartikel angewendeten künſtlichen Mittel, Eingang; dagegen gibt es keinen Bewohner Batavia's, der ihm nicht die geringſte Sorte des grünen oder ſchwarzen chineſiſchen Thees vorzöge. Die Niederländer haben indeß mit ihrer gewöhnlichen Ausdauer und Beharrlichkeit noch keineswegs alle Hoffnung auf einen beſſern Erfolg aufgegeben; denn ſie wiſſen recht gut, welche reiche Erwerbsquelle ſich ihren Colonien eröffnen würde, wenn ſie daſelbſt eine Theecultur wie in China mit einem jährlichen Einkommen von mehr als 100 Mill. Gulden betreiben könnten. Daher wollen ſie erſt noch alle mögliche Verſuche anſtellen, bevor ſie ſich für geſchlagen erachten. Wenn die Natur ihren Unternehmungen nicht unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legt, ſo kann der niederländiſch-indiſche Thee allerdings eben ſo wie der Kaffee der Präangers einen wichtigen Handelszweig bilden. Zur Zeit aber liefert Java nicht mehr als 250,000 bis 300,000 Pfund Thee jährlich. Dieſes Quantum ließe ſich aber leicht verzehnfachen, ſobald nur erſt eine weſentliche Verbeſſerung in der Qualität erzielt werden kann.

Beſſern Erfolg ſcheint der Anbau der Nopalpflanze und die Cochenillezucht in Java zu haben. Und doch mußten, um dieſe Cultur auf der Inſel zu erzielen, viele Vorſichtsmaßregeln, wie man deren in Mexico und auf den Canariſchen Inſeln nicht bedarf, getroffen werden. Wir hatten auf Teneriffa Cochenille-Feigendiſteln geſehen, die ohne Ordnung und Symmetrie zwiſchen den Felſen umherſtanden. Auf jedem Blatte ſaßen, allem Temperaturwechſel ausgeſetzt, unzählige bräunliche Inſekten, ungefähr ſo groß wie eine Linſe und mit weißlichem Staub bedeckt. In Pondok Gede zeigte man uns wahrhafte Nopalpflanzungen, die mit einer Sorgfalt und Behutſamkeit gepflegt werden, wie man ſie kaum dem Gewürznelken- und dem Muskatnußbaum zuwendet. Ueber die regelmäßigen, gleichförmigen Reihen breitet ſich ein, auf Rollen ruhendes Palmendach aus, welches nun ſowohl das Inſekt wie auch die Pflanze gegen den ſtarken Gewitterregen ſchützt. So kann die Feigendiſtel bei dem reichen Nahrungsſtoff, den ſie immerwährend aus der Erde ſaugt, und bei dem Umſtande, daß man ſtets ſorgſam jede Schmarotzerpflanze von ihr entfernt, geraume Zeit das Ausſaugen der Tauſende von Inſekten, die an ihr zehren, überſtehen. Sobald nach Verlauf von 65 oder 66 Tagen die Cochenille ihre volle Entwickelung erhalten, wird ſie vorſichtig vom Blatte genommen und ſtirbt dann faſt augenblicklich. Die Inſekten werden hierauf in einem Ofen getrocknet, nach fünf oder ſechs Tagen herausgenommen und in dieſem Zuſtande nach Europa verſendet, wo ſie pulveriſirt die ſchöne rothe Purpurfarbe abgeben. In Java werden jährlich ungefähr 60,000 Pfund Cochenille gewonnen, die

auf dem europäiſchen Markte einen Werth von 7- bis 800,000 Francs repräſentiren. In Pondok Gede allein wurden 1849 über 10,000 Pfund gewonnen.

In Privathänden befindet ſich auf Java etwa der zwölfte Theil der dort cultivirten Ländereien, und manche der daſigen Pflanzungen oder Plantagen haben einen Werth von mehreren Millionen Francs. Die Abgaben, welche von den europäiſchen und chineſiſchen Privatländereien an die Colonialregierung zu entrichten ſind, mögen im Ganzen nicht mehr als 800,000 Frcs. jährlich betragen. Ihre Erzeugniſſe machen die Hauptfracht für fremde Schiffe aus; denn die Colonialregierung verſendet die ihrigen nur mit Schiffen der Maatſchappij. Die fremden Schiffe führen, außer anderen Artikeln von geringerem Belange, jährlich von Java zwiſchen 18 und 20 Millionen Pfund Kaffee und ungefähr 28 Mill. Pfund Zucker aus. Dergleichen Zahlen ſprechen für ſich ſelbſt und beweiſen, daß das zu Gunſten der nationalen Induſtrie und Schifffahrt eingeführte Monopol keineswegs ein völlig ausſchließliches iſt. Frankreich führt von Java jährlich zum Werthe von beinahe 3 Mill. Frcs. aus, und führt freilich nur zum Werthe von 1,200,000 Fr. dort ein, d. h. direkt, dagegen indirekt weit mehr. Denn, um die höheren Koſten zu ſparen, werden ſehr viele Ladungen, die in franzöſiſchen Häfen eingenommen ſind, unter nordamerikaniſcher oder niederländiſcher Flagge nach den niederländiſch-indiſchen Beſitzungen und ſo denn auch nach Java gebracht.

Der kurze Aufenthalt in Pondok Gede gewährte uns in mehr als einer Hinſicht ein großes Intereſſe. Wir hatten hier eine Muſterkarte von allen neuen Culturzweigen und den vollſtändigſten Typus der großartigen Reſultate, welche der Verkauf der Staatsländereien im Innern der Inſel herbeigeführt hat. Felder umbrechen, Maſchinen leiten, einem ganzen Volke von Handwerkern und Feldarbeitern jeden Morgen ihre Tagwerk anweiſen oder den Lohn auszahlen, das alles ſind Dinge, welche die poſitive Seite in dem Leben des dortigen Pflanzers bilden, obwohl ſie freilich die Einbildungskraft des Reiſenden am wenigſten beſchäftigen mögen und gewiß auch erſt zuallerletzt ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich lenken. Was dieſe zunächſt feſſelt, das ſind die ſchattigen Gärten und die reich mit Blumen ausgeſchmückten Salons, die zahlreiche Dienerſchaft, die Wagen in den Schoppen und Remiſen, das Vieh in den Ställen und die vor ihren gefüllten Krippen wiehernden Pferde. Die Jagd mit einem Heer von Piqueurs, oder ein Spazierritt über Feld, die Reize träumeriſchen Schwärmens oder die Freuden der Tafel, dies alles findet ſich vereinigt auf einer und derſelben Beſitzung eines Pflanzers auf Java. Der freudetrunkene Fremde glaubt ſich unter das Dach eines Fürſten verſetzt; er ſieht dieſes Wohlleben, dieſe noble Eleganz mit Staunen und Bewunderung, unbekümmert um den Preis, zu dem es erkauft iſt; aber ſobald er in die Geheimniſſe dieſes koſtſpieligen Lebens eindringt, erkennt er leicht die Aufopferungen, die davon unzertrennlich ſind, und die unumſtößliche Wahrheit, daß auf Java ſo gut wie anderwärts ein großes Vermögen nur der Lohn von Thätigkeit und Ausdauer iſt.

Unſer nächſtes Ziel waren nunmehr die Präangers, wovon bereits mehrmals oben die Rede geweſen iſt. Da jedoch vorauszuſetzen war, daß es auf dem Wege dahin an Pferden mangeln würde, wenn wir alle, die wir von Batavia gekommen waren, dahin reiſten, wozu wir, wie bisher, zweier Wagen bedurft hätten, ſo machten

nur drei von uns, nebſt dem Hrn. Dr. Burger, dieſe Fahrt, wogegen die Uebrigen nach Batavia zurückkehrten.

Die Reſidentſchaft oder Provinz der Präangers hat einen Umfang, der dem der Inſel Sicilien (495 Quadratmeilen) wenig nachgibt. Bei ihrer einheimiſchen Bevölkerung verräth ſich die Beimiſchung hinduſchen Blutes weniger als bei den Bewohnern des öſtlichen Theils von Java; ſie nähert ſich mehr der malaiiſchen Raſſe. Man bezeichnet ſie gewöhnlich mit dem Namen Sondaneſen, und unterſcheidet ſie dadurch gewiſſermaßen von den eigentlichen Javaneſen, welcher Name vorzugsweiſe nur den öſtlich von Cheribon wohnenden Eingeborenen Java's beigelegt wird. Nach der letzten Zählung hatte die Provinz der Präangers 739,000 Einwohner, und daß ſie dabei einen großen landwirthſchaftlichen Reichthum beſitzt, kann man daraus ſchon entnehmen, daß ſie zu der nämlichen Zeit 145,000 Büffel, 5000 Ochſen der gewöhnlichen Raſſe und 35,000 Pferde zählte. Obwohl ſie dem Syſtem der Zwangsarbeit unterworfen iſt und für Rechnung der niederländiſchen Regierung mehr als 80 Mill. Kaffeebäume unterhalten muß, ſo iſt ſie doch unter allen Reſidentſchaften auf Java diejenige, welche am meiſten Reis baut und ſo denn ihre Bevölkerung reichlich nährt. Die Centralgebirgskette, zu deren höchſten Gipfeln der Gede gehört, trennt die Präangers von den Reſidentſchaften Buitenzorg und Cheribon. Weder europäiſches Privatbeſitzthum, noch chineſiſche Betriebſamkeit haben dieſe indiſchen Alpen überſchritten. Wir durften alſo erwarten, jenſeits der Kette Java in ſeinem urſprünglichen Zuſtande zu ſehen.

Wie gewöhnlich brachen wir auch diesmal vor Sonnenaufgang auf, und zwar zunächſt nach Changore oder Tſchandſchur, dem Hauptorte der Präangers, wo wir die erſte Raſt zu halten gedachten. Dieſe Stadt liegt ſüdlich und 12 Meilen von Batavia; und obwohl wir jetzt nur noch etwa 7 Meilen dahin hatten, ſo mußten wir doch, bevor wir in die Ebene von Changore gelangten, noch erſt die ſteile und beſchwerliche Fahrt über den Megamendong, der ſich zu mehr als 4500 Fuß Meereshöhe erhebt, machen; und nicht weniger als ſechs ſtarke Büffel waren erforderlich, um unſern ſchweeen Wagen bergan zu ziehen.

So langweilig dieſe Fahrt an ſich auch ſein mochte, ſo hatten wir doch den Vortheil angenehmer Reiſegefährten, die ſich am Fuße des Berges zu uns geſellten, und zugleich waren die Erſcheinungen, die ſich uns unterwegs darboten, ſo überraſchender Art, daß wir darüber alle die ſonſtigen kleinen Unannehmlichkeiten vergaßen. Denn mit jedem Schritte, der uns höher bergauf führte, änderte ſich die Scene faſt eben ſo ſehr, als wenn wir in einem ebenen Lande Schritte mit Siebenmeilenſtiefeln gemacht hätten. Vegetation, Temperatur, Himmel, alles änderte ſich umher. Jetzt waren wir noch in Indien, dann kamen wir durch Italien, dann in die eiſigen Regionen des hohen Nordens. Da war kein unermeßlicher Horizont mehr, kein blaues Himmelsgewölbe, kein Bambusgebüſch, kein Palmenhain mehr. Der Wind durchſtrich ſpärliches Laubwerk, der Nebel lagerte ſich in zackigen Formen auf den rauhen Boden, die Felſen waren kalt und feucht, wie Kerkermauern.

Endlich erreichten wir den höchſten Punkt der Gebirgsſtraße, die dann nach den Präangers hinabführt. Hier hat man auf dem rauchenden Vulkan des Gede, der ſich

mehr als 4500 Fuß noch über den erloſchenen Krater des Megameudong erhebt, die volle Ausſicht. Man hat indeß noch eine geraume Strecke zurück zu legen, bis man nach dem 1200 Fuß tiefer gelegenen Weiler Tſchipanas gelangt, wo man erſt in die Ebene von Chaugore hinabzublicken vermag. In Tſchipanas befindet ſich ein Landhaus, wo der Generalgouverneur auf ſeiner Inſpektionsreiſe bisweilen übernachtet oder auch wohl einen halben Tag verweilt. Hier iſt die Luft ſcharf, und es gedeihen hier alle Frucht- und Gemüſearten Europa's. Weiterhin führt ein nicht ſehr abſchüſſiger Weg nach Chaugore.

Den Tag nach unſerer Ankunft benutzten wir zu einem Ausfluge durch die Umgegend von Chaugore. Die Reisfelder ſchienen uns vortrefflich angebaut und die Landſchaft hatte unendlich viel Mannigfaltiges und Maleriſches, aber überall herrſchte gewiſſermaßen eine Todtenſtille.

Jenſeits Chaugore führt die Hauptſtraße durch eine weite Ebene, die ſich nach Oſten hin ſanft hinabſenkt bis zu dem ſchlängelnden Laufe des Tſchikoſan. Ein in ſchönerem Grün und üppigerer Fruchtbarkeit prangendes Land wie dieſes kann man ſich kaum denken. Mit Wohlgefallen weilt das Auge auf den unermeßlichen und eine ſo reiche Erndte verheißenden Reisfeldern, und die hinter Bambushecken halb verſteckten Dörfer erinnern jeden Augenblick daran, daß man eine der volkreichſten Provinzen der Inſel durchreiſ't.

Sobald wir über eine kühn gebaute Brücke den Tſchikoſan paſſirt hatten, gewann die Gegend ein ganz anderes Anſehen; und ſtatt der lieblichen Landſchaft, die wir eben erſt bewundert hatten, boten ſich nichts als ſchroffe Felſen, Bergabhänge mit hohem Graſe bewachſen, Palmen faſt erdrückt von der Laſt der ſie umſchlingenden Schmarotzerpflanzen, und nur geringe Spuren der Bodenkultur unſeren Blicken dar. Die Straße führte uns längs den ſteilen, mehr als 200 Fuß hohen Ufern des Tſchitarum hin, wo auf einer geraumen Strecke vier ſtarke Büffel die Stelle der Pferde vertraten, und nachdem wir auf ſolche Weiſe an den ſchauerlichen Abgründen glücklich und gefahrlos vorbeigekommen waren, erreichten wir bald das nächſte Ziel unſerer Reiſe, nämlich Bandong.

Der dortige ſtellvertretende Reſident, Hr. von Seriére, war ein genauer Freund unſers Begleiters, des Hrn. Dr. Burger, und ſo fanden wir die herzlichſte Aufnahme bei ihm. Die Reſidentſchaft Bandong zeichnet ſich durch ihre Kaffeepflanzungen aus, und liefert jährlich über 4 Millionen Kilogrammes (über 8 Mill. deutſche Zollpfund) Kaffee. Rund umher, und ſo weit das Auge reicht, ſieht man die Bergabhänge mit Kaffeebäumen bepflanzt, und zwar mit allen Abwechſelungen, wie ſie deren verſchiedenes Alter mit ſich bringt. Die noch zarten Kaffeepflanzen wachſen heran unter dem leichten Schatten des Dadap, der ſchon in wenigen Monaten zu einer beträchtlichen Höhe emporſchießt und dann nach allen Richtungen ſeine blätterreichen Zweige ausbreitet. Weiterhin ſieht man dagegen Pflanzungen, wo der Kaffeebaum in ſeiner ganzen Saft- und Kraftfülle ſich entwickelt, der Dadap um ihn her weggehauen iſt und kein fremdes Blätterwerk zwiſchen die Sonnenſtrahlen und das bereits kräftige Bäumchen ſich drängt, deſſen Zweige nunmehr ſich auszubreiten beginnen und neben den ſich röthenden Früchten Tauſende von Blüthen tragen, die ſo weiß wie Schneeflocken ſind.

An andern Stellen wiederum sieht man Pflanzungen mit bereits alternden Bäumen. Zwanzig Jahre des Früchtetrageus haben den Baum erschöpft; hie und da zwar lassen sich mitten in der unfruchtbaren Majestät seines dunklen Laubes noch einzelne Früchte blicken, aber es bedarf einer Leiter, um sie zu erreichen. Jüngere Pflanzungen sorgen dagegen für eine eben so reichliche, wie leicht zu gewinnende Erndte. In jeder Jahreszeit verschwindet auch ein Theil der alten Bäume, die vor Jahren eine Zierde der Pflanzungen waren.

Unser Wirth hatte uns mit Reitpferden versehen und in seiner Begleitung durchstreiften wir diese herrlichen Anlagen, bis wir zu den Höhen hinauf gelangten, wo der schwarze javanische Tiger auf seine Beute lauert und der wilde Pfau umherfliegt, wobei dessen langer Schweif wie ein Meteor sich ausnimmt. Was dem Reisenden im Innern von Java besonders auffällt, ist der plötzliche Uebergang von den cultivirtesten Feldern zu den malerischsten und wildesten Naturscenen. So erblickten wir wenige Schritte von den so kunstmäßig geordneten Kaffeepflanzungen den prächtigen Wasserfall von Dschambudissa, dessen Fluthen von einer Höhe von beinahe dreihundert Fuß in einen unergründlichen Schlund sich hinabstürzen.

Der einheimische Vasallenfürst von Bandong ist der reichste auf Java. Von der Kaffeeerndte allein hat er ein jährliches Einkommen von mehr als 300,000 Francs; außerdem erhält er den Zehnten von der Reiserndte und hat noch manche andere Nebeneinkünfte.

Nachdem wir noch einen Ausflug in die Residentschaften Limbangan und Sukapura gemacht hatten, wo wir überall mit wahrhaft fürstlichem Prunk von den eingeborenen Häuptlingen empfangen und bewirthet wurden, kehrten wir über Bandong und Changore nach Buitenzorg und so nach Batavia zurück, wo dann die »Bayonnaise« die Anker wieder lichtete und nach Sinkapore unter Segel ging, um mit dem Eintritt der Nordost-Mussons von dort nach Europa zurückzukehren.

Die Kriegsmacht Rußlands.

Bei dem jetzigen Stande der Dinge im Orient und bei dem entschiedenen und entschlossenen Auftreten Rußlands gegen die Türkei und damit indirekt auch gegen England und Frankreich, dürfte es jedenfalls von größtem Interesse sein, zuverlässige und genaue Aufschlüsse über Rußlands Kriegsmacht zu erhalten. An solchen zuverlässigen und genauen Nachrichten darüber hat es bisher sehr gefehlt, da Rußland ruhig seinen Entwickelungsgang fortgeht, ohne sich berufen zu fühlen, aller Welt amtlich zu erzählen, wieviel Truppen es auf den Beinen habe und wie stark seine Kriegsflotte sei.

Erst in neuester Zeit sind dieselben gegeben in dem, 1852 bei B. Behr in Berlin erschienenen dritten Bande der so höchst interessanten Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und die ländlichen Einrichtungen Rußlands, von August Freiherrn von Harthausen. Der Verfasser spricht sich darüber in dem dazu besonders geschriebenen Vorworte folgendermaßen aus:

»Die hier folgende Darstellung der Kriegsmacht Rußlands ist aus Notizen und »Materialien, die ich gesammelt, von einem jüngern Freunde, einem eben so tüchtigen, »als gelehrten nicht-preußischen Militär, zusammengestellt worden. Daß die offiziellen »wie nicht offiziellen Quellen dabei mit der nöthigen Vorsicht und Kritik benutzt sind, »kann nicht blos versichert werden; die Arbeit selbst wird dies bezeugen und darthun.«

Wir geben im Nachstehenden einige Auszüge, oder das Wesentliche aus der ganzen Darstellung.

Das letzte Jahr des 17. Jahrhunderts, bemerkt der Verfasser in der historischen Einleitung, hatte bei Narwa (am 1. Dec. 1700) das russische Heer zum Gespött von Europa gemacht; und das letzte Jahr des 18. hatte noch nicht begonnen, als es mit der Bewunderung von Europa, zum tiefsten Bedauern seiner Bundesgenossen und zur größten Freude ihrer Gegner, vom Kriegsschauplatze abtrat — November 1799.

Auch die russische Armee konnte dem Uebergewichte Napoleons und seiner Truppen nicht widerstehen; aber auch unterliegend erwarb sie sich den Ruhm, daß kein anderes Heer dem größten Feldherrn der Zeit so schwer zu besiegen gefallen sei.

Seitdem hat die russische Armee in Asien und Europa große und glückliche Kriege geführt, während bis auf die neueste Zeit die abendländischen Heere nur unbedeutende Kämpfe zu bestehen hatten. Ein durch und durch militärischer Monarch, eben so einsichtig wie energisch, hat seit mehr als 25 Jahren daran gearbeitet, die Armee zu

verſtärken und zu vervollkommnen, und hat dazu weder Mühe noch Koſten geſcheut. Viele Mißbräuche, die man anderswo nur dem Namen nach kennt, ſind vor dieſem einſichtigen, thätigen und willenskräftigen Manne verſchwunden oder haben ſich wenigſtens in einem Grade vermindert, von dem im Abendlande Wenige eine Ahnung haben. So iſt die ruſſiſche Armee nach Vollzähligkeit, Organiſation und Ausbildung eine ganz andere geworden, ſeit ſie zum letzten Male in Deutſchland, ja ſelbſt ſeit ſie 1830 in Polen aufgetreten iſt. Die Tapferkeit und Disciplin aber ſind, wie man annehmen darf, geblieben, wenn auch die Mittel der letztern vielfache Milderung erfahren haben. Während dem hat die öffentliche Meinung im weſtlichen Europa, im Glauben an einen ewigen Frieden oder in revolutionärer Tendenz, dahin gearbeitet, bald die Zahl, bald die Koſtſpieligkeit der Heere als beklagenswürdig darzuſtellen, ja hat nicht ſelten in dem ſtehenden Heere die Grundurſache aller ſocialen Uebel finden wollen, an denen die Länder von älterer Civiliſation zu leiden haben. Die eigentliche Tüchtigkeit des Heeres aber iſt bei allen dieſen Beſtrebungen nur zu oft die letzte Rückſicht geweſen, die man genommen hat. Dieſe Beſtrebungen ſind zwar meiſtens geſcheitert, ſelbſt die Klippen von 1848 ſind von den bedeutenderen Armeen des mittlern Europa's ſchließlich ohne erhebliche Havarie umſchifft, manche, z. B. die öſterreichiſche, haben ſogar bedeutend dabei gewonnen; dennoch dürfte die militäriſche Macht keines andern europäiſchen Landes — inſofern ſie ſich durch die Zahl und Tüchtigkeit der diſponiblen Truppen ausdrückt — ſeit dem letzten Pariſer Frieden in dem Maße gewachſen ſein, wie die Rußlands.

Dies gilt in Bezug auf die Regierung des Kaiſer Nikolaus auch von der Flotte. Die ruſſiſche Flotte iſt jetzt der Zahl und dem Gewichte ihrer Schiffe nach ſehr bedeutend. Gewöhnlich nimmt man an, daß eine tüchtige Kriegsflotte nur auf eine ausgedehnte Handelsflotte geſtützt werden könne. Rußland hat den entgegengeſetzten Weg eingeſchlagen. Bis jetzt fehlt es ihm an einer Handelsmarine, die im Vergleiche zu der Kriegsflotte nur irgend in Betracht käme. Der Kaiſer Nikolaus ſcheint ſich, wie ſein großer Vorfahr, die Aufgabe geſtellt zu haben, auch ohne Handelsmarine ein gewichtiges Wort zur See zu ſprechen. Die Erfolge des nächſten großen Krieges werden vielleicht zeigen, ob die ungeheuren Anſtrengungen, die in dieſer Richtung neuerdings wieder gemacht ſind, ein endliches günſtiges Reſultat verſprechen.

Die ruſſiſche Landmacht wird aus zwei Hauptarten von Truppen gebildet, die in vielfachen Beziehungen, ſowohl innern wie äußern, durchaus von einander verſchieden ſind. Dies ſind die *regulären Truppen* und die, meiſtens als leichte Reiterei dienenden, feudalartigen Milizen der Koſacken und ähnlicher Völkerſchaften oder die *irregulären Truppen*. Von den letzteren ſind jetzt manche Corps der äußern Form nach regulariſirt; und auch ihr Gebrauch wird demjenigen regelmäßiger Truppen manchmal ſehr nahe kommen; ihrer Zuſammenſetzung und ihren Dienſtverhältniſſen nach aber unterſcheiden ſie ſich doch noch immer ſcharf von den eigentlich regulären Truppen.

Die eigenthümlichen geographiſchen und politiſchen Verhältniſſe Rußlands, ſowohl innere wie äußere, ſprechen ſich vielfach in der eigenthümlichen Eintheilung ſeiner regulären Armee aus.

Während andere Landmächte ihre Truppen wohl nach den Distrikten, in denen sie recrutiren, eintheilen, haben die russischen regulären Truppenkörper mit sehr wenigen Ausnahmen keine bestimmte Recrutirungsbezirke. Dagegen findet eine Eintheilung nach der eigenthümlichen Bestimmung der Truppen, nach dem besondern strategischen Gebrauche, den man von ihnen zu machen beabsichtigt, in höherem Maße statt, als sonst wo. Es ist diese Eintheilung von allen Einrichtungen der russischen Armee vielleicht diejenige, welche für das Ausland die wichtigste ist, und sie ist um so interessanter, da der jetzige Kaiser sie zu einem früher nie geahneten Grade ausgebildet hat.

Rußlands eigenthümliche politisch-geographische Lage bringt es mit sich, daß es großer Operationen vorzugsweise gegen seine westlichen Nachbarn bedürfen wird. Durch die scharfe Eintheilung, die der jetzige Kaiser der Armee gegeben, ist nun im voraus genau bestimmt, welche Truppen von Haus aus zu großen Operationen an der Westgrenze gebraucht werden sollen, welche den Ersatz und die Nachschübe bilden, die zunächst den innern Dienst und den an solchen Grenzen versehen sollen, wo Rußland zwar fast unaufhörlich den kleinen Krieg zu führen hat, aber nach denen große Operationen schwerlich dringen werden.

Die **reguläre** russische Armee zerfällt demnach in zwei Gruppen; nämlich:

a) die große Operationsarmee, oder die Armee für die großen europäischen Operationen, welche von der Regierung ohne Rücksicht auf lokale Fesseln stets nach einem beliebigen Punkte des Reiches dirigirt werden kann und deren Disloration wesentlich mit Rücksicht auf einen europäischen Krieg beschafft ist; und

b) die reguläre Armee zu besonderen lokalen Zwecken, welcher der Krieg am Kaukasus, die Bewachung gewisser unruhiger Grenzen, der Garnisondienst in Festungen und Städten, der Dienst der Administration — sowohl bürgerlicher als militärischer —, der Werkstätten ꝛc. ꝛc. obliegt.

Die erste zählt 699,000 Mann mit 1468 Geschützen und die zweite 315,000 Mann mit 192 Geschützen. Es ergibt sich also, daß die Militäreinrichtungen Rußlands darauf berechnet sind, über eine Million **regulärer Truppen** aufstellen zu können. In der That berechnet auch ein über die russische Armee sehr gut unterrichteter preußischer Offizier, daß mit dem, was von den Kosacken mit Leichtigkeit mobil gemacht werden kann, nach der vom Kaiser Nikolaus gegebenen Organisation eine Million Combattanten mit 1800 bespannten Feldgeschützen von Rußland auf die Beine gebracht werden würden, im Fall ein europäischer Krieg ausbräche.

Wir geben nunmehr nach Hrn. von Harthausen die Einzelnheiten zunächst in Betreff der **großen Operationsarmee.** Diese steht, auch im tiefen Frieden, im westlichen Theile des Reichs; der Haupttheil ist vorgeschoben in russisch Polen unter Fürst Paskiewitsch, andere Theile stehen weiter zurück in Reserve. Die Truppen dieser Armee haben eine doppelte Eintheilung: einmal eine taktische nach Armeecorps ꝛc. im Style der großen Armeen Napoleons; dann eine organische innerhalb der Regimenter, welche die unmittelbar verfügbaren Truppen von den zu Nachschüben, Ersatz ꝛc. bestimmten trennt und die ersteren unter dem Namen active, die letzteren unter dem Namen Reserve-Truppen begreift. Außerdem sind den großen taktischen Corps noch

manche Truppen organiſch attachirt, welche zu den Lokaltruppen gehören oder von den irregulären Milizen gegeben werden.

Die Armeecorps der großen Operationsarmee ſind vollſtändig organiſirt, mit Stäben, Ingenieurtruppen, Train-Equipagen, Artillerieparks u. dgl. m. verſehen und bis auf die Beſpannungen hinab in einer nahe an vollſtändige Kriegsbereitſchaft grenzenden Verfaſſung, der ganze Friedensbetrieb der großen Maſchine dem Kriegszuſtande entſprechend.

In keiner Armee der Welt kommen im Frieden die Truppen dem wirklichen Kriegsfuße gegenwärtig ſo nahe, wie die Armeecorps der großen ruſſiſchen Armee. Der Mehrbedarf an Pferden für den Fall des Ausbruches eines Krieges iſt nicht allein unendlich geringer als anderswo, ſondern auch hier viel leichter zu befriedigen.

Uebrigens ſind dieſe Armeecorps etwas anders benannt, als ſonſt gebräuchlich. Es ſind, außer dem, die ganze Garde in ſich begreifenden Gardecorps, 1 Grenadier-, 6 Infanterie- und 3 Reſerve-Cavalleriecorps. Ein Infanteriecorps bedeutet ungefähr dasſelbe, was zu Napoleons Zeiten ein Armeecorps bedeutete; nämlich ein Corps von allen Waffen, nur daß darin die Infanterie die Hauptmaſſe bildet. Die Reſerve-Cavalleriecorps gleichen den Cavalleriecorps Napoleons; ſie beſtehen aus Cavallerie und reitender Artillerie; das 3., welches aus Dragonern beſteht, iſt eine der ruſſiſchen Armee ganz eigenthümliche Dragoner-Reſerve. Der Kaiſer Nikolaus hat nämlich die ältere Idee, wonach Dragoner zugleich als Cavallerie und Infanterie fechten ſollten, wieder aufgenommen und das eben genannte Dragonercorps dazu beſtimmt, einerſeits ein Reſervecorps von allen Waffen mit der Beweglichkeit der Cavallerie zu bilden, und andererſeits zugleich als bloßes Cavalleriecorps agiren zu können. So kann denn dieſes Corps 16 Bataillone von 600 Mann mit 32 Geſchützen (natürlich noch weit mehr, wenn es durch ſeine Reſerven verſtärkt wird) auf eine rapide Weiſe auf einen entfernten Punkt werfen.

Faßt man das Ganze zuſammen, ſo ſcheinen die einzelnen Corps der zu großen Operationen zu verwendenden Armee beſtimmt:

1. die 6 Infanteriecorps (wie geſagt, aus allen Waffengattungen beſtehend), das Gros der Armee zu bilden, welche Rußland operiren laſſen will;
2. das Garde- und Grenadiercorps, die Reſerve-Cavalleriecorps, die großen Armeereſerven zu bilden; wobei indeß die übrigen Corps wohl noch zu den großen Artilleriereſerven abgeben.

So ſind denn in Rußland die Pläne zur Formation der großen Truppenkörper, die anderwärts im Frieden meiſtens nur auf dem Papiere ſtehen — wenn ſie überhaupt ſchon gemacht werden konnten — und deren Ausführung bei Ausbruch eines Krieges gewöhnlich ſo viel Mühe und hemmende Frictionen herbeiführt — ſo ſind alſo dieſe Pläne in Rußland bereits im vollen Frieden bis beinahe ins Detail ausgeführt.

Die Stärke der 11 genannten Corps der **großen Operationsarmee**, nach activen und mobilen Truppenabtheilungen iſt die folgende.

1. Das Gardecorps zählt 37 Bataillone Infanterie, 1 Bataillon Sappeurs,

77½ Schwadronen (darunter 17½ irreg.) Cavallerie, nebſt einer reitenden Diviſion Ingenieurs, und 116 Geſchütze (56 ſchwere und 60 leichte).

2. Das Grenadiercorps zählt 37 Bataillone Infanterie, 1 Sappeurbataillon, 32 Schwadronen reg. Cavallerie und 112 Geſchütze (48 ſchwere und 64 leichte).

3. Von den 6 Infanteriecorps zählt jedes 49 Bataillone Infanterie, nebſt 1 Sappeurbataillon, 32 Schwadronen Uhlanen und Huſaren, und 112 Geſchütze (32 ſchwere und 80 leichte). Die 6 Infanteriecorps zuſammen zählen alſo 294 Bataillone Infanterie, 6 Bataillone Sappeurs, 192 Schwadronen Cavallerie und 672 Geſchütze (192 ſchwere und 480 leichte).

4. Von den 3 Cavalleriecorps zählen das erſte und das zweite jedes 48 Schwadronen Cavallerie und 32 Geſchütze, und das Dragonercorps zählt 80 Schwadronen regul. Cavallerie, 2 Schwadronen Ingenieur-Truppen, und ebenfalls 32 Geſchütze (8 ſchwere und 24 leichte). Die 3 Cavalleriecorps zuſammen zählen demnach 176 Schwadronen regul. Cavallerie, 2 Schwadronen Ingenieurtruppen und 96 Geſchütze (24 ſchwere und 72 leichte).

Die in der großen Operationsarmee enthaltenen activen Truppentheile bilden demnach zuſammen 368 Bataillone Infanterie, 477½ Schwadronen Cavallerie (460 regul. u. 17½ irregul.), 8 Bataillone und 4 Schwadronen Ingenieurtruppen, und haben 996 Geſchütze (676 ſchwere und 676 leichte).

Was nun die Zahl der Truppen betrifft, ſo ſind von den 368 Infanterie-Bataillons 360, bei denen jedes etwa 1050 Mann, und 8 Schützenbataillons, bei denen jedes 700 M. ſtark iſt; folglich beträgt die Geſammtzahl der Combattanten der Infanterie 383,600 Mann auf vollem Kriegsfuß. Bei den 460 Schwadronen regulärer Cavallerie iſt jede Schwadron 190 M. ſtark, ſie zählen demnach zuſammen 87,400 Mann. Hierzu 15,000 M. auf die Artillerie ꝛc. gerechnet, beträgt der Effectivbeſtand der kriegsbereiten Truppen der großen Operationsarmee 486,000 Mann mit 996 Geſchützen, jedoch ohne die für dieſe Armee beſtimmten Reſervetruppen, von denen das erſte Aufgebot 98,000 M. mit 192 Geſchützen, und das zweite 115,000 M. mit 280 Geſchützen ſtark iſt.

Die Geſammtzahl der zunächſt zu großen europäiſchen Operationen beſtimmten regulären Truppen Rußlands beträgt alſo auf dem vollſtändigen Kriegsfuß 699,000 M. mit 1468 Geſchützen. Dazu kommen dann noch Ingenieurtruppen, Train und die zahlreichen Formationen irregulärer leichter Reiterei.

Was ſodann zweitens die **reguläre Armee** zu beſonderen lokalen Zwecken (ſ. oben) anbelangt, ſo bilden die activen Truppen derſelben 190 Bataillone Infanterie und 10 Schwadronen Cavallerie, mit 192 Geſchützen — zuſammen ungefähr 198,000 Mann. (Hiervon bilden 55 Bat. und 10 Schwadronen, mit 180 Geſchützen, und 48 Linienbataillone das abgeſonderte Corps oder die Armee des Kaukaſus; etwa 50 Bataillone werden für die innere Wache verwendet; 12 Linienbat. ſtehen in Finnland, 10 im Gouvernement Orenburg und 15 Bat. mit 12 Geſchützen in Sibirien.) Die Reſerven derſelben ſind im Ganzen etwa 117,000 M. ſtark. Folglich iſt die Geſammtſtärke der regulären Armee zu beſonderen lokalen Zwecken 315,000 Mann, mit 192 Geſchützen. Zu großen Operationen in Europa wird auch

im Falle eines Krieges zunächſt wenig oder gar nicht auf ſie gerechnet. Jedoch dürfte auf den Fall eines großen Krieges ein Theil derſelben vielleicht noch eher mobil gemacht werden können, als die Truppen des zweiten Aufgebotes.

Sonach kann Rußland, wie ſchon oben bemerkt, allein an regulären Truppen über eine Million aufſtellen.

Die **irregulären Truppen** (ſ. oben) beſtehen hauptſächlich aus Koſacken, und dieſe liefern hierzu im Ganzen eine Streitmacht von etwa 126,000 M., nämlich 93,200 M. Cavallerie und 33,000 M. Infanterie, die Artillerie ungerechnet. Hiervon könnten in einem europäiſchen Kriege ungefähr 50,000 Mann Cavallerie mit 110 Geſchützen reitender Artillerie verwendet werden, wenn Rußland am Kaukaſus den Krieg, wie bisher, fortführen will; oder 60,000 M. Cavallerie mit jenen Geſchützen, wenn Rußland am Kaukaſus ſich auf eine ſtrenge Defenſive beſchränken will. In beiden Fällen würden dann noch von Sibirien und durch neue Formationen an 20- bis 30,000 Mann zu Pferde nach und nach auf den Kriegsſchauplatz gezogen werden können. Sodann gehören zu den irregulären Truppen die koſackenartigen Formationen aus nichtruſſiſchen Völkerſchaften (d. h. ſolchen Völkerſchaften, die zwar im ruſſiſchen Reiche wohnen, aber nicht dem ruſſiſchen Volksſtamme angehören), als: Baſchkiren und Meſchtſchiriaken (die bis zu 10 Regimenter zu Pferde ſtellen können), Kaukaſier (für Kriege außerhalb ihrer Heimath könnte man von ihnen zahlreiche Reiter durch freiwillige Werbung erhalten), Tataren der Krimm (ſie ſtellen jetzt nur 1 Schwadron zur kaiſerlichen Garde), Buriäten und Tunguſen (gehören zu den Koſacken der chineſiſchen Grenze und bilden 5 Regimenter zu Pferde).

Die ruſſiſche **Seemacht** beſteht (außer den Flotillen im Weißen und Kaſpiſchen Meere) aus der Flotte des baltiſchen Meeres und der Flotte des ſchwarzen Meeres.

Beide Flotten bilden zuſammen 5 Diviſionen großer Schiffe (alſo die Kanonenböte ꝛc. ungerechnet), davon 3 im baltiſchen Meere oder in der Oſtſee und 2 im ſchwarzen Meere ſind. Die Diviſionen führen, wie die engliſche, die weiße, blaue und rothe Flagge, d. h. dieſe unterſcheidenden Farben füllen das große Grundfeld der Flagge aus. Uebrigens hat in Rußland die Rangordnung der Admiräle mit der Farbe der Flagge nichts gemein.

Jede Flottendiviſion beſteht planmäßig aus 9 Linienſchiffen (darunter 2 von 84, die übrigen mit mehr Kanonen), 6 Fregatten, 1 Corvette und 4 Cutterbriggs als Segelfahrzeuge, und aus einer entſprechenden Anzahl Dampf-Linienſchiffe, Dampffregatten und anderer Dampfſchiffe.

Darnach würde die baltiſche Flotte 27 Linienſchiffe, 18 Fregatten, 3 Corvetten und 12 Cutterbriggs zählen, ungerechnet die Kriegs-Dampfſchiffe und die Kanonier-Flottille, welche letztere über 500 Kanonenböte ꝛc. zählt.

Nach dem nämlichen planmäßigen Etat müßte dagegen die, 2 Diviſionen ſtarke Flotte des ſchwarzen Meeres nur 18 Linienſchiffe, 12 Fregatten, 2 Corvetten und 8 Cutterbriggs, außer den Kriegs-Dampfſchiffen und der Kanonier-Flottille zählen.

Allein ſie iſt in neueſter Zeit außerordentlich verſtärkt worden, ſo daß ſie in der Zahl der Schiffe der baltiſchen Flotte wenig nachgibt. Unter ihren Linienſchiffen von 120 Kanonen befinden ſich namentlich die 12 Apoſtel, die 3 Heiligen und der Warſchau als Segelſchiffe, und der Conſtantin (erſt im J. 1852 vom Stapel gelaufen) und der Paris (eins der ſchönſten ruſſiſchen Kriegsſchiffe) als Kriegs-Dampfſchiffe. — Die höchſt intereſſante Befeſtigung von Sebaſtopol (dem Hauptkriegshafen Rußlands am ſchwarzen Meere) beſteht hauptſächlich aus 3 großen Forts. Am Eingange des Hafens liegen die beiden Forts Conſtantin und Alexander, und am Hafen ſelbſt das Fort Nikolaus. Dieſe Forts ſind vielleicht nächſt der Befeſtigung von Paris das ſowohl techniſch wie ſtrategiſch intereſſanteſte und wichtigſte Werk, welches die Kriegsbaukunſt ſeit 1830 errichtet hat.

Die Seeleute der Flotte werden in Rußland zwar auch, wie in Frankreich, durch die gewöhnliche Recrutirung ausgehoben; doch wird ſoviel wie möglich daneben geworben, und namentlich iſt die Flotten-Bemannung, welche Finnland ſtellt, ganz durch freiwillige Werbung gewonnen; und die Finnländer, ſo wie nicht minder die Großruſſen aus Archangelsk ſind eben ſo tüchtige wie kühne Seeleute. Andererſeits ſind an den Küſten des ſchwarzen Meeres von jeher treffliche Seeleute geboren, und die verwandten Griechen treten gern in die ruſſiſche Flotte.

Ueberhaupt genießt die Flotte des ſchwarzen Meeres, nach ihren inneren Eigenſchaften, bei europäiſchen Seeleuten eines höheren Rufes, als die des baltiſchen. Zugleich hat ſie den Vortheil, daß hier das Eis nicht die Häfen verſtopft; und durch dieſe ſtarke Flotte und die großen Häfen in der Krimm hat ſich die ſtrategiſche Lage Rußlands zu deſſen Gunſten unendlich verändert gegen früher, auf den Fall eines Krieges mit der Pforte.

Hr. von Harthauſen knüpft hieran folgende Betrachtungen (S. 431 u. 432 Bd. III. ſeiner Studien über Rußland):

»Iſt es nicht ſeltſam! Einſt erſchöpfte ſich das chriſtliche Europa, um den »Halbmond in die Wüſten zurückzutreiben, woher er kam; das edelſte Blut aller Chri»ſten floß, ehe der Halbmond unbeſtritten in Jeruſalem über dem Kreuze prangte. Jetzt »hindern es nur die Chriſten, daß er nicht längſt geſtürzt, zum Min»deſten das Kreuz wieder auf den Zinnen von Conſtantinopel errichtet »iſt. Wie die ſociale Zügelloſigkeit in der Schweiz nicht etwa hinter der Uneinnehm»barkeit der Bergpäſſe, ſondern lediglich hinter der Eiferſucht der großen Mächte ſich »bergen konnte; ſo ſtützt ſich die antichriſtliche Herrſchaft am Marmora-Meere nicht »auf die Kraft der Anhänger des Islam, welche die hiſtoriſchen Laſter der Lokalität »entnervt haben, nicht auf ihre Zahl, die in der europäiſchen Türkei ſtets geringer »war als die der Rajah, nicht auf die Felſenſchlöſſer am Helleſpont, welche die chriſt»liche Kriegskunſt bald zertrümmern würde, ſondern ganz allein darauf, daß das chriſt»liche Abendland den Mahomedanismus zum bequemen Schlagbaum zwiſchen ſich und »dem chriſtlichen Morgenlande benutzen will. Wie noch um Jeruſalem geſtritten wurde, »leiſtete byzantiniſche Politik den Seldſchucken Vorſchub gegen die römiſch-katholiſchen »Heere; ganz ſo kleinlich, ſchwächlich, chikanös, wie die weſtchriſtlichen Erben der byzan»tiniſchen Staatsklugheit, die Engländer und Franzoſen, es ſeit 80 Jahren »den Türken thun.«

Gen. v. Ch. Ender

Farbendruck v. J. Rauh in Wien

Lith. v. F. Kollarz

BESCHIKTASCH.

Die Mormonen.

Die Mormonen ſind eine Religionsſekte, die ihren Hauptſitz in den Ver. Staaten Nordamerika's hat und von einem gewiſſen Joſeph Smith geſtiftet worden iſt, welcher vorgab, Wunder wirken zu können und einen, auf goldenen Tafeln eingegrabenen Nachtrag zur Bibel aufgefunden zu haben, den er unter dem Namen Buch des Mormon (auch goldene Bibel genannt) im Drucke herausgab.

Daß die Mormonen auch in Europa, namentlich in Norwegen und Dänemark, ja ſelbſt in Indien, Proſelyten zu machen geſucht haben, iſt bekannt; und überhaupt haben ſie in neueſter Zeit die öffentliche Aufmerkſamkeit in hohem Grade auf ſich gezogen, ohne daß man im Allgemeinen das Nähere über ihre Grundſätze, ihre Lebensweiſe in Amerika u. ſ. w. kennt. Daher dürfte eine ausführliche Schilderung dieſer Sekte den Leſern des Portfolio in mehr als einer Hinſicht willkommen ſein.

Unter den verſchiedenen Schriften über die Mormonen, die in Nordamerika, England, Deutſchland und Frankreich erſchienen ſind, zeichnet ſich insbeſondere die von Etourneau durch Unparteilichkeit und Zuverläſſigkeit aus. Der Verfaſſer hielt ſich lange Zeit in der Vereinigten Staaten auf und hat das Meiſte von dem, was er erzählt, aus dem Munde von Augenzeugen; daher legen wir in der nachſtehenden Darſtellung hauptſächlich ſeine Schrift zum Grunde.

1. Joſeph Smith.

Der bereits oben erwähnte Stifter der Mormonenſekte, Joſeph Smith, wurde am 23. December 1805 in dem Landſtädtchen Sharon, im Staate Vermont, geboren. (Der nordamerikaniſche Staat Vermont liegt an der Nordoſtgrenze des Staates Newyork.) Seine Eltern waren ſchlichte Landleute, die ſich von ihrer Hände Arbeit nährten und von dem Ertrage eines von ihnen bewirthſchafteten kleinen Ackergutes lebten. Als Joſeph zehn Jahre alt war, zogen ſeine Eltern aus Vermont fort und ließen ſich in dem, zum Nachbarſtaate Newyork gehörenden Landſtädtchen Palmyra nieder, wo er ihnen bei den Feldarbeiten zu helfen anfing, ſoweit es ſeine jugendlichen Kräfte erlaubten. Uebrigens beſuchte er zugleich die Schule und lernte hier leſen, etwas ſchreiben und rechnen.

Je mehr Joseph sich dem Jünglingsalter näherte, um so entschiedener entwickelte sich bei ihm ein Hang zum Wunderbaren und nach übernatürlichen Dingen. Seine Eltern, statt ihn davon zurückzubringen zu suchen, bestärkten ihn vielmehr darin und überließen sich ebenfalls phantastischen Ideen. So glaubten sie steif und fest, daß auf ihrem Ackergut irgendwo ein ungeheurer Schatz verborgen sei, und über dem Graben nach demselben vernachlässigten sie sogar ihre Berufsarbeiten. Da sie sich hierbei in ihrer Erwartung getäuscht sahen, so nahmen sie zu Beschwörungsformeln und vermeintlichen Zaubermitteln ihre Zuflucht. Insbesondere war ihr Sinn auf einen s. g. Seher-Stein gerichtet, ein Stein, der selten zu finden, aber die Eigenschaft haben soll, daß man durch ihn nicht nur zukünftige Ereignisse vorhersehen, sondern namentlich auch verborgene Schätze auffinden kann. Einen solchen Wunderstein hatte, wie es hieß, ein Nachbar der Smithschen Familie, ein gewisser Willard Chase, einst in einem Brunnen gefunden und besaß denselben noch. Joseph hatte kaum davon gehört, als er zu Chase ging, sich den gefundenen Stein zeigen ließ, und den Besitzer bewog, ihn ihm zu leihen. Wir werden später sehen, welche Rolle dieser Stein bei den Gaukeleien des Joseph Smith spielte.

Im J. 1823, als Joseph schon sein achtzehntes Jahr angetreten hatte, wohnte er mit seinen Eltern und Geschwistern einer Methodisten-Predigt bei, und dies gab Veranlassung, daß er und sein Vater sich als förmliche Mitglieder in die Methodisten-Gemeinde aufnehmen ließen. Ein Confessionswechsel ist in Nordamerika nichts Seltenes, besonders bei Solchen, welche schwärmerischen Ideen nachhängen und daher von ihren unbeständigen Gefühlen von Predigt zu Predigt, von Kirche zu Kirche getrieben werden. Die Prediger und andere Mitglieder der verschiedenen Religionsgenossenschaften lassen es sich zugleich eifrig angelegen sein, um sie zu sich herüber zu ziehen. In diesem Fall waren denn auch Joseph und sein Vater. Für jenen hatte dies aber die Folge, daß er durch die häufig einander widersprechenden Glaubenslehren, die er vortragen hörte, völlig irre ward und nicht mehr wußte, welche Lehre er für die wahre und richtige halten sollte. Zuletzt kam er zu der Ansicht, daß keine einzige dieser Lehren mit demjenigen Glauben übereinstimme, der von Gott stamme und in der Tiefe des menschlichen Herzens wohne.

Indem er aber diese Schlußfolgerung machte, erkannte er zugleich, daß auf dem Gebiete der äußern Glaubenslehren mit Schlauheit und Kühnheit viel auszurichten sei; und daß wenn man nur die Kunst verstehe, die Menschen für eine Religionsidee lebendig anzuregen, man sie bald ganz und gar zu beherrschen im Stande sein werde. Vielleicht daß schon damals der Gedanke in ihm aufkeimte, der Stifter einer neuen Religionssekte zu werden; einstweilen begnügte er sich jedoch damit, den Glaubenscontroversen seine volle Aufmerksamkeit zu widmen und die Eindrücke und Folgen davon bei den Zuhörern der Predigten zu beobachten; und so mag denn nach und nach jener Gedanke in ihm zur Reife gekommen sein und zu dem Entschluß sich gestaltet haben, ein vermittelndes Religionssystem aufzustellen, wodurch dann endlich das Mormonenthum ins Dasein trat.

Joseph Smith erzählt in seiner Selbstbiographie, daß nachdem die Verschiedenheiten in den äußern Glaubenslehren und Glaubensansichten die bedenklichsten Zwei-

ſel in ihm geweckt und ihn faſt auf die Bahn völligen Unglaubens getrieben hätten, er aus dieſem Labyrinth keinen andern Ausweg gewußt, als ſich in inbrünſtigem Gebet zu Gott zu wenden und ihn um Hülfe und Beiſtand anzuflehen. Tag und Nacht, ſagt er, ſuchte ich durch das Gebet die finſtere Wolke zu zerſteeuen, die das himmliſche Licht mir verhüllte. Endlich wuede er, nach ſeiner Ausſage, einer überirdiſchen Erſcheinung gewürdigt, wovon einer ſeiner eifrigſten Anhänger oder Jünger das Nähere in folgender Weiſe berichtet.

„Eines Abends begab ſich Joſeph in ein, nicht weit vom elterlichen Hauſe befindliches Gebüſch und wendete ſich hiee mit andächtigem Gemüth zum Gebet. Er flehte mit der ganzen Inbrunſt einer Gott geweihten Seele um Rettung und Beiſtand. Anfangs hatte er große Kämpfe mit dem Satan zu beſtehen, der ihn durch Entſtellung der Wahrheit zum Unterliegen zu bringen ſuchte. Aber er hielt Staud gegen dieſe Angriffe, nnd ſiegte über ſie durch anhaltendes Ringen und Flehen zum Herrn.

„Während nun ſeine Seele zu Gott ſich erhob, ſah er plötzlich am Himmel ein ſtrahlendes Licht, welches der Erde immer näher kam, nach der Stelle ſich wendete, wo Joſeph auf den Knieen lag, nnd mit ſeinem Reinigungsfeuee ihn umleuchtete, um ſeine Seelendunkelheit zu verſcheuchen. Eine über alle Beſchreibung ſelige Empfindung durchdrang nun den Propheten, und ſein Geiſt fühlte ſich emporgehoben zu den höchſten Himmelsregionen. Hier erſchienen ihm zwei einander vollkommen ähnlich ſehende Himmelsbewohner, die ihm außee der Vergebung ſeiner Sünden ankündigten, daß die wahre chriſtliche Religion, welche durch keine der auf Eeden befindlichen Kirchen vertreten ſei, ihm binnen kurzem enthüllt werden ſolle und er von Gott berufen ſei, dieſelbe unter ſeinen Mitmenſchen aufzurichten. Nach dieſen Worten verſchwand die Erſcheinung und der neue Peophet ſah ſich nunmehr in einen Zuſtand großer innerer Freudigkeit und Seligkeit verſetzt.“

Im September 1823 hatte Joſeph mitten in der Nacht, als überall um ihn ber die tiefſte Stille herrſchte, eine zweite Erſcheinung in einem glänzeuden Lichteugel, der ihm ankündigte, es ſei des Herrn Wille, daß er nunmehr die wahre Religion auf Erden aufrichte, nnd daß er die Lehren derſelben in egyptiſchen Hieroglyphen aufgezeichnet finden werde auf goldeuen Tafeln, an dem und dem Orte verboegen liegend.

Merkwürdig iſt, daß Joſeph Smith am Tage nach dieſer Erſcheinung ſeiner gewöhnlichen Beſchäftigung nachging und ſogar mehrere Jahre veegehen ließ, ohne ſich der ſchwierigen Aufgabe, die ihm durch den Lichtengel aufgetragen worden war, zu unterziehen. Vielleicht, daß er ſelbſt fühlen mochte, wie ſchwer es ſein werde, mit ſeinem Mährchen Glauben zu finden, und daher die Ausführung ſeines Plans bis zu gelegeuerer Zeit verſchob.

Bis dahin aber vergingen, wie geſagt, mehrere Jahre, wo Joſeph häufig ſeinen Wohnort veränderte und bald in verſchiedenen Gegenden des Staates Newyork, bald in Pennſylvanien ſich aufhielt. In ſeiner Selbſtbiographie ſchlüpft er über dieſe Zeit leicht hinweg, und dazu hatte er allerdings ſeine Urſachen. Denn man weiß, daß er

namentlich in den Newyorker Grafſchaften Onondaga und Chenango wiederholt als Vagabunde aufgegriffen und polizeilich beſtraft wurde.

Indeß erwarb er ſich in dieſer Zeit den Ruf, verborgene Schätze auffinden zu können, und insbeſondere war es ein gewiſſer Stowell, im Staate Newyork, der ihn als Schätzeſucher häufig beſchäftigte. Joſeph zog großen Vortheil von der Leichtgläubigkeit dieſes Mannes, dem er einzureden wußte, es lägen auf ſeinem Grund und Boden unermeßliche Schätze verſteckt. Da zugleich im Lande eine Sage ging, welche mit dieſen Vorſpiegelungen übereinſtimmte, ſo nahm Stowell, der eine unerſättliche Habgier beſaß, keinen Anſtand, ſein baares Geld zum Auffinden imaginärer Reichthümer herzugeben. Joſeph ſetzte denn auch, um einen glücklichen Erfolg herbeizuführen, ſeine ganze Zaubermacht in Bewegung, und nahm nicht nur zu dem oben erwähnten Seher-Stein ſeine Zuflucht, ſondern auch zu einer Wünſchelruthe, die nach ſeiner Ausſage ſo untrüglich und wirkſam ſein ſollte, wie nur ein Zauberſtab der Vorzeit. Obwohl ſeine Schatzgräbereien keinen andern Erfolg hatten, als den Ruin derjenigen, die die Koſten dazu beſtritten, ſo vergrößerte ſich doch der Ruf des künftigen Propheten als eines Schatzfinders von Tage zu Tage; ſo daß er nicht anders als der Goldgräber genannt wurde.

Während er ſo die Leichtgläubigkeit der Menſchen zu ſeinem Vortheil ausbeutete, machte er in Pennſylvanien die Bekanntſchaft einer Demoiſelle Hale, die er entführte und heimlich heirathete.

Vor dieſem Liebesabentheuer war er im elterlichen Hauſe auf Beſuch geweſen und hatte hier das Gerücht ausgeſprengt, es befinde ſich am Ufer des Susquehanna (in Pennſylvanien) eine reiche Silbermine. Ein gewiſſer Laurence ließ ſich dadurch verlocken, Joſeph Smith nach Pennſylvanien zu begleiten, der ihm verſprach, ihn nach dem Silbererzlager zu führen und die Ausbeute desſelben mit ihm zu theilen.

An Ort und Stelle angekommen, erklärte Joſeph, er kenne zwar noch nicht genau die Stelle, wo das Silbererz gelagert ſei, allein er werde ſie durch ſeine Kunſt bald ermitteln, wenn Laurence die dazu erforderlichen Koſten beſtreiten wolle. Laurence bedachte ſich keinen Augenblick, das Geld herzugeben, aber das Ende der Unternehmung war kein anderes, als daß jener die Zahl der von Smith Betrogenen vermehrte. Deſſenungeachtet litt das Vertrauen, welches man in Joſeph, als einen Schatzgräber ſetzte, keinen Abbruch; denn die Begierde nach Schätzen iſt zu allgemein verbreitet und hat außerdem das Eigenthümliche, daß ſie diejenigen, die von ihr erfüllt ſind, bethört bis zu völliger Verſtandesverfinſterung.

Im J. 1826 beſchloß Joſeph, in der zum Staate Newyork gehörenden Grafſchaft Wayne ſich niederzulaſſen, jedoch fehlte es ihm an den zur Ueberſiedelung nöthigen Mitteln. Allein er wußte ſich bald zu helfen. Der oben erwähnte Stowell, der ihn als Schatzgräber ſchon mehrmals beſchäftigt hatte, war trotz aller Fehlſchläge noch immer für ihn eingenommen. An dieſen wendete er ſich und ſpiegelte ihm vor, er habe in einer Höhle, nicht weit von ſeinem elterlichen Hauſe, einen großen Goldklumpen aufgefunden, von dem er ihm die Hälfte abgeben wolle, ſofern Stowell bereit ſei, die Koſten der Ueberſiedelung nach Wayne zu beſtreiten. Bereitwillig ging jener auf den Vorſchlag ein und bezahlte ohne Weiteres die Umzugskoſten. Obgleich

Stowell von dem Goldklumpen nie etwas zu ſehen bekam, ſo blieb nichtsdeſtoweniger ſein blindes Vertrauen zu Smith unerſchüttert.

Alle dieſe kleinen Vorgänge fallen in die Zwiſchenzeit, von dem Tage der Erſcheinung des Engels bis zu dem, wo Joſeph Smith verkündete, die ihm bezeichneten goldenen Tafeln ſeien jetzt in ſeinem Beſitze, und er habe die geheimnißvolle Schrift auf Befehl von oben in eine gemeinverſtändliche Sprache übertragen müſſen.

Wie es damit eigentlich zuſammenhing, wollen wir nunmehr im folgenden Abſchnitt erzählen.

2. Die goldene Bibel.

Ein proteſtantiſcher Geiſtlicher im Staate Ohio, der ſich Spalding nannte und eine große Schreibluſt beſaß, pflegte ſeine Mußeſtunden mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten auszufüllen, die jedoch in der Regel nicht für den Druck, ſondern mehr nur dazu beſtimmt waren, ſeine Gedanken zu Papier zu bringen. So arbeitete er denn auch einſt eine Schrift aus, in welcher er nachzuweiſen ſuchte, daß Amerika wahrſcheinlich von den, durch die Aſſyrer aus ihrem Lande weggeführten zehn Stämmen Iſraels urſprünglich bevölkert worden ſei. Es war kurz vor 1812, als dieſe Abhandlung geſchrieben wurde, und des Verfaſſers Bruder verſichert, daß in derſelben die verſchiedenen Bildungsſtufen der Indianer zur Zeit der Entdeckung Amerika's ſorgfältig dargeſtellt worden ſeien, zur Erklärung der in ſo manchen Gegenden Amerika's vorgefundenen merkwürdigen Alterthümer.

Um einen deſto richtigeren Begriff von dieſer Schrift zu geben, wollen wir hier das mittheilen, was ein Hr. Henry Lake 1833 in Conneaut (im Staate Ohio) darüber vor Gericht eidlich ausſagte und was mit den Ausſagen zahlreicher anderer achtungswerther und glaubwürdiger Perſonen übereinſtimmt.

»Ich verließ,« ſagt er, »den Staat Newyork 1810 und kam gegen Anfang des folgenden Jahres hier (in Conneaut) an. Nicht lange nachher machte ich die nähere Bekanntſchaft von Salomo Spalding. Er las mir oft aus einem, von ihm ſelbſt herrührenden Manuſcripte vor, gefundenes Manuſcript betitelt, über welchen Titel er ſich dahin erklärend ausſprach, daß das Manuſcript wirklich hier im Orte aufgefunden worden ſei. Er las mir ſo oft daraus vor, daß ich nach und nach mit dem ganzen Inhalte vertraut wurde. Hr. Spalding ſprach gegen mich den Wunſch aus, ich möchte ihm zur Druckbeförderung des Manuſcripts behülflich ſein, und meinte, ein Werk dieſer Art würde gewiß ſtarken Abſatz finden. Es ſtellte die amerikaniſchen Indianer als Nachkommen der zehn Stämme Iſraels dar, und erzählte von der Wegführung dieſer Stämme aus Paläſtina, von ihren Streitigkeiten und ihren eben ſo großartigen wie häufigen Kriegen. Eines Tages, als der Verfaſſer mir wiederum aus ſeinem Manuſcripte vorlas, machte ich ihn auf mehrere Stellen, die mir große Unwahrſcheinlichkeiten zu enthalten ſchienen, aufmerkſam; worauf er mir verſprach, ſie abzuändern. Zu meinem großen Staunen aber habe ich dieſe Stellen in dem Buche der Mormonen ganz ſo wiedergefunden, wie ich ſie damals vorleſen hörte. Ich entlehnte nämlich vor einigen Monaten eine ſ. g. goldene Bibel von den Mormo-

neu, und hatte noch nicht zwanzig Minuten darin geleſen, als ich mich deutlich erinnerte, daß genau dasſelbe vor mehr als zwanzig Jahren Spalding mir aus ſeinem »gefundenen Manuſcripte« vorgeleſen hatte.«

»Nach dieſer Entdeckung prüfte ich den Inhalt der ſ. g. goldenen Bibel noch genauer, und ich nehme jetzt keinen Anſtand zu erklären, daß ihr geſchichtlicher Theil wenn nicht wörtlich, aber doch weſentlich und hauptſächlich aus dem »gefundenen Manuſcript« entlehnt iſt. Ich erinnere mich noch ſehr wohl, gegen Spalding geäußert zu haben, er bediene ſich zu häufig des Ausdruckes: »jetzt geſchah es«, oder: »»und es geſchah«, und daß eine ſolche häufige Wiederholung mit einem guten Styl unverträglich ſei; und jetzt finde ich den nämlichen Fehler in dem Mormonenbuche wieder.«

»Spalding reiſ'te 1812 von hier nach Pittsburg (in Pennſylvanien), wo er ſein Werk drucken zu laſſen beabſichtigte. Ich half ihm mit dem erforderlichen Reiſegelde aus, habe jedoch ſeitdem nie wieder etwas von ihm gehört, noch von ſeinem Buche, bis ich nun letzteres in dem Buche des Mormon wieder erkannt habe.«

Die Ausſage von Spalding's Bruder ſtimmte genau mit der des Hrn. Henry Lake überein. Er verſicherte, das fragliche Manuſcript nicht blos geſehen, ſondern auch geleſen zu haben, und das Buch des Mormon ſei, bis auf den religiöſen Theil desſelben, ein faſt wörtlicher Abdruck des Manuſcripts, welches ſein Bruder Salomo zu veröffentlichen beabſichtigt habe. In ähnlicher Weiſe ſprachen ſich ſechs bis acht andere glaubwürdige Zeugen über das »gefundene Manuſcript« aus, und aus ihren Ausſagen geht zugleich hervor, daß mit dem, der Schrift urſprünglich zum Grunde gelegenen Plan eine Abänderung vorgenommen werden war. Der Verfaſſer hatte nämlich Anfangs die Iſraeliten von Rom nach Amerika auswandern laſſen; dieſer Ausgangspunkt hatte ihm jedoch ſpäter nicht zugeſagt, und ſo hatte er Jeruſalem dafür geſetzt. Lehi und ſeine vier Söhne waren die Anführer dieſer Auswanderung, die als von Gott befohlen dargeſtellt ward.

Wir wiſſen alſo nun zunächſt ſoviel, daß das »gefundene Manuſcript« von Conneaut nach Pittsburg wanderte, aber wie es dann endlich in die Hände des Joſeph Smith gerieth, darüber läßt ſich wenig Zuverläſſiges ſagen. Man hat zwar behaupten wollen, der Verfaſſer habe es in Pittsburg einem Drucker, Namens Lambdin, übergeben und dieſer es dann zur Durchſicht einem gewiſſen Sidney Rigdon zugeſtellt, der ſpäter mit Joſeph Smith bekannt geworden und mit ihm übereingekommen ſei, daraus die goldene Bibel zu fabriciren.

Allein hiermit ſteht der ganze ſpätere Hergang der Sache im Widerſpruch. Der Verfaſſer des »gefundenen Manuſcripts« verließ Pittsburg 1814, und ſtarb zwei Jahre nachher im ſüdlichen Pennſylvanien.

Kurz nach dieſem ſchmerzlichen Verluſte veränderte ſeine Wittwe ihren Aufenthalt und ließ ſich in der, zum Staate Newyork gehörigen Grafſchaft Onondaga nieder. Ein dahin mitgebrachter Koffer enthielt die Manuſcripte ihres verſtorbenen Mannes.

In den erſten drei Jahren machte ſie häufige Beſuche bei befreundeten Perſonen in den benachbarten Grafſchaften, und hielt ſich lange Zeit in Hartwick auf, welches Städtchen nicht weit von dem damaligen Wohnorte des oben mehrmals erwähnten Stowell entfernt liegt.

Von 1817 bis 1820, in welcher Zeit die Wittwe Spalding ſich wieder verheirathete und ihren Wohnſitz im Staate Maſſachuſetts nahm, blieb der Koffer, der unter anderen Manuſcripten auch das ſ. g. gefundene enthielt, in Verwahrung bei ihrem Bruder, der in der Grafſchaft Onondaga, nicht weit von dem Wohnorte der Familie Smith, wohnte.

Als das Buch des Mormon im Druck erſchien und diejenigen, welche den Inhalt des »gefundenen Manuſcripts« kannten, dieſen darin wiederfanden, war man begierig zu erfahren, was aus der Schrift Spaldings geworden ſei. Sie war verſchwunden, ohne daß man auch nur im Entfernteſten ahnen oder vermuthen konnte, auf welche Weiſe. Sie war und blieb verſchwunden; ſo daß man ſeitdem das »gefundene Manuſcript« im Scherz das verlorene Manuſcript genannt hat. Jener Koffer wurde auf das Sorgfältigſte unterſucht, allein man fand von dem Manuſcripte nichts weiter als den ſpäter abgeänderten Abſchnitt, in welchem der Verfaſſer die Iſraeliten von Rom, ſtatt von Jeruſalem, nach Amerika auswandern ließ. Wie und wann war alſo das Manuſcript fortgekommen? Dieſe Frage iſt bis jetzt unbeantwortet geblieben, und wird auch ſtets unbeantwortet bleiben. Nur ſoviel iſt gewiß, daß das Buch des Mormon mit dem gefundenen oder verlorenen Manuſcripte gleichlautend iſt, bis auf den ihm allein angehörenden religiöſen Theil.

Indeß läßt ſich immer doch mit Gewißheit annehmen, daß das Manuſcript von Joſeph Smith direkt oder indirekt aus dem Koffer entwendet worden iſt, daß er zuvor ſchon von dem Inhalte genauere Kenntniß gehabt, und damit den Plan zur Stiftung einer neuen Religionsſekte in Verbindung gebracht habe.

Daß Joſeph Smith nur geringe Schulkenntniſſe beſaß, haben wir oben geſehen. Manche wollten ihn ſogar für einfältig halten; allein das war er keineswegs, vielmehr war er mit einem geſunden Verſtande begabt, nur daß er einen ſchlechten Gebrauch davon machte, und ſtatt ſich redlich zu nähren, ſeine angeborene Schlauheit zur Bethörung leichtgläubiger Menſchen anwendete. Der religiöſe Theil ſeiner goldenen Bibel iſt ſo geſchickt abgefaßt, daß er ganz geeignet erſcheint, alle Religionsparteien für ſich zu gewinnen, natürlich mit Ausnahme derjenigen, denen es mit ihrer Religion voller Ernſt iſt, oder die an ein richtiges, logiſches Denken gewöhnt ſind.

Das Manuſcript muß um das Jahr 1820 in Joſephs Hände gefallen ſein, denn damals ſchon verbreiteten ſeine Angehörigen das Gerücht, es ſei ein heiliges Buch, in der Erde vergraben, aufgefunden worden. Die Einzelnheiten dieſer geheimnißvollen Entdeckung lauteten oft widerſprechend; ſo daß man annehmen muß, der Prophet ſei zu jener Zeit mit dem Plan zu ſeiner großen Unternehmung noch nicht im Reinen geweſen.

Nur ſoviel weiß man ungefähr, daß als er eines Tages an einer moraſtigen Gegend vorbei kam, er dort einen blendend weißen Sand fand, der wahrſcheinlich bei einer Ueberſchwemmung dahin gerathen war und von dem er eine Hand voll in die Taſche ſteckte und nach Hauſe trug. Die Seinigen ſaßen beim Mittageſſen, als er heimkam, und das Erſte, was er ihnen erzählte, war, daß er eine goldene Bibel gefunden habe. Sie ſchienen dieſer Lüge Glauben zu ſchenken, baten jedoch vor allem ihnen den koſtbaren Gegenſtand zu zeigen. Joſeph ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen, ſondern erwiederte, der ihm erſchienene Engel habe ihm bei Todesſtrafe verboten, die gol-

beue Bibel profanen Blicken preiszugeben. Die Seinigen glaubten ihm aufs Wort, und einige Tage nachher äußerte er gegen einen Bekannten, er habe einfältigen Leuten ein Mährchen aufgebunden, wovon er ſich große Vortheile verſpreche. So beſchloß er denn, nachdem er geſehen, daß ſeine Angehörigen die Sache für Wahrheit genommen, den Verſuch zu machen, ob andere Leute eben ſo leichtgläubig ſein würden.

Der Erfolg, den dieſer Verſuch hatte, muß ihn ohne Zweifel eben ſo ſehr ſelbſt überraſcht haben, wie er Andere in Erſtaunen geſetzt hat. Indeß in der Welt iſt Alles möglich, wie man zu ſagen pflegt; und wenn kreiſende Berge eine Maus gebären können, ſo kann auch wohl einmal der umgekehrte Fall eintreten.

Der Erſte, deſſen Leichtgläubigkeit Joſeph Smith nunmehr ausbeutete, war ein gewiſſer Martin Harris; und daß ſeine Wahl grade auf dieſen fiel, zeigt, daß er einen ganz richtigen Blick hatte; denn Niemand hätte ſich ſo leicht wie Martin in die ihm von dem Betrüger geſtellte plumpe Falle locken laſſen.

Damals war das Buch des Mormon noch nicht veröffentlicht, ſelbſt nicht einmal für den Druck vorbereitet. Der Prophet konnte es aus Mangel an Gelde nicht drucken laſſen, und ſo richtete er ſein Augenmerk auf Martin Harris, in der feſten Ueberzeugung durch ihn ſeinen Zweck zu erreichen.

Beim nächſten Zuſammentreffen mit ihm ſagte er, ohne weitere Einleitung, mit ernſter, feierlicher Miene, der Herr laſſe durch ihn dem frommen Martin Harris die Weiſung zugehen, 50 Dollars zum Zwecke der Ueberſetzung eines heiligen Buches vorzuſtrecken, wofür ihm alle Glückſeligkeit und Freuden dieſer und jener Welt zugeſichert wären. Harris war entzückt über dieſe Zuſicherung, und bedachte ſich keinen Augenblick, die Gegenbedingung zu erfüllen.

Sobald Joſeph das Geld erhalten hatte, machte er ſich ſofort ans Werk und überſetzte, oder vielmehr ſtellte ſich als überſetze er das Buch des Mormon oder die goldene Bibel. Harris hatte mehrere Wochen hindurch die Ehre, dabei als Schreiber zu dienen. Gleichwie Baruch aus dem Munde Jeremia (Jerem. 36, 4. ff.), ſchrieb Harris alle Reden aus Joſeph's Munde nieder; daher hätte er auch ſpäter denen, welche die Orthographie tadelten, mit Recht eine ähnliche Antwort ertheilen können, wie ſie Baruch den Fürſten Judi gab (Jerem. 36, 18.), nämlich daß er bei dem, was ihm dictirt worden, nichts hinzu und nichts davon gethan habe. Die Geldvorſchüſſe, die er machte, und die glänzende Belohnung, deren er harrte, ketteten ihn mehr und mehr an Joſeph's zweideutige Unternehmung. Aber weit entfernt, ſich, wie er gehofft hatte, mit Reichthümern und Freuden aller Art überhäuft zu ſehen, richtete ſich der leichtgläubige Schreiber durch die Beſtreitung der Druckkoſten für das heilige Buch völlig zu Grunde.

Nach und nach mit dem Inhalte dieſes Buches bekannt geworden, begeiſterte er ſich für denſelben in dem Grade, daß er drei Jahre lang die neue Lehre mit einem beiſpielloſen Eifer predigte. Er richtete jedoch wenig aus, und da er zugleich in ſeinen, auf materiellen Gewinn gerichteten Nebenabſichten ſich getäuſcht ſah, ſo gab er endlich die ganze Sache als eine verlorene auf.

Harris taugte freilich eben ſo wenig zu einem Miſſionsprediger wie zu einem Schreiber. Auch hatte ihn Joſeph in dieſer letztern Eigenſchaft nur ſo lange gebraucht, bis er ſich einen beſſern Schreiber verſchafft hatte. Dies war ein Schulmeiſter Namens

Oliver Cowdery, der nun mit dem Titel eines Geheimsekretärs des Propheten die Stelle von Harris vertrat. Cowdery schrieb die 500 Oktavseiten des heiligen Buches nach den Dictaten des Sektenstifters nieder. Er war also Zeuge der Geburt dieses mysteriösen Geistesproduktes, und diese ausgezeichnete Ehre hat vielleicht nicht wenig dazu beigetragen, daß er später, gleich seinem unglücklichen Vorgänger, abtrünnig wurde.

Es ist oben von Wundersteinen die Rede gewesen, deren sich Joseph bei Aufsuchung verborgener Schätze bediente. Die Familie Smith hatte ein blindes Vertrauen zu Allem, was Zauberei hieß, und behauptete, den Bösen, wenn er die Auffindung eines Schatzes zu verhindern suche, mittelst einer Haselruthe vertreiben zu können. Dem sei nun, wie ihm wolle: Joseph versicherte, die Uebersetzung der Inschrift auf den goldenen Tafeln folgendermaßen bewerkstelligt zu haben.

Er legte die heiligen Tafeln in einen Hut und nahm dann zwei Wundersteine zur Hand, die sein Engel ihm auf dem Hügel von Cumora (in der Nähe von Palmyra im Staate Newyork) zugestellt hatte. Durch die Steine hindurch brauchte er nur die Hieroglyphen anzusehen, und alsbald war es ihm ein Leichtes, sie zu entziffern und das, was sie besagten, in gemeinverständlicher Sprache wiederzugeben, das heißt in englischer Sprache, der einzigen, die der Prophet verstand.

Beim Dictiren verbarg ihn ein Vorhang vor dem Schreiber; und diese Vorsichtsmaßregel haben die Ungläubigen nicht ermangelt, als Waffe gegen den Propheten zu benutzen. Entweder diente der Vorhang zum Fernhalten der neugierigen Blicke des Schreibers von Spaldings Manuscript, oder um der Sache den Anstrich der Feierlichkeit zu geben, sofern Joseph nicht unmittelbar aus dem Manuscripte, sondern die zuvor auswendig gelernten Stellen dictirte.

Von jenen Wundersteinen sagt das Buch des Mormon, es seien die nämlichen, welche Gott mit dem Finger berührt und in die Barke Jared's gelegt habe, als dieser über den Stillen Ocean fuhr, um Amerika zu bevölkern. Während der ganzen Zeit der Ueberfahrt strahlten die Steine ein göttliches Licht aus und leiteten den Schiffer nach dem Hafen seiner Bestimmung.

Der Prophet erzählt mit vielem Wortschwall von der ersten Verfolgung, die er von Seiten seiner Nachbarn zu erdulden hatte. Die Nachbarn, die Joseph's göttliche Sendung in Zweifel zogen, verlangten die goldenen Tafeln zu sehen, auf denen die neuen Religionslehren aufgezeichnet sein sollten. Der Prophet weigerte sich jedoch entschieden, eine solche ruchlose Neugierde zu befriedigen. Allein jene, weit entfernt, sich damit zufrieden zu geben, wurden nur um so ungestümer und machten Miene, Gewalt zu gebrauchen, um die geheimnißvollen Tafeln zu sehen zu bekommen. Um dieser Entheiligung vorzubeugen, verbarg der Prophet, wie er erzählt, den heiligen Schatz in einem Bohnensaß, um ihn so desto sicherer nach Pennsylvanien schaffen zu können, wohin er sich flüchtete, um der Verfolgung sich zu entziehen.

Aber Joseph hatte sich kaum auf den Weg begeben, als ein Haftsbefehl gegen ihn erlassen wurde, auf die beschworene Aussage eines Nachbars hin, welcher erklärte, daß der Prophet sein Schuldner sei. Gemäß dieses Haftsbefehls wurde Joseph also angehalten, was indeß keine weitere ernste Folgen für ihn hatte, denn durch seine Schliche

und Kunſtgriffe gelang es ihm bald, den Zorn ſeines Gläubigers zu beſchwichtigen. Es iſt zu bedauern, daß der Scheriff nicht auf den Gedanken kam, das Bohnenfaß unterſuchen zu laſſen: gewiß würde ſich darin, ſtatt der goldenen Tafeln, nichts anderes als das Manuſcript Salomon Spaldings vorgefunden haben, und eine ſolche Entdeckung hätte unfehlbar das ganze Gebäude über den Haufen geworfen, zu dem Joſeph eben erſt die Grundſteine zu legen angefangen hatte.

Gleich nach ſeiner Ankunft in Pennſylvanien begab ſich Joſeph mit neuem Eifer an die myſteriöſe Ueberſetzung der goldenen Tafeln. Mit dieſer Arbeit ſcheint er drei volle Jahre zu thun gehabt zu haben, denn ſo lange dauerte es, bis das wunderſame Werk der Druckerpreſſe übergeben ward. Aber freilich hätte es ſchon zehn Monate früher veröffentlicht werden können, wenn nicht durch eine Lücke, die der Ueberſetzer trotz der Talismane, die ihm bei der ſchwierigen Aufgabe zu Hülfe kamen, nicht auszufüllen vermochte, ein Aufenthalt entſtanden wäre. Die Frau des oben genannten Martin Harris hatte nämlich mehrere Blätter des Manuſcripts, welches Joſeph die Rolle der goldenen Tafeln ſpielen ließ, in ihren Beſitz bekommen, und war weder durch Bitten noch durch Drohungen zu bewegen, dieſelben wieder herauszugeben, und ſo entſtand jene Lücke, die den angeblichen Ueberſetzer in nicht geringe Verlegenheit ſetzten.

Nichtsdeſtoweniger wußte Joſeph ſich zu helfen. Er erklärte, das Buch ſei nicht ſo, wie es der Herr Anfangs habe haben wollen; ſondern es ſei ihm nachträglich der Befehl zugegangen, einen Abriß der Tafeln von Nephi, ſtatt derer von Lehi zu überſetzen. Auch ſei ihm offenbart worden, fügte er hinzu, daß wenn er die Tafeln Lehi überſetze, der Teufel die Tafeln Nephi abändern und veröffentlichen, und daß dies dann auf den heiligen Urſprung des Buches des Mormon ein falſches Licht werfen werde. Die Störungen ſeien blos daher entſtanden, weil er ſeinen gebieteriſchen Pflichten nicht in allen Stücken nachgekommen ſei, weßhalb er einen ſtrengen Verweis von oben her erhalten habe. Aber er rächte ſich dafür denn auch an ſeinem Schreiber Cowdery, als dieſer eines Tages ſo verwegen war, den Wunſch laut werden zu laſſen, die goldenen Tafeln zu ſehen, die doch für Niemand als für den Propheten ſichtbar waren.

Endlich trat das Buch des Mormon an das Licht der Oeffentlichkeit, nicht als die Schöpfung der Phantaſie Spaldings, ſondern als die unvergängliche Grundlage einer von Gott ſelbſt emanirten neuen Religion.

Der Zweck des Buches iſt kein geringerer als alle Religionsſyſteme auf der Erde zu einem einzigen zu vereinigen. Einheit des religiöſen Glaubens in der ganzen Welt wäre allerdings das Wünſchenswertheſte, was ſich denken ließe. Nur waltet ein großer Unterſchied ob zwiſchen jener Glaubenseinheit, wie ſie die heil. Schrift verſteht, wenn ſie von einer Zeit ſpricht, wo Ein Hirt und Eine Heerde ſein werde, und derjenigen Einheit, wie das Buch des Mormon oder die goldene Bibel ſie verſteht. Die goldene Bibel verdirbt es mit keiner Religionspartei. Sie beweiſ't zwar den Juden, daß ihr Meſſias bereits in Chriſto erſchienen ſei; dagegen empfiehlt ſie den Chriſten, in allen Stücken gemeinſchaftliche Sache mit den Juden zu machen; den amerikaniſchen Indianern weiſ't ſie ihre Abſtammung von den zehn Stämmen Iſraels nach, ſo daß es ihre Pflicht ſei, an ihre jüdiſchen Stammgenoſſen ſich anzuſchließen; den Hindus zeigt ſie, daß der

Brahmaismus, und den Mohamedanern zeigt ſie, daß der Islam im Mormonenthum die vollſtändige Löſung erhalte. Wir werden weiterhin darauf zurückkommen.

Uebrigens liegt nichts vor, woraus man ſchließen könnte, daß Joſeph ſchon vor dem Erſcheinen ſeines Buches die Abſicht gehabt habe, eine neue Kirche zu gründen und ſich zum Oberhaupte derſelben zu machen. Im J. 1830 erſchien das Buch im Druck, und am 6. April des nämlichen Jahres wurde die neue Kirche eingeſetzt. Damals zählte ſie freilich nur ſechs Mitglieder, darunter der Vater, zwei Brüder des Propheten und ſein Schreiber Cowdery. Von jetzt an gelangte die Familie Smith aus der Armuth ungemein ſchnell zu Wohlhabenheit.

Das hierarchiſche Syſtem, welches gegenwärtig bei den Mormonen herrſcht, ſcheint urſprünglich noch nicht im Plane des Propheten gelegen zu haben. Er war Anfangs nichts weiter als der erſte Aelteſte, und Cowdery war der zweite. Aber mit der Zeit vervielfältigte ſich das Prieſterthum und theilte ſich in zwei Klaſſen. Die erſte, oder die ewige, zerfiel in zwei Ordnungen, aus denen die Hohenprieſter und Geiſtlichen, und aus dieſen wieder die Apoſtel und der Rath gewählt wurden. Die zweite Klaſſe begriff verſchiedene Ordnungen der Aelteſten, Biſchöfe, Diakonen, Lehrer u. ſ. w. Dieſes Prieſterthum war in vielen Stücken dem alten moſaiſchen nachgebildet. Jedoch haben, wenigſtens bis jetzt, die Amtsgeſchäfte der Mormonenprieſter mit denen ihrer vermeintlichen Vorbilder nichts gemein.

Bemerkt zu werden verdient noch, daß der Schreiber Cowdery gleich Anfangs den Propheten taufte, damit die neue Kirche ein, oſtenſible mit der ganzen Prieſtergewalt bekleidetes Oberhaupt an ihrer Spitze habe. Mit dieſer Weihe den Anfang zu machen, lag freilich ganz im Geiſte des Chriſtenthums; nur fragte es ſich, in wiefern nichtchriſtliche Convertiten ſich zu der Taufe verſtehen würden. Joſeph ließ ſich jedoch durch ein ſolches Bedenken weiter nicht beirren, ſondern behielt unausgeſetzt ſein Ziel im Auge. In dem Buche des Bundes (Book of Covenant) legt er der Sendung, die er ſich anmaßt, den heiligſten Urſprung bei. Er ſagt, ſie ſei ihm von Chriſtus ſelbſt übertragen worden, und er ſtützt ſich mit dieſer Behauptung auf das Zeugniß der Engel und der Gründer der erſten chriſtlichen Kirche, der Apoſtel Petrus, Jakobus, Johannes u. ſ. w., die Verſicherung hinzufügend, daß der heilige Geiſt, womit dieſe Apoſtel begabt waren, auf ihn unmittelbar übertragen worden ſei.

Sobald Joſeph von ſeinem Schreiber getauft worden war, machte er ſich unverzüglich ans Werk, ſeine neue Lehre zu predigen und Geiſtlichen, welche beauftragt waren, das göttliche Licht über den ganzen Erdboden zu verbreiten, die Weihe zu ertheilen. Ihre erſten Proſelyten beſtanden mehr oder minder nur aus Schwärmern, in deren Augen das Wunderbare ſtets in dem Lichte der Wahrheit erſcheint. Bei ſolchen Menſchen hat der, welcher das letzte Wort führt, immer Recht, und die Uebrigen laſſen ſich blindlings von ihm leiten. Ganze Familien wurden auf dieſe Weiſe zu der neuen Kirche bekehrt.

Dieſe erſten glücklichen Erfolge brachten freilich denen, welche ſie erlangten, wenig Ruhm, machten aber nichtsdeſtoweniger Aufſehen unter den Geiſtlichen anderer Religionsparteien. Ueberall in den benachbarten Grafſchaften predigte und eiferte man von der Kanzel herab gegen die neue Sekte, die aber, wie das in ſolchen Fällen gewöhn-

lich zu geben pflegt, mehr Vortheil als Schaden davon hatte. Denn ſchon nach wenigen Monaten war ſie ſo zahlreich, daß ſie förmliche Gemeinden im Staate Newyork bildete, die allerdings noch keine Tempel oder gottesdienſtliche Verſammlungshäuſer hatten und ſelbſt nicht einmal genau wußten, wozu ſie ſich bekannten, ſo unklar waren ihre Glaubenslehren abgefaßt.

Im Monat Auguſt 1830 kam ein Geiſtlicher der baptiſtiſchen Reformers (Campbelliten genannt) aus dem Staate Ohio, wo er eine gewiſſe Berühmtheit erlangt hatte, nach Newyork und bekam hier zufällig Joſeph's Buch in die Hände. Kaum hatte er es geleſen, als er auch ſogleich zum Mormonismus übertrat und denſelben für den einzig wahren Religionscultus erklärte. Es war dieſer Geiſtliche Niemand anders als der nachmals nur zu wohl bekannte Parly P. Pratt, an welchem die neue Kirche eine wichtige Eroberung machte; denn der Mann war nicht nur ein begabter Redner, ſondern auch unermüdet thätig für die Ausbreitung der Lehre, zu der er ſich nunmehr bekannte. Unter den verſchiedenen Werken über das Dogma dieſes Cultus führte eins den Titel: »Warnungsſtimme an alle Nationen«, und hat dem Mormonismus vielleicht mehr Proſelyten verſchafft, als die eifrigſten mormoniſtiſchen Sendboten. Auch ſchrieb Pratt eine Geſchichte der Verfolgungen, denen die Mormonen ſeit der Gründung ihrer Kirche ausgeſetzt geweſen ſind. Dergleichen ſchriftliche Ausarbeitungen hätte der Mormonismus keiner geſchicktern und eindringlichern Feder als der ſeinigen anvertrauen können.

Durch Pratt wurde auch ein eben ſo begabter Baptiſtenprediger, Namens Sidney Rigdon, für die neue Lehre gewonnen, die derſelbe mit ſolcher Begeiſterung auffaßte, daß er bei ſich ſelbſt nicht ſtehen bleiben wollte, ſondern nicht eher Ruhe hatte, als bis es ihm gelungen war, ſeine ganze bisherige Baptiſtengemeinde zu den Mormonen herüberzuziehen. Da Rigdon ſchon während der letzten drei Jahre ſeiner Gemeinde die Lehre von dem tauſendjährigen Reiche eingeſchärft hatte, und dieſe eine Hauptlehre in den Satzungen des Mormonenthums bildet, ſo war dadurch jenem Uebertritt gewiſſermaßen ſchon vorgearbeitet worden.

Seitdem Pratt und Rigdon für den Mormonismus thätig waren, gewann deſſen Sache eine ganz andere Geſtalt. Bisher hatte es an einer geſchriebenen Kirchenordnung gefehlt; die Lehren waren verworren und ſchlecht definirt, und das Ganze war wie ein Chaos, welches bei längerer Dauer hingereicht hätte, um einen definitiven Erfolg unmöglich zu machen, weil Jeder die Lehrſätze nach Gutdünken auslegen konnte.

Rigdon insbeſondere war es, der ſich beeilte, dieſer Unordnung ein Ziel zu ſetzen. Er gab der urſprünglichen Offenbarung einen, wenn nicht vernunftmäßigern, aber doch klarern und beſtimmteren Anſtrich, und zeichnete den Anhängern des Mormonismus deutlich den Pfad vor, den ſie zu wandeln hatten. Dieſe Dienſte erheiſchten eine ausgezeichnete Belohnung von Seiten des Propheten. Rigdon wurde zu dem erhabenen Poſten eines Auslegers der Dogmen der neuen Kirche erhoben und bald nachher zum Großrath derſelben ernannt, in welcher Eigenſchaft er dem Range nach unmittelbar auf den Propheten folgte. In Wirklichkeit war aber Rigdon ſelbſt das Oberhaupt, da er die Lehrſätze erläuterte und die theologiſchen Grundlagen feſtſtellte. Auch ſchrieb er unter des Propheten Namen mehrere theologiſche Werke.

Gegen den Herbſt 1830 hatte Rigdon ſeine erſte Zuſammenkunft mit dem Propheten gehabt, und am Jahresſchluß wurde den Gläubigen in Folge einer göttlichen Offenbarung der Befehl eröffnet, in einer Gegend ſich niederzulaſſen, von der Rigdon erkannt habe, daß ſie an das, den Heiligen der letzten Tage verheißene Canaan grenze. Dieſes Canaan begriff mehr als die Hälfte von ganz Nordamerika. Die Mormonenhäupter eigneten ſich dasſelbe zu kraft der Lehren ihres Cultus, nach denen Gott den Heiligen der letzten Tage die ganze Erde zum Erbtheil geben wird. Sei dem wie ihm wolle, ſo ſcheint wenigſtens ſoviel ausgemacht zu ſein, daß der Zeitpunkt für die Verwirklichung dieſer himmliſchen Verheißung etwas zu früh gewählt war. Die Gegend, welche Rigdon zum Sammelplatz aller Gläubigen auserkoren hatte, ſollte nur ihr temporärer Wohnſitz ſein, da das zum bleibenden Sitz der Kirche beſtimmte wahre Eden noch nicht aufgefunden war, ſondern erſt durch eine Offenbarung dem Propheten kundgegeben werden mußte. Bis dieſer glückliche Augenblick gekommen ſein würde, gehorchten die Gläubigen dem Befehle ihres erhabenen Großraths, der die Weiſung ertheilte, ſammt und ſonders im Weſten ſich zu verſammeln. Joſeph war der Erſte, der das Beiſpiel des Gehorſams gab, denn er zog unverzüglich mit den ihn umgebenden Jüngern nach dem Staate Ohio, den Rigdon als den allgemeinen Sammelplatz bezeichnet hatte.

Sobald der Prophet ſich mit ſeinen beiden unermüdlichen Apoſteln an Ort und Stelle ſah, ordnete er Bußpredigten an, welche mit ihren Wirkungen in den dortigen Gegenden noch lange im Andenken bleiben werden. Sie wurden unausgeſetzt gehalten und entzündeten die Gemüther in dem Grade, daß die Mormonenjünger vollends um das Bißchen Verſtand kamen, der ihnen noch geblieben war. Alle ſprachen von nichts als Wundern, himmliſchen Erſcheinungen und überirdiſchen Stimmen. Das Gerücht davon erſcholl bis in die weite Ferne und lockte Schaaren von Neugierigen herbei. Jeder wollte Zeuge der Mirakel ſein, die man von dem neuen Gottesdienſt erzählte. Sobald aber die Neugierigen in die Nähe des Propheten und ſeiner beiden Apoſtel kamen, wurden auch ſie von der allgemeinen Extaſe hingeriſſen, und Jedermann geberdete ſich wie toll. Die Bekehrungen geſchahen maſſenweiſe, und die Feder vermag nicht, die Auftritte alle zu ſchildern, die dabei vorkamen. Männer und Frauen wälzten ſich gruppenweiſe auf der Erde, heulten und ſchrieen, und ſchlugen mit Händen und Füßen um ſich wie Verrückte. Andere ſaßen in ſtiller Entzückung da und zeigten mit dem Finger nach oben, behauptend, ſie ſähen den Himmel offen und die Stadt Gottes in voller Glorie. Wieder Andere fielen in Ohnmacht, ohne daß ſie das abhielt, ſich hin und her zu wälzen, als hätten ſie die fallende Sucht. Die Einen ſtießen unverſtändliche Worte aus, welche zu den Indianer-Dialekten gehören ſollten; die Anderen laſen den erſten beſten Stein auf und ſchrieben damit wunderliche Zeichen in den Sand; noch Andere liefen wie Wahnſinnige in den Feldern umher. Es gab auch welche, die ein vom Himmel gefallenes Stück Pergament gefunden zu haben verſicherten, mit dem Siegel Gottes darauf gedruckt; es ſei aber ſofort wieder nach oben entrückt worden, ſobald ſie eine Copie genommen.

Dieſe kurze und unvollſtändige Schilderung deſſen, was alles vorfiel, kann wenigſtens einigermaßen einen Begriff von dem exaltirten Zuſtande, in welchem die Neu-

bekehrten ſich befanden, geben. Sie hatten die Frechheit, dieſen Wahnſinn den Einwirkungen des heiligen Geiſtes zuzuſchreiben.

Die Bußpredigten hatten einen ſo mächtigen Erfolg, daß der Prophet es für rathſam hielt, ihnen Schranken zu ſetzen. Denn er ſah ein, daß ſeine erhabenen Vorrechte völlig werthlos werden würden, wenn ſeine Jünger ſich ebenfalls das Recht anmaßten, unmittelbar mit dem Himmel zu verkehren, Wunder zu wirken, zu weiſſagen, in fremden Sprachen zu reden u. dgl. m. Sie ſtellten ſich dadurch mit dem Stifter des neuen Cultus auf gleiche Stufe, zerſtörten ſeinen Nimbus und beraubten ihn ſo aller Obergewalt. Daher mußte dem Feuer der Begeiſterung bei Zeiten Einhalt gethan werden. Er hielt den Gläubigen eine Strafrede, in welcher er ſie zur Mäßigung ermahnte und vor den Fallſtricken des Böſen warnte. »Was Ihr den Einwirkungen des heiligen Geiſtes beimeſſet«, ſprach er, »iſt nichts als eine Verſuchung des Satans, der Euch durch übertriebene Frömmigkeit zu ſeiner Beute zu machen trachtet. Hütet Euch wohl, in dieſe ſo plumpe Falle, die er eurer Vernunft geſtellt hat, einzugehen! Wenn alle Menſchen Wunder wirken könnten, ſo gäbe es überhaupt keine Wunder mehr; denn dann gehörten ſie zu den gewöhnlichen, alltäglichen Dingen.«

Von jetzt an wagte Niemand mehr, die Rolle des Propheten zu ſpielen. Er allein behielt das Vorrecht, mit den Engeln zu verkehren; ſein Wort galt als das eines göttlichen Stellvertreters auf Erden, und ſeine Unfehlbarkeit in Zweifel ziehen, war in Gottes Augen ein unverzeihliches Verbrechen.

Joſeph benutzte dieſe Gelegenheit, um den Gläubigen den offenbarten göttlichen Befehl in Erinnerung zu bringen, daß der Prieſter von den Spenden lebe, die der Altar verleihe; und dieſe Anmahnung war hinreichend, um Jedermann zu veranlaſſen, reichlich und nach Kräften zu dem, was der Cultus erheiſchte, beizuſteuern.

3. Das aufgefundene Eden.

Joſeph hatte die größte Schwierigkeit überwunden und eilte jetzt mit Rieſenſchritten auf der Bahn eines glücklichen Erfolges vorwärts. Nachdrücklich unterſtützten ihn ſeine beiden Hauptapoſtel, beſonders Rigdon, der durch ſeinen unermüdlichen Eifer und ſeine ſeltenen Gaben der neuen Glaubenslehre einen unwiderſtehlichen Impuls gab. Rigdon war nicht nur ein ausgezeichneter Kanzelredner, ſondern auch ein praktiſcher Geſchäftsmann. Wenn er auf der Kanzel ſprach, riß er durch den Fluß ſeiner Rede Alles mit ſich fort; Thränen hervorzulocken und Extaſen hervorzurufen, war ihm dann ein Leichtes; und wenn er zu einer andern Zeit die Kircheneinkünfte ordnete, die Beiſteuern betrieb und die Beſoldungen feſtſetzte, mußte man in ihm den ausgezeichneten Rechnungsführer und Finanzmann erkennen.

Aber dieſe werthvollen Eigenſchaften Rigdon's hatten auch ihr Nachtheiliges für den Propheten, den ſie mehr oder minder in den Schatten ſtellten. Rigdon war für Joſeph unentbehrlich, das war außer allem Zweifel; aber wenn es ſo fortging und Rigdon alle und jede Unternehmungen perſönlich leitete, ſo ſank das Anſehen des Kirchenhauptes zuletzt bis zu einem Nichts herab, und dieſer Gedanke war dem ehrſüchtigen Joſeph unerträglich. Er ſann daher auf Mittel, Rigdons Wirkungs-

kreis in der Art zu theilen, daß ſeine eigene Wirkſamkeit wieder heller ins Licht treten müſſe.

Zu dieſem Ende verkündete Joſeph eine Offenbarung, die den Aelteſten gebiete, aus den auserleſenen Kirchenmitgliedern zwei Sendboten-Abtheilungen zu wählen und dieſelben zur Verbreitung der neuen Lehre im Weſten Nordamerikas auszuſenden. Dieſe Sendboten, 150 in jeder Abtheilung, ſollten über das ganze Land ſich verbreiten, überall bis in die einfachſte und entlegenſte Hütte die Lehre predigen und die Menſchen zu derſelben zu bekehren trachten, und ſich dann ſpäter ſammt und ſonders zu einer beſtimmten Zeit am Ufer des Miſſouri wieder ſammeln, wo das neue Eden gefunden werden würde.

Die ausgeſchickten Sendboten führten den ihnen ertheilten Auftrag eben ſo umſichtig wie pünktlich aus, freilich unter der Leitung des auch in ſolchen Dingen wohl bewanderten Rigdon. An den Ufern des Fluſſes und auf dem Gebiete des Staates Miſſouri ward ein trefflich gelegener Landſtrich zu dem Eden der Mormonen auserſehen, die hier ein neues Zion gründen wollten, unter dem Namen Neu-Jeruſalem der Heiligen der letzten Tage. Der Landſtrich lag am rechten Miſſouriufer in der, an das Indianer-Gebiet grenzenden Grafſchaft Jackſon, nicht weit von deren Hauptort Independence. Gott ſelbſt hatte, nach Ausſage der Sendboten, ihnen denſelben angewieſen, und ihnen zugleich offenbart, daß hier der Mittelpunkt des irdiſchen Paradieſes geweſen ſei, auch Adam hier den erſten Altar aufgerichtet habe.

Sobald der Prophet von der Entdeckung dieſes Eden in Kenntniß geſetzt war, begab er ſich mit dem größten Theil ſeiner Anhänger an Ort und Stelle, um die Stätte für das mormoniſche Zion auszuwählen und zu weihen. Der Grundſtein zu dem Zionstempel wurde mit großer Feierlichkeit und Gepränge gelegt. Von ihm ſollte ausgehen das Licht, zu erleuchten alle Völker und ſie zu ſammeln um den heiligen Berg. Die übrigen, von den Heiligen zu gründenden Städte ſollten Stakes of Zion heißen, was in der Bibelſprache ausgedrückt, ſich am füglichſten wohl durch Töchter Zion wiedergeben ließe. Zion ſelbſt, die heilige Stadt der Mormonen, ſollte den Mittelpunkt für alle Gläubigen bilden; und es ward verkündet, daß die Könige auf Erden ihre Herrlichkeit in dieſe Stadt bringen (vergl. Offenb. Joh. 21, 24) und deren Straßen mit Gold und Edelſteinen gepflaſtert werden würden. Der Königstitel im Sinne der Mormonen hat übrigens nichts gemein mit demjenigen, der gekrönten Häuptern beigelegt wird. Späterhin werden wir das Weitere darüber erfahren.

Die Herrlichkeiten und Wunderwerke in der heiligen Stadt waren freilich einer ſpätern Zeit vorbehalten; vor der Hand aber führten die dreihundert Sendboten alle von ihnen gemachten Proſelyten herbei, um die Stätte anzubauen. Es waren mehr als zwölfhundert Bekehrte, die ſich wirklich mit Unverdroſſenheit ans Werk begaben, um den Boden urbar zu machen. Durch rüſtig fortgeſetzte und einſichtsvoll geleitete Arbeit gelangten ſie bald dahin, daß das angebaute Land einen reichlichen Ertrag lieferte; und in dem Grade, wie materielle Wohlhabenheit ſich einſtellte, befeſtigte ſich auch Ruhe und Zufriedenheit unter den Einwohnern.

Nachdem der Prophet den Grundſtein zu dem Tempel Neu-Jeruſalems gelegt hatte, kehrte er nach Kirtland, dem Mormonenſitze im Staate Ohio, zurück; legte hier

den Grundſtein zu einem zweiten Tempel, entwarf den Plan zu einer großen Stadt und ſetzte die Bauplätze zum Verkaufe aus. Jedoch war dabei alles Eigenthum dem Herrn geheiligt, kraft einer neuen Lehre, welche erklärte, daß die Heiligen der letzten Tage nicht Eigenthümer, ſondern nur die Verwalter ihrer Güter ſeien; und der zehnte Theil ihrer Zeit, ihrer Arbeit und ihres Verdienſtes mußte ohne die geringſte Beſchränkung zum Beſten der Prieſterſchaft oder Geiſtlichkeit gewidmet und der Obhut des Propheten unterſtellt werden. Gemäß dieſer, dem Propheten von Gott offenbarten Lehre wurden öffentliche Magazine zur Aufnahme des Zehnten angelegt und die Biſchöfe mit der Einſammlung desſelben beauftragt.

Das nämliche Syſtem wurde in Neu-Jeruſalem eingeführt, wo in den nächſten zwei Jahren das materielle Gedeihen noch immer ſeinen Fortgang hatte, obwohl durch Apoſtaſien und Glaubensſtreitigkeiten manche Störungen herbeigeführt wurden. Auch in Kirtland fehlte es an Zerwürfniſſen dieſer Art nicht, ſo daß Joſeph mit ernſten Beſorgniſſen erfüllt wurde, und dem Uebel möglichſt abzuhelfen trachtete. Gleichzeitig traten Umſtände hinzu, welche theils ſeinen Abſichten zu Hülfe kamen, theils die Sache in mancher Beziehung wieder verwickelten.

Die nicht-mormoniſchen Bewohner der Grafſchaft Jackſon am Miſſouri — von den Mormonen Heiden genannt, unter welche Benennung ſie überhaupt alle Diejenigen zuſammenfaßten, die nicht zu ihrer Sekte gehörten — fingen an, über die unmittelbare Nähe des neuen Jeruſalems und über das Umſichgreifen der Mormonen, denen ſie Nichtachtung fremden Eigenthums vorwarfen, unruhig zu werden.

Ihrerſeits beklagten ſich die Heiligen laut über das ungeziemende Benehmen der Heiden an geheiligter Stätte. Aus den gegenſeitigen Anſchuldigungen kam es zu Streitigkeiten, und aus dieſen zu Thätlichkeiten. Die Heiden, als der numeriſch ſtärkere Theil, gewannen die Oberhand und verjagten die Mormonen aus der Grafſchaft Jackſon, worauf dieſelben am jenſeitigen Miſſouriufer ſich niederließen. Um mit ihnen ganz und gar aufs Reine zu kommen, erboten ſich die Sieger, ihnen die Ländereien, aus deren Beſitz ſie nunmehr verdrängt worden waren, abzukaufen, worauf jedoch die Heiligen durchaus nicht eingehen wollten, und zwar aus zweierlei Gründen. Erſtens weil ihnen ihr theures Zion zu werth war, um es für ſchnödes Geld hinzugeben, und zweitens weil ſie an dem Grundſatze ihrer Religion, daß ſie die eigentlichen wahren Eigenthümer der ganzen Erde ſeien, feſthielten und es daher für unerlaubt hielten, ſich eines Rechtes zu entäußern, welches ihnen von Gott ſelbſt verliehen worden ſei.

Sobald der Prophet von dem, was am Miſſouri vorgefallen war, Kunde erhielt, verkündete er, Gott habe ihm offenbart, die Heiligen ſeien ſelbſt Schuld an den Verfolgungen von Seiten der Heiden. Gott habe die Ungläubigen gegen ſie bewaffnet, um ſie wegen ihres Mangels an Glauben und brüderlicher Eintracht verdientermaßen zu züchtigen; wenn ſie jedoch Buße thäten, ſo würden ſie ihr Eden wiedergewinnen und damit auch das vom Herrn ihnen beſtimmte Heil und Glück.

Indeß glaubte der Prophet ſeine Jünger denn doch nicht ganz und gar der, durch die Heiden ausgeübten göttlichen Rache preisgeben zu dürfen; daher formirte er in Kirtland eine kleine Armee, die er nach dem Miſſouri ſandte, um den Heiligen zum Siege zu verhelfen. Dieſe Verſtärkung ſtieß unterwegs auf den Feind, der ſich übrigens jetzt

geneigter zum Frieden als zum Kampfe zeigte. Die Heiligen wiesen denn auch diesmal die dargebotene Hand zur Versöhnung nicht zurück, und so kam es zu einem Vergleich, der beide Theile zufrieden stellte. Allein obgleich kraft desselben die Mormonen als die rechtmäßigen Besitzer der in der Grafschaft Jackson angebauten Ländereien anerkannt wurden, so trauten sie doch den Heiden nicht recht, und wagten aus diesem Grunde nicht wieder Besitz zu ergreifen. Daher ließen sie sich in der (der Grafschaft Jackson gerade gegenüber, auf dem linken Missouriufer liegenden) Grafschaft Clay dauernd nieder, und ihre Zahl wuchs hier rasch an, trotz der Verheerungen, welche um diese Zeit die Cholera unter ihnen anrichtete.

Joseph fand abermals Mittel, seinen Jüngern die Ueberzeugung beizubringen, daß Gott ihnen diese Plage nur zur Erprobung ihres Glaubens zugeschickt habe, und zugleich zu ihrer Sichtung, damit nämlich die Ungläubigen bis auf den letzten Mann ausgerottet und den Heiligen die ganze Erde als Erbtheil gesichert werde. Die Prüfung diene also, die Herrschaft der Auserwählten des Herrn vorzubereiten.

Wenn man unbefangen und unparteiisch urtheilen will, so kann man nur sagen, daß sich die Behandlung, welche die Mormonen von den übrigen Bewohnern der Grafschaft Jackson erfuhren, durch nichts rechtfertigen läßt. Denn wenn auch Letztere einen verderblichen Einfluß von den Grundsätzen der neuen Sekte fürchteten, so konnten sie doch damit keineswegs die gegen sie angewendeten Gewaltmaßregeln entschuldigen, da nach der nordamerikanischen Verfassung unbedingte Religionsfreiheit besteht und jeder Religionsverein Anspruch auf den Staatsschutz hat. Auch wollten die Behörden des Staates Missouri die Urheber jener Gewaltthätigkeiten gerichtlich verfolgen; jedoch ließen sie davon ab, als sie sich überzeugten, daß die öffentliche Meinung sich mit großer Entschiedenheit gegen die neue Sekte aussprach.

Es war damals im Jahre 1834. Unter den Mormonen herrschte wieder Ruhe und Friede, und Schaaren von Proselyten kamen nach der Grafschaft Clay und den angrenzenden Bezirken. Durch die landwirthschaftlichen Arbeiten und die Fruchtbarkeit des Bodens gelangten die Heiligen der letzten Tage zu einem überraschenden Wohlstande. Ländliche Gebäude erhoben sich in Menge da, wo vor noch nicht langer Zeit nur dichter Urwald gewesen war; für die tägliche Nahrung war reichlich gesorgt, und überhaupt gewann es ganz das Ansehen, als wenn die glänzenden Verheißungen des Propheten völlig in Erfüllung gehen sollten.

In Kirtland, dem Wohnsitz des Propheten, wurden 1835 zwei theologische Seminare gegründet, in deren einem einige hundert Aelteste von einem gelehrten Orientalisten Unterricht in der hebräischen Sprache erhielten.

Im folgenden Frühjahr begaben sich mehrere dieser Aeltesten von Kirtland nach dem Missouri, um die Lehren, von denen sie durchdrungen waren, weiter zu verbreiten.

Neubekehrte strömten zahlreicher als je nach den Grafschaften, wo die Sekte sich concentrirte, und diese rasche Zunahme fing bald an die übrigen Einwohner dieser Grafschaften in ähnlicher Art zu beunruhigen, wie es bei denen der Grafschaft Jackson der Fall gewesen war. Sie fürchteten die Nähe einer Sekte, die vermöge ihres Zusammenhaltens, ihrer Betriebsamkeit und Arbeitsliebe und ihres immer mehr zunehmenden Wohlstandes zuletzt das Uebergewicht über sie erhalten mußte, wenn sie ihr nichts weiter als

einen moraliſchen Widerſtand entgegenſetzten. Indeß wollten ſie, bevor ſie Gewalt gebrauchten, erſt gütliche Mittel verſuchen, und knüpften zu dieſem Ende Unterhandlungen an, die zuletzt dahin führten, daß die Mormonen einwilligten, in der benachbarten Grafſchaft Caldwell ſich niederzulaſſen, unter der Bedingung, dort Ländereien von dem nämlichen Werthe wie die bisher beſeſſenen zu erhalten. In der Hoffnung, nun endlich einen bleibenden Wohnſitz gefunden zu haben, entwickelten die Mormonen auf's Neue ihre gewohnte Thätigkeit und ernteten bald wieder die Früchte davon.

In Kirtland herrſchte mittlerweile eine nicht minder große Thätigkeit. Hier gründete der Prophet eine Stadt, welche alle Elemente künftiger Blüthe in ſich vereinigte. Häuſer erhoben ſich in allen Richtungen, Banken wurden errichtet, Fabriken angelegt, und ſelbſt ein Handelshaus für gemeinſchaftliche Rechnung der ganzen Sekte gegründet, welches einen großen Credit genoß, da an ſeiner Solidität nicht im geringſten gezweifelt wurde. Wenn auf dieſe Weiſe für die materiellen Intereſſen der Sekte möglichſt Sorge getragen wurde, ward nicht minder auf die Cultusangelegenheiten Bedacht genommen. Ein prächtiger Tempel erhob ſich mit wunderbarer Schnelligkeit, da alle Mitglieder der Genoſſenſchaft reichlich dazu beiſteuerten. Seine innere Einrichtung entſprach ganz dem obwaltenden Syſteme. Die für die Aufbewahrung der Beiſteuern und freiwilligen Spenden beſtimmten Räume waren von denen, die den kirchlichen Feierlichkeiten gewidmet waren, genau getrennt.

Sobald der Tempel ſo weit fertig war, um darin den Gottesdienſt feiern zu können, traf der Prophet die Anſtalten zur Einweihung. Zunächſt ward ein allgemeines Faſten gehalten, womit das Feſt, welches unmittelbar auf die Tempelweihe folgte, einen ſeltſamen Contraſt bildete. Dasſelbe dauerte mehrere Tage und die verſammelten Heiligen durften dabei ſo viel Wein trinken, wie ſie wollten. Der Prophet ſegnete ihn zuvor ein und erklärte ihn zugleich für ein eben ſo heiliges wie unſchuldiges Getränk. Auf dieſes Wort hin tranken die Gläubigen ſich toll und voll, und in dieſem Zuſtande wechſelten die gewöhnlichen Exceſſe des Rauſches mit Weisſagungen, Reden an die Völker des Erdkreiſes, Weheruf über die Gegner des Mormonismus u. dgl. m.

Indeß hatte man in Kirtland die Dinge zu ſehr überſtürzt, als daß nicht bald die Nachwehen ſich hätten offenbaren ſollen. Im J. 1838, zu einer Zeit, wo noch alles den beſten Fortgang zu haben ſchien, brach plötzlich das Unglück über Kirtland herein. Der ſchlecht fundirte Credit ſtürzte zuſammen, die Bank fallirte, und ihre Direktoren wurden als muthwillige Bankerottirer gerichtlich verfolgt. Um ähnlichem Schickſale zu entgehen, begaben ſich Joſeph und Rigdon heimlich auf die Flucht nach dem Neuen Zion im Miſſouri-Staate, welches ihnen denſelben Vorthell gewährte, wie einſt die iſraelitiſchen Freiſtädte den vom Bluträcher Verfolgten. Uebrigens blieben ſie hier keineswegs müßig, ſondern entwickelten aufs Neue ihre phantaſiereiche Thätigkeit. Die Gründung neuer Städte in den Grafſchaften Caldwell, Davies und Carroll wurde projektirt und zum Theil auch begonnen, und eine dieſer Städte in einem romantiſchen Thale angelegt und nach Adam benannt, indem, wie der Prophet durch göttliche Offenbarung erfahren zu haben verſicherte, hier es geweſen ſei, wo der Stammvater der Menſchheit ſeine Kinder geſegnet habe.

4. Unglücklicher Ausgang.

Der Hauptſitz des Mormonismus war alſo jetzt im Staate Miſſouri, da die Unfälle in Kirtland die einflußreichſten Mitglieder der Sekte nach dem neuen Zion getrieben hatte. Indeß ſchien dieſe Veränderung die Zahl der Mormonen eher zu vermehren, als zu vermindern; wenigſtens ſtellten ſich faſt unaufhörlich neue Proſelyten in den oben genannten drei Grafſchaften ein, ſo daß man Joſeph hier nach und nach als unumſchränkten Herrn zu betrachten anfing. Er äußerte laut, daß ſeine Jünger nunmehr vor allen Gewaltthätigkeiten von Seiten der Heiden, wie auch vor gerichtlichen Verfolgungen ſicher ſeien, nicht ſowohl vermöge ihrer großen Zahl, als vermöge des unverkennbaren göttlichen Schutzes; zugleich ſei ihm von Gott offenbart worden, daß jeder Jünger in den Stand geſetzt ſei, es mit zehn Feinden ſeines Glaubens aufzunehmen und ſie zu züchtigen.

Dieſe herausfordernde Sprache war eben nicht geeignet, ein gutes Vernehmen zwiſchen den ſ. g. Heiden und den Mormonen zu begründen oder gar zu befeſtigen. Die nicht-mormoniſchen Einwohner der genannten drei Grafſchaften fürchteten unter den obwaltenden Umſtänden von den Mormonen, wenn nicht ganz verdrängt, doch in ihren politiſchen Rechten weſentlich beeinträchtigt zu werden und bei den Wahlen fortan immer den Kürzern zu ziehen. Auch warfen ſie den Mormonen Unredlichkeit im Handel und Wandel vor. Wenn man einem von ihnen etwas auf Credit verkaufe, ſo ſei es nicht möglich, Zahlung von ihm zu erhalten, weil er nie aufzufinden ſei, indem Niemand ſeiner Glaubensgenoſſen den Aufenthaltsort des Schuldners angeben wolle. Sie hielten Verſammlungen, um die gegen die Mormonen zu treffenden Maßregeln zu berathen, und der Beſchluß fiel dahin aus, den Mormonen keinen Einfluß auf die politiſchen Angelegenheiten der Grafſchaften zu geſtatten.

Bei manchen Mormonen weckten dieſe Schritte und die Erinnerung an die bereits erlebten Auftritte, die ſich jetzt zu erneuern drohten, endlich Nachdenken. Sie erwogen jetzt reiflicher als zuvor die Lehren und Grundſätze des Mormonismus, beleuchteten die Allgewalt, die der Prophet ſich angemaßt hatte, erkannten die in dem Cultus ſelbſt liegenden Gefahren für die bürgerliche Ordnung, und endigten damit, daß ſie ſich von dem Mormonismus losſagten und zu deſſen Gegnern übertraten. Man kann ſich denken, welchen Lärm die Heiligen darüber erhoben; und dieſe Abtrünnigen wurden von ihnen noch weit mehr verabſcheut, als ſelbſt die Heiden. Der Prophet hatte ſogleich ein Mittel zur Hand, um gegen ſie zu wirken und jeder weitern Apoſtaſie ein Ziel zu ſetzen. Er organiſirte eine geheime Geſellſchaft unter dem Namen der großen Wurfſchaufel (mit Hindeutung auf Matth. 3, 12). Die Mitglieder derſelben, ſpäter die Daniten genannt, mußten eidlich geloben, den ihnen ertheilten Befehlen, es möge ſich handeln um was es wolle, blindlings zu gehorchen. Ihre Aufgabe war, jeden abtrünnigen Mormonen, der nicht zurücktreten wollte, aus dem Wege zu ſchaffen und jeden verdächtigen Neuling unter den Proſelyten nach dem fernſten Weſten zu treiben. Seitdem verſchwanden wirklich manche Menſchen auf eine geheimnißvolle Weiſe, und andere ſtarben eines plötzlichen Todes; und die Heiligen, weit entfernt, dieſe Thatſachen zu läugnen,

erklärten vielmehr ganz offen, ſie hätten ſich der Schurken, welche ein Schandfleck für die Menſchheit geweſen wären, entledigt.

Der Prophet und ſeine Apoſtel ſchienen hieran noch nicht genug zu haben, ſondern fachten durch ihre Reden das Feuer nur noch mehr an. Sie erklärten die Heiligen für unüberwindlich, da ſie das Recht und die göttliche Macht auf ihrer Seite hätten, und forderten ſie auf, Widerſtand zu leiſten, oder auch angriffsweiſe zu verfahren, ſo oft ſich ihnen die Gelegenheit dazu darbieten würde. Rigdon ging noch weiter, und drang darauf, den Heiden das Garaus zu machen und ſo endlich mit ihnen ganz aufs Reine zu kommen. Dieſe deſperate Anmahnung entſprang weniger aus einer Kampfbegierde auf Seiten der Moemonenhäupter, als aus ihrer Ueberzeugung dringender Nothwendigkeit, Joſeph's prophetiſche Unfehlbarkeit darzuthun. Joſeph hatte nach dem Gebote und der Offenbarung von oben den Platz für das neue Zion ausgewählt und beſtimmt, und den erſten Grundſtein zu dem Tempel der heiligen und ewigen Stadt gelegt, von wo das Licht ausſtrahlen ſollte zur Erleuchtung aller Völker der Erde und zur Bekehrung der ganzen Menſchheit. Der Prophet durfte demnach kein Mittel außer Acht laſſen, welches dazu dienen konnte, wenigſtens einen Theil dieſer fundamentalen Weisſagung in Erfüllung zu bringen.

Am 4. Juli 1838, als am Tage der Feier der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten, hielt der Prophet eine heftige Rede, in welcher er alle Gegner ſeiner Sekte und ſelbſt den ganzen Staat Miſſouri zum Kampfe herausforderte und ihnen zugleich im Namen des Herrn die größten Drangſale und Strafgerichte wegen ihrer Sünden anbrohte und ankündigte. Den Mormonen, erklärte er, wäre es ein Leichtes, ſich der Provinzialhauptſtadt zu bemächtigen, und wenn die Heiden des Staates Miſſouri ſie zum Kampfe zwängen, ſo würden ſie nicht eher ruhen, als bis ſie die Stadt St. Louis in ihre Gewalt bekommen hätten.

Dieſe Drohungen machten das Zerwürfniß zwiſchen den Heiligen und den Heiden vollſtändig. Faſt täglich wurden ſie handgemein und nicht ſelten kam es dabei zu gegenſeitigen Plünderungen. Daß es unter ſolchen Umſtänden bei der erſten Gelegenheit zu einem ernſten, allgemeinen Kampfe kommen würde, war außer allem Zweifel.

Herbeigeführt wurde dieſe Gelegenheit durch die örtlichen Wahlen. In der Grafſchaft, die der Hauptſitz der Mormonen war, waren mehrere öffentliche Beamte zu wählen, und bei den Wahlen ſelbſt ſetzten die Mormonen die Erwählung ihrer Candidaten durch, nicht nur vermöge ihrer numeriſchen Ueberlegenheit, ſondern auch vermöge deſſen, daß ſie viele ihrer Gegner von der Ausübung ihres Wahlrechts gewaltſam zurückhielten. In dieſem Wahlkampf betrugen ſich die Heiligen wie wahre Barbaren gegen die Heiden. Sie raubten deren Eigenthum und brannten mehrere Häuſer nieder, nachdem ſie daraus Frauen und Kinder in die benachbarten Wälder verjagt hatten. Hier hatten dieſe ſchuldloſen Opfer wilder Gräuel die härteſten Drangſale von der rauhen Witterung und den Entbehrungen aller Art zu beſtehen. Jetzt rückte eine Compagnie Milizen zu bewaffneter Dazwiſchenkunft heran, lagerte ſich jedoch zuvörderſt am Ufer eines benachbarten Fluſſes. Die Moemonen, welche dieſe Milizen für eine Bande Abentheuerer hielten, die eben erſt bei ihnen geplündert hatten, griffen ſie an und trieben ſie in die Flucht. Sie würden ſich freilich wohl gehütet haben, dieſen leichten Sieg ihren übrigen Gewalt-

thaten hinzuzufügen, wenn ſie hätten ahnen können, welche Folgen daraus entſtehen würden.

Kaum hatte der Gouverneur des Staates Miſſouri in Erfahrung gebracht, daß die von ihm, zur Beilegung der Streitigkeiten, ausgeſandten Milizen von den Mormonen mit bewaffneter Hand zurückgetrieben worden, als er die nachdrücklichſten Maßregeln zu ſtrenger Beſtrafung dieſer Gewaltthat traf. Er ſchickte ein Detachement regulärer Truppen ab, mit dem Befehl, gegen alle Diejenigen, welche durch Mißachtung und Verletzung der Geſetze die öffentliche Ruhe ſtören würden, rückſichtslos zu verfahren und nöthigenfalls die ganze Mormonenſekte auszurotten, wenn die Ruhe durchaus nicht anders hergeſtellt werden könne. Die Vertilgung der Mormonen fand nun zwar nicht ſtatt, indeß wurden die Häupter und eine Menge ihrer Jünger verhaftet und den Händen der Gerechtigkeit überliefert.

Der Prophet und ſeine beiden Apoſtel, Pratt und Rigdon, wurden eingekerkert und bis zum Zuſammentritt der Aſſiſen von einem Gefängniſſe zum andern gebracht. Sie ſtanden unter der Anklage des Hochverraths, weil ſie durch Verhinderung der Ausübung des Wahlrechts die Staatsverfaſſung verletzt hätten. Die Schwere dieſer Anklage und das Hinſchleppen ihres Prozeſſes vermehrten noch ihre moraliſchen und phyſiſchen Leiden. Aber auf dem letzten Transport von einem Gefängniſſe nach einem andern fanden ſie Gelegenheit zu entkommen und damit allen weiteren Prozeßverdrießlichkeiten zu entgehen.

Wenn die Mormonen nicht vertilgt wurden, ſo wurden ſie wenigſtens entwaffnet, alles deſſen beraubt, was ſie ſich erworben oder ſonſt beſeſſen hatten, und dann aus dem Miſſouriſtaate vertrieben. Dies geſchah im November 1838. Die nunmehr ganz hülfloſen Heiligen machten ſich auf den Weg, um eine neue Heimath aufzuſuchen, wo ſie vielleicht reichlichen Erſatz für den abermals erlittenen Verluſt finden würden. Sie ſchlugen die Richtung nach dem Miſſiſſippi ein, wobei ſie jedoch zuvörderſt die auf dem rechten Ufer desſelben gelegenen endloſen Prairien des Staates Miſſouri durchwandern mußten.

Auf dieſem langen und beſchwerlichen Zuge hatten die Unglücklichen nicht nur mit dem Hunger, ſondern auch mit der ganzen Strenge eines rauhen Winters zu kämpfen. Nur mit genauer Noth und unter dem Schutz nächtlicher Finſterniß war es ihnen gelungen, Lebensmittel und einiges Vieh aus ihrem letzten Wohnſitze mit zu nehmen. Allein jene reichten für die große Menſchenmenge nicht lange zu, und das Vieh ſtarb großentheils unterwegs aus Mangel an Futter. Denn überall war der Boden mit Fuß hohem Schnee bedeckt und auf den Prairien war weit und breit keine menſchliche Wohnung zu ſehen. Unter den Mormonen ſelbſt räumte der Tod bedeutend auf, und nicht Wenige waren es, die faſt täglich begraben, d. h. in den Schnee eingeſcharrt werden mußten.

Endlich erreichten die Mormonen, von denen immer noch über zwölftauſend am Leben geblieben waren, das jenſeitige Ufer des Miſſiſſippi, wo ſie mitleidige Herzen fanden an den Bewohnern des Staates Illinois, die mit der größten Bereitwilligkeit ihre Leiden zu mildern ſich bemühten. Von allen Seiten brachte man Lebensmittel und Kleidungsſtücke herbei, und ſo ſchöpften die Mormonen bald wieder friſchen Muth.

Joſeph, Pratt und Rigdon, die ſich um dieſe Zeit wieder in ihrer Mitte einfanden, trugen das Ihrige bei, um denſelben noch mehr anzufachen; und die Schule der Leiden, die ſie eben erſt durchzumachen gehabt hatten, war eine zu herbe Lehre für ſie geweſen, als daß ſie dieſelbe nicht hätten beherzigen ſollen.

5. Gründung von Nauvoo.

Nachdem ſie ſich einigermaßen wieder erholt hatten, war ihr Erſtes, eine paſſende Gegend zu ihrer neuen Niederlaſſung aufzuſuchen. Sie fanden ſie, durch Vermittelung ihrer Gaſtfreunde, bald in der Grafſchaft Hancock, wo ein zwar noch erſt urbar zu machender, aber höchſt fruchtbaren Boden enthaltender Landſtrich am Miſſiſſippiufer, dem ſüdlichſten Theil des Staates Jowa (der die Nordgrenze des Staates Miſſouri bildet) gegenüber, ſich ausbreitete. Eine romantiſche, ſtark bewaldete Hügelkette wechſelte hier mit grasreichen, von zahlreichem Wilde belebten Ebenen auf eine liebliche Weiſe ab.

Die Mormonen entwickelten auf's Neue ihre ganze Thätigkeit, um dieſe Einöde in einen anmuthigen Wohnſitz zu verwandeln; und in der That, binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit waren nicht nur große Waldſtrecken gelichtet und Ackerfelder an ihre Stelle getreten, ſondern auch zahlreiche Wohnhäuſer nach allen Richtungen entſtanden, hin und wieder ſogar mit hübſchen Blumen- und Früchtengärten umgeben.

Der Prophet betrieb mittlerweile die Gründung einer Stadt, die er auf einem Hügel nicht weit vom Miſſiſſippi anlegte und in ſeiner geheimnißvollen Sprache Nauvoo nannte, was ſoviel wie Schönheitsſtadt bedeuten ſollte. Wahrhaft erſtaunlich war die Schnelligkeit, mit der dieſe Stadt ins Daſein trat und emporblühte. Es war noch kaum ein Jahr vergangen, als ſchon ſtarke Ausfuhren von Getreide und anderen Feldfrüchten gemacht und die fonſtigen Bedürfniſſe der Colonie dagegen eingetauſcht werden konnten; ſo daß hier, wo zuvor ſelten auch nur ein einfaches Boot angelegt hatte, jetzt faſt täglich beladene Dampfböte ankamen und abfuhren. Mit einem Worte, es herrſchte hier das regſte Leben und die größte Betriebſamkeit. Der Tempel, den der Prophet in Nauvoo bauen ließ, entſprach zwar nicht ſehr den ſtrengen Regeln der Kunſt, war aber dennoch prachtvoll und eine wirkliche Zierde der Stadt.

Das Gerücht von dem merkwürdig raſchen Aufblühen Nauvoo's verbreitete ſich nach allen Seiten und zog eine Menge Neugieriger herbei, von denen viele ſich anſiedelten und zum Mormonismus übertraten. Unter den Neubekehrten gab es jedoch auch manche räudige Schaafe, die anderwärts Verbrechen verübt hatten und nur hierher gekommen waren, um ſich dem ſtrafenden Arm der Gerechtigkeit zu entziehen und zugleich ein möglichſt bequemes Leben auf Koſten ihrer neuen Glaubensbrüder zu führen. Die Mormonen — das mußten ſelbſt ihre Feinde einräumen — waren ungemein thätig und regſam, ſo daß ſie binnen Monaten Dinge zu Stande brachten, die ſonſt in der Regel nur als Früchte langjähriger Arbeit vorkommen; jene Heuchler dagegen waren Faullenzer und Tagediebe, die außerdem durch ihr ganzes Betragen die Sache des Mormonismus im höchſten Grade compromittiren mußten. Man ſann daher auf Mittel, um ſich ihrer auf eine möglichſt geräuſchloſe Weiſe wieder zu entledigen. Der Prophet war es wiederum, welcher Rath zu ſchaffen wußte; und wenngleich der Ausweg, auf den er

verfiel, ſehr ſeltſam war, ſo ward doch der beabſichtigte Zweck ſehr bald dadurch erreicht.

Zu jedem dieſer Eindringlinge wurden nämlich drei Mormonen von erprobten und feſten Grundſätzen geſchickt, die ſich auf den ganzen Tag bei ihm einrichteten und den Wirth des Hauſes nicht einen Augenblick aus den Augen ließen. Sie ſprachen übrigens nicht ein Wort mit ihm, ſondern ſetzten ſich ſchweigend zu ihm und thaten den ganzen Tag weiter nichts, als daß ſie den, in Nordamerika ſehr gebräuchlichen monotonen Zeitvertreib trieben, an einem Hölzchen zu ſchnitzeln. War ein ſolches Stückchen Holz zerſchnitten, ſo langten ſie ein zweites hervor; war dieſes verbraucht, ein drittes, und ſo fort. Mittlerweile ſprachen ſie, wie geſagt, nicht eine Sylbe, weder unter ſich, noch mit dem, dem der ſeltſame Beſuch galt. Wurde dieſer zuletzt ungeduldig, und ging zum Hauſe hinaus, ſo verfolgten die drei Gäſte ihn wie ſeinen Schatten, blieben dabei ſtumm wie die Fiſche und ſchnitzelten an ihren Hölzchen. Nur drei Tage hielten die Gequälten dieſe Marter aus, dann zogen ſie freiwillig ab und ließen ſich nie wieder unter den Mormonen ſehen. Gewaltſam ſich ihrer unbequemen Gäſte zu entledigen, hatten ſie natürlich nicht wagen dürfen, weil ſie bei ihrer verhältnißmäßig geringen Zahl unbedingt den Kürzern gezogen haben würden.

Die Niederlaſſung der Mormonen im Staate Illinois gedieh immer mehr, und die geſetzgebende Behörde dieſes Staates räumte ihr nicht nur die Gerechtſame einer Corporation ein, ſondern verſah ſie auch mit Waffen, damit ſie eine, mit den übrigen Milizen auf gleichem Fuß rangirende bewaffnete Macht aufſtellen möchte. Dies geſchah binnen ſehr kurzer Zeit, und beſonders eifrig bezeigte ſich der Prophet bei Ausführung dieſer Maßregel.

6. Einweihung der myſtiſchen Ehegatten.

Daß unter den Mormonen in Nauvoo Polygamie herrſchte und ſie gegenwärtig im Utah-Gebiete noch unter ihnen herrſcht, iſt etwas, deſſen wir bisher noch nicht erwähnt haben, aber jetzt anführen müſſen. Dieſe Sitte wurde Anfangs nur von dem Propheten und ſeinen Lieblingsapoſteln eingeführt; und um ſie zu rechtfertigen, nahm Joſeph zu ſeinem gewöhnlichen Mittel einer göttlichen Offenbarung die Zuflucht. Wer an dieſer Offenbarung, oder vielmehr an dieſer Lüge, den größten Anſtoß nahm, war Joſeph's rechtmäßige Gattin. Sie proteſtirte auf's Nachdrücklichſte gegen die neue Sitte, und als das nichts half, drohte ſie, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Allein der Prophet ließ ſich nicht irre machen, ſondern berief ſich auf das Beiſpiel David's und Salomo's, und erklärte, da Gott ihm befohlen habe, dieſem Beiſpiele nachzufolgen, ſo müſſe er als Diener Gottes unbedingt gehorchen.

Es war natürlich, daß auch andere Mormonen einen ſolchen Befehl reſpektirten und demnach die Polygamie auch bei ihnen Eingang fand und ſich keineswegs auf den Propheten und deſſen Apoſtel beſchränkte. Andererſeits wurde dadurch den Gegnern des Mormonismus wiederum eine mächtige Waffe in die Hände geliefert, und ſie ermangelten denn auch nicht davon Gebrauch zu machen. Nicht minder nahmen manche Mor-

monen großen Anſtoß daran und fielen von der Sekte ab, während dagegen viele »Heiden« jetzt um ſo bereitwilliger zu ihr übertraten.

Bei dieſer Gelegenheit möge auch Einiges über das myſtiſche Ehepaar, welches zu dem von Joſeph eingeſetzten Cultus ebenfalls gehörte, mitgetheilt werden. Es ſollte das Stammelternpaar vorſtellen; die neue Eva figurirte jedoch eigentlich als geiſtliche Frau — wie der Ausdruck lautete — und der neue Adam als geiſtlicher Mann. Die Einweihung und Vermälung geſchah im Tempel, in beſonders dazu beſtimmten Gemächern, die kein Profaner je betreten durfte.

Das einzuweihende Paar wurde zunächſt in eine Art Vorzimmer geführt, und von hier aus die Frau links in ein apartes Gemach, und der Mann rechts in ein anderes. Die Einweihungsceremonie war bei Beiden gleich; daher beſchreiben wir hier die bei der Frau.

In dem beſondern Gemach erwartete ſie ein Prieſter, der ſie zunächſt fragte, wer ſie ſei, woher ſie komme, was ſie beabſichtige u. dgl. m., und ſie dann bis auf's Hemd entkleidete. Hierauf führte er ſie in ein abgelegenes Seitengemach, zog ihr hier die letzte Umhüllung ab und ſtürzte ſie in ein mit Waſſer angefülltes Baſſin, wobei er ihr erklärte, was dieſes Untertauchen zu bedeuten habe. Es geſchieht, ſprach er zu der Frau, damit deine Augen die Herrlichkeit Gottes ſchauen, dein Mund ſie preiſet, dein Buſen eine zahlreiche Nachkommenſchaft nähre, dein Schooß geiſtliche Töchter und Söhne erzeuge.

Nach dem Waſſerbade wurde die Frau für gereinigt von ihren Sünden erklärt. Der einweihende Prieſter nahm nun ein mit wohlriechendem Oel gefülltes Kuhhorn und leerte es auf ihr Haupt aus, ſo daß das Oel an allen Theilen ihres Körpers herunterfloß. Er forderte ſie dann auf, ſich zu ſetzen, reichte ihr ein leichtes weißes Gewand zu ihrer Umhüllung, und flüſterte ihr ihren neuen Namen ins Ohr, den ſie keinem Menſchen offenbaren durfte, ausgenommen dem Kirchenoberhaupte und auch dieſem nur bei gewiſſen Gelegenheiten. Die Bedeutung des geheimnißvollen Namens blieb ihr unbekannt, bis ſie ihr enthüllt wurde durch das Oberhaupt bei der ſ. g. Schleier-Ceremonie, bei welcher ſie mit einem neuen Gewande, etwas dichter als das vorige, bekleidet ward. Zunächſt ward ſie nun in einen Saal geführt, wo ſie einige Augenblicke allein blieb und dann der geiſtliche Mann, mit dem die nämlichen oder ähnliche Proceduren vorgenommen waren, erſchien. In dieſem Moment ließ ſich von der entgegengeſetzten Seite des Tempels her ein dumpfes Getöſe vernehmen, dem Rollen des Donners bei einem Gewitter nicht unähnlich.

Jetzt ertönte eine Stimme: es war die des Propheten, der nach der Geneſis die Schöpfung der Welt erzählte und dabei Ceremonien vornahm, die zur Verſinnlichung ſeiner Erzählung dienen ſollten. Um die Schöpfung des Menſchen zu veranſchaulichen, ging der Prophet auf den gebadeten und geſalbten geiſtlichen Mann zu und blies ihm in die Naſe, worauf er ihm erklärte, er ſei nunmehr neugeſchaffen und ſein bisheriges Daſein gelte nicht mehr. Nunmehr mußte der Neugeſchaffene in einen tiefen Schlaf verſinken, damit er die neue Lebensgefährtin erhalte.

Auf welche Weiſe der Prophet die Schöpfung des Weibes verſinnlichte, läßt ſich nicht genau angeben, weil es dabei ſehr geheimnißvoll zuging. Nur ſoviel iſt bekannt,

daß er mit jener geiſtlichen Frau in ein Seitengemach ging, dort mit ihr einige Zeit verweilte und ſie dann wieder herausführte, dem nunmehr erwachenden Manne entgegen, der bei ihrem Anblick ähnliche Worte des freudigen Staunens ausſprechen mußte, wie Adam beim Anblick Eva's.

Hierauf wurde das glückliche Paar in einen Saal geführt, der nach den gewöhnlichen Vorſtellungen, die man ſich von dem irdiſchen Paradieſe gemacht hat, ausgeſtattet und ausgeſchmückt war, wenigſtens durch Pflanzen, Blumen und Bäume, unter denen der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen natürlich nicht fehlten. Der Sündenfall wurde dann ſymboliſirt und ſchließlich das Ehepaar von dem Propheten aus dem Paradieſe gejagt. Das ganze ſchändliche Poſſenſpiel endigte mit einer weitläufigen Auseinanderſetzung der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Polygamie unter den Heiligen der letzten Tage.

7. Tragiſches Ende des Propheten.

Die Niederlaſſung der Mormonen in Nauvoo hatte nunmehr vier Jahre beſtanden, und das fortwährende Glück den Propheten immer übermüthiger gemacht. Er war jetzt anmaßender als je und rühmte ſich, fortan die Präſidentſchafts-Wahlen in den Vereinigten Staaten nach Belieben lenken zu können, da ſeine Religionsgenoſſenſchaft bereits über 100,000 Mitglieder zähle. Er ging ſogar ernſtlich darauf aus, ſich ſelbſt zum Präſidenten wählen zu laſſen, doch ward dieſer Plan durch andere Ereigniſſe bald gänzlich in den Hintergrund gedrängt.

Um es kurz zu ſagen, die Bewohner des Staates Illinois wurden der Mormonen mit der Zeit eben ſo überdrüßig, wie die des Staates Miſſouri. Die mit dem Mormonismus verbundenen ärgerlichen Auftritte häuften ſich immer mehr, und man überzeugte ſich außerdem, daß der ſchon im Miſſouriſtaate der Mormonen gemachte Vorwurf der Unredlichkeit im Handel und Wandel keineswegs ungegründet war.

Unter den Mormonen ſelbſt herrſchte ſchon ſeit längerer Zeit keine brüderliche Eintracht mehr, wozu freilich das anmaßende Benehmen des Propheten die Hauptveranlaſſung gab. Vielen ſeiner bisherigen Jünger wurde dieſes Benehmen zuletzt ſo unerträglich, daß ſie aus der Sekte austraten und mehr oder minder entſchiedene Gegner derſelben wurden. Sie gründeten ein beſonderes Blatt, den »Expoſitor«, worin ſie die Grundſätze des Mormonismus ſcharf durchgingen und den Propheten einen Tyrannen, Säufer und Wüſtling nannten. Auch wurden darin Klagen von Frauen laut, welche ſich beſchwerten, daß der Prophet ſie habe verführen wollen. Der Prophet vertheidigte ſich gegen dieſe Anſchuldigungen in ſeinem, »die Weſpe« betitelten Zeitungsorgan, und behauptete, er habe blos zum Schein die Frauen zu verführen geſucht, lediglich um ihre Tugend und Keuſchheit auf die Probe zu ſtellen. Dieſe Behauptung fand, wie ſich leicht denken läßt, bei den Gegnern keinen Glauben, vielmehr ſpotteten ſie darüber, und ſchonten überhaupt in ihren Angriffen den Propheten ſo wenig, daß dieſer in volle Wuth gerieth und ſeine getreueſten Anhänger veranlaßte, die Druckerei des »Expoſitor« zu zerſtören und alle vorhandenen Exemplare desſelben zu verbrennen.

Dieſe Gewaltthat konnte von den Staatsbehörden nicht unbeſtraft gelaſſen wer-

den. Zwar wurde es mit den ersten Haftbefehlen, welche das Gericht gegen die Thäter erließ, nicht eben sehr genau genommen, aber um so ernstlicher machte man Miene, sie zu vollstrecken, als sie, auf Betrieb der Eigenthümer des »Expositor«, zum zweiten Male erlassen wurden. Denn jetzt ward sogar eine Milizabtheilung zue Bewältigung etwaiger Hindernisse bei der Vollstreckung mitgeschickt. Hätte Joseph sich diesmal ruhig gefügt, so möchte wohl alles noch gut abgelaufen sein, indem ohne Zweifel die Geschworenen das »Nichtschuldig« ausgesprochen hätten. Allein statt dessen erklärte er, in seiner Eigenschaft als Befehlshaber der Mormonenmiliz, Nauvoo in Belagerungszustand und setzte damit der gesetzmäßigen Gewalt offene Empörung entgegen. Ueberdies war er zu der, von ihm verhängten äußersten Maßregel durchaus nicht berechtigt.

Um diesem tollen Treiben ein Ende zu machen, ließ der Gouverneue des Staates Illinois drei Compagnien Milizen nach Nauvoo marschiren und begab sich von Springfield, dem Gouvernementssitz, persönlich nach Carthago, dem Hauptorte der Grafschaft Hancock, in deren Umkreise Nauvoo lag. Er sah ein, daß es zu einem sehr blutigen Kampfe kommen könnte, und um diesen wo möglich zu vermeiden, lud er den Propheten zu sich nach Carthago ein, mit der Versicherung, daß er für seine Person nichts zu befürchten habe. Joseph folgte dieser freundlichen Einladung nicht, obwohl er statt seiner zwei seiner Jünger, Bernhisel und Taylor, an den Gouverneur schickte, um mit ihm Unterhandlungen anzuknüpfen.

Der Gouverneur, der eine solche Mißachtung seiner Autorität nicht ungeahndet lassen zu können glaubte, befahl nunmehr, den Propheten nebst seinem Patriarchen zu verhaften, und beauftragte damit eine Compagnie Milizen. Diese Mission war mit großen Gefahren verknüpft, sofern Joseph mit seinen bewaffneten Mormonen den Executionstruppen offene Gewalt entgegensetzte. Allein ganz unerwarteter Weise ergriffen Joseph und Hyrum, der Patriarch, die Flucht und begaben sich auf das jenseitige Mississippiufer, in den Staat Jowa, um hier den weitern Verlauf der Dinge abzuwarten. Der Municipalrath von Nauvoo unterrichtete sie täglich von allem, was vorfiel, und rieth ihnen endlich, sich liebee den Anordnungen des Gouverneurs zu fügen, indem sie ja doch unter allen Umständen keine gerichtliche Bestrafung zu fürchten haben würden.

Joseph und Hyrum folgten diesem Rathe und begaben sich, nachdem sie noch zuvoe dem Befehl des Gouverneurs, die Mormonen in Nauvoo zu entwaffnen und die Waffen auszuliefern, Folge geleistet hatten, nach Carthago, wo sie sogleich verhaftet und eingekerkert wurden.

Die Apostaten und besonders diejenigen, deren Frauen von dem Propheten verführt oder in Gefahr gewesen waren, von ihm verführt zu werden, schworen, an dem Betrüger, der sie so arg hinter's Licht geführt habe, blutige Rache zu nehmen; und die »Heiden«, welche die von den Mormonen ihnen entwendeten Gegenstände stets vergebens zurückgefordert hatten, waren eben auch nicht geneigt, diese schöne Gelegenheit vorübergehen zu lassen, ohne wenigstens einigermaßen ihren Muth an dem Propheten abzukühlen. Der Gouverneur wußte um diese feindselige Stimmung gegen die Verhafteten, glaubte jedoch, da sie jetzt im Kerker wären, daß die Aufregung sich legen würde und daß es daher unnöthig wäre, die Milizen länger unter den Waffen zu lassen. Sie

durften alſo aus einander gehen, und er ſelbſt begab ſich nach Nauvoo, um dort vollends die Ruhe wieder herzuſtellen.

Kaum war er fort und kaum die Miliz heimgegangen, als jene Apoſtaten und »Heiden« ſich zuſammenrottirten mit dem Entſchluß, dem langſamen Gange der Juſtiz vorzugreifen und ſich ſelbſt Genugthuung zu verſchaffen. Am 27. Juni 1844 Morgens war es, als ſie dieſen Entſchluß ausführten. Tobend und lärmend zogen ſie vor das Gefängniß und verlangten Eingang. Im Gefängniſſe ſaßen außer dem Propheten und ſeinem Patriarchen noch zwei andere Mormonen, Richard und John Taylor, welche Letztere ſich in der Art gegen die Thür ſtemmten, daß ſie ſo leicht nicht geöffnet werden konnte. Den Stürmenden gelang es jedoch, die obere Thürhälfte ſo weit einwärts zu biegen, daß ſie ihre Flintenläufe hindurchſtecken konnten, worauf ſie blindlings in den Kerker hineinfeuerten. Der Patriarch Hyrum ſtürzte von einer Kugel getroffen ſogleich todt zu Boden; Joſeph, der diesmal unverſehrt blieb, feuerte eine Piſtole hinaus und der Schuß verwundete einen der Angreifer am Ellbogen. Einſehend, daß jeder fernere Widerſtand erfolglos ſein würde, ſuchte er durch ein Hinterfenſter zu entkommen; allein in dem nämlichen Augenblicke traf auch ihn eine Kugel, und mit dem Ausrufe: »o Herr, mein Gott!« ſank er entſeelt nieder. Jetzt gaben auch Taylor und Richard jeden Widerſtand auf, die ſtürmende Rotte drang herein und richtete zunächſt nur ihr Augenmerk auf den Propheten, dem ſie zum Ueberfluß noch mehrere Kugeln durch den Leib jagten. Taylor und Richard benutzten die Verwirrung und entkamen glücklich.

Man kann leicht denken, welches Wehklagen unter den Mormonen in Nauvoo entſtand, als ſie die Nachricht von dem Tode des Propheten erhielten! Wir übergeben jedoch die Einzelnheiten, und bemerken nur, daß die Leichname Joſeph's und Hyrum's feierlich nach Nauvoo gebracht und dann an einem, den Profanen unbekannten Orte einſtweilen beigeſetzt wurden, um ſpäter eine paſſende, bleibende Ruheſtätte zu erhalten.

Die Mörder blieben unbeſtraft. Denn bei den Mormonen behielt nach langem innern Kampfe die Beſonnenheit die Oberhand; ſonſt würden ſie allerdings wohl gegen die Einwohner Carthago's mit Feuer und Schwert gewüthet haben; und die Staatsbehörden von Illinois richteten ſich, wie das in den Vereinigten Staaten bei dergleichen Fällen ſehr häufig geſchieht, nach der ſ. g. öffentlichen Meinung, reihten die Ermordung der beiden Gefangenen gewiſſermaßen in die Kathegorie des Lynchgeſetzes und ließen ſo die Sache auf ſich beruhen.

Für das fernere Gedeihen der Sekte ſelbſt war Joſeph's Tod in mancher Beziehung als ein Glück zu betrachten. Denn wenn er auch das Verdienſt hatte, ſie gegründet und in dem etwas über vierzehnjährigen Zeitraum ihres Beſtehens von urſprünglichen ſechs Proſelyten die Geſammtzahl der Mormonen auf mehr als 150,000 vermehrt zu haben, ſo hatte er doch in den letzten Jahren durch ſein extravagantes Betragen dem Mormonismus überhaupt bei allen Andersdenkenden ſehr geſchadet und eben dadurch hauptſächlich auch die Zerwürfniſſe und ernſten Streitigkeiten mit den Bewohnern der Staaten Miſſouri und Illinois veranlaßt. Seit ſeinem Tode aber nahmen die An-

gelegenheiten der Sekte bald eine beſſere Wendung und die bisher erlebten Drangſale wurden nunmehr erſt wahrhaft beherzigt und ließen die Mitglieder vorſichtiger in ihrem Verhalten gegen Andersdenkende ſein.

Jetzt handelte es ſich um eine neue Oberhauptswahl, bei der ſich insbeſondere Rigdon und ein gewiſſer J. Strang vordrängten, in der feſten Ueberzeugung, daß einer von ihnen gewählt werden oder wenigſtens in dem von Joſeph hinterlaſſenen, ſchon mehrere Jahre zuvor aufgeſetzten und im Mormonen-Archive niedergelegten Teſtamente bezeichnet ſein würde. Allein weder das eine noch das andere war der Fall; vielmehr wurde ein gewiſſer Brigham-Young gewählt, und dieſer, der gegenwärtig noch an der Spitze der Mormonen ſteht und in dem American Almanac für 1853 auch als Gouverneur des Utah-Gebietes (dem jetzigen Sitze der Mormonen) aufgeführt iſt, hat durch ſeinen Eifer für das wahre Wohl der ihm Untergebenen und ſein kluges, umſichtiges Benehmen gegen die nordamerikaniſchen Behörden und gegen alle Diejenigen, welche nicht zur Sekte gehören, die auf ihn gefallene Wahl vollkommen gerechtfertigt.

8. Auswanderung nach dem Utah-Gebiete.

Die Mormonen ſchloſſen mit Recht aus der Ermordung ihres bisherigen Oberhauptes, daß die Erbitterung gegen ſie unter den Bewohnern des Staates Illinois den höchſten Grad erreicht habe und demnach ihres Bleibens in Nauvoo nicht mehr ſein könne. Früher oder ſpäter mußten ſie ähnliche Auftritte befürchten, wie ſie ſolche ſchon im Miſſouri-Staate erlebt hatten; und um dieſen vorzubeugen und wenigſtens ihre fahrende Habe zu retten, faßten ſie den Entſchluß, freiwillig auszuwandern, und zwar nach dem entlegenen Weſten, wo ſie, fern von feindſeligen Nachbarn, endlich eine bleibende Stätte zu finden hofften. Die Elemente innerer Zwietracht waren weſentlich beſeitigt dadurch, daß die, welche mit der neuen Oberhauptswahl unzufrieden waren, ausſchieden. Rigdon zog mit einigen Anhängern nach Pennſylvanien und iſt ſeitdem ſo gut wie verſchollen. J. Strang begab ſich mit ſeinem Anhange nach dem benachbarten Staate Wisconſin, wo er auf der, im nördlichen Theil des Michiganſee's gelegenen Biber-Inſel ſich niederließ, den Titel »König der Heiligen« ſich beilegte und noch dort wohnt. William Smith, Joſeph's Bruder, und ein gewiſſer Lyman White, der in der Geſchichte des Mormonismus ebenfalls eine Rolle geſpielt hatte, zogen nach Texas.

Die Ausführung des eben erwähnten Auswanderungs-Entſchluſſes wurde durch mehrere Umſtände beſchleunigt. Zunächſt zog eine Abtheilung nach Council Bluff, am rechten Miſſouriufer und an der Weſtgrenze des Staates Jowa. Hier auf dem Indianer-Gebiet und außerhalb des Bereiches der organiſirten Staaten der nordamerikaniſchen Union, wurde einſtweilen Halt gemacht, um die Vorbereitungsmaßregeln zu weiteren Unternehmungen zu treffen und die Ankunft der in Nauvoo vor der Hand noch Zurückgebliebenen abzuwarten. Bald nachdem Letztere angekommen waren, brach der Krieg zwiſchen den Ver. Staaten und Mexico aus, und die Unionsregierung in Waſhington forderte jetzt die Mormonen auf, ein Truppencontingent zu dieſem Kriege zu ſtellen, wogegen ſie verſprach, einen Theil der Koſten der Auswanderung nach dem Weſten zu

tragen Eigentlich war es der Regierung weniger um das Truppencontingent, als darum zu thun, bei dieſer Gelegenheit zu erfahren, ob den Mormonen zu trauen wäre und ſie nicht vielleicht eine feindſelige Verbindung mit den Indianern im Schilde führten. Den Mormonen kam die an ſie geſtellte Forderung inſofern ungelegen, weil ſie bei ihrer neuen Anſiedlung die waffenfähige Mannſchaft grade am dringendſten zu den nöthigen Arbeiten brauchten; nichtsdeſtoweniger leiſteten ſie ihr Folge und ſtellten 500 Mann als Contingent. Durch dieſe Willfährigkeit erlangten ſie den Vortheil, daß ſie ſpäter den Gouverneur des, außer den Utah-Indianern, von ihnen faſt allein bewohnten Utah-Gebietes aus ihrer Mitte wählen und überhaupt hier in allen Stücken ſich ſelbſt regieren durften.

In Council Bluff verweilten ſie aus dem Grunde längere Zeit, weil ſie bei der Wahl ihres künftigen bleibenden Wohnſitzes ſorgfältig zu Werke gingen, um nicht nachmals ähnlichen Wechſelfällen ausgeſetzt zu ſein, wie bisher. Ihre Wahl fiel endlich auf ein ſchönes und fruchtbares Thal am Großen Salzſee im Utah-Gebiete.

Das nordamerikaniſche Gebiet Utah iſt aus dem öſtlichen größern Theil Ober-Californiens ſeit deſſen Einverleibung in die nordamerikaniſche Union gebildet worden, grenzt im Oſten an das jetzt ebenfalls nordamerikaniſche Gebiet Neu-Mexico, und wird auf dieſer Seite zugleich durch das Felſengebirge von dem, zur Zeit faktiſch noch freien oder ſich ſelbſt überlaſſenen Indianergebiet getrennt. Das Gebiet Utah hat an ſich einen Flächeninhalt von 8886 Q. M., iſt alſo größer als Spanien; jedoch haben die Mormonen bis jetzt nur einen kleinen Theil desſelben inne, der im Verhältniß zu ihrer dort befindlichen Zahl ſteht. Im J. 1850 belief ſich im Utah-Gebiete ihre Zahl auf etwa 20,000, die ſich aber ſeitdem beträchtlich vermehrt haben, obwohl die große Mehrheit der Mormonen (ungefähr 130,000) über andere Länder zerſtreut iſt.

Wir haben es hier nur mit den, den Stamm und Kern der Sekte bildenden Mormonen, die im Utah-Gebiete leben, und mit ihren dortigen Anſiedelungen zu thun.

Der 24. Juli 1847 war der Tag, an welchem Brigham-Young, das politiſche und geiſtliche Oberhaupt der Mormonen, oder der Präſident, wie er ſich jetzt nannte, mit ſeinem ganzen Gefolge in dem erwähnten Thale ankam und davon Beſitz ergriff, und der ſeitdem als ein großer Feſttag jährlich mit großem Pomp gefeiert wird. Im Monat October desſelben Jahres zählte die Colonie 4000 mormoniſche Anſiedler, die durch das Band der Eintracht und der Glaubenseinheit gewiſſermaßen nur eine einzige Familie bildeten. Zunächſt wurden etwa fünfzig Morgen Landes abgeſteckt, um daſelbſt ein Fort zu errichten, welches bei Angriffen von Seiten der Indianer als ſicherer Zufluchtsort dienen konnte.

Eben ſo raſch, wie an dem Fort gearbeitet wurde, ward die Cultur des Bodens für den Anbau der Feldfrüchte ꝛc. betrieben, und die Mormonen widmeten ſich den landwirthſchaftlichen Arbeiten mit ſolchem Eifer, daß als im folgenden Jahre die Auswanderungszüge nach dem goldreichen Californien auch zu Lande begannen, die Reiſenden bereits bei den Mormonen reichlich mit Lebensmitteln, und zwar zu billigen Preiſen, ſich verſehen konnten. Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens kam dem Fleiße

der Anbauer mächtig zu Hülfe, und so konnten freilich bald die Ernten einen beträchtlichen Ueberschuß über den eigenen Bedarf liefern.

Das Thal, wo die Mormonen sich ansiedelten, erhielt später den Namen Deseret, oder eigentlich Königreich Deseret, und die Stadt, die sie hier am südlichsten Theil des Großen Salzsee's anlegten, heißt in der Prosasprache Stadt des Großen Salzsee's, obwohl die Mormonen sie, mit Beziehung auf ihren Cultus, auch Neu-Jerusalem nennen. Sie hat schnurgerade, in einem rechten Winkel sich durchschneidende Straßen, die Häuser haben ein nettes, freundliches Ansehen und meist auch einen Garten an der Hinterseite, und überall begegnet das Auge Merkmalen der Reinlichkeit und Ordnung. Die durchgehends breiten Straßen sind mit Trottoirs an den Seiten versehen und außerdem mit Baumreihen bepflanzt. Auch die öffentlichen Plätze sind mit Bäumen geziert, und diese sind sehr mannigfaltiger Art und stammen zum Theil aus fremden Ländern. Zu bemerken ist noch, daß diese Hauptstadt der Mormonen östlich u. 130 geogr. Meilen von San Francisco (im Staate Californien), nordnordwestlich u. 124 M. von Santa Fé (im nordamerik. Gebiete Neu-Mexico), westnordwestlich u. 272 M. von St. Louis (im Staate Missouri und am rechten Mississippiufer) und nordwestl. u. 337 M. von Neuorleans liegt.

Etwa 9 Meilen nördlich vom Deseretthal ist von den Mormonen ebenfalls eine Stadt, Ogden benannt, und noch nördlicher die Stadt Manti, die Colonie San Pete Valley (Thal) und die Eisenstadt (Iron City) angelegt worden. Die letztere Stadt hat ihren Namen daher erhalten, weil sich in der Umgegend reiche Eisenerzlager befinden, die von den Mormonen mit großem Fleiß ausgebeutet werden. Diese neuen Ansiedelungen haben in neuester Zeit einen starken Bevölkerungszuwachs erhalten. Das nämliche gilt von einer Colonie, welche westwärts von der Hauptstadt liegt. Hier sind zahlreiche Sägemühlen angelegt worden, die in fortwährender Thätigkeit sind und eine Menge Bretter und andere Baumaterialien liefern.

An der Nordseite der Hauptstadt erhebt sich ein ziemlich hoher Hügel, der Fahnen- oder Flaggenhügel genannt, weil hier eine Flagge von ungeheurer Größe weht, welche die Embleme aller bekannten Flaggen der Welt vereinigt und als die Unionsfahne aller Völker der Erden gelten soll. Offenbar ist die Idee dazu aus Jesaias 18, 3. entlehnt, wo es heißt: »Alle, die ihr auf Erden wohnet, und die im Lande sitzen, werdet sehen, wie man das Panier auf den Bergen aufwerfen wird, und hören, wie man die Trompeten blasen wird.«

9. Die Lebensweise, Sitten, Gebräuche und Glaubenslehren der Mormonen.

Aus dem bisher Mitgetheilten geht offenbar so viel hervor, daß die Mormonen durch ungemeine Thätigkeit und Betriebsamkeit sich auszeichnen. Die Arbeit betrachten sie mit Recht als die Grundlage aller Tugenden und beherzigen immerdar den Spruch: »wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen« (2 Thessal. 3, 10.). Der Faullen-

zer wird daher unter ihnen nicht geduldet, oder wenigſtens laſſen ſie ihn darben und verſchließen ihre Hand vor ihm, ſo lange er nicht ſelbſt ſeine Hände rührt; wogegen wirklich Arbeitsunfähige oder Solche, die ohne ihre Schuld in Noth und Bedrängniß gerathen ſind, auf das Bereitwilligſte unterſtützt werden. Vor mehreren Jahren war es im Plan, auf gemeinſchaftliche Koſten eine Verſorgungs-Anſtalt für Altersſchwache und Gebrechliche zu gründen; da ſich jedoch nur zwei Perſonen fanden, welche fremder Unterſtützung bedürftig waren und dieſelbe auch ſchon gefunden hatten, ſo wurde die Ausführung des Plans bis auf Weiteres verſchoben. Die Mormonen verſtehen übrigens unter Arbeit nicht blos die körperliche, ſondern auch die geiſtige, nur muß ſie irgend etwas Nützliches oder praktiſch Anwendbares ſchaffen. Der Präſident Brigham-Young geht hinſichtlich der Thätigkeit mit einem guten Beiſpiele voran. Er betrieb vor ſeiner Erwählung zum Sektenoberhaupte das Zimmerhandwerk und betreibt es auch noch. Die Prieſter, Biſchöfe u. ſ. w., alle arbeiten. Handwerker aller und jeder Art gibt es unter den Mormonen, und manche ſind ganz ausgezeichnet durch ihre Leiſtungen. Unter denen, die ſich hauptſächlich nur der Landwirthſchaft gewidmet haben oder den Boden bebauen und Viehzucht treiben, ſind viele, die ſich mit eben ſo großem Eifer wie Umſicht auf die Obſtbaumzucht, ja, was in den Vereinigten Staaten ſonſt im Ganzen ſelten vorkommt, ſogar auf die Blumenzucht legen. Sie ſparen keine Mühe, um ſich die werthvollſten Schößlinge, Pflanzen und Blumen aus fremden Ländern zu verſchaffen und in Utah zu acclimatiſiren. Man trifft daher hier mitunter die herrlichſten Anpflanzungen und anmuthigſten Gärten an. In neueſter Zeit hat ſich die Induſtrie der Mormonen auch auf den Anbau von Runkelrüben zur Zuckerbereitung gelegt, und zwar mit ſolchem Erfolge, daß bereits außerordentlich große Quantitäten Runkelrübenzucker gewonnen ſind. Außer auf Eiſen wird auch auf andere Metalle und namentlich auf Steinkohlen gebaut. Das Schießpulver, deſſen die Mormonen bedürfen, fabriciren ſie ſelbſt, ebenſo die meiſten ihrer Waffen, ihrer Kleidungsſtoffe u. ſ. w.

Bei allen dieſen Arbeiten für die Förderung der materiellen Wohlfahrt vernachläſſigen ſie keineswegs die Mittel zur Beförderung geiſtiger Bildung. Es beſtehen zahlreiche Schulen, in denen der Unterricht unentgeltlich ertheilt wird, während die Lehrer auf allgemeine Koſten beſoldet werden, und zwar in der Art, daß ſie ihr gutes Auskommen haben. In den höheren Schulen werden alle Zweige praktiſcher Wiſſenſchaften und insbeſondere auch fremde Sprachen gelehrt. Nur die Arzneiwiſſenſchaft wird vernachläſſigt, weil die Mormonen mit großen Vorurtheilen gegen dieſelbe erfüllt ſind, wahrſcheinlich weil ſie nie Gelegenheit gehabt haben, die Arzneiwiſſenſchaft in dem Sinne, wie ſie in Deutſchland und anderen europäiſchen Ländern gelehrt und ausgeübt wird, kennen zu lernen. Denn die ſ. g. Aerzte in Amerika haben ihnen keinen Begriff davon beibringen können, weil ſie meiſt nur elende Pfuſcher und Charlatane ſind.

Die Juſtizpflege iſt in manchen Stücken muſterhaft zu nennen und ein langes Hinſchleppen der Prozeſſe iſt bei den Mormonen etwas Unerhörtes. Man kann aber doch nicht ſagen, daß die Urtheile nach Gutdünken gefällt werden, ſondern es liegen ihnen theils eigene geſchriebene Geſetze, theils die in den Ver. Staaten gelten-

den Gewohnheitsrechte als feste Normen zum Grunde. Die philosophischen Ideen neuerer Zeit, welche auf Abschaffung der Todesstrafe dringen, haben bei den Mormonen keinen Anklang gefunden oder sind ihnen, was noch wahrscheinlicher ist, unbekannt geblieben. Wer bei ihnen einen Andern absichtlich tödtet, erleidet die gerechte Strafe wiederum getödtet zu werden; und das finden sie, wie überhaupt alle vernünftige Menschen, ganz in der Ordnung. Nur in dem Fall eines Ehebruches, wenn der beleidigte Ehegatte den Ehebrecher tödtete, findet eine Ausnahme von dieser Regel statt.

Die unter den Mormonen, wenigstens zur Zeit noch, herrschende Polygamie weicht von der im Orient gebräuchlichen insofern ab, als die Frauen von dem gemeinschaftlichen Manne keineswegs verlangen, daß er sie sammt und sonders ernähre, sondern durch den Ertrag ihrer Arbeit zur Bestreitung der Haushaltungskosten mitwirken. Es scheint dabei auf Jesaias 4, 1. Bedacht genommen zu sein, wo es heißt: »Zu der Zeit werden sieben Weiber Einen Mann ergreifen, und sprechen: Wir wollen uns selbst nähren und kleiden; laß uns nur nach deinem Namen heißen, daß unsere Schmach von uns genommen werde.« Uebrigens ist die gesellschaftliche Stellung der Nordamerikanerinnen eine derjenigen der Orientalinnen geradezu entgegengesetzte; denn sie werden, auch bei den untersten Klassen, mit einer Rücksicht behandelt, wie man sie sonst selten findet; darum findet auch bei denen unter den Mormonen die Polygamie, welche vermöge der Concurrenz die Frauenrechte theilt und sonach mehr oder minder schmälert, im Allgemeinen nicht sehr großen Anklang. Manche Frauen, die in Polygamie leben, speisen daher auch nicht gemeinschaftlich zu Mittag, sondern bringen den ganzen Tag, ihren Geschäften nachgehend, außer dem Hause zu und kehren erst Abends heim.

Bälle und Abendgesellschaften sind bei den Mormonen nicht selten, und die höchsten Würdenträger der Kirche wohnen denselben bei. Häufig wird der Ball mit einem Gebet eröffnet und in demselben der Segen des Himmels erfleht für die beabsichtigte Erholung und Zerstreuung. Nach gesprochenem Gebet ertönt die Tanzmusik und der Ball nimmt seinen Anfang. Der Tanz gehört gewissermaßen zu den Glaubensartikeln der Mormonen, welche sich auf David, der vor der Bundeslade her tanzte, auf Prediger Salomonis und andere Bibelstellen berufen und die Behauptung aufstellen, man könne Gott eben so wohl durch Tanz wie durch Gesang loben.

Die Grundlehren des Mormonismus erhellen am deutlichsten aus einzelnen Glaubensartikeln, welche die Mormonen theils vor, theils nach Joseph's Tode aufgestellt und folgendermaßen formulirt haben:

»Wir glauben an Gott den Vater, an Jesum Christum seinen Sohn und an den heiligen Geist.«

»Wir glauben, daß die Menschen bestraft werden wegen ihrer persönlich begangenen Sünden, und nicht wegen der von Adam begangenen.«

»Wir glauben, daß kraft der Versöhnung in Christo die ganze Menschheit durch Befolgung der Lehren und Vorschriften des Evangeliums zur Seligkeit gelangen kann.«

»Wir glauben, daß das Evangelium lehrt und vorschreibt: 1) den Glauben an Jesum Christum; 2) die Buße; 3) die Taufe durch Untertauchen des ganzen Körpers, zur Vergebung der Sünden; 4) die Handauflegung zur Mittheilung des heiligen Geistes; 5) das heilige Abendmahl.«

»Wir glauben, daß eine Eingebung von Gott und eine Einweihung durch Solche, welche mit der göttlichen Kraft dazu begabt sind, erforderlich ist, um das Evangelium würdiglich zu predigen und die Gnadenmittel der Religion zu spenden.«

»Wir glauben an die ursprüngliche Kirchenverfassung, mit den Aposteln, Propheten, Predigern, Lehrern, Evangelisten u. s. w.«

»Wir glauben an die Kraft des Evangeliums, Gnadengaben zu verleihen, wie des Glaubens, der Unterscheidung der Geister, der Weissagung, der Offenbarung, des Schauens in die Zukunft in Gesichten, gesund zu machen, in mancherlei Sprachen zu reden oder sie auszulegen, Weisheit zu üben, Barmherzigkeit, brüderliche Liebe u. s. w.«

»Wir glauben, daß die Bibel Gottes Wort ist. Auch glauben wir, daß das Buch des Mormon Gottes Wort sei.«

»Wir glauben an Alles, was Gott offenbart hat und noch offenbart; ebenso glauben wir, daß er noch weit größere und wichtigere Dinge in Betreff der zweiten Zukunft des Herrn und des Friedensreiches auf Erden offenbaren wird.«

»Wir glauben an die künftige Sammlung der Kinder Israels und an die Neubildung der zehn Stämme, sowie an die Gründung eines neuen Zion's auf dem nordamerikanischen Festlande. Wir glauben ferner, daß Christus in Person tausend Jahre auf Erden regiern und daß dann die Erde in einen herrlichen und glückseligen himmlischen Wohnsitz umgewandelt werden wird.«

»Wir glauben buchstäblich an die Auferstehung der Todten und daß diejenigen, welche während der Herrschaft Christi auf Erden sterben, erst nach dem Ende dieser Herrschaft wieder ins Leben zurückkehren werden.«

»Wir beanspruchen das Recht, Gott nach unserem eigenen Gewissen und Ermessen anzubeten, mit der nämlichen Freiheit, wie die übrige Menschheit den Allmächtigen nach ihrer Art und Ueberzeugung verehrt und anbetet.«

»Wir glauben, daß da wir geistlichen Königen, Königinnen, Präsidenten, Gouverneuren und Obrigkeiten unterthan sind, wir auch den Gesetzen, sofern sie mit der Gerechtigkeit übereinstimmen, gehorchen müssen.«

»Wir erachten es als eine heilige Pflicht, Wahrheit, Rechtschaffenheit, Mäßigkeit, Keuschheit, Mildthätigkeit und Gerechtigkeit zu üben und gegen Jedermann nach jener Liebe zu handeln, welche nach Pauli Ausspruch alles glaubt und alles hofft. Wir haben vieles erduldet und hoffen alles erdulden zu können. Was lieblich, was eine Tugend ist, was Lob verdient und Werth hat, dem trachten wir nach. Dies Bewußtsein entschädigt uns reichlich für alle Leiden und gewährt uns den reinsten innern Genuß. Aber die Müssiggänger können keine Christen sein, folglich auch nicht hoffen, zur ewigen Seligkeit zu gelangen. Die Trägen im menschlichen Bienenkorbe müssen von den Arbeitsbienen todtgestochen und als eine verderbliche Schmarotzerpflanze hinausgeworfen werden.

Man ſieht, daß in dieſen Glaubensartikeln manches mit dem apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſe ſo ziemlich übereinſtimmt; daß aber dagegen das übrige meiſt den Träumereien und fixen Ideen des erſten Gründers der Sekte angehört. Indeß ſeit ſeinem Tode hat das Extravagante und Schroffe im Mormonismus mehr und mehr ſich verloren und vernünftigeren Ideen Platz gemacht, und da das praktiſch Gute, nämlich Arbeitſamkeit und geregelte Thätigkeit, bei den Mormonen ſich erhalten hat, ſo leidet es kaum einen Zweifel, daß ſie unter dieſen Umſtänden von den übrigen Träumereien mit der Zeit ſich ebenfalls losſagen werden.

Der Aufſtand in China.

Wenn Aſien ſeit langer Zeit eine verhältnißmäßig ſehr untergeordnete Rolle in der Geſchichte geſpielt hat, ſo ſcheint es dagegen jetzt mehr und mehr eine politiſche Wichtigkeit zu gewinnen.

Von den verſchiedenen Beſtandtheilen Aſiens iſt ganz Vorderindien und ein nicht unbedeutender Theil Hinterindiens im Beſitz der Britten, und dieſer Umſtand allein macht, daß ſtarke politiſche Erſchütterungen in anderen aſiatiſchen Ländern indirekt und ſelbſt direkt auf Europa zurückwirken können. Denn das brittiſch-indiſche Reich iſt weit entfernt, auf feſten, dauernden Grundlagen zu ſtehen, vielmehr ein künſtlicher Bau von ſolcher Art, daß ein irgend heftiger Stoß von außen ſehr leicht auch ein Zuſammenbrechen der innern morſchen Stützen herbeiführen kann. Mit dem Verluſt der indiſchen Beſitzungen wäre es aber mit England's Welthandel ſo gut wie vorbei und gleichzeitig wäre damit auch ſeine politiſche Macht gebrochen. Wir wollen den Fall annehmen, England geriethe der ruſſiſch-türkiſchen Angelegenheit wegen mit Rußland in Krieg, ſo brauchte Rußland, um ſeinem Gegner weit empfindlicher als durch Land- und Seeſchlachten zu ſchaden, nichts weiter zu thun, als mit Perſiens Hülfe die, an ſich ſchon gegen die Engländer höchſt feindlich geſinnten Afghanen zu einem Angriffe auf das unmittelbar an ihrer Grenze liegende indo-brittiſche Reich zu veranlaſſen und dann nachdrücklich zu unterſtützen: das bisher nur mit Mühe gedämpfte Feuer des Aufruhrs würde ohne Zweifel bald zu heller Flamme auflodern und ſich wahrſcheinlich über den größten Theil von Hindoſtan ausbreiten.

Wir wollten mit dieſem Beiſpiel nur zeigen, wie tief die Geſchicke Aſiens auch in diejenigen Europa's unter gewiſſen Umſtänden eingreifen können; und da der Handel China's mit dem brittiſch-indiſchen Handel in genauer Verbindung ſteht und da ferner das chineſiſche Reich unmittelbar an das indo-brittiſche grenzt, demnach politiſche Erſchütterungen in jenem auch ſolche in dieſem veranlaſſen können, ſo hat der jetzige Aufſtand in China, deſſen Tragweite ſich ohnehin noch gar nicht abſehen läßt, jedenfalls Intereſſe für Europa. Darum wollen wir das, was darüber bis jetzt bekannt geworden iſt, hier mittheilen.

Vor der Hand beſchränkt ſich der Aufſtand auf das eigentliche China, welches von dem chineſiſchen Reiche wohl zu unterſcheiden iſt. Letzteres hat ſich in ſeinem jetzigen Umfange größtentheils erſt in den letzten Jahrhunderten gebildet, und

umfaßt, Beſtandtheile, die von dem eigentlichen China in vielen Stücken, namentlich was die Eigenthümlichkeit der Bevölkerung betrifft, ſehr verſchieden ſind. Unmittelbares Gebiet, Hauptland und Kern des Reiches iſt das eigentliche China; dagegen ſind mittelbare oder unterworfene Länder die Mandſchurei, die Mongolei (auch die Große Tatarei genannt) und die Kleine Bucharei, wogegen Tibet, Korea und die Lieuquien-Inſeln zinspflichtige Schutzländer ſind.

Wir haben es hier nur mit dem eigentlichen China zu thun.

Dieſes Land wurde gegen Ende des 13. Jahrhunderts von den Mongolen unter Kublai-Khan erobert, behielt jedoch ſeine alte Verfaſſung, ſeine Geſetze und Gewohnheiten, und Kublai-Khan ſelbſt bildete ſich ganz nach den chineſiſchen Sitten, wozu er auch ſeine Mongolen antrieb. Nach 89jähriger Dauer nahm jedoch die Mongolenherrſchaft in China ein Ende nach einer Empörung, die der Chineſe Tſchu oder Schu leitete, und der nunmehr als Stifter der chineſiſchen Dynaſtie Ming im J. 1368 den vaterländiſchen Thron beſtieg. Die Chineſen ſtanden alſo nunmehr wieder unter einer einheimiſchen Herrſcherdynaſtie, wie vor der mongoliſchen Eroberung. Nun iſt zu bemerken, daß ſchon in früherer Zeit die im Amur- oder Tunguſenlande (der Mandſchurei) wohnhaften Mongolen häufig die chineſiſche Grenze beunruhigt hatten, und daß das Nämliche jetzt auch unter den Ming, und zwar gegen Ende des 16. Jahrhunderts, geſchah. Die Ming ſuchten ſich ihrer Verwüſtungen und Streifzüge dadurch zu erwehren, daß ſie ihnen 1586 die Erlaubniß ertheilten, ihre Wohnſitze bis an die Provinz Leaotong (an der Nordoſtgrenze der, die kaiſerliche Reſidenzſtadt Peking enthaltenden chineſiſchen Provinz Petſcheli) auszudehnen, was dieſelben auch thaten und dabei den Namen Mandſchu annahmen. Die chineſiſchen Statthalter der Provinz Leaotong mißhandelten jedoch bei jeder Gelegenheit die neuen Grenznachbarn, überfielen ſie ſogar unvermuthet mit bewaffneter Hand und metzelten eine Menge nieder. Dies veranlaßte die Mandſchu, die bisher eine patriarchaliſche Verfaſſung gehabt hatten, aus ihrer Mitte einen König zu wählen, damit in ihre Vertheidigungsmaßregeln Einheit gebracht würde. Die Wahl traf einen ihrer Hordenanführer Tienmin, der nunmehr den Namen Taitſu annahm und ſich um das Jahr 1625 den Kaiſertitel beilegte. Er ſtarb 1626 und ihm folgte in der Regierung der Mandſchu ſein Sohn Taitſong, der den Grenzkrieg gegen die Chineſen mit Nachdruck fortſetzte.

Mittlerweile brach in China eine Empörung aus unter Hoaitſong, dem letzten Kaiſer aus der Dynaſtie der Ming, der 1627 den Thron beſtiegen hatte. Dem Anführer der Rebellen, Litſching oder Li, gelang es wirklich, ſich der Haupt- und Reſidenzſtadt Peking zu bemächtigen, worauf der Kaiſer Hoaitſong ſich das Leben nahm. Es gelang jenem aber nicht, Uſankue, den Anführer der chineſiſchen Reichsarmee, der an der Grenze gegen die Mandſchu kämpfte, auf ſeine Seite zu bringen. Vielmehr ſchloß Uſankue mit den Mandſchu Friede und forderte ihren Beherrſcher Taitſong zum gemeinſchaftlichen Kampfe gegen den Rebellen Litſching auf. Taitſong leiſtete der Aufforderung Folge, drang mit ſeinem Heere in China ein, zerſtreute die Rebellen und war im Begriff, ſich als Kaiſer von ganz China auf den Thron zu ſetzen, als er 1644 ſtarb. Jedoch ſein Sohn Schüntſchi gelangte auf den Kaiſerthron China's und gründete hier

die Dynaſtie der Mandſchu, die ſich den chineſiſchen Namen Taitſing gab und zur Zeit noch regiert.

In China (d. h. im eigentlichen China) trat demnach ein Verhältniß ein, ungefähr dem vergleichbar, als wenn zur Zeit des deutſchen Kaiſerreiches ein Zeitlang eine däniſche und ſpäter eine niederländiſche Dynaſtie den Thron inne gehabt hätte: beide wären germaniſchen Stammes, aber doch immer keine einheimiſche Dynaſtien geweſen. Die Chineſen werden zwar nicht zum Mongolenſtamme gerechnet, ſondern mit den Japanern, Koreanern, Tibetanern und den nicht-malayiſchen Völkern Hinterindiens einem beſondern Stamme, dem hinterindiſchen beigezählt; allein ſie können dennoch füglich zum Mongolenſtamme gerechnet werden, und jedenfalls gehören ſie der mongoliſchen Raſſe an. Die Mandſchu gehören mit den Mongolen entſchieden dieſer Raſſe an und können zugleich, ebenſo wie dieſe, als ſtammverwandt mit den Chineſen betrachtet werden. Deſſenungeachtet aber iſt und bleibt die dermalen noch regierende Mandſchu-Dynaſtie für China immer eine fremde, eben ſo wie es die Mongolen-Dynaſtie war, welche von 1279 bis 1368 hier regierte. Begreiflich iſt es demnach, daß ein großer Theil der Chineſen über die abermalige Verdrängung der vaterländiſchen Dynaſtie unmuthig und mit feindſeligen Gefühlen gegen die Mandſchu erfüllt wurde. In dem oben angenommenen Fall würde nicht minder ein großer Theil der Deutſchen feindſelig gegen die fremdländiſche Dynaſtie geſtimmt geweſen ſein.

Dieſer lange genährte Haß gegen die Mandſchu-Dynaſtie nun iſt es eben geweſen, der den jetzigen Aufſtand in China herbeigeführt hat. Er machte ſich Luft gleich nach dem Tode des vorigen Kaiſers, Tao-kuang, der am 25. Febr. 1850 ſtarb, worauf ihm ſein vierter Sohn, der älteſte unter den lebenden, Yihtſchu, oder ſeitdem Szihing ſich nennend, in der Regierung folgte.

Vorbereitet war der Aufſtand ſchon ſeit ſehr geraumer Zeit in ganz ähnlicher Weiſe, wie die Revolutionen in Europa vorbereitet worden ſind, nämlich durch geheime Geſellſchaften, deren es in China ſehr viele gibt, faſt alle mit feindſeligen Tendenzen gegen die regierende Mandſchu-Dynaſtie. Sie führen verſchiedene Namen, wie z. B. zur heiligen Waſſerlilie (von dem Symbol Buddha's), zum göttlichen Geiſt u. ſ. w. Da ſie zugleich eine religiöſe Baſis haben, indem in der Buddhalehre, der Religion der untern chineſiſchen Volksklaſſen, mehrere wiedergeborene Buddhas als Erretter und Bringer alles Heils geglaubt werden, ſo galten bisher auch die Anhänger des Chriſtenthums in China als Mitglieder einer gleichfalls geheimen politiſchen Geſellſchaft, Tſinlien-Kiao genannt, wahrſcheinlich damit die chineſiſche Regierung immer deſto mißtrauiſcher gegen ſie ſein und ſcharfe Maßregeln gegen ſie anwenden könnte.

Wie es bei Revolutionen gewöhnlich zu geſchehen pflegt, ſo wirkten auch in China verſchiedene vorbereitende äußere Umſtände mit, um den Aufſtand grade zur geeignetſten Zeit zum Ausbruch zu bringen. In den beiden Provinzen Kuangtong (deren Hauptſtadt Canton iſt) und Kuangſi (an der Weſtgrenze von Kuangtong) herrſchte während der Jahre 1847 und 1848 eine Hungersnoth, die zur Folge hatte, daß ſich zahlreiche Räuberbanden bildeten, die ſich, aus dem Flachlande verdrängt, in die Gebirge zogen, wo durch ihre Berührung mit den unabhängigen Gebirgsſtämmen, die

ſich niemals der Herrſchaft der Mandſchu unterworfen und unter denen ſich noch vielfache Erinnerungen an die einheimiſche Dynaſtie der Ming (ſ. oben) erhalten haben, zuerſt in einzelnen ihrer Führer der Gedanke entſtanden zu ſein ſcheint, die Mandſchu-Regierung zu ſtürzen, deren hülfloſe Schwäche ſie wenige Jahre zuvor in dem Kriege gegen die Engländer kennen gelernt hatten. Entſcheidend war der Entſchluß, den der bedeutendſte dieſer Führer, Hong-Siu-Tſiuen, ein Mann von großer Schlauheit und unzweifelhaftem Feldherrntalente, faßte, ſich und den Seinigen die Zöpfe abzuſchneiden und nach altchineſiſcher Art die Haare lang wachſen zu laſſen, weil er durch dieſes in die Augen fallende Unterſcheidungszeichen es ſeinen Anhängern unmöglich machte, ſich im Fall einer Niederlage der Verfolgung zu entziehen, ſo daß ihnen demnach keine andere Wahl blieb, als zwiſchen dem Siege und dem Tode.

Schon im Auguſt 1850 belief ſich die Zahl der Inſurgenten, die den Fahnen Hong-Siu-Tſiuen's folgten, auf 15,000 Mann, und um dieſe Zeit ſtellte auch der Heerführer dem jetzigen chineſiſchen Kaiſer, dem oben genannten Yih-tſchu oder Szihing, einen Gegenkaiſer in der Perſon eines, dem Adelsgeſchlechte der Miaotſe angehörenden Mannes unter dem Namen Tien-te (himmliſche Tugend) entgegen.

Ueber die erſten bedeutenderen Unternehmungen der Inſurgenten lauten die Berichte verſchieden, und nur ſo viel iſt daraus mit Beſtimmtheit zu entnehmen, daß bisher nur die ſüdlichen, aber freilich auch wichtigſten Provinzen China's der Schauplatz derſelben geweſen und daß ſeit März 1853 die Inſurgenten im Beſitz Nanking's, der zweiten Hauptſtadt des chineſiſchen Reiches, ſind und von hier aus die ſüdlichen Provinzen beherrſchen. Dieſe Thatſache iſt allein faſt hinreichend, um die Mandſchu-Regierung an den Rand des Abgrundes zu bringen. Denn aus den ſüdlichen Provinzen wird das ganze nördliche China genährt. Nicht weniger als 10,000 Staatsbarken führen von dort Jahr aus Jahr ein den, größtentheils in Reis beſtehenden Tribut auf dem Kaiſerkanal nach Peking, und nicht allein die 2 Millionen Bewohner dieſer ungeheuren Stadt, ſondern auch die Bevölkerungen des ganzen Nordens bis zur ruſſiſch-ſibiriſchen Grenze ſind für ihren Lebensunterhalt hauptſächlich auf dieſe Zufuhren angewieſen. Der Kampf um den Beſitz von Nanking, auf deſſen Wiedereroberung die chineſiſche Regierung ohne Zweifel ihre letzten Kräfte noch aufbieten wird, muß daher über das Seyn oder Nichtſeyn der Mandſchu-Dynaſtie entſcheiden. Daß dieſer Kampf ſich ſo lange verzögert, erklärt ſich durch die ungeheuren Entfernungen, aus denen die kriegeriſchen Horden des Nordens und des Weſtens heranziehen, auf die der Kaiſer ſeine letzte Hoffnung ſetzt. Denn in dem Kampfe gegen die Inſurgenten hat ſich die gänzliche Unbrauchbarkeit der im Innern des Reiches vertheilten Milizen deutlich gezeigt. Auch herrſchte unter deren Anführern bisher meiſt immer Uneinigkeit, und ſo iſt es nicht zu verwundern geweſen, daß ihre Gegner nach und nach immer mehr Terrain gewonnen haben.

Die Inſurgenten haben die kluge Politik beobachtet, mit den in China ſich aufhaltenden Europäern ſich ſtets auf einem guten Fuß zu erhalten zu ſuchen und ſo denn auch möglichſt alles vermieden, was den europäiſchen Handel irgend beeinträchtigen könnte. Außerdem geben ſie ſich bei jeder Gelegenheit den Anſchein, als ſeien ſie Chriſten (manche unter ihnen mögen allerdings auch wohl durch die im Lande ſich aufhaltenden Miſſionäre zum Chriſtenthume bekehrt worden ſein), um ſo die Ausländer noch mehr für ſich zu ge-

winnen. Der brittiſche Gouverneur von Hongkong, Sir George Bonham, fand ſich durch dieſes Benehmen veranlaßt, Ende April's 1853 perſönlich nach Nanking ſich zu begeben, wo er in diplomatiſchen Verkehr mit dem Inſurgenten-Anführer trat und ihm erklärte, daß die Britten die kaiſerliche Regierung keineswegs unterſtützen würden, jedoch auch verpflichtet wären, die Rückſicht gegen ſie zu beobachten, die ihr gegenüberſtehende Partei ebenfalls nicht zu unterſtützen, daß ſie unter den obwaltenden Umſtänden demnach die vollkommenſte Neutralität in dem Kampfe zwiſchen dem »chineſiſchen Volke« und dem »Volke der Mandſchu« zu bewahren wünſchten.

Einem in engliſchen Blättern enthaltenen und vom 30. Mai 1853 aus Shanghai datirten Berichte über jene Reiſe des brittiſchen Gouverneurs nach Nanking entnehmen wir Folgendes:

»Sobald es den Engländern nur gelungen war, den Inſurgenten, die von Tſchingkiangfu (am Blauen Fluß oder Yangtſekiang, woran auch Nanking liegt) und von anderen Uferſtellen aus auf die Dampfböte gefeuert hatten, durch Nichterwiedern des Feuers und durch Dolmetſcher begreiflich zu machen, daß ſie neutral zu bleiben gedächten, kamen die Inſurgenten haufenweiſe an Bord der brittiſchen Fahrzeuge und gaben nun das größte Zutrauen zu erkennen. Ihr Erſtes war die Verſicherung, ſie ſeien Chriſten, wenigſtens durchgängig Verehrer Jeſu, und von Verachtung gegen den in China gewöhnlichen Götzendienſt erfüllt. Auch führten manche von ihnen Schriften bei ſich, die ſie nicht von chriſtlichen Miſſionären erhalten haben wollen, ſondern von denen ſie behaupten, ſie ſeien vom Himmel herabgekommen, und zwar bereits vor mehr als tauſend Jahren. Der Inhalt blieb uns unbekannt; jedoch handeln ſie wahrſcheinlich von ihren Religionsgrundſätzen. Die Anhänger der neuen Sekte ſind Bilderſtürmer und vertilgen jede Spur des Götzendienſtes. Uebrigens ſcheint ſo viel gewiß, daß ſie die zehn Gebote anerkennen, die ſie in einer chineſiſchen Ueberſetzung beſitzen. In den Geſetzen, die ſie darauf baſirt haben, wird den Opiumrauchern Todesſtrafe und den Tabaksrauchern körperliche Züchtigung mit dem Bambusrohr angedroht. Sie behaupten, alle Schriften alten und neuen Teſtamentes zu beſitzen, obwohl wir bei ihnen nur die chineſiſche Ueberſetzung des erſten Buches Moſis ſahen. Aus ihrem Gerichtsverfahren iſt die ſonſt in China ſehr häufig vorkommende Tortur verbannt. Ihr Heer nennen ſie das »heilige Heer« und Nanking die »heilige Stadt.« Unter ſich nennen ſie ſich »Brüder« und die Fremden, ſo denn auch uns »fremde Brüder.« Sie ſprechen viel von einem Dr. Lohoſon, vielleicht Dr. Lobſon, Miſſionär der Londoner Miſſionsgeſellſchaft; es kann auch ein Miſſionär ähnlichen Namens von der rheiniſchen Geſellſchaft gemeint ſein, welcher dem bekannten Gützlaff beigegeben war und nach Kuangſi ging, wo der Aufſtand zuerſt ausbrach. Sie haben in Nanking, Tſchingkiangfu, Yangtſchenfu und anderwärts jetzt ſchon beinahe eine Million Anhänger und ihre Zahl wächſt bei immer ſteigendem Fanatismus täglich bedeutend. Daß ein Abkömmling der alt-chineſiſchen Ming-Dynaſtie an der Spitze der Empörung ſtehe, behaupten die Inſurgenten nicht, wohl aber, daß ihr König in den Himmel verſetzt worden ſei, wo er in den Stand geſetzt werde, das Land zu regieren, indem er von Zeit zu Zeit, jedoch lediglich in Beziehung auf irdiſche Dinge, unmittelbar von Gott Eingebungen erhalte. Die Bezeichnungen »der Allerhöchſte,« »der Vater« legen ſie nicht ihrem Herr-

ſcher, ſondern nur Gott bei. Eigentliche Prieſter haben ſie nicht, indem ſie glauben, daß jeder Bekenner ihres Glaubens das Prieſteramt auszuüben berufen ſei. Einige führen indeß geiſtliche Titel. Das alte Teſtament ſcheint unter ihnen verbreiteter zu ſein, als das neue, obwohl ſie dieſes eben ſo ſehr verehren, wie jenes. Sie haben, ſagen ſie in gebrochenem Engliſch, dieſelbe Religion, wie »der König Victoria,« oder auch, wie ſie bisweilen ſich ausdrücken, ſie gehören der »Zehn-Gebot-Religion« an. Sie halten ſich vom Himmel berufen, die Mandſchus zu tödten und beabſichtigen auf Peking vorzudringen, ſobald ihnen der Auftrag hierzu von oben zugegangen ſei. Sie kennen keinen Zweifel an ihrer Macht, an ihrer göttlichen Sendung, an der Ohnmacht der Mandſchu-Regierung und deren Truppen, an der Sympathie der eingebornen Chineſen und am gänzlichen Verfall des gegenwärtigen Syſtems.«

Nach ſpäteren Berichten aus Hongkong hatten die Inſurgenten am 18. Mai 1853 auch die wichtige Seehandelsſtadt Amoy, in der Provinz Fokien (die an der Nordoſtgrenze der Provinz Kuangtong liegt), in ihre Gewalt bekommen, und zwar unter Umſtänden, die den großen Anhang der Inſurgenten bei der chineſiſchen Bevölkerung der Südprovinzen deutlich erkennen ließen. Schon am 13. Mai wurde der engliſche Conſul in Amoy von den chineſiſchen Stadtbehörden benachrichtigt, daß die Inſurgenten im Anzuge wären und die benachbarte feſte Stadt Hai Heng bereits eingenommen hätten. Der engliſche Conſul traf die nöthigen Vorkehrungen, um das Eigenthum ſeiner Landsleute ſicher zu ſtellen; es vergingen jedoch mehrere Tage, ohne daß etwas vorfiel. Endlich am 18. Mai bei Tagesanbruch ſah man einen Schwarm dicht bemannter und bewaffneter Böte gegen die Stadt heranziehen. Unter den Einwohnern herrſchte große Angſt und alle Läden wurden geſchloſſen. Der kaiſerliche Admiral commandirte ſeine Flotte zum Angriffe, operirte aber merkwürdiger Weiſe ſo rückſichtsvoll, daß die Feinde landeten, ohne auch nur Einen Mann einzubüßen. Kaum waren die Erſteren ans Land geſtiegen, ſo änderte ſich die Scene. Die ganze Stadt warf die Maske ab; die Polizei, die Schiffsleute, die Arbeiter, kurz Alle, die ſich hätten wehren können, wurden plötzlich zu Rebellen, oder, wie die Engländer und Chineſen jetzt lieber ſagen, zu »wahren Patrioten.« Vor Allem wurden jetzt die Regierungskaſſen in Beſchlag genommen und die Archive ausgeräumt, deren Papiere zum Theil verbrannt wurden. Kein Privateigenthum ward angetaſtet. Die Garniſon, die wahrſcheinlich längſt mit den Inſurgenten in geheimer Verbindung geſtanden hatte, that auf gut Chineſiſch ihre Schuldigkeit, d. h. ſie unterhielt bis gegen Mittag ein lebhaftes Geſchütz- und Musketenfeuer, wodurch jedoch Niemand auch nur verwundet wurde, und ging dann mit den Rebellen zu Tiſch. Alles löſte ſich in Gemüthlichkeit auf. Von den vier Stadtthoren wurde eins offen gelaſſen, um den Mandarinen, die entwiſchen wollten (und ſie thaten es ohne Ausnahme), ein Schlupfloch zu vergönnen; die Einwohner zogen den Siegern mit bunten Fähnchen entgegen, die Fenſter wurden geſchmückt, und man wünſchte ſich Glück, das Joch der Mandſchu-Regierung abgeſchüttelt zu haben. Die Ausländer kamen allmälig auch zutraulich auf die Straße; ſie erhielten eine beſondere Schutzwache und wurden überhaupt mit großer Zuvorkommenheit behandelt.

Das definitive Schickſal der Mandſchu-Dynaſtie hängt alſo, wie ſchon bemerkt, gegenwärtig davon ab, ob die Inſurgenten ſich in den Stand geſetzt ſehen werden, mit Er-

folg gegen Pecking vorzudringen und dieſe vornehmſte Haupt- und Reſidenzſtadt China's in Beſitz zu nehmen.

Für die weitere Ausbreitung des Chriſtenthums in China ſcheinen gegenwärtig die Ausſichten weit günſtiger als je zu ſein, ſelbſt auch wenn die Inſurgenten es mit dem Chriſtenthum nicht ſo aufrichtig meinen ſollten, wie ſie vorgeben, denn das chineſiſche Volk iſt im Allgemeinen empfänglich für die chriſtliche Lehre, und einen Fanatismus, der hier hindernd entgegentreten könnte, wie z. B. bei den Mahomedanern, kennt es wenig oder gar nicht. Blos die chineſiſche Regierung iſt es bisher immer geweſen, die aus Gründen der Politik den Fortſchritten des Chriſtenthums im Lande möglichſt entgegengewirkt hat. Katholiſch-chriſtliche Gemeinden haben übrigens, zum Theil ſchon ſeit dem 17. Jahrhundert, wo katholiſche Ordensgeiſtliche Zutritt in China fanden und zahlreiche Chineſen zu ihrem Glauben bekehrten, in faſt allen Provinzen beſtanden. In neuerer Zeit, wo ſie ſich vermehrt haben, ſind nun auch viele proteſtantiſch-chriſtliche Gemeinden hinzugekommen, durch die Bemühungen brittiſcher Miſſionäre und insbeſondere Gützlaff's, der mit Morriſon eine Ueberſetzung der heiligen Schrift ins Chineſiſche veranſtaltete, welche eine ungemein ſtarke Verbreitung im Lande gefunden hat. Der verſtorbene Kaiſer forderte ſogar Gützlaff zur Ueberſendung einer chineſiſchen Bibel auf, ließ ſodann den Inhalt prüfen, und, nachdem nichts darin gefunden worden, was Aufruhr erregen könnte, dem Miſſionär die Zuſicherung ertheilen, der Bibelverbreitung in China nicht hinderlich ſein zu wollen.

Das Caplaud und das Kaffernland.

Unter Caplaud verſteht man bekanntlich eine, früher niederländiſche, jetzt brittiſche Colonie, welche den größten Theil der afrikaniſchen Südſpitze einnimmt. An ihrer Oſt- und Nordoſtſeite liegt das, nordwärts bis zur Sofala-Küſte (die an dem, die Inſel Madagaskar vom afrikaniſchen Feſtlande trennenden Kanal von Moſambique liegt) ſich hinaufziehende Kaffernland.

Beide Länder ſind in neueſter Zeit häufig erwähnt und, beſonders mit Rückſicht auf den langjährigen Kaffernkrieg und die Verhältniſſe zwiſchen den ältern holländiſchen und den brittiſchen Anſiedlern, mehr oder minder ein Gegenſtand öffentlicher Aufmerkſamkeit geworden. Jedenfalls ſind ſie ganz geeignet, in einer Zeitſchrift mit der Tendenz des Portfolio näher beſprochen zu werden, und zwar um ſo mehr, da die darüber in weiteren Kreiſen bis jetzt bekannten geographiſchen Notizen theils dürftig, theils ſehr mangelhaft ſind. Wir folgen im Nachſtehenden hauptſächlich einer vor Kurzem in London unter dem Titel Kaffraria and its inhabitants erſchienenen Schrift, deren Verfaſſer, Hr. Fleming, Feldprediger bei den an der Kafferngrenze ſtationirten brittiſchen Truppen iſt.

Beſchäftigen wir uns zunächſt mit dem Caplande.

Dieſes Land ward zuerſt 1487 von dem portugieſiſchen Seefahrer Bartholomäus Diaz entdeckt, der das eigentliche Cap (Vorgebirge der guten Hoffnung) umſchiffte und nicht eher landete, als in der 100 Meilen weiter oſtwärts an der Südküſte befindlichen Algoabai, und zwar auf einer hier liegenden kleinen Felſeninſel, wo er ein Kreuz aufpflanzte, von dem noch jetzt Spuren erkennbar ſind. Diaz, der als erfahrner Seemann die Frage wegen der Möglichkeit einer Umſchiffung Afrika's nunmehr gelöſt ſah, hatte jetzt ernſtlich die Abſicht, die Fahrt nach Indien weiter zu verfolgen, allein die Schiffsmannſchaft, erſchreckt durch die furchtbaren Stürme, mit denen ſie in dieſem Meeresſtrich zu kämpfen gehabt hatte, widerſetzte ſich ſeinem Vorhaben mit ſolcher Hartnäckigkeit, daß er heimkehren mußte. Das diesmal unvollendet gebliebene Unternehmen führte erſt neunzehn Jahre ſpäter Vasco de Gama aus, der am 9. Juli 1497 von Liſſabon unter Segel gehend, am 20. Nov. die afrikaniſche Südſpitze erreichte, ſie vollſtändig umſchiffte und am 19. Mai 1498 die indiſche Hafenſtadt Calicut erreichte.

Seitdem wurden nicht nur von Portugal, ſondern ſpäter auch von England und Holland aus, Fahrten nach Indien unternommen, und die Schiffe legten auf der Hin-

und Rückreiſe faſt immer bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung an, ohne daß damit irgend eine andere Abſicht verknüpft geweſen wäre, als ſich mit Trinkwaſſer zu verſehen und von den Eingebornen Lebensmittel einzutauſchen. Die Engländer waren es, welche zuerſt den Gedanken faßten, hier eine dauernde Niederlaſſung zu gründen; allein der von ihnen 1620 gemachte Verſuch, dieſen Plan zur Ausführung zu bringen, mißlang. Dagegen hatte der Coloniſationsplan der Holländer, denen 1652 die Eingeborenen hier einen benachbarten Gebietsſtrich einräumten, einen dauernden Erfolg. Auf die Nachricht von dem geſunden Klima und der Fruchtbarkeit des Bodens ſtrömten zahlreiche Holländer aus dem europäiſchen Mutterlande hierher, ſiedelten ſich bleibend an, nahmen zu den von den Eingeborenen eingeräumten Ländereien noch andere in Beſitz und ſetzten ſich in aller Weiſe hier feſt.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Eingeborenen, indem ſie den Fremdlingen gutwillig Ländereien überließen, nicht anders glaubten, als daß jene es nur auf einen temporären Aufenthalt abgeſehen hätten. Doch ſie mußten ſich bald vom Gegentheil überzeugen, und als ſie, unzufrieden darüber, die Fremden wieder zu vertreiben ſuchten, zogen ſie bei dieſem Verſuche den Kürzern und die Holländer wurden nun vollends Herren im Lande. Die Coloniſten oder Boers (Bauern), wie ſie gewöhnlich genannt wurden und noch genannt werden, entwickelten große Thätigkeit, und die Colonie gedieh binnen kurzer Zeit in dem Grade, daß, als 1672 Ludwig XIV. Holland zu vernichten drohte, die reicheren Holländer ſchon auf dem Punkte ſtanden, nach dem Caplande (außerdem allerdings auch nach Java) auszuwandern, um hier die im Mutterlande verlorene Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Die Colonie blieb während eines anderthalbhundertjährigen Zeitraumes im Beſitz der Holländer, bis ſie ihnen reſp. 1795 und 1806 von den Engländern entriſſen und an dieſe 1814 förmlich abgetreten wurde. — So weit was das allgemein Geſchichtliche der Capcolonie betrifft. Wir wollen nun zunächſt eine geographiſche Ueberſicht des ganzen Landes geben.

Unter Capland in der weitern Bedeutung verſteht man die ganze afrikaniſche Südſpitze, ſoweit ſie im Norden von dem Orangefluß und deſſen nördlichſtem Hauptquellenſtrom begrenzt wird. In dieſer Begrenzung liegt ihr äußerſter Nordpunkt unter 27° 30′ S. Br., wogegen ihr äußerſter Südpunkt, Cap Agulhas, unter 34° 51′ S. Br. liegt. Ihr äußerſter Weſtpunkt, die Orangenfluß-Mündung ins Atlantiſche Meer, liegt unter 16° 27′ öſtl. Länge von Greenwich, und ihr äußerſter Oſtpunkt, die Tukela-Mündung ins Indiſche Meer, unter 31° 33′ öſtl. Länge von Greenwich. Demnach würde ſich das Capland im weiteren Sinne des Wortes durch 7 Breiten- und 15 Längengrade erſtrecken. Das wären über 100 geog. Meilen in die Breite und mehr als 200 geogr. Meilen in die Länge gerechnet. Indeß kann die durchſchnittliche Breite (von N. nach S.) nur zu höchſtens 70, und die durchſchnittliche Länge (von W. nach S.) zu nicht mehr als etwa 130 Meilen angenommen werden.

Der Orangefluß oder, wie er bei den holländiſch redenden Bewohnern des Caplandes genannt wird, Orauge-Rivier, iſt nicht nur der bedeutendſte Strom

des Caplandes, ſondern gehört auch zu den größeren afrikaniſchen Strömen überhaupt. Die Eingeborenen nennen ihn Gariep, was in der Hottentottenſprache Waſſer bedeutet. Er durchzieht Südafrika, die Nordgrenze des Caplandes bildend, in der Richtung von Oſt nach Weſt und ergießt ſich unter 28° 38′ S. Br. und (wie ſchon oben bemerkt) unter 16° 27′ öſtl. Länge von Greenwich, in das Atlantiſche Meer. Seine Mündung iſt in nördlicher Richtung etwa 75 Meilen von der Capſtadt entfernt. Von dem Punkte an, wo ſeine Hauptquellenflüſſe ſich vereinigen und ſo den einzelnen Strom bilden, bis zum Meere beträgt die Stromlänge, vermöge der (übrigens nicht ſehr ſtarken) Krümmungen, an 120 Meilen. Der größte Hauptquellenfluß das Orange-Rivier iſt der Nu Gariep oder Schwarze Fluß (Zwarte Rivier der Cap-Coloniſten), der wahrſcheinlich wegen ſeiner dunklen Farbe und ſeiner ſchlammigen Beſchaffenheit während der Regenzeit, wo er ſehr bedeutend anzuſchwellen pflegt, dieſen Namen führt und von Süden her kommt. Der andere, von Nordoſten herkommende Hauptquellenfluß des Orange-Rivier iſt der Ky Gariep oder Gelbe Fluß, obwohl die Cap-Coloniſten ihn gewöhnlich Vaal-Rivier nennen. Beide Quellenflüſſe vereinigen ſich in der Nähe von Campbellsdorp an der capländiſchen Nordgrenze, unter 29° 7′ S. Br. und 24° 20′ öſtl. L. von Greenwich, und bilden ſo den Orangeſtrom, etwa in ähnlicher Weiſe, wie die Werra und Fulda die Weſer bilden. Ihr Vereinigungspunkt liegt nördlich und 47 Meilen von Graaf Reynet (wovon weiterhin die Rede ſein wird) und weſtlich und 90 Meilen von Port Natal (wovon weiterhin ebenfalls die Rede ſein wird). Der Nu Gariep oder Schwarze Fluß hat einen ſehr langen Lauf und iſt in der Regenzeit ein größtentheils prächtiger und tiefer Fluß von 3- bis 4000 Fuß Breite, der ſtellenweiſe jedoch bis zu 50 F. zuſammengedrängt iſt. In der Regenzeit überſchwemmt er, wie der Nil Egyptens, ſeine Ränder weit und breit; und da die Ueberſchwemmungen oft plötzlich eintreten, wird er häufig ſehr gefährlich. In der trockenen Jahreszeit dagegen iſt der ganze Nu Gariep ſehr ſeicht und ſelbſt durchwatbar. Dies in Verbindung mit der Häufigkeit der in ihm auftretenden Felſen macht ihn für die Binnenſchiffahrt völlig ungeeignet. — Was den Orangeſtrom ſelbſt betrifft, ſo hat er beinahe ſchon gleich Anfangs oder doch da, wo die Reiſenden auf ihrem Wege von der Capcolonie nach Lattaku die Ueberfahrt zu bewerkſtelligen pflegen, die Breite des Rheins bei Düſſeldorf, und in ſeinem unterſten Laufe die von einer halben Meile, d. h. jedoch nur während der Regenzeit; denn in der trockenen Jahreszeit iſt er nur etwa 1700 Fuß breit. Ueberhaupt iſt dann ſeine Waſſermenge ſo unbedeutend, daß er an den meiſten Stellen durchwatet werden kann. Seine nur etwa 400 F. breite Mündung iſt ſogar meiſt noch durch eine Sandbank ſo geſchloſſen, daß während der trockenen Jahreszeit nicht einmal ein kleines Brot, geſchweige ein Schiff hier einlaufen kann. Andererſeits bewirken die in allen dieſen Theilen des afrikaniſchen Feſtlandes oft plötzlich und mit allgemeiner Heftigkeit eintretenden Gewitterregen, dann ein Steigen des Stroms von 20 bis 30 Fuß über den gewöhnlichen Stand, worauf aber gewöhnlich eben ſo ſchnell ein Abfließen ſeiner Gewäſſer bis zu ihrem früheren geringen Niveau erfolgt.

Nach dem Orange-Rivier iſt der anſehnlichſte Strom des Caplandes der Große Fiſchfluß, der oſtwärts von der bereits oben erwähnten Algoabai, an der Süd-

küſte, ins Meer ſich ergießt und den öſtlichen Theil der eigentlichen Capcolonie in der Richtung von Norden nach Süden oder Südoſten durchſtrömt. Er iſt jedoch nicht perennirend, indem er periodiſch ſo austrocknet, daß ſich dann in ſeinem Bette nur eine Kette von Pfuhlen findet, wogegen freilich in anderen Zeiten ſtürmiſche Fluthen von mehr als 70 Fuß Tiefe dasſelbe erfüllen. Der Große Fiſchfluß entſpringt in den hohen Schneebergen, nördlich und nur wenige Meilen von der Stadt Graaf-Reynet, und hat bei ſeinen unzähligen Krümmungen eine Stromlänge von mehr als 100 Meilen. Seine bedeutendſten Zuflüſſe ſind der Kunap und Katrivier.

Der Elephantenfluß entſpringt auf den Bokkeveldbergen, nordnordöſtlich und 18 M. von der Capſtadt, nimmt Anfangs eine entſchieden nördliche Richtung, krümmt ſich dann nach Weſten herum und ergießt ſich nördlich und 35 M. von der Capſtadt ins Atlantiſche Meer. Seine bedeutendſten Nebenflüſſe ſind der Große Doorn und der Karru-Doorn oder Hantamfluß.

Südlich vom Elephantenfluß mündet ins Atlantiſche Meer der Große Bergfluß, und nördlich von jenem der ganz unbedeutende Kuſſie oder Sandfluß.

Die meiſten übrigen erwähnenswerthen Ströme oder, beſſer geſagt, Küſtenflüſſe des Caplandes haben ihre Mündungen an der Südküſte. Zunächſt bei Port Beaufort (nordöſtlich und 10 M. von dem oben erwähnten Cap Agulhas) mündet der, auf den Bokkeveldbergen entſpringende Breede Rivier. Oeſtlich und 12 M. von Port Beaufort hat ſeine Mündung der Gauritzfluß, der im Innern durch die Vereinigung des auf den Nieuweveldbergen entſpringenden Gamka oder Großen Löwenfluſſes, des öſtlichen Elephantenfluſſes, des Tauw oder Taufluſſes (der ſeine Quellen auf den Bokkeveldbergen hat) und mehrerer anderer Nebenflüſſe gebildet wird. Der Gamtu oder Große Fluß, der ſeine Quellen auf den Schneebergen hat, durchſtrömt den Südküſtendiſtrikt Uitenhage und ergießt ſich öſtlich und 55 M. von Port Beaufort und weſtlich und 6 M. von der Algoabai ins Meer. In die Algoabai mündet der zwiſchen 50 und 60 Meilen lange und auf den Schneebergen entſpringende Sontagsfluß. Der öſtlich und 9 M. von der Mündung des Sontagsfluſſes in das Meer ſich ergießende Küſtenfluß Bosjemans-Rivier iſt unbedeutend. Auf dieſen folgt weiter oſtwärts der ſchon oben beſchriebene Große Fiſchfluß und auf dieſen der, die Grenze zwiſchen der eigentlichen Capcolonie und dem brittiſchen Kaffernlande bildende, übrigens nur als Küſtenfluß zu betrachtende Keiskamma. Im brittiſchen Kaffernlande ſelbſt iſt der bemerkenswertheſte Küſtenfluß der Buffalo. Die Grenze zwiſchen dem brittiſchen und unabhängigen Kaffernlande bildet der Große Keifluß, die Grenze zwiſchen dem unabhängigen Kaffernlande und Natalien der Umzinkulu, und die Grenze Nataliens und damit zugleich die äußerſte Nordoſtgrenze des Caplandes überhaupt bildet der Tagelafluß oder Tukela.

Das Capland ſteigt aus der Meerestiefe in mehreren, von Süden nach Norden auf einander folgenden Terraſſen auf, an die ſich längs dem ganzen Südküſtenrande, vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis zur Mündung des großen Keifluſſes, eine unter dem Namen der Nadelbank den Seefahrern bekannte und durch ihre geringe Tiefe gefährliche ſubmarine Terraſſe anſchließt, die bis zum 37. Grade ſüdlicher Breite reicht und aus Sand und Muſcheltrümmern beſteht.

Die erſte Landterraſſe des Caplandes hat im Allgemeinen nur 2- bis 300 Fuß Meereshöhe, die im Oſten bei Grahamstown ſich jedoch allmälig bis 1000 Fuß ſteigert. Ihre Oberfläche iſt in der Nähe des Orangefluſſes, alſo im nordweſtlichen Theil des Caplandes, außerordentlich waſſerlos, ſandig und dadurch ungemein dürr und menſchenleer. Südlicher wird ſie thoniger und könnte hier bei hinlänglicher Bewäſſerung einen ganz ergiebigen Culturboden abgeben. In der Nähe der Capſtadt iſt ſie wieder ſandig und nur mäßig fruchtbar; ſie bildet hier die ſ. g. Capflächen. Am Südrande des Landes, beſonders in deſſen öſtlicherem Theile, wird endlich die Terraſſenoberfläche abermals thonig und dadurch außerordentlich ertragsfähig. Ueberhaupt iſt dieſe erſte Landterraſſe durch ihre Culturentwickelung und ihre Lage in der Nähe des Meeres bisher immer der wichtigſte Theil des Caplandes geweſen. Uebrigens war ſelbſt die Gegend in der Nähe des Orangefluſſes in früheren Zeiten keineswegs ſo waſſerlos, ſandig und dürr, wie gegenwärtig. Ihre jetzt freilich ſpärlichen Bewohner wiſſen es noch aus der Sage ihrer Väter zu erzählen, daß vormals die Segnungen der Quellen, daß Bäche und Flüſſe das warme Land durchſtrömten, daß die Wolken alljährlich ihren Regen über Thäler und Hügel ergoſſen und daß da, wo jetzt der nackte, weiße Kiesboden im Widerſchein der hochſtehenden Sonne das Auge blendet, ein Grün der Auen ſich ausbreitete, in welchem zahlreiche Viehheerden ihre Weide fanden. Der Naturforſcher, der durch dieſe dürren Steppen der Quarzgeſchiebe oder des röthlichen Sandes hindurchzieht, kann die Beweiſe für die Wahrheit jener Ausſagen noch am Boden auffinden. Da ſtehen die uralten Stöcke des ſüdafrikaniſchen Milchholzes (Sideroxylon inerme), von einem Umfange, welcher bei dem langſamen Wachsthum dieſes Baumes auf ein mehr als tauſendjähriges Alter der vormals hier vorhandenen Stämme ſchließen läßt; und neben ihnen zeigen ſich die Wurzeln oder Stumpfe vieler anderer Gewächſe des Waldes, den der menſchliche Unverſtand durch Feuer und Schärfe der Aexte ausgerottet hat. Denn die Eingeborenen haben in den hier befindlichen Wäldern dermaßen gehauſ't, daß nichts mehr davon übrig geblieben iſt. Der Bau jeder ihrer zeitartigen Hütten, welche öfters nur einem kurzen Aufenthalte dienten, dann auf immer verlaſſen wurden, koſtete einer vielfach größeren Zahl der ſchönſten jungen Stämme das Leben, als zum Bau nöthig geweſen wäre, und viel mehr als von dem gefällten Holze hinweggeſchafft wurde, blieb nutzlos am Boden liegen; oder auch das Feuer, welches das Dornengebüſch verzehren ſollte, ergriff die noch hin und wieder ſtehende Waldung. So ward ihr Land zur ſchattenloſen Einöde, die den Niederſchlag des atmoſphäriſchen Gewäſſers nicht begünſtigen kann, ſondern nur jenen des feinen Sandſtaubes, der im Frühling oft Wochen und Monate lang den Himmel trübt.

Innerhalb der Ausdehnung der hier in Rede ſtehenden erſten Landterraſſe ſteigt völlig iſolirt und durch eine breite Ebene von den Gebirgen des Innern getrennt aus ihr noch das kleine felſige Gebirge auf, welches im Süden der Capſtadt die, in der Richtung von N. nach S. 9 Meilen lange und 1¼ M. breite zungenförmige Capiſche Halbinſel bildet und am nördlichſten Ende mit ſeinen drei höchſten Erhebungen, dem Tafel-, dem Löwen- und dem Teufelsberg von reſp. 3582, 2760 und 3315 F. Höhe, eine Gruppe rund um die Capſtadt formirt.

Nördlich und auch öſtlich von dem niedrigen Küſtenreich erhebt ſich dann durch-

ſchnittlich bis 3000 F. Meereshöhe und mit faſt mauerförmig anſteigenden Wänden eine zweite Terraſſe, ſtellenweiſe bekränzt an ihren oberen Rändern mit langen Höhenzügen, die am Südrande der Stufe den Namen der Großen Schwarzen Berge (Groote Zwarteberge) führen. Der ſtellenweiſe bis 12 Meilen breite Zug dieſer zu 4000 bis 5000 Fuß hoch anſteigenden Berge läßt ſich vom Großen Bergfluſſe im Weſten (ſ. oben) bis zum Gamtu (ſ. oben) im Oſten 60—70 Meilen weit verfolgen, worauf er anſcheinend verflacht, möglicher Weiſe aber noch im Oſten des Gamtu fortſetzt, indem einige anſehnliche Berge, wie der Kuruka oder Wintershoek mit dem dazu gehörenden 4000 F. hohen, weit ſichtbaren und nördlich von der Stadt Uitenhage gelegenen Cockscombs-Pik, und die bis 2500 F. hohen Zuurebergen (Sauerberge) hier genau in der Verlängerung der Grooten Zwarteberge auftreten. So bilden die Letztern muthmaßlich einen weitern öſtlichen Bergkranz am Südrande der Terraſſe bis in die Nähe der Stadt Grahamstown.

Beim Beginn der Großen Schwarzen Berge oder Grooten Zwarteberge im Weſten zweigt ſich ſofort von ihnen eine zweite, etwas niedrigere, immer aber höchſt majeſtätiſch und pittoresk aufſteigende Bergkette ab von etwa 50 M. Länge und zuerſt nach Südoſt divergirend, dann aber mit der Terraſſenwand parallel laufend. Sie führt anfänglich den Namen der Kleinen Schwarzen Berge (Kleene Zwarteberge) oder Zwellendammerberge, und weiterhin den der Outniquaberge, ſteigt in einzelnen Gipfeln bis 4800 Fuß auf und wird von den Großen Schwarzen Bergen durch eine, nur wenige Meilen breite und nicht mehr als wenige hundert Fuß höher als die Küſtenſtufe liegende Hochebene geſchieden. Dieſe Hochebene führt in ihrem weſtlicheren Theile bis zum Gauritsfluß (ſ. oben) den Namen Kannaland, von da aber oſtwärts den der Longekloof, und hier als ein höchſt ausgezeichnetes, etwa 40 Meilen langes Thal zwiſchen verſchiedenen kleineren Longitudinalketten in der Richtung von W. nach O. fortlaufend. Gegen Norden zu verflacht ſich der mauerförmig aufſteigende weſtliche Rand der zweiten Terraſſe allmälig, bis er zuletzt bei der Annäherung an den Orangefluß gänzlich verſchwindet. Mehr nach Süden zu ſondert ſich bei der Stadt Worceſter (oſtnordöſtlich und 14 M. von der Capſtadt) von dem hier noch anſehnlich hohen Rande der zweiten Terraſſe ein nach Weſten vorſpringender, etwa 2300 F. hoher Bergſtock, Wintershoek genannt, ab, der eine (unter dem Namen der Drakenſteiner und Stellenboſcherberge, dann des Gebirges von Hottentotts-Holland bekannte) lange Vorkette bis zum ſüdlichen Meeresrande entſendet, wo ſie mit den beiden Vorgebirgen Hangklip (auch Falſches Cap genannt und öſtlich und 5 M. vom Vorgebirge der guten Hoffnung gelegen) und Mudge (öſtlich und 5¼ M. vom falſchen Cap) ſchroff abbricht. Ein anderer Aſt (die Carbouwberge) geht von dem Wintershoek in entgegengeſetzter Richtung nach Norden und verflacht ſich in der Küſtenſtufe zunächſt dem weſtlichen Elephantenfluſſe (ſ. oben). Noch weiter im Norden, unter 30° S. Br. und etwa 10 M. vom (Atlantiſchen) Meere, ſteigt endlich aus der Küſtenſtufe bis 5500 F. Höhe ein, den Namen Kamies (bedeutet Berg in der Hottentottenſprache) führender Bergſtock auf, der muthmaßlich ſich auch im Oſten an die Mauer der zweiten Terraſſe anſchließt. Enge ſpaltenähnliche und ungeheuer tiefe Transverſalthäler durchbrechen die Vorketten und machen den Zugang zu dem Fuße der hohen Binnenterraſſe

durch dieſe Vorketten und damit zugleich auch den Abfluß der auf der Terraſſe geſammelten Gewäſſer nach der Küſtenſtufe möglich. Einſchnitte ſolcher Art führen ſchon bei den Bewohnern des Caplandes den ſehr bezeichnenden Namen der Kloofs (Klüfte). Mehrere derſelben ſind erſt in neuerer Zeit durch die Fürſorge einiger Landesgouverneure mit großen Anſtrengungen und Koſten in gute Landſtraßen umgeſchaffen worden: z. B. der furchtbare Paß über das Hottentotts-Hollandgebirge, der die Verbindung der Capſtadt mit den öſtlichen Theilen des Caplandes allein möglich macht; der Sir Lowryspaß, der Franſche Hoekpaß und der Paß in der fürchteelichen Attaquaskloof, wodurch eine Communication von der Moſſelbai (oſtnordöſtlich und 30 M. von dem oben erwähnten Cap Agulhas) durch die ſüdliche Vorkette nach dem Innern eröffnet worden iſt. Die meiſten dieſer Kloofs waren früher für Wagen völlig unpraktikabel, und ſelbſt die, welche mit Wagen paſſirbar waren, geſtatteten die Paſſage nur mit der größten Anſtrengung und Gefahr. Die zweite Terraſſe iſt eine 15 bis 20 Meilen breite und 60 bis 80 Meilen lange Ebene von etwa 1500 Q. M. Oberfläche, woraus iſolirt einzelne Berge mit flachen, tafelförmigen, mehrere hundert Fuß hohen Gipfeln aufſteigen. An ihrem Weſtrande erhebt ſich dieſe Stufe bis 5000 Fuß über den Meeresſpiegel, während ihre Hauptmaſſe nur etwa 3000 Fuß hoch ſein dürfte. Dieſer hohe Weſtrand führt den Namen der Ceder- und Bokkeveldberge, und auf ihrer Weſtſeite und in unmittelbarer Nähe hält ſich parallel mit ihnen der obere Lauf des Breede Rivier (ſ. oben). Die ſüdlichen Berge, welche den Spezialnamen Warme Bokkeveldberge (die nördlicheren heißen insbeſondere die Kalten Bokkeveldberge, und auf ſie folgen weiter nördlich die Cederberge) führen, liegen demnach durchſchnittlich nur etwa 15 Meilen in öſtlicher Richtung von der Capſtadt entfernt.

Die Oberfläche der zweiten Terraſſe beſteht vornehmlich aus einem rothen oder rothbraunen, ſtark eiſenhaltigen mit Sand gemengten Thon, welcher während der trockenen Jahreszeit ſo hart wie gebrannter Ziegelthon wird und deßhalb von den Hottentotten in ihrer Sprache den Namen Karru (d. h. hart) erhalten hat, ein Name, der nun vorzugsweiſe auch der ganzen Stufe zur Bezeichnung gegeben wird und den man ähnlichen Thonflächen in anderen Theilen des Caplandes ebenfalls beilegt. Das völlige Verſchwinden aller Vegetation auf der zweiten Terraſſe (mit Ausnahme einiger grüner Säume von Akazien längs den Betten ausgetrockneter Regenbäche) in der warmen Jahreszeit gibt dieſem Landſtriche Monate hindurch ein höchſt trauriges Anſehen, wie denn andererſeits das völlige Verſiegen aller fließenden Gewäſſer und Quellen ihn dann ſogar auch ganz unpaſſirbar macht. Dagegen während der Regenzeit ändert ſich plötzlich die Scene wie durch einen Zauberſchlag, und die öde dürre Karru verwandelt ſich binnen wenigen Wochen in eine Blumen- und Grasflur voll von ſaftigen und alkalireichen Gewächſen, die von den zunächſt den oberen Rändern der innerſten dritten Stufe wohnenden und nach Eintritt der Regenzeit herabſteigenden Familien als vortreffliches Weideland benutzt wird, in welchem ſie, ſo lange die üppige Vegetation dauert, nomadiſirend umherziehen. An den wenigen Punkten, wo die Karru beſtändig fließende Quellen hat, haben ſich lachende Oaſen mit ſeßhafter Bevölkerung, Ackerfeldern, üppigen Orangehainen und Weingärten gebildet; und überhaupt findet nur hier und an einzelnen, weit von einander liegenden, ähnlich begünſtigten Stellen Bodencultur in der Karru ſtatt.

Dörfer fehlen daher in der Karru gänzlich und nur an ihrem Nordrande und an den Quellen des Großen Löwenfluſſes (ſ. oben) iſt aus adminiſtrativen Gründen das Städtchen Beaufort, Hauptort des gleichnamigen Diſtrikts, angelegt worden, deſſen an nur zwei Quellen gebundene Exiſtenz natürlich nie einer großen Entwickelung fähig iſt.

Oeſtlich vom Sontagsfluſſe (ſ. oben) erhebt ſich plötzlich in der unmittelbaren Fortſetzung der Karru eine, über dieſe bis zu 1500 Fuß ſich erhebende anſehnliche und dicht bewaldete Bergkette, welche oberhalb des Ortes Somerſet (nördlich und 14 M. von der Sontagsfluß-Mündung) den Namen Boſchberg führt, in ihrer Weitererſtreckung aber in den beiden Winterbergen bis 6000 Fuß über den Meeresſpiegel aufſteigt, einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt iſt, dann unter den Namen der Katberge (Katzenberge) einen großen Bogen nach Südoſt macht und hier im Luberi- oder Gaikakopf am höchſten anſteigt, und endlich in eine entſchieden ſüdliche Richtung übergeht, womit ſie theils in dem, durch die Vereinigung des Keiskamma- und Tſchumieſluſſes gebildeten Winkel, theils öſtlich vom Tſchumie in dem mächtigen und wilden Amatolagebirge (im brittiſchen Kaffernlande) zu endigen ſcheint. Durch das Auftreten dieſer Gebirgsmaſſen, die einen großen Theil des öſtlichen Caplandes erfüllen, verringert ſich die Breite der Karru in der Richtung von N. nach S. bedeutend, und gleichzeitig gewinnt die Karru hier ein ungemein reicheres Anſehen, indem die zu ihr gehörenden Landſtriche Cambedo, Tarka und Bruyntjeshoogte ſtets durch ihre höchſt üppigen Grasfluren bekannt waren. Nördlich von dem Boſchberge und den Winterbergen ſetzt aber die Karru noch bis zu der öſtlichſten Grenze des Caplandes ununterbrochen fort, indem die ſeit 1847 der Colonie einverleibten grasreichen Hochebenen des Amatemba-Kaffernlandes nach allen ihren Beziehungen ganz das Gepräge der Karru der alten Capcolonie beſitzen.

Noch tiefer im Innern erhebt ſich endlich eine dritte Terraſſe, nämlich die Garip-Terraſſe (nach dem Garip oder Orangefluß ſo benannt), wiederum mit faſt mauerartig aufſteigenden Rändern bis 5- und 6000 Fuß über dem Meeresſpiegel. Sie bildet muthmaßlich den ſüdlichſten Ausläufer des unermeßlichen ſüdafrikaniſchen Binnenplateau's. Von der 2- bis 3000 Fuß tiefer liegenden Karru geſehen, erſcheinen die ſteilen, ſehr ſchwer erſteiglichen Wände dieſer Terraſſe eigentlichen Hochgebirgen ganz ähnlich; und da, wo ſie die Richtung von N. nach S. haben (d. h. nordnordöſtlich und nordöſtlich und zwiſchen 50 und 40 M. von der Capſtadt), nennt man ſie das Roggeveld-Gebirge, wo ſich aber die Oberfläche der Stufe als eine unermeßliche Ebene, mit einer nur ſehr geringen Neigung nach Norden gegen die Vertiefung des Garip- oder Orangeſtromlaufes ausbreitet. Da wo ſie die Richtung nach Oſten nehmen, nennt man ſie zunächſt die Nieuweveld-Berge, dann die Winter- und Schneeberge; ihre Erhebung über dem Meeresſpiegel iſt hier merklich höher, als die Terraſſe ſelbſt, indem ſie zu einer eigenen longitudinalen Gebirgskette werden, welcher die ungemein ſtrenge winterliche Kälte und die häufige Schneebedeckung theilweiſe den Namen der Winter- und Schneeberge verſchafft hat, wie denn auch wirklich nirgends ſonſt im Caplande Kälte und Schnee in dem Grade vorkommen, wie hier. Aeltere Schätzungen geben den Nieuweveld-Bergen ſchon eine abſolute Höhe von 10,000 Fuß; und neuere auf direkte Meſſungen gegründete Angaben ſetzen die Erhebung des, durch eine ſpitze

Felspyramide auf ſeinem Gipfel höchſt eigenthümlich geſtalteten Compaßberges, eines der ſüdöſtlichſten Ausläufer der Schneeberge und nördlich und 6 M. von der Stadt Graf-Reynet gelegen, zu 10,250 engl. Fuß über der Meeresfläche, ſo daß dieſer Berg unzweifelhaft einer der höchſten, wo nicht der höchſte des Caplandes iſt. Noch weiter gegen Nordoſt, da wo die Landſchaften Cambebo, Bruyntjeshoogte und Tarka die Verlängerung der Karru bilden, greuzen gegen dieſelben ebenfalls mauerförmig ſteile Ränder der Garipſtufe, welche mit den unter den Namen Rhinoſter- (Rhinozeros-), Zuure- und Stormberge bekannten longitudinalen Gebirgsketten gekrönt ſind. Im äußerſten Oſten wird endlich noch die Garipſtufe durch die, 3000 F. hoch über dieſelbe aufſteigende Kette der Quathlamba- oder Inkalaberge, der Draken- oder Witteberge, eine nördliche Fortſetzung der Stormberge, begrenzt. Die Oberfläche des zum Caplande im engern Sinn gehörenden Theils der Garip-Terraſſe iſt ſowohl gegen den Garip oder Orangeſtrom, als auch gegen Weſten nach dem Atlantiſchen Meere zu geneigt, zugleich ungemein einförmig und beſteht faſt durchgehends aus unermeßlichen Ebenen, die ſich ununterbrochen nach Norden bis zum Garip oder Orangeſtrom, und im Oſten bis zum Fuß des Quathlamba erſtrecken. Nur einzelne Bergreihen, jedoch zahlreichere iſolirte Berge, erheben ſich aus dieſen Ebenen. Mehrere derſelben, wie die hohen und ſteilen nackten Tafelberge von Thaba Uuſchu (d. h. Schwarzberg) und Thaba Patſoa, ſowie der Thaba Thelepik bei Moriſcha im Oſten der Cap-Colonie, können als Ausläufer des Quathlamba betrachtet werden. Aber noch höher möchten wohl die Karriberge ſüdlich vom mittleren Laufe des Orangeſtroms ſein, die mit ihren ebenfalls tafelförmigen und 800 bis 1000 Fuß über ihre Umgebung aufſteigenden Gipfeln mit die höchſten Erhebungen in der Garipſtufe zu bilden ſcheinen. Wenige Flüſſe nur, die erfahrungsmäßig immer waſſerärmer werden und ſchon den größten Theil des Jahres hindurch völlig trocken ſind, beleben hin und wieder dieſe Hochebene, welche ſtellenweiſe, wie zwiſchen den beiden Hauptquellenflüſſen des Orangeſtroms, durch ihren thonigen Boden den Charakter der baumloſen Savannen Nordamerika's beſitzt, größtentheils aber und beſonders nach dem untern Orange-Rivier zu, wo der Boden außerordentlich ſandig wird, einer der ödeſten, dürrſten, waſſerloſeſten und menſchenleerſten Diſtrikte der Erde iſt, wo nur Strauße, vereinzelte Antilopen und Löwen zu exiſtiren vermögen, viele Tagereiſen weit zuweilen kein Baum, kein Tropfen Waſſer und ſelbſt nicht ein Grashalm zu finden iſt, und Luftſpiegelungen, ganz wie in den öden Wüſten Nordafrika's, gar nicht ſelten ſind.

Obwohl aus der obigen ganzen Darſtellung ſich ergibt, daß im größten Theile des Caplandes nicht nur eine große Einförmigkeit der Bodenbeſchaffenheit, ſondern auch während der trockenen Jahreszeit eine außerordentliche Dürre und Waſſerarmuth herrſcht, iſt dennoch die dortige Flora ungemein reich und mannigfaltig, und zwar in dem Grade, daß ſogar innerhalb der alten Grenzen des Caplandes an 12,000 Pflanzenarten gefunden werden. Freilich ſind darunter auch viele Gewächſe mit vielfacher Theilung und Kleinheit ihrer Blätter und mit haariger oder filziger Bedeckung ihrer Theile, wodurch ſie allerdings geſchickt gemacht ſind, in einer ſehr trockenen Atmoſphäre zu leben. Große Wälder fehlen freilich, wie wir geſehen haben, dem größten Theil des Caplandes ganz, und in den Karru-Gegenden gibt es ſogar manche erwachſene Männer, die nie einen

Baum geſehen haben. Nur an den tiefſten Stellen mancher Thäler, in engen Gebiegsſchlnchten und anderen begünſtigten Lokalitäten, wo eine immerwährende Feuchtigkeit vorhanden iſt und die Sonne ihre ausdörrende Kraft nicht auszuüben vermag, hat ſich eine Art von Waldvegetation entwickelt, wie es namentlich in dem, auf ſeiner Oberfläche ſonſt völllg waldloſen, ehemals freien Gebiet der Amatemba-Kaffern der Fall iſt. Uebrigens gibt es auch hin und wieder förmliche Wälder, wie z. B. die Staatswaldungen im Diſtrikt George der Weſt- und im Diſtrikt Uitenhage der Oſtprovinz; ſodann entlang des Großen Fiſchfluſſes, auf dem Abhange des Quathlamba und auf dem Baſaltboden der Boſch-, Kaga-, Kat-, Amatola- und öſtlichen Winterberge. Die Thalſchluchten der Cederberge im Oſten waren ebenfalls einſt mit ausgezeichneten, durch die fortſchreitende Cultur aber jetzt faſt ganz verſchwundenen Cedernbäumen erfüllt, wonach die Gebirgskette ihren Namen erhalten hatte. Graswuchs nach Art des europäiſchen findet ſich vorzugsweiſe nur auf den Hügelzügen in den Diſtrikten Uitenhage, Albany und Victoria der Oſtprovinz. Dagegen gibt es um ſo zahlreichere Grasflächen und Weidediſtrikte mit einheimiſchen Grasarten und anderen, dem Caplande eigenthümlichen Pflanzen; und oben iſt bereits erwähnt, daß die nach dem Beginn der Regenzeit die Bodenoberfläche der Karru bedeckenden aicalireichen Gewächſe und Pflanzen mit faſtigen Blättern den hier dann weidenden Viehheerden eine vortreffliche Nahrung darbieten. Das von dem Nu Gariep und dem Key Gariep (ſ. oben) eingeſchloſſene Gebiet des Orange-Rivier beſteht faſt nur aus ungeheuren grasreichen Ebenen, und das Gras iſt hier ſtellenweiſe ſo hoch, daß man nur die Köpfe der Ochſen daraus hervorragen ſieht. Seit der Anſiedelung der Europäer hat die Vegetation der Küſtenſtufe ungemein zugenommen, indem ſich hier jetzt die Gewächſe aller Zonen in gleichem Gedeihen finden, alle Getreide- und Fruchtarten Europa's von Gibraltar bis St. Petersburg gebaut werden und Kartoffelfelder dicht neben arabiſchen Gewächſen (z. B. Dattelpalmen und Kaffeebäumen), neben tropiſch amerikaniſchen, neben der Baumwoll- und der chineſiſchen Theeſtaude gedeihen, und mannigfache Arten europäiſcher Fruchtbäume, z. B. Aepfel-, Birnen-, Kirſchen-, Maulbeer-, Wallnuß-, Orangen- und Citronenbäume zugleich mit dem Weinſtock zur ausgezeichnetſten Vollkommenheit gelangen. Der Ackerbau liefert vorzugsweiſe Weizen, der dem beſten engliſchen im Gewichte gleich iſt. Es iſt dazu beſonders der rothe thonige Karrugrund tauglich, worauf, wenn er gut bewäſſert iſt, das beſte Produkt dieſer Art mit 70- bis 100fältigem Ertrage wächſt, ohne daß die mindeſte Düngung dazu nöthig wäre. Weinbau gehört ebenfalls zu den einträglichſten Betriebzweigen. Außer den Weinbergen von Groß-, Klein- und Hoch-Conſtantia im Capdiſtrikt zeichnen ſich noch die Cantons Groß- und Klein-Drakenſtein, Franſche Hoek und Wellingtons-Valley im Diſtrikt Stellenboſch durch ihre, dem beſten Portwein an Güte nicht nachſtehenden Erzeugniſſe aus. Im Oſten hat der Wein nur ſehr geringe Güte, doch haben neuere Verſuche gute Reſultate geliefert. Im Ganzen wird ſehr viel Wein gewonnen, von einzelnen Weinbauern zu Paarl und Drakenſtein 240- bis 400,000 Flaſchen im Jahr. Entfernter von der Küſte wird jedoch der Wein wegen der hohen Transportkoſten meiſt zu Branntwein verbrannt. In den Weindiſtrikten liefert der Aere Land 5 Pipen, mit einem Durchſchnittswerthe von 27 Rthlr. die Pipe.

Von den auf dem afrikaniſchen Feſtlande einheimiſchen wilden Thieren ſind die

Elephanten jetzt faſt gänzlich aus dem eigentlichen Caplande verſchwunden und haben ſich nur noch einzeln in den dichten Wäldern am Großen Fiſchfluſſe (wo noch vor zwanzig Jahren Heerden von 50 und mehr Elephanten herumſtreiften) und längs der Küſte der Diſtrikte Albany und St. George erhalten. Dagegen ſind ſie in Natalien noch ſehr zahlreich, und dort trifft man auch häufig das zweihörnige Rhinozeros an, welches im eigentlichen Capiande ſchon ſelten geworden iſt. Flußpferde, die früher im Caplande ungemein häufig vorkamen, ſind jetzt hier faſt nur noch im Orangeſtrom anzutreffen. Wilde Büffel ſind im Dickicht des Großen Fiſchfluſſes häufig, gefleckte Hyänen überhaupt noch zahlreich, Panther und Strauße am häufigſten in den innerſten Hochebenen, wo es auch noch Löwen gibt, die ſonſt aus den übrigen Gegenden des Landes ſchon faſt ganz verdrängt worden ſind. Quaggas und Zebras kommen auf den Hochebenen heerdenweiſe vor, und von den 70 bekannten Antilopenarten beſitzt das Capland allein gegen 30. Die europäiſchen Hausthiere, die ſchon in der erſten Zeit der Coloniſation des Landes hierher gebracht wurden, haben ſich zum Theil hier ſehr veredelt, was namentlich von dem Rindvieh gilt, welches im Caplande ausgezeichnet iſt. In den letzten Jahren hat auch die feinere Schafzucht und Wollproduktion in den Küſtenſtrichen, beſonders in den Diſtrikten Zwellendam und Albany, durch die Einführung ſächſiſcher Merinos eine außerordentliche Entwickelung gewonnen, wogegen es früher hier nur haarige Schafe mit 14 Pfund ſchweren Fettſchwänzen, doch mit vorzüglichem Fleiſche, gab. Auch wird jetzt eine ausgedehnte Mauleſel- und Pferdezucht betrieben, und die capländiſchen Pferde, welche groß und außerordentlich ausdauernd ſind, werden ſtark nach Indien ausgeführt.

Die Capcolonie hatte zur Zeit, als ſie von der niederländiſchen Regierung an die brittiſche abgetreten wurde, eine weit geringere Ausdehnung als jetzt. Im Norden bildeten die Nieuweveld- und Roggeveldberge die Grenze, und im Oſten trennte der Große Fiſchfluß ſie vom Kaffernlande. Sie dehnte ſich ungefähr 128 Meilen in die Länge und 70 Meilen in die Breite aus, begriff nur den Capdiſtrikt und die Diſtrikte Stellenboſch, Zwellendam und Graaf Reynet, und hatte höchſtens 60,000 Einwohner, nämlich etwa 22,000 Europäer und 38,000 Hottentotten.

Gegenwärtig aber iſt die Colonie im engeren Sinn allein faſt ſo groß, wie ganz Frankreich, denn ſie nimmt einen Flächenraum von 190,000 engliſchen oder 8978 deutſchen Quadratmeilen ein, und ihre Bevölkerung war im J. 1852 auf 226,000 C., worunter 106,000 Europäer (nämlich 77,000 holl. und 29,000 britt. Abkunft, ſodann 120,000 Hottentotten und Malaien), geſtiegen.

Denn es iſt ein Unterſchied zu machen zwiſchen der eigentlichen Capcolonie oder dem Caplande im politiſchen und engeren Sinne, und dem Caplande in der weitern Bedeutung des Wortes. Jene, oder die eigentliche Capcolonie iſt in europäiſcher Weiſe förmlich organiſirt und begreift in adminiſtrativer Hinſicht zwei Provinzen, eine Weſt- und eine Oſtprovinz, die wiederum in Diſtrikte zerfallen, welche, ſoweit deren zur Zeit der niederländiſchen Herrſchaft vorhanden waren, Landdroſtelen genannt wurden.

Wir wollen uns zunächſt mit der eigentlichen **Capcolonie** etwas näher beſchäftigen.

Die Westprovinz dieser eigentlichen Capcolonie umfaßt, außer der Capstadt, 7 Distrikte, reicht vom Atlantischen Meere im Westen bis zum Gamtuſluß (ſ. oben) im Osten, und begriff vor 1847, nämlich vor der Ausdehnung der Colonie nordwärts bis zum Orangeſtrom, faſt genau den Umfang, den die Colonie zur Zeit ihrer Abtretung an die Britten hatte. Sie iſt deßhalb auch vorzugsweiſe von Weißen holländiſcher Abkunft bewohnt. Sie enthält die Capſtadt, welche an der Tafelbai, nördlich und 6½ M. von dem berühmten Cap oder Vorgebirge der guten Hoffnung, liegt, ganz auf europäiſche Art gebaut und eingerichtet iſt, und deren Bevölkerung ſich im J. 1847 auf 22,543 E. belief. Die 7 Diſtrikte, welche die Weſtprovinz enthält, ſind: 1. Der Capdiſtrikt, der ſich als ſchmaler Landſtrich von nur 7½ M. Breite von der St. Helena-Bai im Norden bis zum Cap der guten Hoffnung hinabzieht, demnach auch die mit dieſem Cap endigende, bereits oben erwähnte Halbinſel begreift. Im nördlicheren Theil iſt der Boden meiſt ſandig und waſſerarm, doch im Ganzen keineswegs unfruchtbar, vielmehr hat dieſer Diſtrikt immer als Kornmagazin der Colonie gegolten, iſt berühmt durch ſeinen Weinbau, beſonders durch den in Groß-, Klein- und Hoch-Conſtantia, und außerdem wird hier ſtarke Rindvieh- und Schaafzucht betrieben. Rondebooſch, Wynberg, Plumstead und Green Point ſind reizend gelegene, blühende Dörfer, mit zahlreichen Landſitzen der reichen Capſtadtbewohner und ein Lieblingsaufenthalt von Leidenden aus Indien. Simonstown liegt auf der eben genannten Capſchen Halbinſel und an der, mit der Falſchen Bai zuſammenhängenden Simonsbai; ihr vorzüglicher Hafen dient als Station für die brittiſche Eskadre am Cap. Groenekloof iſt eine Herrnhuterſtation mit etwa 1000 E. — 2. Der Diſtrikt Stellenboſch, einer der kleinſten, aber bevölkertſten Diſtrikte, liegt an der Oſtſeite des Capdiſtrikts. Er hat einen gut bewäſſerten und ſehr fruchtbaren Boden und iſt berühmt durch ſeine ſtarke Orangeneultur, wie auch durch Weinbau. Der Hauptort Stellenboſch, in ſehr reizender, von Bergen umſchloſſener Lage und durch eine Chauſſee mit der 5 M. entfernten Capſtadt verbunden, iſt ſchön und regelmäßig gebaut und hat über 2200 E. Paarl iſt ein, faſt eben ſo ſtark, wie Stellenboſch, bevölkertes Dorf mit ausgezeichnetem Weinbau. — 3. Der Diſtrikt Woreeſter, an der Oſtſeite des Stellenboſchdiſtriktes, im Süden von dem Zwellendam- und im Norden von dem Clanwilliam-Diſtrikte begrenzt, nimmt zwar einen Flächenraum von beinahe 1000 Q. M. ein, iſt jedoch nur ſehr dünn bevölkert; wenigſtens zählte er im J. 1847 nur etwa 8100 E. Dies rührt von der Unergiebigkeit ſeines Bodens her. Denn wenn auch ein nicht unbeträchtlicher Theil gut bewäſſert und daher fruchtbar iſt, ſo gehört doch eine ſehr große Strecke zur zweiten und, wie das Roggeveld, ſogar ſchon zur dritten Terraſſe (ſ. oben), und iſt waſſerarm, obwohl zur Regenzeit als gute Rindvieh- und Schafweide nutzbar. Im Kleinen Bokkeveld, einer von Bergen umſchloſſenen Abzweigung der Karru, gedeihen die beſten Birnen, Kirſchen und Aepfel und der beſte Weizen des Caplandes nebſt gutem Wein. Der Hauptort Woreeſter, mit 1500 E., liegt am Breede-Rivier (ſ. oben), oſtnordöſtlich und 14 M. von der Capſtadt. Brandvalley iſt ein kleines Thal mit heißen Mineralquellen von ausgezeichneter Heilkraft. — 4. Der Diſtrikt Clanwilliam, der größte und nordweſtlichſte der Capcolonie, an der Nordſeite des Cap-, Stellenboſch- und Woreeſter-Diſtrikts, im Weſten vom Atlantiſchen

Meere, im Norden von dem Orangeſtrom begrenzt, und oſtwärts bis zu den Karribergen oder bis auf die Höhe der dritten Terraſſe fortziehend. Der vorherrſchend ſandige Boden iſt durch den allgemeinen Mangel an Quellen ſehr dürr und unfruchtbar. Beſonders iſt dies der Fall im ehemaligen Gebiet der Klein-Nama und des Buſchmanenlandes, wo es auch einen großen, aber meiſt trockenen Salzſee gibt. Doch zeigen ſich an mehreren Stellen des auf der Oberfläche äußerſt dürren und pflanzenloſen Küſtenſtrichs unterirdiſche Waſſeranſammlungen, und an der Voltasbai gelingt es zu jeder Jahreszeit, durch Graben im Sande friſches Trinkwaſſer zu erlangen. In dem ganzen Küſtenſtrich zwiſchen dem Kuſſie (ſ. oben) und dem untern Garip (Orangeſtrom) gibt es nur drei bewohnte Stellen. Blos der durch ausgedehnte Ueberſchwemmungen des Elephantenfluſſes (ſ. oben) in ſeinem untern Laufe bewäſſerte Thonboden iſt ausgezeichnet fruchtbar und geſtattet ſeßhafte Lebensweiſe. Rindvieh- und in neuerer Zeit Schafzucht iſt die Hauptbeſchäftigung der meiſt nomadiſirenden Bevölkerung des Diſtrikts. Zugleich werden hier in dem hoch und kalt gelegenen Canton Hantam viele große und ſtarke Pferde gezogen. Außerdem wird namentlich ziemlich viel Tabak producirt, auch etwas Wein und Branntwein gewonnen. Der Hauptort Clanwilliam liegt in einem Thale des Elephantenfluſſes, nördlich (etwas nach Oſten hin) und 32 M. von der Capſtadt. Im J. 1847 waren hier erſt 25 Häuſer. Wupperthal, eine blühende Station der rheiniſchen Miſſionsgeſellſchaft, in einem ſehr tiefen, aber höchſt romantiſchen Thal der Cedernberge. Am ganz entgegengeſetzten Ende des Diſtrikts, nämlich am Elephantenfluſſe, zugleich in einer äußerſt fruchtbaren Gegend, befindet ſich eine andere Station der genannten Geſellſchaft, Ebenezer genannt. Auch haben die rheiniſchen Miſſionäre bei den Klein-Nama die Station Kokfountain. Die Methodiſten haben eine, auf dem Khamies 4000 F. hoch gelegene Station, Lilyfountain genannt. — 5. Der Diſtrikt Zwellendam erſtreckt ſich von der Falſchen Bai längs der Südküſte bis zum Gauritzfluſſe (ſ. oben), und iſt im Norden hauptſächlich von dem Woreeſter-Diſtrikte begrenzt. Er zählte 1847 nur wenig über 20,000 E., die aber meiſt wohlhabend ſind und ſtarke Rindvieh-, Mauleſel-, Schaf- und Pferdezucht treiben. Der Hauptort Zwellendam oder Swellendam, in obſtreicher Gegend, öſtlich und 23 M. von der Capſtadt, hat 1200 E. Caledon, ein raſch aufblühendes Städtchen, hat in ſeiner Nähe eine ſtahlhaltige Mineralquelle, die beſonders häufig und mit ausgezeichnetem Erfolge von Kranken aus Indien benutzt wird. Die blühende Herrnhuter-Colonie Gnadenthal liegt auf dem Wege von Zwellendam nach der Capſtadt, öſtlich und 14 M. von Letzterer, und hat eine Meſſerfabrik und über 2000 E., von denen die Mehrzahl aus Hottentotten beſteht, die zum Chriſtenthume bekehrt ſind. Port Beaufort, an der Mündung des Breede-Rivier; treibt anſehnlichen Küſtenhandel. — 6. Der Diſtrikt George, an der Oſtſeite des vorigen und längs der Südküſte bis zum Gamtu (ſ. oben) ſich erſtreckend, wird in ſeiner ganzen Länge von den waldreichen und überaus romantiſchen Auteniquabergen durchzogen und daraus viel Bau- und Brennholz nach der Capſtadt verſandt. Der unter dieſen Umſtänden gut bewäſſerte Boden iſt ſehr fruchtbar. Ueberhaupt gilt dieſer Diſtrikt für das Paradies der Colonie, nur ſteht ſeine Bodencultur damit nicht in gleichem Verhältniſſe, und zudem iſt der Diſtrikt ſchwer zugänglich von der Seeſeite, da die Auteniquaberge an vielen Stellen bis unmittelbar an die Küſte treten. Rind- und Schafzucht bildet

die Hauptbeſchäftigung der Einwohner, deren Zahl 1847 auf 11,600 ſich belief. Der Hauptort Georgetown oder Geoege liegt in der Nähe der Südküſte, öſtlich und 25 M. von Zwellendam, und hat 1400 E. Oſtwärts von hier befinden ſich, in dem waldreichen Küſtenſtrich Zitzikamma, Niederlaſſungen von Fingu-Kaffern. In den, längs der Nordgrenze des Diſtrikts ſich hinziehenden Zwartebergen iſt die prachtvolle Stalaktitenhöhle Cango. — 7. Der Diſtrikt Beaufort, nördlich von den Zwartebergen und demnach auch von dem Georgediſtrikt, und durch die Karru bis auf die (oben beſchriebene) dritte Terraſſe reichend. Er iſt ganz wald- und faſt durchaus quellenlos, ſein Boden demnach ſehr dürr, und zählte 1847 (außer einer etwa 1500 Köpfe ſtarken Colonie eingewanderter Amakoſa-Kaffern an den Karribergen) wenig über 6200 Bewohner, welche meiſt eine nomadiſirende Lebensweiſe führen und, vermöge der in der Regenzeit ſich darbietenden vortrefflichen Viehweiden, ſtarke Vieh-, beſonders Schafzucht treiben, auch eine äußerſt feine Wolle in den Handel liefern. Der Hauptort Beaufort liegt in der Karru, am Fuße der dritten Terraſſe, und hat 600 E., welche einen ausgedehnten Handel treiben.

Die Oſtprovinz der eigentlichen Capcolonie (ſ. oben) zerfällt in 8 Diſtrikte, hat im Weſten den Gamtu und im Oſten den Keiskamma (ſ. oben) zur Grenze und begreift die beſonders erſt ſeit der brittiſchen Beſitznahme cultivirten oder ganz neu erworbenen Theile des Caplandes. 1. Der Diſtrikt Uitenhage iſt ein, im Weſten vom Gamtu begrenzter, hauptſächlich an der Algoabai (ſ. oben) gelegener und oſtwärts bis zum Bosjemans-Rivier (ſ. oben) ſich erſtreckender Südküſtenſtrich mit gut bewäſſertem Boden und längs der Küſte mit Hügeln, die für die Schafzucht ausnehmend ſich eignen. Tiefer im Innern liegt die rauhe, aber waldreiche Kette der Zuureberge mit dem Cockscomb, einer den Seefahrern wohlbekannten Landmarke. Der Hauptort Uitenhage oder Ujtenhage liegt an dem (in die Algoabai mündenden) Zwartekop-Rivier und am Fuße des Wintershoek, öſtlich und 85 M. von der Capſtadt, hat 400 gut gebaute Häuſer und über 2000 E., und iſt ein durch ſeine Lage wichtiger Handelsplatz. Port Elizabeth, an der Algoabai und nur wenige Meilen von Ujtenhage entfernt, iſt eine erſt in neuerer Zeit angelegte, aber ungemein raſch aufblühende Seehandelsſtadt, wo ſich der Aus- und Einfuhrhandel für die öſtlichen Diſtrikte und das Innere concentrirt, und welche ſchon 1847 Waaren zum Werthe von 320,979 Pf. St. aus- und zu dem von 209,623 Pf. St. einführte. Damals zählte ſie 5000 E. Bethelsdorp und Clarkſon ſind Herrnhuter-Colonien. Von den an der Küſte liegenden Vogelinſeln wird viel Guano nach Europa ausgeführt. — 2. Der Diſtrikt Albany iſt ebenfalls ein Küſtendiſtrikt, an der Oſtſeite des vorigen liegend und bis zum Großen Fiſchfluſſe (ſ. oben) ſich erſtreckend. Er iſt wichtig durch ſeine aufblühende Bodencultur, ſeine ausgezeichnete Schafzucht und ſeinen lebhaften Handelsverkehr ſowohl mit dem Kaffernlande wie mit dem nördlichſten Innern. Der Hauptort Grahamstown liegt am Kowieſluß, oſtnordöſtlich und 15 M. von Ujtenhage, iſt der Sitz des brittiſchen Untergouverneurs der Capcolonie und des Truppenbefehlshabers für die an der Oſtgrenze aufgeſtellte Militärmacht, und hat über 7000 E. Sein Seehafenplatz iſt Port Francis, an der Mündung des Kowieſluſſes. Bathurſt iſt ein ſchönes Dorf in ungemein reizender Lage. — 3. Der Diſtrikt Graaf Reynet liegt an der Nordſeite des

Uitenhagedistrikts und erstreckt sich nordwärts bis zum Nu Garip (s. oben) hinauf. Er enthält ausgedehnte und durch zahlreiche Antilopenheerden belebte Ebenen, und seine Bewohner treiben eine sehr bedeutende Viehzucht und versehen die Capstadt mit Schlachtvieh, Talg und Selfe. Der gut gebaute Hauptort Graaf Reynet liegt am Fuße der Schneeberge, nördlich und 25 M. von Uitenhage, und hat über 2500 E. — 4. Der Distrikt Somerset, an der Nordostgrenze des Uitenhage- und an der Nordseite des Albanydistrikts, ist meist wiesenreich und in dem Thale des ihn ganz durchömenden Großen Fischflusses ungemein fruchtbar. Ein anderer Theil ist sehr bergig, höchst pittoresk und, wie am hohen Kaga- und Boschberge, mit dichten Waldungen bedeckt. Rindvieh- und Schafzucht bildet, mit etwas Ackerbau, die Hauptbeschäftigung der Bewohner. Der Hauptort Somerset, in schöner Lage am Fuße des Boschberges, nordnordöstlich und 15 M. von Uitenhage, hat zwar nicht viel über 600 E., blüht aber rasch auf. — 5. Der Distrikt Cradock, an der Nordostseite des Somerset- und an der Ostseite des Graafreynet-Distrikts, wird vom Großen Fischfluß durchströmt, dessen Thal auch hier einen fruchtbaren Thonboden hat, ist zwar in den meisten übrigen Theilen völlig waldlos, jedoch für Rindviehzucht und den Betrieb einer ausgedehnten Schafzucht höchst tauglich. Er versorgt mit den Distrikten Somerset und Graaf Reynet die Capstadt mit einer Fülle von Schlachtvieh. Der Hauptort Cradock liegt an der großen Militärstraße des Ostens und hat heilkräftige Schwefelquellen in der Nähe. Haslopehill ist eine Missionsstation der Methodisten. — 6. Der Distrikt Colesberg, zwischen dem vorigen und dem Nu Garip (s. oben) im Norden. Er hatte 1847, außer den räuberischen noch ungezählten Buschmännern, 8300 E., darunter etwa 4000 Weiße und 1500 Kaffern, welche meist nomadisirende Viehzüchter sind. Unermeßliche Antilopenheerden durchziehen die Ebenen und richten große Verwüstungen an. Der erst 1837 angelegte Hauptort Colesberg, am Fuße des isolirten, fast senkrechten und hohen Towerberges, 5 M. vom Stockenstromflusse, hat 800 E. und treibt einen rasch zunehmenden Handel nach der s. g. Souveränität (s. unten) und nach Natalien, wohin bereits eine regelmäßige Postwagen-Verbindung eingeleitet ist. — 7. Der erst 1847 errichtete Distrikt Albert liegt an der Ostseite des Colesbergdistriktes, wird im Norden durch den obern Lauf des Nu Garip (s oben) von der s. g. Souveränität (s. unten) geschieden, und begreift den nordöstlichsten Theil der eigentlichen Capcolonie. Er war früher nur von Buschmännern bewohnt und ist auch jetzt noch sehr menschenleer, eignet sich aber durch seinen gut bewässerten Boden und manche andere günstige Naturverhältnisse ganz vortrefflich für europäische Ansiedelungen. Der kleine Hauptort Burghersdorp liegt an dem, dem Nu Garip zugehenden Stormbergflusse. — 8. Der ebenfalls erst 1847 errichtete Distrikt Victoria liegt an der Ostseite des Albany- und des Somerset-Distriktes und an der Westseite vom Brittischen Kaffernland. Der nördliche kleinere Theil besteht aus ausgedehnten Karru-Ebenen, dagegen ist der südliche und größere Theil durchweg bergig und reich an den großartigsten Seenerien, indem furchtbare jähe Klüfte oder über alle Beschreibung reizende Thäler, hohe Berge oder nackte Felsen von einander trennen. Die Vegetation im Norden ist meist auf Grasfluren beschränkt, dagegen ist sie ungemein kräftig im Süden, wo besonders zur Regenzeit smaragdgrüne üppige Wiesenmatten mit kurzem Gebüsch und wohlbestellten Mais- und Weizenfeldern

überall wechseln und dem Lande das Ansehen eines englischen Parks geben. Die Bevölkerung treibt vornehmlich Viehzucht, und bestand bisher im Süden aus Amakosa-Kaffern und im Becken des Katflusses aus Bastards, Hottentotten und Fingos. Der Distriktshauptort Fort Beaufort liegt am Katflusse oder Katrivier (Nebenfluß des Großen Fischflusses), nordnordöstlich und 7¼ M. von Grahamstown, und ist eine rasch aufblühende Stadt mit 5500 E. Tshumie und Philpton sind Missionsstationen.

An der Ost- und Nordostgrenze der eigentlichen Capcolonie liegen nun folgende 4 Land- und Küstenstriche, welche sich von den Provinzen und Distrikten der Colonie dadurch unterscheiden, daß sie kein unmittelbares Kronland bilden, sondern gewissermaßen nur unter brittischer Oberherrschaft stehen, dagegen ihre innere Verwaltung im Wesentlichen selbst leiten. Es sind Brittisch-Kaffernland, jenseitiges Kaffernland, Natalien (diese drei liegen an der Küste des Indischen Meeres) und die s. g. Souveränität (im Innern an der Westseite Nataliens und von den beiden Hauptquellenflüssen des Orangestrom eingeschlossen). Wir beschreiben zunächst

I. **Brittisch-Kaffernland** oder British Kaffraria. Es liegt zwischen dem Capcolonie-Distrikt Victoria, von dem es (im Westen) durch den Keiskammafluß (s. oben) getrennt ist, und dem jenseitigen Kaffernlande, von dem es durch den Großen Keifluß (s. oben) im Osten geschieden ist, hat einen Flächeninhalt von 141 Q. M. und eine Bevölkerung von 88,000 E., worunter nur 8000 Britten, wogegen die übrigen 80,000 Kaffern sind, und zwar meist vom Amora- oder Amakosa-Stamm. Dieses Land ist es, welches bis auf die neueste Zeit den Hauptschauplatz der in der Geschichte der Capcolonie so häufig vorkommenden Kaffernkriege gebildet hat. Wir werden weiter unten das Nähere darüber mittheilen. Im Norden besteht das Land aus hochgelegenen Karru-Ebenen, wogegen es im Süden größtentheils bergig und nur zwischen dem Kalumna und dem Buffalo (s. oben) oder Büffelfluß theilweise hohes Tafelland ist. Zu den bedeutendsten hiesigen Terrainerhebungen gehört das dicht bewaldete, aus den Hochebenen höchst pittoresk aufsteigende Amatolagebirge, dessen östlichste Zweige bis zur Quelle des Kabenfilflusses reichen, dann der fast unersteigliche, nach seinem Gipfel zu fast senkrechte und oben tafelartige Iwaqu oder Windsvogelberg. An fließenden Gewässern hat das Land einen großen Reichthum; kaum möchte ein anderes reicher daran sein, nur sind die meisten klein. Zu den bedeutendsten gehören außer den Grenzflüssen der mehrerwähnte Buffalo, dessen Mündung breit genug ist, um einen guten Hafen zu bilden, und der Kabuste, ein Zufluß des Großen Kei. Ihre Ränder sind meist so schroff und steil, daß man oft einen Umweg von mehreren Tagereisen machen muß, um sie passiren zu können. Das Klima ist außerordentlich gesund, den Winter über im südlichen Theile mild, während des Sommers sogar zuweilen außerordentlich drückend, im nördlichen ziemlich streng. Sehr unangenehm, doch der Gesundheit nicht nachtheilig, werden die raschen und starken Temperaturwechsel nebst den gewaltigen Gewittern und den ungeheuren Regengüssen. Der Boden gehört übrigens zu dem besten des südlichen Afrika, besteht vorherrschend aus rothem, steifen und äußerst fruchtbaren Lehm und wird im Ganzen gut cultivirt. Die Bewohner sind, bis auf verhältnißmäßig wenige Amatemba-Kaffern im Norden, Amakosa-Kaffern, die unter ihren eingeborenen Häuptlingen innerhalb neuerlichst bestimmter Distrikte nach eigenen Gewohnheiten und Gesetzen unter brittischer Oberherrlichkeit stehen.

Zur Sicherung des Landes iſt jedoch eine Anzahl Militärpoſten, Militärdörfer und eine aus Kaffern beſtehende Polizei unter brittiſchen Führern errichtet und das Land in mehrere Diſtricte mit europäiſchen Namen eingetheilt werden. Der Hauptort King Williamstown liegt am obern Laufe des Buffalo und iſt der Sitz des Militärcommando's. Fort Cox, wichtiger Militärpoſten. Oſt-London (Eaſt-London), neu angelegter und zur unmittelbaren brittiſchen Verwaltung der Capecolonie gezogener Hafenort an der Mündung des Buffalo. Im Innern ſind die methodiſtiſchen Miſſionsſtationen Lovedale, Wesleyville und Mount Coke. Die Herrnhuter-Colonie Siloh, am Klip Plaatsrivier, wurde im letzten Kafferukriege zerſtört, und iſt ſeitdem unter dem Namen Newcaſtle wieder aufgebaut. — Das Geſchichtliche von Brittiſch-Kaffernland wird ſpäter mit den geſchichtlichen Notizen über den Kaffernkrieg gegeben werden.

II. Das **jenſeitige Kaffernland** oder Kaffraria beyond the boundaries. An der Nordoſtgrenze des Brittiſchen Kaffernlandes liegend und durch den Großen Keifluß davon getrennt, erſtreckt es ſich mit einer durchſchnittlichen Breite von 20 Meilen in nordöſtlicher Richtung längs dem Indiſchen Meere etwa 40 Meilen weit hinauf bis zum Umzikulu und damit bis zur Südweſtgrenze Nataliens. Die Geſammtzahl ſeiner Bewohner, die mit wenigen Ausnahmen nur Kaffern ſind, beträgt in runder Zahl 250,000. Es iſt, gleich dem Brittiſchen Kaffernlande, nichts anderes als ein Beſtandtheil des Kaffernlandes in der allgemeinen Bedeutung, wie ſolches von der oſtafrikaniſchen Sofalaküſte, oder ungefähr aus der Gegend der (der Südſpitze Madagaskar's gegenüber liegenden) Delagoa-Bai in ſüdſüdweſtlicher und ſüdweſtlicher Richtung bis an das capländiſche Hottentottenland und die Capecolonie früher ſich erſtreckte; nur daß der hier in Rede ſtehende Theil des alten Kafferulandes jetzt unter brittiſcher Oberherrlichkeit ſich befindet und insbeſondere nur die Wohnſitze oder Länder der Amakoſa-, der Amatembu- und der Amapouda-Kaffern begreift. Wir werden von dieſen und anderen Kaffernſtämmen ſpäter das Nähere mittheilen, und wollen uns hier auf die Beſchreibung des Landes in ſeinen eben angedeuteten drei Hauptbeſtandtheilen beſchränken. Das Land der Amakoſa begreift von dem ſ. g. jenſeitigen Kaffernlande, von dem hier die Rede iſt, nur einen kleinen Küſtenſtrich an der Grenze von Brittiſch-Kaffernland, zwiſchen dem Großen Kei und dem (nordöſtlich und 9 M. von deſſen Mündung ins Indiſche Meer ſich ergießenden) Umbaſchi. Die Zahl der hier wohnenden Amakoſa-Kaffern beläuft ſich auf 60,000. Uebrigens befindet ſich in ihrer Mitte die Methodiſten-Miſſionsſtation Butterworth. Andere Oerter im Lande ſind Beecham Wood und Krelis Camp. Was ſodann das Land der Amatembu anbelangt, ſo liegt daſſelbe an der Nordweſtſeite des Amakoſa-Landes und wird durch den Keifluß theils von Brittiſch-Kaffernland, theils von dem Capecolonial-Diſtrikt Cradock (ſ. oben) geſchieden. Es beſteht aus weiten, karruähnlichen, waldloſen, aber grasreichen Hochebenen, eine Fortſetzung derer, die ſich aus der Capecolonie längs dem Quathlamba über den Großen Kei fortziehen. Bei der anſehnlichen, zwiſchen 2500 und 4000 F. wechſelnden Höhe, iſt das Klima hier ſehr gemäßigt und im Winter ſogar kalt, ſo daß häufig Schnee fällt, wogegen in den ſehr tief eingeſchnittenen Flußthälern die Hitze im Sommer oft höchſt drückend iſt. Der außerordentliche Grasreichthum des Landes nährt große Heerden von Antilopen und für die Bewohner auch zahlreiche Rinderheerden. Die Amatembu ſind ein ſehr harm-

loſes und unkriegeriſches Volk, und ihre Zahl beträgt hier 100,000. Was endlich das Land der Amapondа betrifft, ſo nimmt daſſelbe den übrigen öſtlichern, bis zur Grenze Nataliens ſich erſtreckenden Theil des ſ. g. jenſeitigen Kafferulandes ein. Seine Bodenoberfläche iſt ſehr zerriſſen durch Einſchnitte mit zahlreichen perennirenden Bergſtrömen, welche nach ſtarkem Regen zu einer Höhe von 2- bis 300 Fuß anſchwellen und dann mit furchtbarem Getöſe kaskadenartig herabſtürzen. Die Flüſſe werden dadurch für die Beſchiffung unbrauchbar. Die bedeutendſten derſelben ſind der Umzimvubu, Umtata, Umbaſchi und der Grenzfluß Umzikulu. Das Amapondaland iſt an vielen Stellen von höchſt pittoreskem Charakter, und da an Regen kein Mangel iſt, in außerordentlichem Grade produktiv, zugleich auch ſehr gut cultivirt. In der Nähe der Küſte gibt es, namentlich am Umzimvubu, prächtige Wälder mit denſelben Bäumen, wie in der Oſtprovinz der Capcolonie. Die Amapouda, deren Zahl hier 90,000 beträgt, ſind gleich den Amatembu, friedlich und harmlos, zugleich auch gaſtfrei, arbeitſam und reinlich, überhaupt ein Volk, das in vielen Eigenſchaften höher als die übrigen Kaffern ſteht. Das Weitere über ſie wird ſpäter mitgetheilt werden. Morley und Buntingoille ſind Miſſionsſtationen der Methodiſten. Palmerton und Shawbury liegen an Nebenflüſſen des Umzimvubu.

III. **Natalien** oder das Land Natal, bei den Britten Natal-Colonie genannt. Es bildet den nordöſtlichen Theil des Caplandes in der allgemeineren Bedeutung. Durch den Umzikulu von dem ſo eben beſchriebenen Kaffernlande geſchieden, zieht es ſich längs dem Indiſchen Meere in nordnordöſtlicher Richtung 27 Meilen weit bis zum Tagelafluß (ſ. oben) hinauf, der es hier von dem noch unabhängig gebliebenen und bis zur Gegend der Delagoabal reichenden Theil des alten Kaffernlandes ſcheidet. Im Weſten trennen es die Drakenberge von der ſ. g. Souveränität. Natalien, welches ſeinen Namen daher erhalten hat, weil die Portugieſen am Weihnachtstage 1498 zuerſt hieher kamen, hat einen Flächeninhalt von 857 Q. M. und eine Bevölkerung von 130,000 E., von denen 12,000 holländiſcher, 3000 brittiſcher Abkunft und 115,000 Zulu-Kaffern ſind. Das Land producirt bei ſeinem herrlichen Klima und ausgezeichneten Boden vortrefflichen Tabak, Weizen u. ſ. w. und iſt zugleich durch ſeinen üppigen Graswuchs in den Savannen für Rindvieh- und Schafzucht in hohem Grade geeignet. Die Landesverwaltung leitet ein von dem Gouverneur der Capcolonie abhängiger brittiſcher Untergouverneur. Die Beſatzung beſteht aus einem Regiment Infanterie. Natalien wurde 1848 in ſechs Diſtrikte eingetheilt. Pieter Moritzburg, in der Mitte des Landes, iſt der Sitz der Regierungsbehörden. Port Natal oder d'Urban iſt ein immer mehr an Wichtigkeit zunehmender Seehafenplatz. Das Geſchichtliche der Natal-Colonie wird mit dem der ſ. g. Souveränität zuſammengefaßt werden.

IV. Die **Souveränität**. Hierunter iſt das im nordöſtlichen Theil des Caplandes gelegene, durch die Drakenberge von Natalien geſchiedene, im Süden von den Diſtrikten Albert und Colesberg der Capcolonie begrenzte und von den zwei Hauptquellenflüſſen des Orangeſtroms, dem Ky Garip oder Vaalfluß (im N.) und dem Nu Garip (im S. und SW.) eingeſchloſſene Land verſtanden, welches, da der Nu Garip als der bedeutendſte dieſer Quellenflüſſe auch Orangefluß genannt wird, die Engländer mit Beziehung hierauf die Souveränität jenſeits des Orangefluſſes (Sovereignity beyond the Orange

river) nennen. Es beſteht faſt nur aus ungeheuren grasreichen Ebenen, woraus zahlreiche Tafelberge hervorragen, und erhebt ſich nur gegen Oſten nach den Drakenbergen zu. Der Boden iſt übrigens im Ganzen ſpärlich bewäſſert, da im Sommer die Flüſſe meiſt vertrocknen. Die bedeutendſten darunter ſind, außer den genannten beiden Grenzflüſſen, der Modder Rivier, Ky Gaup oder Vet Rivier, Riet Rivier und der Caledon. Der Boden beſteht vorherrſchend aus rothem Sandſtein, ſtellenweiſe von der Farbe und Beſchaffenheit des in Deutſchland vorkommenden bunten Sandſteins, der meiſt auch die zahlloſen iſolirten Berge in den Hochebenen bildet und deſſen Oberfläche noch von rothem Sand und Thon bedeckt wird, dann aus Baſalt, beſonders in den Maſſen des Quathlamba und auf den Gipfeln der Tafelberge. Außerdem hat das Land Steinkohlenlager und warme wie kalte Mineralquellen. Die Temperatur iſt bei der hohen Lage ſehr gemäßigt und geſund, dabei aber im Winter ſogar empfindlich kalt. Mit Ausnahme der Grasflächen iſt die Vegetation im Allgemeinen ſpärlich; dagegen gedeiht bei dem guten Boden das Gras ſtellenweiſe ſo gut, daß man, wie ſchon oben erwähnt, nur die Köpfe der Ochſen daraus hervorragen ſieht. Waldung gibt es außer großen Mimoſendüſchen längs den Flüſſen faſt gar nicht. Die ganze Provinz iſt faſt nur zum Nomadenleben geeignet. Die Souveränität hat einen Flächeninhalt von 2550 Q. M. und eine Bevölkerung von 99,000 E. Hiervon ſind 13,000 ehemalige holländiſche Anſiedler der Capcolonie oder ſ. g. Boers, 1000 Engländer und 85,000 Griquas und Hottentotten. Die letztgenannten eingeborenen Volksſtämme leben hier unter ihren Häuptlingen aus ihrer Mitte und unter engliſchem Schutz. Die europäiſchen Anſiedler werden nach den in der Capcolonie geltenden Geſetzen behandelt. Die neue Poſtverbindung von Colesberg nach Natalien geht durch die »Souveränität« und wird zu ihrer Cultivirung weſentlich beitragen. Gleichzeitig werden Straßen und Brücken gebaut, Schulen und Miſſionsplätze angelegt, und auch der Ackerbau ſoll möglichſt verſucht werden. Die Provinz wurde 1848 in 6 Diſtrikte, von denen ein jeder unter einem brittiſchen Reſidenten ſteht, getheilt: 1) Griqualand, mit Bloemfontein, dem befeſtigten Hauptorte der Provinz, am Modder Rivier (der dem Ky Garip zugeht), Sitz des Regierungskommiſſärs und des brittiſchen Militärkommandeurs. 2) Winburg, mit dem gleichnamigen Hauptorte, der nordöſtlich und 12½ M. von Bloemfontein, zwiſchen dem Vet- und Zandrivier (Nebenflüſſen des Ky Garip), liegt. 3) Baalrivier, mit dem, oſtnordöſtlich und 20 M. von Winburg gelegenen Hauptorte Vrededorp oder Harriſmith, der ein wichtiger Platz zu werden verſpricht. 4) Caledon, im ſüdlichen Theil des Landes, mit dem Hauptort Smithfield, der unweit des Caledon (Nebenfluß des Nu Garip) liegt. 5) Philippolis, mit dem im ſüdweſtlichen Theil der Provinz und in der Nähe des Nu Garip gelegenen gleichnamigen Hauptorte. 6) Thaba Unchu, in der Mitte des Landes, mit dem gleichnamigen Hauptorte, einer regelmäßig gebauten Stadt, die nicht weniger als 10,000 E. haben ſoll. Zugleich gibt es mehrere Miſſionsſtationen im Lande, die ſich um die Civiliſation der Eingeborenen ſehr verdient gemacht haben. Die oben erwähnten Boers gehören großentheils zu denjenigen holländiſchen Capcoloniſten, welche ſchon um das Jahr 1825 die Capcolonie verließen. Sie waren unzufrieden mit der brittiſchen Herrſchaft, und da ſie nicht hoffen konnten, daß ihr ehemaliges Mutterland wieder in den Beſitz der Colonie kommen werde, ſo wanderten

ſie in ihrem Unmuthe aus und ließen ſich in dem jetzt Souveränität genannten Lande nieder. Als ſie hierher kamen, fanden ſie es faſt ganz menſchenleer, denn die urſprünglichen Landesbewohner, die Buſchmänner, waren beinahe ganz ausgerottet, und zwar durch den alten Griquahäuptling Adam Kok. Dieſer war Anfangs Sklave in der Colonie geweſen, hatte aber nach und nach eine Menge Griquas um ſich zu ſammeln gewußt, und war mit ihnen dann als ihr Anführer aus der Colonie fortgezogen nach dem hier in Rede ſtehenden Lande, wo ſeitdem die Griquas, nach Vertreibung und Vertilgung der Buſchmänner, ſich bleibend niederließen, bis auf einen Theil, der ſpäter über den Orangeſtrom auswanderte und ſich in und um Griquatown, nördlich und nicht weit von dem Zuſammenfluß des Ky Garip und des Nu Garip, niederließ. So wurden denn die Griquas und jene Boers die nunmehrigen Hauptbewohner des Landes; und ebenſo wie jene durch neue Ankömmlinge ihre Zahl immer mehr vergrößerten, wurden auch die Boers zahlreicher durch Landsleute aus der Capcolonie, die ihrem Beiſpiele folgten. Namentlich geſchah dies im J. 1837, wo die ſchon 1829 von der brittiſchen Regierung angeordnete Maßregel der Gleichſtellung der Hottentotten und freien Farbigen mit den Weißen in den bürgerlichen Rechten zur Ausführung gebracht werden ſollten. Dies bewirkte allerdings eine gänzliche Umgeſtaltung in der bisherigen Stellung und den Verhältniſſen der holländiſchen Coloniſten, von denen daher auch ſchon damals über 5000 auswanderten; und als einige Jahre ſpäter auch mit der Sklavenemancipation der Anfang gemacht und jenen nur ein Drittheil des daraus ihnen erwachſenden Schadens vergütet ward, ſo wanderten noch mehr von ihnen aus. Manche blieben in der jetzigen »Souveränität,« Viele aber zogen über die Drakenberge und ließen ſich in Natalien nieder, wo ſie eine Regierung aus ihrer Mitte einſetzten und ſich für unabhängig von der brittiſchen Regierung erklärten. Indeß war Natalien eine zu wichtige Beſitzung, als daß nicht von brittiſcher Seite alles hätte verſucht werden ſollen, um die brittiſche Autorität hier feſtzuſtellen. Jedoch erſt dem capländiſchen Gouverneur Sir Harry Smith, der Ende 1847 zu dieſem Poſten ernannt worden war, gelang dies allmälig theils durch Gewaltmaßregeln, theils durch Zugeſtändniſſe an die in Natalien und in der Souveränitätsprovinz angeſiedelten Boers.

Was nun die Kaffern betrifft, ſo kamen ſie mit dem eigentlichen Caplande im engern Sinn nicht eher in unmittelbare Berührung als bis 1760, in welchem Jahre namentlich die Amakoſa-Kaffern ihre nördlicheren Wohnſitze verließen und ſich in die der Hottentotten und Buſchmänner eindrängten und dieſe Urbewohner des Caplandes im öſtlichen Theil desſelben unterjochten. Sich immer weiter ausbreitend, drangen die Kaffern endlich bis zum Großen Fiſchfluſſe (ſ. oben) vor, und da hier an Wildpret aller Art kein Mangel war und die Gegend überhaupt noch manche andere Vortheile darbot, ſo ließen ſie ſich ſowohl auf der Oſt- wie auf der Weſtſeite des Fluſſes nieder. Auf der Weſtſeite hatten ſich jedoch ſchon vor ihnen holländiſche Coloniſten angeſiedelt, und dieſer Umſtand gab Veranlaſſung, daß im J. 1771 der damalige Gouverneur der Capcolonie, Van Plettenberg, mit den Kaffern in Unterhandlung trat und ſie zu veranlaſſen ſuchte, den Großen Fiſchfluß als Grenze anzuerkennen und die holländiſchen Coloniſten auf der Weſtſeite, oder in dem jetzt Albany genannten Diſtrikt, im ruhigen Beſitz ihrer Anſiedelungen zu laſſen. Er erreichte denn auch ſeinen Zweck, und die Kaffern lebten ſeitdem nicht nur in gutem Einvernehmen mit jenen Holländern, ſondern vermietheten ſich auch zum Theil

bei ihnen als Hirten und Taglöhner. Indeß mit der Zeit kam es zu Reibungen und dieſe führten endlich zu offenen Feindſeligkeiten von Seiten der Kaffern, welche die holländiſchen Anſiedler aus ihren Beſitzungen vertrieben und weſtwärts immer weiter vordrangen, ſelbſt bis über den Gamtufluß hinaus, und nunmehr räuberiſche Einfälle in die eigentliche Capcolonie machten. Die bald nachher ausbrechenden franzöſiſchen Revolutionskriege verhinderten das europäiſche Mutterland Truppenverſtärkungen nach der Capcolonie zu ſenden, und ſo konnten die Kaffern ungehindert ihr Weſen forttreiben. Später ſchloſſen zwar die Engländer wiederholt Verträge mit ihnen, nach denen der Große Fiſchfluß wieder die Grenze bilden ſollte, aber die verwüſtenden Kafferneinfälle dauerten deſſenungeachtet fort. Zwar wurden die Kaffern im J. 1835 mit Verluſt zurückgeſchlagen, doch ermordeten ſie bald darauf faſt alle nach ihrem Gebiete handelnden Krämer, und machten ſpäter einen neuen Einfall in das Gebiet der Capcolonie. Einer der angeſehenſten Kaffernhäuptlinge, Hinza, blieb bei den hierbei ſich entſpinnenden Kämpfen, als er eben im Begriffe war, den von ihm geſchloſſenen Frieden zu erfüllen und einen Theil des geraubten Viehes wieder zu erſtatten. Ueberhaupt nahm der Krieg mit den Kaffern ganz den Charakter eines Ausrottungskrieges an. Im J. 1840 veranlaßten erneuerte Einfälle der Kaffern in die Capcolonie den Gouvernrur Sir George Napier, die Verträge mit ihnen wieder zu befeſtigen und durch Zuſätze den bedrohten Coloniſten größere Sicherheit zu verſchaffen zu ſuchen. Jedoch ſchon im zweiten Jahre der Amtsführung ſeines Nachfolgers Maitland brach wieder ein furchtbarer Kaffernkrieg aus, zunächſt veranlaßt durch mehrere von den Kaffern verübte blutige Gewaltthätigkeiten, namentlich die Ermordung des deutſchen Miſſionärs Schulz. Im März 1846 zog deßhalb Oberſt Somerſet mit regulärem Militär und Bürgermilizen gegen die Kaffern aus. Ein blutiges dreitägiges Gefecht eröffnete den Feldzug, in welchem die Engländer insbeſondere viele Offiziere verloren. Unterdeſſen waren andere Kaffernhaufen in die Colonie eingefallen; überall gab es blutige Einzelnkämpfe, und bis Ende Mai waren die Waffen der Engländer ſo wenig glücklich, daß man in der ganzen Colonie von den lebhafteſten Beſorgniſſen erfüllt wurde und an einem glücklichen Ausgange zu zweifeln anfing. Hierzu kam noch, daß um dieſe nämliche Zeit neue Kaffernhaufen heranzogen und das im jetzigen Victoriadiſtrikt gelegene Fort Peddie förmlich belagerten. Zwar zogen ſie endlich unverrichteter Sache wieder ab, bei welcher Gelegenheit unter einzelnen Abtheilungen ein furchtbares Blutbad angerichtet wurde, und andererſeits drangen Theile des brittiſchen Heeres unter den härteſten Beſchwerden hie und da vor, aber Mangel trieb ſie ſtets bald wieder zurück, und überhaupt blieben die Kaffern mehr oder minder immer im Vortheil. Ende Auguſt's machten nun freilich die Häuptlinge Friedensanträge und erfüllten auch die ihnen hierauf vorgeſchriebenen Bedingungen wenigſtens zum Theil; allein die Engländer mußten bald ſich überzeugen, daß die Kaffern dies nur zu dem Zwecke gethan hatten, um Zeit zur Feldbeſtellung zu gewinnen. Sonach brach Anfang Decembers der Krieg mit erneuerter Heftigkeit aus, und blieb, wenn auch vorübergehende Vortheile errungen wurden, für die engliſchen Waffen abermals ohne entſcheidendes Reſultat. Im Albany-Diſtrikt ſtiegen Viehraub und Mord wieder zu entſetzlicher Höhe. Im Jahre 1847 trat an Maitland's Stelle Sir Henry Pottinger als Gouverneur der Capcolonie, und General Berkeley ward zum Oberbefehlshaber des Grenzheeres ernannt. Ihre Wirkſamkeit machte ſich ſchon bald vortheilhaft bemerk-

bar; der aus Krämergeiſt noch ſtets betriebene Handelsverkehr zwiſchen Coloniſten und Kaffern ward für Hochverrath erklärt — für Letztere, zumal hinſichtlich des Kriegsbedarfs und des Tabaks, ein höchſt empfindlicher Schlag; — auch verſchaffte man ſich jetzt den bisher vernachläſſigten Eingang ins Kaffernland zur See; andererſeits ward die unzufriedene Landwehr aufgelöſ't und den regulären Truppen für den Winter Ruhe gegönnt. Mittlerweile ſendeten die Häuptlinge beſtändig Friedensbotſchaften, ſchmiedeten aber um ſo eifriger hinterliſtige Kriegspläne. Die Räubereien und die Grauſamkeiten gegen einzelne Coloniſten und Soldaten, die in ihre Hände fielen, dauerten fort. In Folge einer ſolchen kam es endlich mit dem mächtigen Gaikahäuptling Sandilla wieder zum offenen Bruche. Die brittiſchen Truppen rückten im Sept. 1847 unter Berkeley gegen das Amatolagebirge, den Sitz der Gaika, vor, fanden die Kraale derſelben verlaſſen und niedergebrannt, machten aber dennoch große Beute und erreichten es nach Ueberwindung unſäglicher Beſchwerden endlich, daß Sandilla, faſt von allen Anhängern verlaſſen, ſich am 19. Oct. ergab. Hierauf gelang es auch dem Oberſt Somerſet, den Häuptling Pato zur Unterwerfung zu zwingen. Unterdeſſen war Sir Henry Pottinger abberufen und Sir Harry Smith zum Gouverneur der Capcolonie ernannt worden, wo er im Dec. 1847 ankam. Dieſer, der ſchon den erſten Kaffernkrieg mitgemacht hatte und ganz des Kafferncharakters kundig war, wußte ſofort den Häuptlingen dermaßen zu imponiren, daß ſie ſich völlig unterwarfen. Durch Proclamation vom 17. Dec. 1847 beſtimmte er zunächſt die neuen Grenzen der Capcolonie, und nahm hierauf durch weitere Proclamation das Kaffernland zwiſchen dem Keiskamma und dem Großen Keifluſſe als Brittiſches Kaffernland (ſ. oben) im Namen ſeiner Königin in Beſitz, nachdem die vor ihn geladenen Häuptlinge ſich in einer feierlichen Verſammlung als brittiſche Lehnsleute erklärt hatten. Am 24. Dec. erfolgte die förmliche Friedensproclamation, und in einer neuen, an wohlberechneten Feierlichkeiten reichen Verſammlung am 7. Jan. 1848 zu King Williamstown (in Brittiſch-Kaffernland, ſ. oben) mußten die Häuptlinge außer ihrer Unterthanentreue unter anderen auch Verabſcheuung des Mordens, Raubens, Weiberkaufens u. dgl. m. beſchwören. Seitdem ſchien die Ruhe dauernd befeſtigt; allein dem war nicht ſo. Denn da im Brittiſchen Kaffernlande nur 1500 Mann engliſcher Truppen ſtehen blieben, ſo wurde es den Kaffern, die ſich auch diesmal nur ſcheinbar unterworfen hatten, um ſo leichter, neue Feindſeligkeiten vorzubereiten, und der Ausbruch derſelben erfolgte am 24. Dec. 1850. Sandilla, der zum brittiſchen Friedensrichter bei ſeinem Kaffernſtamm ernannt worden war, ſtellte ſich an die Spitze des Aufſtandes, der bald einen ſo gefährlichen Charakter annahm, daß das brittiſche Mutterland Truppenverſtärkungen ſenden mußte, und eine Zeit lang die Kriegskoſten auf brittiſcher Seite monatlich nicht weniger als 300,000 Pf. Sterl. betrugen. Erſt um die Mitte des Jahres 1853 endigte dieſer Kaffernkrieg durch einen Frieden, der die Verhältniſſe im Weſentlichen beſtehen ließ, wie ſie 1848 feſtgeſtellt worden waren.

Wir wiſſen alſo nun, wo die Kaffern ihren Sitz haben, und was unter Kaffernland in der engern und weitern Bedeutung zu verſtehen iſt. Die Kaffern bewohnen, kurz geſagt, den ſüdöſtlichen Küſtenſtrich des Caplandes, der ſich vom Keiskamma bis zum Tagelafluß nordoſtwärts hinaufzieht, demnach das brittiſche Kaffernland, das ſ. g. jenſeitige Kaffernland und Natalien. Außerdem ſind die Eingeborenen des nord-

wärts von Natalien bis in die Gegend der Delagoabai ſich erſtreckenden Küſtenſtrichs ebenfalls echte Kaffern. — Dagegen gehören alle weſtwärts von den Kaffern in Südafrika wohnenden eingeborenen Stämme den Hottentotten an.

Die Kaffern nennen ſich ſelbſt nicht ſo, ſondern dieſer Name iſt ihnen zuerſt von den, ſeit den älteſten Zeiten in den oſtafrikaniſchen Küſtengegenden angeſiedelten arabiſchen Handelsleuten beigelegt und dann durch die Portugieſen in Europa bekannt geworden. Er ſtammt von dem arabiſchen Worte Kafara her, was ſo viel wie läugnen bedeutet, und jene Araber gebrauchten den Ausdruck, um die heidniſchen Südafrikaner als Verläugner des mahomedaniſchen Glaubens zu bezeichnen.

Man kann die **Kaffern** in drei Hauptſtämme unterſcheiden, nämlich in die Kaffern im engern Sinne, die Zulus und die Fingos.

Der erſtgenannte Hauptſtamm zerfällt wieder in die Amoxa- oder Amakoſa-Kaffern, die Abatembu- oder Amatembu-Kaffern und die Amapouda- oder Amampoudo-Kaffern. Sie bewohnen, wie wir oben geſehen haben, theils das brittiſche, theils und hauptſächlich das ſ. g. jenſeitige Kafferland. Der Amoxa-Stamm begreift die Unterabtheilungen der Amaealeka oder Galelas, der Amanggika oder Gaikas und der Amandhlambe oder T'Slambies. An der Spitze der Gaikas ſteht als Häuptling der oben erwähnte Sandilla oder Sandilli.

Der zweite Hauptſtamm, der der Zulus oder Zulas, hat gegenwärtig ſeinen Sitz in Natalien, und man rechnet zu ihm auch die Umzelekazi.

Die, den dritten Hauptſtamm bildenden Fingos wohnen meiſt an der Weſtgrenze Nataliens und zerfallen wieder in die Amafengu, Amadaea, Matabele und Amawazi.

Sämmtliche Kaffernſtämme, mit geringer Ausnahme, beſitzen im Gegenſatz zu ihren nächſten Nachbarn in Weſten, der Hottentotten, eine ausgezeichnete Körperbildung, obwohl dieſelbe bei den Frauen und Mädchen in Folge der harten und ununterbrochenen Arbeiten, denen ſie unterworfen ſind, bei weitem weniger günſtig hervortritt. Das männliche Geſchlecht iſt meiſt von der vollendetſten phyſiſchen Entwicklung, ſehr groß und muskulös, ſelbſt athletiſch und zugleich, namentlich bei den Amakoſas und Zulus, mit ſo ungemein regelmäßigen Verhältniſſen im Bau des Körpers und in den Geſichtszügen begabt, daß faſt jedes einzelne Individuum Bildhauern als Muſter des männlichen Typus dienen könnte. Mit dieſer körperlichen Stärke vereinigt der Kaffer Muth und große Gelenkigkeit, und er weiß zugleich in allen Verhältniſſen eine ausgezeichnet würdevolle Haltung und ein höchſt paſſendes Benehmen zu vereinigen. Die Stirn der meiſten Kaffern iſt hoch, der Kopf überhaupt ſchön geformt, die Naſe vorſtehend, die Augen ſind groß und die Geſichtszüge, ungeachtet des meiſt kurzen ſchwarzen und wolligen Negerhaars, der etwas vorſtehenden Backenknochen und der dicken Lippen, doch weſentlich im Charakter der aſiatiſchen Raſſen. Die Zulus ſcheeren ihr Haupt und laſſen nur auf dem Wirbel einen kleinen Schopf ſtehen, den ſie mit Federn zieren. Sehr bemerkenswerth iſt öfters die verſchiedene Entwickelung des männlichen und weiblichen Geſchlechts. Die Regel iſt allerdings bei den Kaffern, daß das weibliche Geſchlecht in allen Verhältniſſen dem männlichen bedeutend nachſteht, wie denn z. B. der kleine dürre und unanſehnliche Wuchs der Amakoſaweiber

einen ſchroffen Contraſt gegen den der Männer dieſes Stammes bildet. Ganz anders iſt es aber bei den Kaffernweibern in der Gegend der Delagoabei, die durch ihren wohlgeformten und ſelbſt ſchönen Körper ſich auszeichnen, und bei den Amatembaweibern, die durch ihre Körperreize ſo ſehr unter allen Kafferinnen hervorragen, daß die Amakoſahäuptlinge ſtets nur Amatembamädchen zu ihren erſten Weibern wählen und ſie deren Eltern viel höher, als die Mädchen ihres eigenen Volkes bezahlen. Koſtet ein Amakoſamädchen gewöhnlich 10 Kühe, ſo koſtet ein Mädchen des Amatembaſtammes ſchon 40, und ein Mädchen von beſonderer Schönheit und aus edlem Blute bis 80 Kühe. Bei dem Preiſe für gewöhnliche Mädchen ſehen übrigens die Männer ſehr auf die Tüchtigkeit derſelben für die Arbeit und normiren danach ihre Gebote.

Die Hautfarbe iſt bei den ſüdlichſten Kaffern, den Amakoſa und Amatemba, licht und reinbraun; gegen Norden zu wird ſie allmälig dunkeler und zuletzt in der Nähe des ſüdlichen Wendekreiſes ſo ſchwarz, daß ſogar zum Theil ſchon die Zulus und ihre Vorgänger in Natalien, die Fingos, eine ſchwarze und glänzende Haut, gleich Gagat oder polirtem Ebenholz, haben. Bei den Delagoanern wird es durch die dunkelſchwarze Hautfärbung nicht ſelten auch ſchwierig, ſie von echten Negern zu unterſcheiden, indem ſich bei ihnen alle Uebergänge bis in den reinſten Negertypus vorfinden. Einige Kaffernſtämme im Norden, beſonders die Makua, tätowiren ihre Haut, was bei den ſüdlicheren Kaffern und ſchon bei den Zulus nicht mehr der Fall iſt. Zugleich entſtellen die Makua ihr Geſicht durch große Quernarben, welche ſie durch einen Schnitt über Stirn, Naſe und Kinn von Ohr zu Ohr hervorbringen, wogegen die Makazana ſich durch Längsnarben von der Spitze der Stirn bis auf die Naſe herab zeichnen. Die Amakoſa lieben es ſehr, ihren Körper mit rothem Thon einzureiben; einige Stämme im Norden, wie die Makua und die Delagoaner, feilen noch die vorderen Zähne ſpitz.

Der Charakter der Kaffern gilt im Allgemeinen für weniger vortheilhaft, als der der ſtammverwandten Betſchuanen, indem die Männer beſonders träge, rachſüchtig, unzuverläſſig, verrätheriſch und im Kriege grauſam gegen ihre Feinde ſind, was die Zulus durch die Ausrottung der Bevölkerung höchſt ausgedehnter Landſtriche und neuerlichſt wiederum die Amakoſa und Amatemba in dem Kriege gegen die Capcoloniſten gezeigt haben. Zugleich ſind ſie jedoch mit vielem Scharfſinn begabt, heiter, kriegeriſch, ungemein tapfer und ausdauernd und im höchſten Grade gegen Schmerzen abgehärtet. Außerdem gelten namentlich die Delagoaner für ehrlich und zuverläſſig, ſofern ſie nicht etwa durch die Portugieſen verderbt ſind, und auf engliſchen und nordamerikaniſchen Schiffen erweiſen ſie ſich als ungemein arbeitſam, brauchbar und ordentlich. Nicht minder dienen die Zulus den neueren weißen Anſiedlern in Natalien als höchſt brauchbare, ehrliche und unermüdliche Gehülfen, beſonders beim Ackerbau. Zu den kräftigſten und kriegeriſchſten Stämmen gehören ohne Zweifel die Amakoſa und Zulus, wogegen die Amatemba ſehr mild und friedlich, ja ſelbſt furchtſam ſind. Ihrer geiſtigen Beweglichkeit wegen und weil ſie in Kleidung und Putz den Ton anzugeben pflegen, hat man die Amatemba auch wohl die Kafferſchen Franzoſen genannt. Auffallender Weiſe haben ſich bei den eben ſo wilden und harmloſen Amaponda, die zugleich ſehr ehrlich und fleißig ſind, einzelne Gebräuche erhalten, die einen hohen Grad von Barbarei bekunden. So wird bei dem An-

tritte eines neuen Häuptlings einer ſeiner Verwandten umgebracht, und der Häuptling muß ſich in deſſen Blute waſchen, und ſeines Schädels als Trinkgefäß bedienen. Bettelei findet man weder bei ihnen, noch bei der Zulus, wogegen die Amakoſa vom oberſten Häuptling bis zum ärmſten Gliede des Stammes zu den unverſchämteſten Bettlern auf Erden gehören.

Alle Kaffern haben eine überaus wohlklingende volltönende Sprache, die bei den in der Nähe der Hottentotten wohnenden Stämmen noch die der Hottottenſprache eigenthümlichen Schnalzlaute beſitzt, welche dagegen in der Sprache der entfernteren Kaffernſtämme ganz fehlen. Bei den Zulus und Amakoſakaffern iſt die Sprache ſo weich, daß ſie kein r beſitzt; ſie zeichnet ſich mit allen, demſelben Stamm angehörenden Sprachen Südafrika's und auch mit vielen anderen gänzlich abweichenden aboriginalen Sprachen Nordafrika's, beſonders dem Altegyptiſchen, der Berber- und Yaloffſprache, vor allen übrigen der Erde durch die weſentlichſten Eigenthümlichkeiten in ihrer grammatikaliſchen Struktur aus, indem die Declinationen ſowohl, als Conjugationen und namentlich die Caſus, Numeri und Genera der Nomina mit Ausnahme eines blos euphoniſchen Wechſels der Anfangsbuchſtaben unverändert bleiben. So werden unter andern Plurale häufiger durch das Präfix Ama gebildet. Heißt z. B. das einzelne Individuum des Amakoſa- oder Amatembaſtammes der Kaffern reſp. Koſa, Temba, ſo werden die Vielheiten ſolcher Individuen Amakoſa, Amatemba genannt. Ueberhaupt iſt die Sprache aller Kaffern ſo reich, beſtimmt und biegſam, daß es ſelbſt unter den ausgebildetſten Sprachen keine geben ſoll, die auf ſo feſten und durchweg conſequenten Geſetzen beruht und ſo wenig Ausnahmen erleidet. Eigenthümlich iſt noch für die Sprache der ſüdlicheren Kaffern, daß ſie vor den mit einem Conſonant beginnenden Subſtantiven ein ſtummes M oder N, ſelbſt auch eine volle Sylbe, wie Om oder Um vorangehen läßt, ein Gebrauch, der im Amakoſa und Zulu das Vorkommen unzähliger mit Om oder Um beginnender geographiſcher Namen (Omtata, Omvalouzie u. a. m.) erklärt.

Die mit den Kaffern ſtammverwandten Betſchuanen wohnen im Norden des obern Laufes des Orangeſtroms, ſtehen in der Bildung weit höher als die Hottentotten, haben zugleich feſtere Wohnungen, treiben namentlich auch Acker- und Gartenbau, und leben nicht in kleinen Kraalen, ſondern in großen Städten vereinigt. Ihre Kleider beſtehen freilich aus Thierfellen. Neben einem kräftigen, verſtändigen Weſen wird ihnen aber auch Lügenhaftigkeit, feige Verrätherei, niedrige Habſucht und kalte Grauſamkeit zugeſchrieben. Beſonders häufig iſt der Viehraub. Die Weiber ſind die Sklavinnen der Männer und müſſen Alles, was es auf dem Felde und zu Hauſe zu thun gibt, allein beſorgen. Ihre Religionsbegriffe ſind theils ſehr dürftig, theils höchſt verworren. Nicht einmal ein Wort zur Bezeichnung des göttlichen Weſens traf man bei ihnen an; und die chriſtlichen Miſſionare haben bei ihnen zuerſt das Wort »Morimo,« d. h. der Obere im Himmel, eingeführt. Der erſte Weiße, der zu den Betſchuanen kam, war ein entlaufener Verbrecher, Jan Blum mit Namen, und machte ſich bei ihnen ſehr verhaßt. Die dadurch gegen die Weißen überhaupt geweckten Vorurtheile beſeitigte jedoch ein gewiſſer Jan Kok aus der Capcolonie, der 1801 als Lehrer unter ſie trat, und in der Betſchuanenſtadt Lattaku (nördlich u. 40 M. von dem Vereinigungspunkte der beiden Hauptquellenflüſſe des Orangeſtroms) ſich niederließ. Er wußte ſich mit der Zeit ſo beliebt

zu machen, daß als er ſpäter von übelgeſinnten Betſchuanen ermordet ward, der Häuptling von Lattaku die Thäter ſofort erſchießen ließ. Im J. 1813 kam der engliſche Miſſionar Campbell nach Lattaku und bat den damaligen Häuptling Matibe um die Erlaubniß, noch einige Miſſionare nachkommen zu laſſen, was auch nach einigem Bedenken bewilligt ward. Als aber 1816 drei Miſſionare kamen, war es anders geworden. Matibe ſagte in der Verſammlung zum Volke: »Saget heraus, was ihr denket. Als die Männer (Campbell und ſeine damaligen Begleiter) hier waren, da ſchwieget ihr ſtill, und als ſie fort waren, da redetet ihr wider mich. Darum ſprechet euch aus, daß ihr mir nachher nicht wieder Vorwürfe machet.« Da riefen Viele: »Die Miſſionare ſollen nicht herkommen;« und Matibe ſetzte hinzu: »Wie das Volk ſagt, ſo ſage auch ich: die Miſſionare ſollen nicht herkommen.« Dieſe begaben ſich nunmehr einſtweilen nach der, nördlich und nur wenige Meilen von dem Vereinigungspunkt der beiden Hauptquellenflüſſe des Orangeſtroms gelegenen Griquaſtadt. Das Jahr darauf machte der Miſſionar Read einen neuen Verſuch; und obgleich ihn der Häuptling Matibe kalt aufnahm und die alten Einwendungen vorbrachte: die Betſchuanen wären ein von den Weißen ganz verſchiedenes Volk und würden deren Sitten, Kleidung, Gebräuche ꝛc. nie annehmen, ließ er doch nicht nach, auf die Verabredung des Häuptlings mit Campbell ſich zu berufen, bis Matibe ſich zufrieden gab. Nur wünſchte dieſer die Miſſionsthätigkeit vornehmlich in Neu-Lattaku zu ſehen, einer Stadt, welche 8 M. ſüdlicher neu angelegt werden ſollte, an dem, dem Orangeſtrom zugehenden Krumaufluſſe. Ein unglücklicher Kriegszug wider die Wankeſzen (im nordöſtlichen Theil des Betſchuanenlandes), von welchem die Miſſionare abgerathen hatten, trug viel zu einer günſtigeren Stimmung gegen die Letzteren bei, und der Bau von Neu-Lattaku ging raſch vorwärts. Aber es gehörte viel Geduld dazu, unter den tückiſchen, raubſüchtigen und grauſamen Leuten, deren Stumpfheit über alle Beſchreibung ging, und die den Miſſionaren Alles zu Leide thaten, es auszuhalten. Hamilton, früher Miſſionar in Griquaſtadt, war zugleich mit ſeinem Landsmann Moffat für die Station unter den Betſchuanen beſtimmt worden; er kam auch einige Zeit früher als dieſer auf dem Poſten an. Das leibliche Leben verlangte ſeine Rechte; hier bot ihm keiner der Eingebornen einen Trunk Waſſer, geſchweige Milch oder eine andere Erfriſchung an. Eines Tages ſetzt ſich der von Hunger und Mangel hartgeplagte Mann hin und zerreibt, mit mühſamer Anſtrengung zwiſchen zwei Steinen (denn es fehlte ihm an einer Handmühle), eine anſehnliche Portion Moorhirſe zu Mehl, knetet dieſes mit Waſſer zu einem Teig, und bäckt ſich ein Brod daraus, das für mehrere Tage Sättigung verſprach. Er geht nach vollendeter Arbeit nach dem, zu den religiöſen Verſammlungen beſtimmten Hauſe und predigt hier tauben Ohren; als er zu ſeiner Hütte zurückkehrt und nun ſein Gebäck anzuſchneiden und zu genießen hofft, findet er zwar die Thür noch verſchloſſen, aber das Brod iſt geſtohlen, obgleich der Dieb nur durch die enge, fenſterartige Oeffnung ſeinen Ein- und Ausgang genommen haben konnte. Aehnliche Erfahrungen mußte Moffat während ſeines langjährigen Aufenthalts unter den Betſchuanen machen.

Vor den Diebereien der Betſchuanen war nichts ſicher. Nicht nur entwendeten ſie bei ihren täglichen zudringlichen Beſuchen in den Wohnungen der Miſſionare faſt jedesmal irgend eine Kleinigkeit — ein Meſſer, metallenen Löffel u. dgl. m. —, ſondern

machten auch öfters eigentliche Einbrüche in die Wohnungen, in die Schmiedewerkſtätte oder in die Gärten der Lehrer, wenn dieſe beim Gottesdienſt oder ſonſt auswärts beſchäftigt waren, oder auch bei Nacht. Der Verluſt an Geräthſchaften, wie an Sägen, Aexten, Hacken und dergleichen war für die Miſſionare um ſo empfindlicher, weil ſie in ihrer weiten Entfernung von der Capſtadt, mit der noch dazu gar kein Verkehr war, ſo äußerſt ſchwer ihn erſetzen konnten. Dabei waren die Diebe ſo unverſchämt, daß ſie ſolche Werkzeuge, wenn ſich das Metall derſelben nicht ſo gut zerſchmelzen ließ, als ſie erwartet hatten, in Stücke zertrümmerten und dieſe den Eigenthümern als Verkaufs- oder Tauſchartikel anboten. Seitdem Moffats Gattin ſich mit Blechlöffeln verſorgt hatte, welche die Betſchuanen nicht zu ſchmelzen vermochten, hielten ſie dieſelben für behext, und das Nämliche urtheilten ſie über einen eiſernen Topf, den ſie geſtohlen und zerſchlagen hatten, als ſie bemerkten, daß ſich das Gußeiſen desſelben nicht ſo ſchmieden ließ, wie anderes Eiſen. Zuweilen ſah ſich der Miſſionar genöthigt, wenn er Niemand zur Aufſicht in ſeinem Hauſe hatte, von dem ihn grade ein nöthiges Geſchäft hinwegführte, das diebiſche Volk, das um den Lohn von ein wenig Tabak dazu willig war, mit ſich zu ſeinem Geſchäft zu nehmen, nur damit keiner ihn unterdeſſen beſtehlen möge.

Wenn einmal kein Diebſtahl im Hauſe, im Geräthe-Schuppen oder im Garten verübt war, dann fehlte es wenigſtens nicht an Entwendungen und Verluſt bei der Viehheerde. Die Betſchuanen brachen bald in die Umzäunung, worin das Vieh bei Nacht ſtand, und ſtahlen einen der beſten Zugochſen, den ſie ſogleich ſchlachteten, zerſtückten und etwa nur eine Schulter für den Beſitzer übrig ließen, bald trieben ſie die Rinder in der Nähe des Fluſſes in einen tiefen Sumpf, zeigten den angeblich zufälligen Vorfall den Miſſionaren erſt am Abend an, wenn es zu ſpät war die Thiere wieder herauszutreiben, und theilten dann bei Nacht mit den Hyänen, die ſich auch ein und das andere Stück holten, den Raub. Von den Schafen, die man hier, wo es ſo ſehr an anderen Lebensmitteln fehlte, als Schlachtvieh halten mußte, kam nur ſelten die Hälfte an den Haushalt der Miſſionare; die Betſchuanen holten ſich die beſten Stücke ganz, anderen ſchnitten ſie den Fettſchwanz ab oder zerbrachen auch zuweilen den armen Thieren aus boshaftem Muthwillen die Schenkel.

Nicht nur als gewöhnliche Diebe, ſelbſt wie Raubmörder betrugen ſich zu Zeiten dieſe Leute. Als Moffat ſchon einige Zeit hier geweſen, wollte eines Tages ſeine Frau, mit ihrem kleinen Kinde auf dem Arm, ihre freilich nur arm beſtellte Küche zuſchließen, um zu der gottesdienſtlichen Verſammlung zu gehen, welche eben gehalten werden ſollte. Ein Betſchuanenweib hatte ſich in die Küche eingedrängt und als jene dasſelbe in den freundlichſten Ausdrücken bat ſich zu entfernen, ergriff es ein Stück Holz und wollte der Bittenden damit über den Kopf ſchlagen; dieſe flüchtete ſich in das Gotteshaus; das Weib ſtahl mittlerweile, was ihr anſtand.

Was die Miſſionare bauten, das riſſen öfters die Betſchuanen wieder ein; was jene ſäeten, das ſchnitten jene ſich ab. Der ſandige Boden der Niederlaſſung bedurfte, wegen des faſt beſtändigen Mangels an Regen, einer Bewäſſerung, wenn auf ihm etwas gedeihen ſollte; die Miſſionare hatten ſich deßhalb mit vieler Mühe einen Graben angelegt, der das Waſſer mehr als eine Stunde weit vom Krumanfluſſe (ſ. oben) nach ihren Gärten leitete, vorher aber ſeinen Lauf durch einen Theil der Gärten der Eingeborenen

nahm. Als dieſe, denen zuvor nie der Gedanke an eine künſtliche Bewäſſerung ihrer Felder eingekommen war, die vortheilhafte Wirkung davon in den Gärten der Miſſionare ſahen, durchſtachen die Betſchuanenweiber, denen dort mit der andern ſchweren Arbeit auch der Feldbau obliegt, den Graben und ließen ſein Waſſer in verſchwenderiſcher Weiſe durch ihre Felder herauslaufen, ſo daß Moffats Garten ſowie ſelbſt ſein Haushalt oft ohne einen Tropfen Waſſer geblieben wäre, wenn man nicht den nöthigſten Bedarf aus einer kleinen, weit abgelegenen Quelle herbeigeholt hätte. Als ſich die Miſſionare darüber beklagten, verſchütteten die Weiber den Ausfluß aus dem Kruman ganz. Abwechſelnd gingen nun zwar Moffat und Hamilton in der heißeſten Tagesſtunde (3 Uhr Nachmittags), wo Jedermann dort Ruhe hält und die Hitze nicht ſelten faſt 40° R. erreicht, mit dem Spaten auf der Schulter zu dem drei engliſche Meilen weit abgelegenen Anfangspunkt des Grabens, öffneten dieſen und verſchloſſen zugleich die Lücken nach den anderen Feldern, um ſo viel Waſſer bei ſich zu ſammeln, daß ſie ihre kleinen Pflanzungen netzen könnten; allein gewöhnlich kamen die Betſchuanenweiber bald hinterher und legten den Graben, durch neues Aufreiſſen ſeiner Wände, wieder trocken. So mußte denn die Zeit der Nacht, die den hart angeſtrengten Männern zu ihrer Ruhe ſo noth gethan hätte, zur Verſorgung der durſtenden Pflanzungen angewendet werden. Und doch, was half alle dieſe Mühe der ſchlafloſen Nächte, was half die Arbeit eines ganzen Jahres, — die Betſchuanen ſtahlen ſelbſt am hellen Tage die Früchte der nächtlichen Arbeiten.

Neben derartigen empörenden Handlungen dieſes Volkes hatte es auch mancherlei Unſitten an ſich, die mit beſonderer Schwere auf der Hausfrau eines Miſſionars laſten mußten. Was wußten dieſe Leute von Reinlichkeit, von Schamhaftigkeit! Die Mädchen, von der Zeit ihrer Mannbarkeit an, ebenſo wie die Männer, beſchmierten ihre Haut, wie ihre Haare mit einem Gemiſch von rothem Ocher und Fett oder Butter; Alles was ſie anrührten, ward von dieſer Ueberkleiſterung beſudelt. Ihr Gewand, welches meiſt nur vom Rücken hinabhing, während es den übrigen Körper nur ſehr unvollkommen bedeckte, beſtand zunächſt aus faſt rohen Schaf- oder Ziegenfellen, deren Wollhaar der Wohnſitz einer unzähldaren Menge von plagenden Inſekten war. Dieſe Körper, welche mit Willen niemals die wohlthätige Reinigung durch Waſſer erfahren hatten, überfließend von der ranzigen, übelriechenden Fettigkeit, konnten durch ihre Annäherung, ſelbſt im Freien, die Luft verpeſten, wie vielmehr erſt in dem engen, eingeſchloſſenen Raum des Zimmers einer Hüttenwohnung. Und dennoch war das Zimmer des Hrn. Moffat von ſolchen Gäſten täglich angefüllt; ſie betaſteten und beſchmutzten hierbei zugleich Alles. Nicht gewohnt auf Bänken oder Stühlen zu ſitzen, kauerten ſie zwar am Boden, ſtützten aber die Ferſen oder Fußſohlen, namentlich bei den gottesdienſtlichen Verſammlungen, an die niedrigen Bänke, indem ſie zugleich das Kinn den Knieen näherten; und ſo geſchah es denn wohl, daß der eine oder der andere in dieſer ſonderbaren Stellung einſchlief und zu großer Beluſtigung der Uebrigen auf den Rücken fiel. Die aber, welche wachten, hörten auch nicht auf das, was der Lehrer zu ihnen ſprach, ſondern ſie waren, wenn kein anderer Gegenſtand ihre neugierig oder habſüchtig betaſtenden Hände in Anſpruch nahm, wenigſtens mit dem Fang der kleinen Thiere beſchäftigt, welche die Empfindung ihrer Haut bei Tage wie bei Nacht in Regung erhielten, wobei ſie das, was

ſie erbeuteten, nicht tödteten, ſondern ſchonend auf den Boden des Zimmers oder Betſaales warfen. Der armen Frau Moffat, einer Seele von zarter, feiner Bildung und Ordnungsliebe, wenn ſie ſich im eigenen Zimmer ſo unter die Wilden eingeſchloſſen ſah, kam es ſchwer an, den Ekel zu überwinden; ſie verſchob oft das Auftragen der einfachen Mahlzeit für ihren von der Arbeit müden Gatten und für ſich ſtundenlang, in der Hoffnung, daß jener Beſuch ſich entfernen und die Luft wieder reiner werden möchte, meiſt aber ward dieſe Erwartung getäuſcht. Der Hunger mußte auf den Kampfplatz mit dem Ekel treten, und es war ein Glück, wenn dieſer jenen nicht beſiegte.

Am meiſten ward unter den Betſchuanen jedes ſittliche Gefühl durch das Benehmen und das bürgerliche Verhältniß der Frauen verletzt. Dieſe waren es aber ſo gewohnt, und wollten es nicht anders haben. Als einſt Moffat Zeuge ſein mußte, wie bei dem, ebenfalls nur von Weibern beſorgten Bau einer Wohnung die Frau eines der Vornehmeren des Volkes in unſchicklicher Weiſe von einem Baumaſt zum andern ſtieg, fragte er unwillig, warum ſolches Geſchäft nicht von Männern verrichtet werde? Darüber brach unter den Hörerinnen ein allgemeines Gelächter aus. »Wie gut wäre es,« ſagte die Frau des Häuptlings Matibe, »wenn ihr unſeren Männern etwas eingäbet, daß ſie mit uns ſo verführen, wie ihr mit euren Frauen, welche nur das leichtere Geſchäft verrichten, während ihr Männer alle beſchwerliche Arbeit thun müſſet.« Dieſe Aeußerung war natürlich nur Spott, und lange Zeit wurde, bei Wiederholung des Scherzes, die Einfalt des Miſſionars, ſolche neue Sitten lehren zu wollen, verlacht.

Die gottesdienſtlichen Verſammlungen wurden von den beiden Miſſionaren mit großer Treue gehalten; an Zuhörern waren hierbei zuweilen bis vierzig, häufig aber auch nur ein einziger da. Die Anweſenden, mochten ihrer viele oder wenige ſein, betrugen ſich ein- wie allemal auf höchſt unziemliche Weiſe; während die Einen ſchnarchten, lachten und ſchwatzten die Andern, oder trieben irgend eine Handarbeit; auf die Worte, welche der Lehrer ſprach, achtete Keiner. Manche ließen ſich nur durch das Geſchenk von ein wenig Tabak bereit finden, zur Verſammlung zu kommen, und wenn einmal der Miſſionar zufällig vergeſſen hatte Tabak mitzubringen, ſagte man ihm, er ſolle erſt wieder nach Hauſe gehen und welchen holen.

Eine lange anhaltende Dürre hatte die Felder wie die Viehweiden großentheils zu einer Viehweide gemacht; da beſchloß das Volk einen ſ. g. Regenmacher zu ſich zu rufen, der über 40 geographiſche Meilen von ihnen entfernt im Lande der Bahurutſis wohnte. Auf eitle Worte und leere Verſprechungen kam es den Betſchuanen nicht an; die Abgeſandten verſprachen dem Regenmacher große Reichthümer und Ehren, wenn er mit ihnen nach Lattaku kommen und »die Brüſte« des Himmels öffnen wolle. Der Mann ließ lange auf ſich warten, und ſchon fing das Gerücht an ſich zu verbreiten, die Abgeordneten, welche ohne ihn nicht zurückkehren durften, müßten ermordet ſein. Da entſtand auf einmal ein lauter Lärm und gewaltiger Auflauf in der Stadt; der Regenmacher hatte einen Boten geſendet, der ſeine nahe Ankunft verkündete und zugleich den Befehl des mächtigen Mannes überbrachte, daß Jedermann ſich die Füße waſchen ſolle. Jetzt liefen Alle, Vornehme und Geringe, Alte wie Junge, zum Fluß hin, um dem Gebote Folge zu leiſten; ſelbſt das Dienſtmädchen

des Hrn. Moffat rannte mit den Anderen fort. Der witterungskundige Regenmacher hatte mit gutem Vorbedacht dieſen Augenblick für ſeine Ankunft gewählt. Ein Wind vom Meere her war immer ſtärker geworden; an dem ſeit langer Zeit wolkenlos gebliebenen, gleichſam ehernen Himmel ſtieg ein ſchweres Gewölk auf, aus welchem furchtbare Blitze mit lautem Donner ſich entluden. Aber ſo laut auch dieſer Donner hallte, er konnte dennoch das Jubel- und Triumphgeſchrei des Volkshaufens nicht übertäuben, noch unhörbar machen, welcher ſo eben den an der obern Seite der Stadt hereinziehenden allmächtigen Mann, der gleich bei ſeiner Ankunft alle Regenvorräthe am Himmel zu verſammeln ſchien, bewillkommnete.

Der Betrüger redete das Volk an und erklärte, die Weiber müßten dies Jahr ihre Felder auf den Hügeln anlegen und beſäen, denn der jetzt zu erwartende Regen würde alle tiefer liegenden Gründe unter Waſſer ſetzen. Wirklich fielen jetzt auch einige ſchwere Regentropfen aus den Wolken auf die laut jubelnde und tanzende Menge herab. Doch der erwartete Regen wollte für diesmal nicht kommen, vielmehr behielt es bei den wenigen Tropfen ſein Bewenden.

Als das Getöſe und der Auflauf ſich ein wenig gelegt hatten, kamen Mehrere zu den Wohnungen der Miſſionare. »Nun,« ſo fragte einer höhnend, »wo iſt euer Gott?« — Jene ſchwiegen. — »Habt ihr,« fuhr der Spötter fort, »unſern Mächtigen geſehen, wie er feurige Speere aus den Wolken ſchleuderte? Was vermag aber euer Gott?«

Das Volk erwartete nunmehr von Tage zu Tage, der Regenmacher, dem man Alles gethan und gegeben hatte, was er nur verlangte, werde ſeine mehrmals feierlich wiederholte Zuſage erfüllen und einen allbefeuchtenden Regen herabfallen laſſen. Aber der witterungskundige Mann war diesmal durch ſeine Vorzeichen getäuſcht worden; die Wolken hatten ſich, wie dies in dem waldloſen ebenen Lande der Betſchuanen häufig geſchieht, nach dem waldigen Gebirge im Oſten hinzogen, ohne über der weſtlichen Niederung ſich zu entladen; die Dürre wuchs fortwährend zu einem furchtbaren Grade an; der Himmel blieb verſchloſſen. Da erſann der liſtige Betrüger eine Ausrede, durch welche er den gerechten Unwillen des getäuſchten Volkes von ſich hinweg auf Andere zu lenken ſuchte. Die Miſſionare ſollten die Schuld haben, daß keine ſeiner mühſamen und zum Theil wenigſtens für das Volk überaus beſchwerlichen Operationen zum Herbeiſchaffen des Regens den günſtigen Erfolg hätten. Das Geläute ihrer kleinen Betglocken, ja ihr Gebet ſelber, ſollte die Regenwolken vertrieben haben. Der Oberhäuptling wollte hierauf den Miſſionaren das Niederknieen und Beten ſogar in ihren eigenen Wohnungen verbieten; ſie fürchteten ſein Verbot nicht. Der Betrüger merkte indeß wohl, daß ſeine immer wiederholten Lügen, und die ungeheuren Zumuthungen, die er an das Volk machte, die Geduld desſelben ermüdet hatten, und daß beſonders die Frauen anfingen, ſein Truggewebe zu durchſchauen. Vierzehn Tage lang zog er ſich in ſeine Hütte zurück, dann auf einmal erſchien er wieder vor dem Volke. Er habe endlich, ſo redete er die Verſammlung an, den einfachen Grund entdeckt, aus welchem das Ausbleiben des Regens unvermeidlich ſei. — Jeder war begierig, dieſen Grund zu erfahren. Er ſchien ungern damit hervortreten zu wollen; endlich, als er die Erwartung auf's Höchſte geſpannt ſah, fragte er:

»Habt ihr nicht geſehen, daß wenn Wolken über uns heranziehen, Moffat und ſein Gefährte nach ihnen hinaufblicken?« — Allerdings hatte man dies geſehen, man konnte die Frage nicht anders als bejahen. — »Nun denn,« fuhr der Mann fort, »ſo lange dieſe im Laude bleiben, werden wir niemals Regen haben, denn ihre weißen Angeſichter verſcheuchen die Wolken.«

Nur auf wenig Augenblicke und auch nur bei einem Theil der Verſammlung ſchien dieſe grobe Lüge die gewünſchte Wirkung hervorbringen zu wollen. Der Mann hatte all' ſeinen Credit bei der Menge verloren; ſeine Worte waren in den Wind geredet. Ja noch mehr, er hatte die Gefahr, womit er das Haupt Anderer bedrohte, auf ſich ſelbſt hingelenkt; der Haß der Betſchuanen gegen den Menſchen, der ihnen ſo viel Unruhe bereitet, ihre Leichtgläubigkeit ſo mißbraucht hatte, war ſo hoch geſtiegen, daß in einer Berathung der Volkshäupter ſein Tod beſchloſſen wurde. Bei dieſer Gelegenheit gab Moffat dem Volke ein Beiſpiel von chriſtlicher Nächſten- und Feindesliebe, das auf Viele einen ganz beſondern Eindruck machte. Nachdem er von einer angeſehenen Frau, die er als Arzt behandelte, den Mordanſchlag, indem er ſich ſtellte als wiſſe er Alles, erforſcht hatte, verwendete er ſich bei Matibe und anderen Häuptlingen eindringend kräftig für das Leben des Regenmachers, und verſprach zugleich ein Löſegeld für denſelben. Man fragte ihn, ob er nicht wiſſe, daß der Regenmacher ſein Feind geweſen ſei, der ſeinen Tod geſucht habe? Er bejahte dies, blieb aber bei ſeiner vermittelnden Fürbitte. Seine Vorſtellungen drangen durch. Matibe ſelbſt, um den Mann dem Haſſe des Volkes zu entziehen, gab dem Regenmacher und ſeinem Weibe das Geleit bis über die Grenze.

Eine Gefahr war allerdings durch die Entfernung dieſes feindſeligen Mannes vorübergegangen, aber jetzt kam ein Sturm ganz anderer Art, der übrigens nicht die Miſſionare allein, ſondern auch das ganze Volk der Betſchuanen bedrohte.

In dem abgelegenen Innern Südafrika's hatte ſich, ſei es durch mächtige Feinde von außen gedrängt, oder durch Mangel und Hungersnoth genöthigt, eine Völkermaſſe in Bewegung geſetzt, welche mehr noch, als einſt Dſchingiskhans und Tamerlans furchtbare Schaaren, überall wohin ſie kam, Verderben und Vernichtung verbreitete. Vor ihr her ging ſchon ſeit längerer Zeit die Sage, daß ein gewaltiges Weib, Namens Mantatie, an der Spitze eines unzählbaren und von ihrer Milch ernährten Heeres einherziehe, Horniſſe vorausſende und alles Land, das ihr Zug berühre, in eine Einöde verwandle. Das allverſchlingende Volk ſelbſt wurde nach der Anführerin die Mantaties genannt. (Die Mantaties ſind, kurz geſagt, ein Kaffernſtamm und haben ihren eigentlichen Sitz im Norden der oben beſchriebenen Souveränität und der Nataleolonie.) Die Miſſionare hatten das Gerücht nur wenig beachtet; ſie hielten es für einen fernen Nachhall der verheerenden Kriegszüge des (jetzt längſt verſtorbenen) mächtigen Zulukönigs Tſchakka. Wie durch ein inneres Vorgefühl angeregt, beſchloß jedoch Moffat, eben in dieſem Augenblicke eine Reiſe nach dem (an 40 M. in nordöſtlicher Richtung von Lattaku gelegenen) Lande der Wanketzen und dem Oberhäuptling Makaba, gemäß einer wiederholten dringenden Einladung, einen Beſuch zu machen. Zwar wollte der Betſchuanenhäuptling Matibe, aus einer Art Eiferſucht, dieſe Reiſe nicht geſtatten, und verbot allen ſeinen Leuten, den Miſſionar zu

begleiten, dieſer aber mit einem kleinen Gefolge, das ihm zu Gebote ſtand, trat ſie dennoch an. Er war nur wenige kleine Tagemärſche weit gekommen, da traf er auf Flüchtlinge, welche, ſelbſt kaum dem allgemeinen Verderben entronnen, ihm die ſichere Kunde brachten, daß die Verderber, die Mantaties, ſchon in der Nähe, und, wie man glaube, auf dem geraden Wege nach Alt- und Neu-Lattaku ſeien. Dieſe Kunde wurde noch durch andere Flüchtlinge beſtätigt, und Moffat hatte nun nichts Nöthigeres zu thun, als ſeinem langſamen Ochſengeſpann voraus nach Neu-Lattaku, ſeinem Wohnſitze, zurück zu eilen. Die Nachricht, welche er den Betſchuanen überbrachte, erregte bei dieſen Furcht und Schrecken; Viele zeigten ſich geneigt in die benachbarte Kalegare-Wüſte zu entfliehen, wo der Hungertod ihnen eben ſo nahe geweſen wäre, als hier die Streitäxte der Feinde. Die Einſicht der Miſſionare mußte dem Unverſtande des beſtürzten Volkes zu Hülfe kommen; Moffat eilte zu Pferde nach Griquaſtadt (ſ. oben), um die dortige, meiſt zum Chriſtenthum bekehrte Bevölkerung zur Abwehr des gemeinſamen Feindes aufzufordern, der wie eine Fluth auch über ſie bald hereinbrechen konnte. Während ſich die Bewohner von Griquaſtadt und der benachbarten Miſſionsſtation Campbell zum Kampfe rüſteten, kehrte Moffat noch einmal nach Neu-Lattaku zurück, um die Streitkräfte der Betſchuanen in Bewegung zu ſetzen. Ein Trupp von mehr als tauſend Bewaffneten ſtellte ſich; nach einigen Tagen kamen auch die Streiter von Griquaſtadt, darunter gegen hundert Reiter unter einem tapfern Anführer Namens Waterboer. Anſtalten zur Flucht der Miſſionarsfrauen nach der Capcolonie waren für den Fall der Noth getroffen; Moffat aber beſchloß perſönlich mit zu Felde zu ziehen, um vielleicht, bei ſeiner Kenntniß in der Setſchuanenſprache, als Vermittler zu einem friedlichen Vergleich mit den Mantaties dienen zu können. Denn es lag den Miſſionaren Alles daran, ſo weit nur möglich das Vergießen von Menſchenblut zu verhindern.

Die Bundesgenoſſen aus Griquaſtadt brachen zuerſt auf, die Richtung nach Alt-Lattaku einſchlagend; ihnen folgte langſamer das andere bewaffnete Fußvolk. Am Matluarinfluſſe hielt und ſammelte ſich das kleine Heer; Moffat aber, in Begleitung Waterboer's und einiger Anderer, ritt noch bei Nacht vier Stunden weiter bis zu einem Gehölz. Hier hielt man mit den Pferden bis nahe gegen Tagesanbruch, dann wendeten ſich die beritteuen Kundſchafter nach dem nahe gelegenen Alt-Lattaku hin. Dort beleuchtete ihnen die Morgendämmerung auf dem gegenüber befindlichen Abhange eine weit ausgedehnte ſchwarze Fläche, aus deren Mitte hie und da ein Rauch aufſtieg. Die Kundſchafter hielten dieſes Schwarz für Kohlen und Aſche, indem ſie glaubten, man habe Tags zuvor das dürre Gras und Gebüſch angezündet und niedergebrannt, bei genauerem Hinblick bemerkten ſie jedoch, daß dies lebende menſchliche Körper ſeien. Ein Theil des unzählbaren Heeres der Feinde hatte ſich auf jenen Abhang gelagert, ein anderer war in Alt-Lattaku eingedrungen und hatte ſchon einen Theil der Stadt wie ihrer Bewohner mit Feuer und Schwert vernichtet. Die wilden Krieger hatten die fremden Reiter entdeckt; man ſah die geſchwungenen Streitäxte vom Licht der aufgehenden Sonne erglänzen.

Ein zum Gefolge des feindlichen Heeres gehörendes junges Weib, welches in der Nähe der Reiter ſeinen Hunger mit den Knoſpen der Akazienbäume zu ſtillen

ſuchte, wurde mit einigen Lebensmitteln erquickt, mit Tabak beſchenkt und dann zum Feinde geſendet mit der Bitte, daß einige Führer desſelben zu einer friedlichen Beſprechung herankommen möchten. Moffat und ſeine Begleiter ritten bis auf zwei Büchſenſchüſſe weit zum Lager der Mantaties hin. Da wo ſie hielten, lag bei einem Felſen ein alter Mann mit ſeinem Sohne, Letzterer ſchon verhungert und Jener dem Tode nahe. Bei einem Quell fanden ſich die abgezehrten Leichname mehrerer Verhungerter; einer dieſer Körper lag zum Theil in dem Waſſer, aus welchem jetzt unſere Reiter ihren Durſt ſtillen mußten. Bis auf etwa hundert Schritte näherten ſich nun Moffat und einer ſeiner Begleiter den Feinden, in der Abſicht hier abzuſteigen und zwei Häuptlinge derſelben zu einem friedlichen Geſpräche aufzufordern. Doch dies war vergeblich; die wilde Schaar achtete den Zuruf der Friedensworte nicht; plötzlich ſprang ein Hauſe ihrer Bewaffneten wüthend gegen die Reiter, die ſoeben abſteigen wollten, an; Speere und vergiftete Pfeile flogen um die beiden Männer her, doch keiner traf dieſe; ſie hatten Zeit ſich auf einen nahen Hügel zu retten. Der Feind verfolgte ſie nicht; vor ſeinen Augen, nicht ohne Gefahr, tränkte man noch unten am Waſſer die Pferde.

Die Truppen der Verbündeten, gegen das Heer der Mantaties ein kleines Häuflein, waren indeß nahe gekommen; am andern Tage, als man noch vergeblich friedliche Unterhandlungen verſucht hatte, begann die Schlacht. Die Wilden, als ſie mehrere ihrer Häuptlinge und Krieger durch das ihnen unſichtbare Geſchoß, das aus den Flinten kam, darniedergeſtreckt ſahen, ſtutzten zwar auf einige Augenblicke, erneuerten aber alsbald den wüthenden Kampf; die Griquas wurden mehrmals auf eine kurze Strecke zurückgeworfen, drangen aber immer mit ſiegreicher Gewalt wieder vor, wogegen der Heerhaufe der Betſchuanen, die vorher ſehr großprahleriſch von ihren künftigen Thaten geſprochen hatten, ſich durch ein halbes Dutzend der wüthenden Mantaties in feige Flucht ſchlagen ließ. Noch immer vertheidigte der Feind mit Löwengrimm ſeine Stellung, ſchon der Anblick dieſer vor Wuth raſenden Schwarzen hatte etwas Furchtbares; aber die Griquas hielten tapfer Stand, und als ſie jetzt einen Sturm auf das feindliche Lager wagten und in dieſes eindrangen, bemächtigte ſich der Mantaties ein wilder Schrecken, und ſie flohen hinauf nach der Stadt. Hier und hinter der Stadt lag die andere, an Zahl und innerer Kraft ungleich furchtbarere Abtheilung ihres Heeres; hätten während der Schlacht beide zuſammengeſtanden, ſo würden ſie ohne Zweifel obgeſiegt und ſich dann wie eine verheerende Fluth über die Grenzen der Capcolonie ergoſſen haben; ſo aber geſchah es, daß die noch gar nicht zum Kampfe gekommene größere Hälfte ſich von dem Schrecken der Geſchlagenen anſtecken und mit zur Flucht fortreißen ließ. Mitten durch die vom Feinde in Brand geſteckten Hütten der Stadt verfolgten die Griquas den Feind über drei Stunden weit, um denſelben dadurch zu veranlaſſen, die Richtung der Flucht, die er nach Norden hin genommen hatte, beizubehalten. Moffat nahm ſich unterdeſſen der Pflege der gefangenen Kinder und Frauen ſowie des Schutzes der Verwundeten an. Denn eines ſolchen bedurften dieſelben gegen die Betſchuanen, welche zwar in der Schlacht gegen kämpfende Männer als die größten Feiglinge ſich bewieſen hatten, jetzt aber nach vollendeter Schlacht als die grauſamſten Wütheriche ſich zeigten gegen die kraftlos dalie-

genden Verwundeten, ſowie gegen die Frauen und Kinder des Feindes, welche ſie, hätte Moffat es nicht verhindert, zum größten Theil umgebracht haben würden. Uebrigens ſah man auch hier Beiſpiele, daß ein einziger minder ſchwer verwundeter Mantatie von 30 Betſchuanen umringt und vielleicht mit 10 oder 12 Speeren und Pfeilen in ſeinem Leibe noch immer wüthend fortkämpfte, bis etwa einer ſeiner Feinde ihm den Kopf ſpaltete oder das Herz traf. Selbſt Moffat wurde durch die Streitärte, welche manche der ſchon am Boden liegenden, hart verwundeten Schwarzen mit Anſtrengung ihrer letzten Kräfte nach ſeinem Kopfe ſchleuderten, mehrmals in Gefahr geſetzt. Von einigen der Gefangenen erfuhr man, daß das Mantatie-Heer an dem nämlichen Tage, wo es durch den »Donner und Blitz der Griquas« (ſo nannten ſie das Musketenfeuer) geſchlagen ward, im Begriff geweſen war, gegen den Kouranfluß zu ziehen und Neu-Lattaku zu überfallen. Nach Moffats Beobachtung ſchien jenes kriegeriſche Volk mit den Betſchuanen von gleicher Geſtalt und Abkunft, auch war ſeine Sprache ein Dialekt der Betſchuanenſprache. Nur ſind die Mantaties größer, ſtärker und dunkelfarbiger als jene Stammverwandten, und durch ihren langen Kriegszug waren ſie tapferer und kampfluſtiger geworden als die Betſchuanen.

Der blutige Völkerkrieg war übrigens mit jenem Schlage noch nicht beendigt. Das Heer der Mantaties, welches wenigſtens noch 40,000 Mann zählte, hatte, ſchon durch den Hunger zu ſeinen Raub- und Plünderungszügen getrieben, noch manchen Ort überfallen und zerſtört, und wie auf allen ſeinen Zügen das Land, über welches es gekommen, mit Gebeinen der Erſchlagenen beſtreut. Gleich in den erſten Tagen nach der oben beſchriebenen Schlacht hatten ſie von neuem nach Süden ſich gewendet, um an den Betſchuanen Rache zu nehmen; ſie hatten ſelbſt die Griquas bedroht. Doch mit allen dieſen Ereigniſſen wollen wir uns hier nicht aufhalten, ſondern nur noch die Folgen betrachten, welche dieſelben für die moraliſche Umwandlung der Betſchuanen hatten.

Dieſes Volk, vor Allen ſein König oder Oberhäuptling Matibe und die meiſten andern Häuptlinge hatten bei dieſer Gelegenheit die Miſſionare als ihre Freunde und Schützer kennen gelernt, ohne deren treue, mit Lebensgefahr verbundene Hülfe ſie und all' die Ihrigen ohne Rettung verloren geweſen wären. Die Thaten der Lehrer erwarben dieſen bei dem Volke eine Achtung, welche bald nachher auch eine beſſere Achtung vor ihren Worten zur Folge hatte. Auf einer Reiſe nach der Capſtadt hatte Moffat den älteſten Sohn des Matibe, den künftigen Erben der Herrſchaft, mit ſich genommen, dem dort viele Freundſchaft und Liebe erwieſen ward; auch dieſes diente dazu, das Band der Anhänglichkeit der Familie des Oberhäuptlings an den Miſſionar noch feſter zu knüpfen.

Ein großer Beweis für das Zutrauen, deſſen von jetzt an die Miſſionare genoſſen, war der, daß, als nach einem Beſchluß der Londoner Miſſionsgeſellſchaft für ihre Station ein Fleck Landes von den Eingeborenen angekauft wurde, 1°/₄ geogr. Meilen weit von Neu-Lattaku, näher an der Quelle des Krnman gelegen, alsbald viele Betſchuanen-Familien ſich geneigt bezeigten, den Lehrern nachzuziehen. Daß wir es kurz machen: von jetzt an waren die Betſchuanen, wenigſtens einem großen Theile nach, wie völlig umgewandelt in ihrem Benehmen gegen die Miſſionare, in der Auffaſſung der Lehren des Chriſtenthums und in ihrer ganzen innern und äußern Lebensweiſe. Die nämlichen Menſchen, welche volle zehn Jahre hindurch den Miſſionaren die ärgſten Kränkungen

und Beleidigungen zugefügt hatten und von den christlichen Lehren nichts hatten wissen wollen, wetteiferten jetzt in Beweisen der Liebe und Zuneigung zu ihren Lehrern, hörten deren Predigt vom Evangelium mit der lebendigsten Theilnahme an und waren ernstlich bemüht, den göttlichen Geboten nachzuleben. Von dem Innersten und Höchsten suchten sie die Lebensthätigkeit des Glaubens auch auf das Aeußere und scheindar Niedere zu leiten. Moffats Gattin eröffnete eine Nähschule für die Frauen und Mädchen, und bald sah man Alle, Männer wie Frauen, in reinlichem, anständigem Gewande einhergehen. Die ekelhafte Sitte des Einschmierens der Haut mit Fett und Ocher war jetzt verbannt und an ihre Stelle ein sorgfältiges Reinigen durch Wasser getreten. Zu gleicher Zeit ward auch in den Häusern ein Geist der Reinlichkeit und bessern Anordnung sichtbar. Man fertigte sich Tische, Stühle und Kisten zu ordnungsmäßiger Aufbewahrung der Kleider; Lichte wurden gegossen, so daß auch in den Abendstunden jedes Haus seine nothdürftige Beleuchtung hatte, und überhaupt nahm man mehr und mehr auf Erleichterungen und Bequemlichkeiten im häuslichen Leben Bedacht.

Ein Hauptaugenmerk mußte vor Allem die Nahrungsquelle des Volkes, der Feldbau, sein. Es waren nunmehr wieder fruchtbare Zeiten eingetreten; denn es hatte einen Ueberfluß von Regen gegeben. Zudem hatten auch die Eingeborenen angefangen, dem Beispiele ihrer Lehrer zu folgen und Gräben anzulegen, durch welche sie das Fluß- und Quellwasser zu ihren Pflanzungen hinleiteten. Statt daß die Betschuanen vorher fast nichts gebaut hatten, als Moorhirse, Schminkbohnen und Wassermelonen, verschafften ihnen jetzt ihre Lehrer die Samen von Mais, Weizen, Gerste, Erbsen, Kartoffeln, gelben Rüben und Zwiebeln, und leiteten sie zum Bau des Tabaks an, welcher fortan einen einträglichen Gegenstand zum Tausch und Verkauf bildete; auch Obstbaumpflanzungen sah man entstehen. Die Werkzeuge und Geräthschaften zur Arbeit wurden zuerst von der Colonie und Capstadt herbeigeschafft; bald aber lernten die Betschuanen, sie selbst zu verfertigen. Etwas zuvor ganz unerhörtes Neues war hierbei geschehen! — Die Männer hatten arbeiten gelernt, ja sie freuten sich der Arbeit des Feldbaues und der Handwerke; ein Arbeitsgeräth war ihnen lieber als vormals die prunkende Waffe oder der Schmuck der Krieger.

Zu gleicher Zeit war der Eifer zum Lernen so groß, daß man die Alten mit den Jungen an den Leseübungen Theil nehmen sah; und bald gab es Viele, welche ihre Muttersprache zu lesen vermochten. Daher war schon damals Hr. Moffat ernstlich darauf bedacht, eine Uebersetzung des Evangeliums Lukas in die Setschuanensprache zu vollenden und zum Druck zu befördern.

Die Betschuanen, nunmehr von großer Zuneigung zu ihren Lehrern erfüllt, ließen es bei bloßen Worten nicht bewenden, sondern suchten ihre Liebe auch durch die That zu bewahrheiten. Mehrere Männer aus der Nation kamen zu den Missionaren und erboten sich, auf eigene Kosten und durch Arbeit der eigenen Hände ein geräumigeres Haus zur christlichen Schule und, bis eine größere Kirche erbaut sei, zu den gottesdienstlichen Versammlungen zu errichten. Sie verlangten weiter nichts als einen Bauplan; denn das Haus sollte auf europäische Art gebaut werden. Da wollte nun das ganze Volk an dem Baue Theil nehmen; Frauen und Kinder trugen das Material herbei, das die stärkeren Hände der Männer zusammenfügten, und im Mai 1829 war das Gebäude vollendet.

Bald nachher ward auch ein zweites Miſſionshaus gebaut, und es handelte ſich jetzt um den Aufbau eines Gotteshauſes, welches groß genug wäre, die mit jedem Tage mehr anwachſende Gemeinde zu faſſen. Die Miſſionare dachten daran, Beiträge zu dem Bau in der Capcolonie und namentlich in der Capſtadt zu ſammeln. Als die Betſchuanen dies vernahmen, wollten auch ſie in der Freigiebigkeit nicht zurückbleiben; und dieſe nämlichen Leute, welche vormals kein größeres Vergnügen gekannt hatten, als den unter ihnen wohnenden Chriſten ihre Heerden zu ſtehlen, brachten jetzt als freiwillige Gabe, der eine Ochſen, der andere Ziegen oder etwas Geld (dieſes war noch eine große Seltenheit unter den Betſchuanen) zum Aufbau einer chriſtlichen Kirche dar.

Noch niemals hatte ein Miſſionar in Südafrika ſeiner Gemeinde ſo große Gaben von einer Reiſe mit nach Hauſe gebracht als Hr. Moffat der ſeinigen bei ſeiner Rückkunft von der Capſtadt im Jahre 1831. Außerordentlich reich waren die Beiträge zum Bau der neuen, großen Kirche ausgefallen; eine Dame aus England hatte außerdem eine Menge Leinwand und andere Stoffe zu Kleidungsſtücken als Geſchenk beigefügt und dadurch in ſehr vielen Haushaltungen eine ungemeine Freude verbreitet; ſodann kamen zahlreiche gedruckte Exemplare des Evangeliums Lukas und Geſangbücher in der Setſchuanenſprache mit, und endlich eine vollſtändige Druckerpreſſe und mit ihr zugleich ein Mann, der ſich auf ihre Benutzung verſtand. Auch waren zwei neue Miſſionare mitgekommen, an deren Frauen Moffats Gattin nunmehr einen treulichen Beiſtand erhielt in dem Geſchäft der Bildung und des Unterrichts der Betſchuaninnen, namentlich für weibliche Arbeiten, während die Männer nicht allein in Schulen und in der Kirche, ſondern auch im gewöhnlichen Werktagsleben für die Ausbildung des Volkes zur chriſtlichen Erkenntniß ſowie zur bürgerlichen Tüchtigkeit und Gewerbthätigkeit bemüht waren.

Seitdem ſind wiederum über zwanzig Jahre verfloſſen, und Niemand, der die Betſchuanen zur Zeit ihres Heidenthums gekannt, würde ſie jetzt wieder erkennen: ſo ſehr haben ſie ſich zu ihrem Vortheil verändert und einen neuen Beweis zu der Wahrheit geliefert, daß das Chriſtenthum überall da, wo es lebendig aufgefaßt wird und, ſo zu ſagen, in Saft und Blut übergeht, ſtets auch alle Segnungen der Cultur und Geſittung mit ſich führt.

Wenn die Betſchuanen ſtammverwandt mit den Kaffern ſind, ſo ſind wiederum die Balalas ſtammverwandt mit den Betſchuanen, oder vielmehr ſie ſind wirkliche Betſchuanen und verhalten ſich zu ihnen wie die Buſchmänner zu den eigentlichen Hottentotten, wie dergleichen ausgeartete Zweige der Völker, welche ohne feſtſtehende bürgerliche Ordnung leben, zum Entſtehen kommen. Es ſind ihrem erſten Urſprunge nach Zuſammengeſellungen von ſolchen, durch eigene und fremde Schuld verarmten Familien, welche in ihrer Lage den ungebundenen Müßiggang lieber gewonnen haben, als die Arbeit und die hauswirthſchaftliche Sorge für ein Eigenthum. Sie ſehen ſich dann zu einem unſtäten Räuberleben genöthigt, zum Ausraufen eßbarer Wurzeln wie zum Fang der Thiere, mehr durch Liſt, in Fallgruben oder an vergifteten Tränkplätzen, als durch die gerade Gewalt der Waffen. Moffat hatte, bei ſeinem mehr als zwanzigjährigen Aufenthalte unter den Betſchuanen, Gelegenheit genug, die Balalas zu beobachten. Dieſes Volk, das dem beſtändigen Kampfe mit dem Hunger und allem äußern Mangel unterliegt, iſt dabei ſo arbeitsſcheu, daß es grade zur Zeit der Ernte aus den wenigen Gegenden, in

denen das Säen und Ernten nicht ohne guten Ertrag iſt, entflieht und ſich hinter den dürren Hügeln der Kalegare-Wüſte der Gefahr des Verdurſtens und Verhungerns Preis gibt, nur damit es nicht zur Theilnahme an der Arbeit des Erntens gezwungen werden möge, obgleich ſolchen Mitarbeitern dann der tägliche Unterhalt für ſich und die Ihrigen reichlicher als gewöhnlich zufließen würde. Wie ein ſcheues Reh flieht übrigens auch zu anderen Zeiten der Balala die Betſchuanen, von denen er, wie der Bettler vom hochmüthigen Reichen, nur Uebermuth zu erfahren hat. Seine wortarme Sprache hat ſich durch Rauheit und Umbildung der Töne von der gewöhnlichen Sprache des Urſtammes, dem Setſchuanendialekt, ſo weit entfernt, daß auch der in unmittelbarer Nähe der Balalas wohnende Betſchuane ohne Dolmetſcher ſie nicht zu verſtehen vermag. Sie zerfällt, wie die Sprache der amerikaniſchen Wilden, in mannigfache Verſchiedenheiten.

Wir wenden uns nunmehr zu den **Hottentotten** oder den weſtwärts von den Kaffern in Südafrika wohnenden eingeborenen Stämmen.

Die Hottentotten zerfallen in 4 Stämme, nämlich in die ſ. g. Colonialhottentotten, die Namaquas, die Koranas und die Buſchmänner oder Saab, und bilden insgeſammt eine iſolirte, ihrer Sprache und ihren phyſiſchen Verhältniſſen nach von allen übrigen Urbewohnern Afrika's geſchiedene Raſſe, deren charakteriſtiſche äußere Merkmale eine ſchmutzig olivengelbe Geſichtsfarbe, ein niedriger Schädel, eckige Geſichtsform mit meiſt breiten, ſehr hervorſtehenden Backenknochen (ausgenommen bei den Koranas), dicke Lippen und eine platte, zwiſchen kleinen Augen liegende Naſe ſind. Wenn ſie in dieſer Hinſicht manche Aehnlichkeit mit den Mongolen haben, ſo unterſcheiden ſie ſich doch wiederum von dieſen durch ihr Wollhaar und ihre Sprache, welche ein häufiges Schnalzen mit der Zunge und ein eigenthümlicher Bau ausgezeichnet. Die Geſichtszüge vieler Hottentotten, beſonders älterer Perſonen, ſind überaus häßlich, und dieſe Häßlichkeit wird durch den ſtark vortretenden Mund noch vermehrt; jedoch kann ſie keineswegs als ein Typus für alle Hottentotten angenommen werden. Die Hottentotten kennen ſich ſelbſt nur unter dem Namen Anaqua oder Quaqua, und der ihnen ſchon von den erſten holländiſchen Einwanderern der Capcolonie aus unbekannten Gründen und bei den Europäern gebräuchlich gewordene Name Hottentott war ihnen urſprünglich völlig unbekannt. Rein ſieht man Hottentotten nur noch in den nördlichſten, erſt in neuerer Zeit der Capcolonie einverleibten Gegenden der Diſtrikte Clanwilliam, Beaufort und Graf Reynet, und ſelbſt hier nur in den Stämmen der Namaquas, Koranas und Buſchmänner, da die innerhalb der alten Grenzen der Capcolonie wohnenden ſ. g. Colonialhottentotten in mannigfache Verbindungen mit Europäern und deren Nachkommen, Kaffern und wohl auch mit Malaien und Negern eingegangen ſind und ſelbſt ihre Sprache verlaſſen haben, ſtatt welcher ſie ſich jetzt eines aus hottentottenſchen, holländiſchen und kafferniſchen Wörtern gemengten Patois bedienen. Die Colonialhottentotten beſaßen Anfangs zum Theil reiche Viehheerden und lebten nomadiſch in beweglichen Dörfern, Kraals genannt, unter wenig angeſehenen Häuptlingen. Anfangs zählte man 17 Stämme; aber durch die Barbarei der Holländer ſchmolz ihre Zahl von 200,000 auf 40,000 herab. Sie flüchteten ſich in die Gebirge und Wüſten; und die Zurückbleibenden verloren ihre Unabhängigkeit und mußten als Sklaven Hirten- und Knechtdienſte verſehen. Im J. 1736 kam von Amſterdam aus an die Brüdergemeine in Herrnhut die

Anfrage, ob ſie nicht, wie zu andern Heiden, auch zu den Hottentotten Miſſionare ſenden wollte. Sie erklärte ſich dazu bereit, und ſchickte eins ihrer Mitglieder, Georg Schmidt, nach der Caprolonie, wo er 1737 ankam. In der Capſtadt war ſeine Erſcheinung etwas Neues, und die Nachricht, es ſei Jemand da, der die Hottentotten bekehren wolle, erregte mancherlei Gerede unter den Holländern. Viele hatten ihe Geſpötte und meinten, er müſſe ein Narr ſein. Schmidt ließ ſich jedoch nicht irre machen, ſondern zog an den Fluß Zonderend (Nebenfluß des Breede Rivier, der ihn im Zwellendammdiſtrikte aufnimmt) mitten unter die Hottentotten, die damals noch nicht ſo verdrängt waren und ihn bereits mit freudiger Begierde erwarteten. Er konnte ſich durch das Holländiſche verſtändlich machen; und mit 18 Hottentotten, die ſich an ihn anſchloſſen, bezog er einen, damals Bavlanskloof genannten Ort, wo er einen Garten anlegte, eine Hütte baute, Unterricht ertheilte und zum Ackerbau anleitete. Er mußte ſich ganz an die Lebensweiſe der Hottentotten gewöhnen und mit ihnen auch Wurzeln eſſen, bis es ihm gelungen war, ſie mit europäiſchen Einrichtungen und Gebräuchen vertrauter zu machen. Nachdem er faſt ſieben Jahre in ihrer Mitte mit großem Erfolge gewirkt hatte, wurden ihm beſonders durch den Neid und die Eiferſucht der holländiſchen Geiſtlichen der Capſtadt ſo viele Hinderniſſe in den Weg gelegt, daß er ſich zur Heimreiſe entſchloß, um in Amſterdam Vergünſtigungen auszuwirken zu ſuchen. Allein hier hatte man Vorurtheile gegen die Brüdergemeine gefaßt und hielt überhaupt die Fortſetzung der Miſſion nicht mehr für zuträglich. Daher ſchlugen alle Bitten um neue Ueberfahrt fehl, und die unter den Hottentotten gegründete Chriſtengemeinde, die lange ſehnſüchtig harrte, zerſtreute ſich allmälig. Erſt im J. 1790 durfte die Miſſion erneuert werden, und es wurden nun drei Herrnhuter nach der Capcolonie geſendet. Sie fanden noch Ueberbleibſel von Schmidt's Wohnung in Baviaanskloof, auch einen ſchönen Birnbaum, den er gepflanzt, und eine betagte Hottentottin, die er im Chriſtenthum unterrichtet hatte. Die Hottentotten waren abermals freudig bewegt, und weit und breit erſcholl die Nachricht von der Ankunft der chriſtlichen Sendboten. So vergrößerte ſich mit jedem Jahre das neu angelegte Dorf; ſchnell erhoben ſich Kirche und Schule nebſt anderen öffentlichen Gebäuden, und jetzt ſteht hier der oben beſchriebene ſchöne Ort Gnadenthal. Im J. 1818 wurde von den Herrnhutern im Diſtrikte Somerſet die Miſſionsſtation Enon am Sonntagsfluſſe angelegt, und etwa dritthalb Jahre ſpäter ſchrieb ein beſuchender Reiſender darüber unter anderm Folgendes: »Die Wildniß und das undurchdringliche Dickicht ſchwebte mir noch vor dem Gemüthe. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich ſah, was ſeitdem geſchehen war! Statt der Wildniß fand ich fruchtbare Gärten; wo ſonſt die Panther ihre Lagerplätze gehabt hatten, da ſtanden nun freundliche menſchliche Behauſungen.« Mitterweile waren auch von der Londoner und anderen europäiſchen Miſſionsgeſellſchaften Stationen unter den Colonialhottentotten, wie auch unter den Namaquas, Koranas und Griquas, errichtet worden. Das 1804 gegründete Bethelsdorp im Diſtrikt Uitenhage war urſprünglich eine öde, dürre Wüſte, und jetzt muß man ſtaunen, wenn man hier wohlgebaute Häuſer ſieht, Kirche und Schulen, gut angelegte Gärten, eine Druckerei, Handwerker jeder Art, Handelsverkehr und geſittetes Weſen in anſtändigen Kleidungen, — und das alles mitten unter Hottentotten, welche die große Mehrzahl der faſt 2000 E. betragenden Bevölkerung bilden. Da, wo jetzt die blühende Miſſionsſtation Pakaltsdorp ſteht,

an der capländiſchen Südküſte im Diſtrikte George, ſtand noch 1813 der Hottentotten-Kraal Hoogekraal, aus elenden Hütten von Baumzweigen beſtehend, mit etwa 60 äußerſt unwiſſenden Einwohnern. Der engliſche Prediger Campbell beſuchte den Kraal damals und fand, daß die Hottentotten hier große Begierde zeigten, »zu lernen, was die Weißen lernen.« Ein mit Lumpen bedeckter alter Mann ſetzte ſich neben Campbell, küßte ſeine Hände und Füße, und freute ſich wie ein Kind darüber, daß ein Lehrer hierher kommen ſollte. Auf die Frage, ob er etwas vom Chriſtenthum wiſſe, antwortete er: »Ich weiß von nichts mehr als ein Vieh.« Das mochte man von ihm und ſeinen Genoſſen leicht glauben. Campbell wendete ſich an den Miſſionar Pakalt, welcher, im Berliner Seminar unter Jänicke ausgebildet, 1809 in Dienſten der Londoner Miſſionsgeſellſchaft nach der Capcolonie gekommen war. Dieſer folgte dem Rufe und brachte in wenigen Jahren faſt Unglaubliches zu Stande. Als Campbell 1819 wieder hierher kam, hörte er ſchon von Weitem, wie ſehr ſich Alles verändert habe; und er wußte ſich kaum von ſeinem Staunen zu erholen, als er das Dorf erblickte, mit ſchönen Straßen, niedlichen Häuſern, wohlbebauten Gärten um jedes Haus und hohen Mauern um das ganze Dorf herum gegen die wilden Thiere. Ein Hottentott, europäiſch gekleidet, ſtand vor ſeiner Thür und ſagte freundlich lächelnd: »Dieſes Haus iſt mein und der ganze Garten.« Campbell ſah auch jenen ſo eben erwähnten alten Mann, der nun getauft war und Simeon hieß. Dieſer fiel ihm um den Hals; und ein Strom von Thränen lief über ſeine dunkelbraunen Wangen. »Ich habe genug gelebt,« ſagte er, »ja, ich habe genug gelebt. Ich warte, bis der Herr zu mir ſagt: komm!« Bei ſeiner Taufe war er ſo unbeſchreiblich vergnügt geweſen, daß er wie ein Jüngling auflebte, obwohl er über 90 Jahre alt war. — Der Generalbevollmächtigte der Londoner Miſſionsgeſellſchaft, Dr. Philip in der Capſtadt, hatte ſich ſeit 1823 unabläſſig zu Gunſten der Hottentotten bei der Regierung des Mutterlandes verwendet und es endlich durchgeſetzt, daß 1827 ein Parlamentsbeſchluß gefaßt wurde, nach welchem alle Eingeborene der Capcolonie gleiche bürgerliche und politiſche Rechte mit den Weißen haben ſollten. Als nun 1829 dieſes Geſetz in Kraft trat, erlangten 30,000 Hottentotten, welche bisher Sklaven der Coloniſten geweſen waren, ihre Freiheit. Etwa 25,000 fanden ihr Unterkommen in der Colonie, und die übrigen 5000 erhielten Anweiſung, ſich in den verödeten Gegenden des Katrivier, der in dem jetzigen Diſtrikt Victoria dem großen Fiſchfluſſe zugeht, anzuſiedeln. So entſtanden hier allmälig gegen 80 kleine Dörfer, unter denen Philipton oder Philpton der Hauptort iſt Aber die meiſten Anſiedler waren damals noch Heiden und hatten lauter Rohheit, Unwiſſenheit, regelloſes und laſterhaftes Weſen mitgebracht. Die Regierung ſorgte daher dafür, daß etwa 140 chriſtliche Hottentotten-Familien aus Bethelsdorp und Theopolis (unweit der Südküſte im Albanydiſtrikt) ſich unter dieſe rohen Landsleute miſchten; und da war es rührend zu ſehen, mit welcher Liebe, Aufopferung und Uneigennützigkeit ſie ſich ihrer annahmen. Nicht nur in äußeren Dingen gaben ſie verſtändige Rathſchläge, ſondern auch an jedem Orte betrieben ſie die Anlegung von Schulen; und Dr. Philip, der ſpäter hinkam, ſah nicht nur Männer, ſondern ſelbſt Knaben, die kaum ihre Blöße bedecken, aber leſen konnten, als Schulmeiſter lehren, ja ſogar als Katecheten Vorträge halten, die mit Wohlgefallen angehört wurden. In verhältnißmäßig kurzer Zeit war alles heidniſche und laſterhafte Weſen wie verſchwun-

en (eine amtlich feſtſtehende Thatſache iſt, daß bis zur neueſten Zeit kein Criminalfall ort vorgekommen iſt), und die ſchnell entſtehenden hübſchen Dörfer wurden die Bewunderung aller Reiſenden. Am thätigſten hatte hierbei ein Hottentott, Namens Andreas Stoffles, gewirkt, aus deſſen Leben wir einige Züge hier mittheilen wollen.

Andreas Stoffles wurde um 1776 an den Ufern des Bosjemansfluſſes im jetzigen Diſtrikte Albany geboren. Er war ein Hottentott aus dem Gonaquaſtamm, der, vormals ſehr zahlreich, jetzt faſt ganz ausgeſtorben iſt. Das Land, das dieſer Stamm bewohnte, heißt das Zuurefeld, bildet gegenwärtig einen Beſtandtheil des Albanydiſtrikts und liegt zwiſchen dem Sonntags- und dem Großen Fiſchfluſſe. Von ſeiner Kindheit an war Stoffles ein aufmerkſamer Beobachter, mit einem vortrefflichen Gedächtniſſe ausgerüſtet. Neben einem geſunden Urtheil hatte er auch einen lebhaften Geiſt und ein ſanguiniſches Temperament, und ſo fand man ihn frühzeitig in die trotzigen Kämpfe verwickelt, die ſich damals zwiſchen den holländiſchen Boers und den Hottentotten erhoben hatten. In einem dieſer Gefechte wurde er ſchwer verwundet und entging nur mit genauer Noth dem Tode. Ein Umſtand, der auf ſeinen künftigen Lebenslauf einen entſcheidenden Einfluß hatte, war ſeine Gefangennehmung durch die Kaffern, die ihn aus ſeiner Heimath ins Kaffernland ſchleppten. Er wohnte dort einige Zeit, lernte die Kaffernſprache und wurde als Dolmetſcher gebraucht. Als ſolcher nahm ihn um das Jahr 1810 ein Kaffernhäuptling mit nach Bethelsdorp. Stoffles war damals noch ganz in einem wilden Zuſtande, und trug die Kaffertracht: ſeine einzige Bekleidung beſtand in einer gegerbten Kuhhaut, loſe über die Schultern geworfen, und ſein Leib war mit Fett und rothem Ocher eingerieben. Als er zum erſten Male einem Gottesdienſte in Bethelsdorp beiwohnte, war er über Zweck und Bedeutung desſelben noch ſo unwiſſend, daß er meinte, die Leute ſeien zuſammengekommen, um Brodrationen oder Geſchenke an Knöpfen und Glasperlen in Empfang zu nehmen. Doch ſchon das zweite Mal änderte ſich ſeine Anſicht ganz bedeutend; und da er lange Zeit in Bethelsdorp blieb, hatte er hinreichend Gelegenheit, mit dem Chriſtenthum vertraut zu werden, welches er mit ſolcher Lebendigkeit in ſich aufnahm, daß er fortan ein eben ſo eifriger Chriſt ward, wie er zuvor ein eifriger Heide geweſen war. Als die für die Betſchuanen beſtimmten engliſchen Miſſionare in der Capcolonie ankamen, begleitete Stoffles ſie auf ihrer Reiſe durch das Land der Buſchmänner und der Koranas nach Lattaku, wo er vier Jahre bei ihnen blieb und ihnen die weſentlichſten Dienſte leiſtete, da er den Charakter der Eingeborenen genau kannte. Später war er in den Niederlaſſungen am Katrivier unermüdet thätig für das Aufblühen derſelben. Im J. 1836 reiſte er mit dem oben erwähnten Dr. Philip, dem Miſſionar Read und dem Kaffernhäuptling Jan Tzatzoe nach England, wo er vor einer Commiſſion des Parlaments die Klagen ſeiner mißhandelten Landsleute vortrug und großen Eindruck machte. Aber bald litt ſeine Geſundheit von dem rauheren Klima in dem Grade, daß er die Rückkehr nach der Heimath beſchleunigen mußte, wo er, wenige Tage nachdem er das Land wieder betreten hatte, am 18. März 1837 ſtarb. Stoffles ſprach und ſchrieb das Holländiſche und Engliſche eben ſo geläufig, wie er ſeine Mutterſprache und die verſchiedenen Dialekte der Eingeborenen Südafrika's redete, und wenn nicht ſeine Nationalphyſiognomie geweſen wäre, ſo hätte man ihn nach ſeinen Kenntniſſen und ſeinem ganzen äußern Benehmen für einen vielſeitig gebildeten Europäer hal-

ten können. — Zu bemerken iſt ſchließlich noch, daß gegenwärtig unter den Colonialhottentotten es keine Heiden mehr gibt, ſondern alle ohne Ausnahme Chriſten ſind.

Von den Colonialhottentotten und den Europäern ſtammen die Griquas, welche wegen ihrer gemiſchten Abſtammung eben ſo häufig auch Baſtard-Hottentotten genannt werden. Sie ſind im Allgemeinen kräftiger gebaut und körperlich ſchöner gebildet als die reineren Hottentotten, mit denen ſie aber im Uebrigen manche charakteriſtiſche Merkmale gemein haben. Weil ſie den Europäern nie gleich geſtellt wurden und doch auch nicht unter den echten Hottentotten wohnen wollten, ſo wanderten ſie ſchon im vorigen Jahrhundert aus der Capcolonie aus und nahmen ihren Wohnſitz hauptſächlich in den ſüdlichen Ufergegenden des obern Orangeſtroms und des Nu Gariv. Hier zogen ſie mit ihren Viehheerden nomadiſirend umher, führten aber auch nicht ſelten wüthende Kriege unter einander. Im J. 1801 kamen die Miſſionare Anderſon und Kramer zu ihnen und ſuchten ſie zu bewegen, ſich am Rietfluſſe in der jetzigen ſ. g. Souveränität anzubauen; allein die Baſtards, voll Widerwillens gegen jede ſeßhafte Lebensweiſe, ließen ſie nach einem halben Jahre allein. Nun zogen die Miſſionare eine Zeitlang mit den Leuten umher, ſtets ihnen die Vortheile eines feſten Wohnſitzes anpreiſend. Endlich im J. 1803 wurde bei Klaarwater, nordweſtlich u. 6 M. vom Vereinigungspunkte der beiden Hauptquellenflüſſe des Orangeſtroms, angebaut, und es entſtand mit der Zeit eine Stadt von ziemlich anſehnlicher Größe. Als der mehrerwähnte Campbell 1813 hierher kam, waren 1200 Baſtards und über 1300 Koranas, die ſich als die Schützlinge der Erſteren betrachteten, beiſammen. Durch ihn wurde ein geordnetes Gemeindeweſen eingeführt, wie auch von nun an der Name Griqua als Bezeichnung der Baſtard-Hottentotten feſtgeſetzt, nach dem Namen eines Mannes, von dem Viele ihre Abſtammung herleiteten. Die Stadt ward daher auch von jetzt an Griquaſtadt genannt; und wir haben oben geſehen, welche wirkſame Hülfe ihre Bewohner den Betſchuanen gegen die wilden Mantaties leiſteten. Griquaſtadt, mehr als 3500 Einwohner zählend, iſt jetzt Mittelpunkt von verſchiedenen Miſſionsſtationen, zu denen namentlich Campbellsdorp (öſtlich und wenige Meilen von Griquaſtadt) und Philippolis in der ſ. g. Souveränität gehören. Die Griquas, mehr als 20,000 an der Zahl, ſind jetzt größtentheils Chriſten und treiben außer der Rindviehzucht nunmehr auch Acker- und Gartenbau.

Die, den zweiten, oben genannten Hottentottenſtamm bildenden Namaquas leben in den Ebenen zu beiden Seiten des Orangeſtroms bis zur Küſte des Atlantiſchen Meeres. Die, welche auf der Nordſeite des Orangeſtroms wohnen, werden Groß-Namaquas, und die auf der Südſeite Klein-Namaquas genannt. Durch die Dürre ihres Bodens ſind ſie zum beſtändigen Wanderleben gezwungen; doch ſind ſeit 1805 zahlreiche Miſſionsſtationen unter ihnen errichtet worden an Stellen, welche mehr oder minder bewäſſert und daher für den Bodenbau geeignet ſind.

Die, zum dritten Hottentottenſtamm gehörenden Koranas haben ihre Wohnſitze ebenfalls auf beiden Seiten des Orangeſtroms, jedoch oſtwärts von den Namaquas, namentlich auch in der ſ. g. Souveränität und ſüdwärts von den Betſchuanen auf dem rechten Orangeſtrom-Ufer. Sie unterſcheiden ſich vortheilhaft von den Colonial- und übrigen Hottentotten durch hohen, wohlproportionirten Wuchs, körperliche Stärke, be-

lebte Augen, ein ſchön ovales Geſicht und Intelligenz; abee ſie ſind im Ganzen träge, höchſt eäuberiſch und grauſam und bis zur Ausdehnung der brittiſchen Oberherrlichkeit nach dem Orangeſtrom beunruhigten ſie fortwährend ihre Nachbarn, da ſie früh mit dem Gebeauche des Schießgewehrs bekannt wurden. Die anch in ihrer Mitte errichteten Miſſionsſtationen haben jedoch zum Theil eine vortheilhafte Veränderung bei ihnen bewirkt.

Die dem vierten, oben genannten Hottentottenſtamm angehörenden Buſchmänner (oder Saab, wie ſie ſelbſt ſich neunen) leben in den Ebenen der dritten Terraſſe des Caplandes, ſüdlich von den Koranas, und in der Nähe des Orangeſtroms, theils auch in den unzugänglichſten Klüften der Gebirge der Diſtrikte Colesberg und Somerſet. Ohne allen Ackerbau und Viehzucht exiſtiren ſie theils von dee Jagd, Heuſchrecken, Honig und den kleinen Zwiebeln der zahlreichen Iriasarten ihres Gebietes, theils auch vom Diebſtahl, da alle wiederholte Bemühungen von Gouverneuren und Privatperſonen, ſie zu eivliſiren, an ihrem unübeewindlichen Hange zum vagabundirenden Leben geſcheitert ſind. Jung gefangen, weeden ſie jedoch höchſt nützliche und teeue Hieten der Bauern und ſie ſind füe gute Behandlung ſehe dankbar. Die Buſchmänner ſind urſprünglich flüchtige Colonialhottentotten, die lieber zwiſchen kahlen Felſenklippen und in heißen Sandſteppen das düeftigſte Leben führen, als die täglichen Mißhandlungen der Boers ſich gefallen laſſen wollten. Waeen ſie ſchon von Natur grade die Stärkſten und Trotzigſten unter den Hottentotten, ſo nährte noch die erfaheene Undill fortwährend glühenden Menſchenhaß in ihnen. Dazu nöthigte ſie der Mangel an Lebensmitteln (oft waren nur Schlangen, Ameiſen, Eidechſen, Heuſcheecken ihre Nahrung) zu vielen Räubereien, bei denen ſie vollends gar alle menſchliche Gefühle verloren. Sie werden dahee als das wildeſte Volk Südafrika's geſchildert. Die Buſchmänner bedienen ſich bei ihren Raubanfällen unter den ſüdafrikaniſchen Stämmen faſt ausſchließlich der Bogen und vergifteter, ſchnell tödtender Pfeile, die ſie mit großee Sicheeheit auf 100 – 150 Schritt zu gebrauchen wiſſen. Früher waren ſie beſonders der Scheecken der Grenzdiſtrikte dee Capeolonie, und noch in neuerer Zeit fürchteten die Boees, Colonialhottentotten, Koranas und Namaquas trotz ihrer Feuergewehre gleichmäßig die Raubanfälle der Buſchmänner und nur die mit großen mannshohen Schilden bedeckten und dadnech vor den Pfeilen der Buſchmänner geſicherten Kaffern wurden von ihnen wiedee gefürchtet. Daß die Buſchmänner von echtem Hottentottenſtamm ſind, bezeugt die Geſichtsbildnng, die Hautfarbe und Eigenthümlichkeit dee Sprache, in welcher ſich außer einzelnen Worten die ſonderbaren Schnalz- und Klatſchlaute dee Zunge und des Gaumens erhalten haben, durch die ſich die Sprache dee Hottentotten von der aller anderen Völker unterſcheidet. Aber neben dieſem unweſentlicheren und doch bezeichnenden Zuge der Aehnlichkeit hat ſich die in verſchiedenen Gegenden des Landes ſehr verſchieden lautende Sprache der Buſchmännee von der des Urſtammes ſo weit entfernt, daß ſelbſt der Namaqua ſie ohne einen vermittelnden Dolmetſcher nicht verſteht. Die Abweichung iſt noch größee als jene des ſ. g. Zigeunerdeutſch von dem eigentlichen Deutſch. Der mehrerwähnte Moffat ſchreibt dieſe Verkümmerung der Sprache einer Sitte der Buſchmänner zu, nach welcher ſie, wenn ſie nach Raub und Nahrung, auf Jagd und Sammeln der eßbaren Wurzeln ausziehen, ihre kleinen Kinder, etwa unter der Aufſicht einiger durch Alter oder körperliche Schwäche unvermögender Perſonen allein zurücklaſſen. Dieſe Schaar der Kleinen dann, von denen manche kaum

ſtammeln, andere nur unvollkommen zu ſchwatzen vermögen, bildet ſich im gegenſeitigen Verkehr eine Sprache, welche ſpäterhin niemals wieder ganz abgelegt wird. Ueberhaupt aber läßt ſich wohl annehmen, daß mit dem Kreiſe der Gedanken auch zugleich der der Sprache ſich verengere, welche nur im geſelligen Verkehr der Menſchen mit ihres Gleichen ſich fortbilden und erhalten kann. Namentlich hält ſich der wortkarge Jäger der Wüſte bei ſeinem, die Einſamkeit verlangenden Geſchäfte zuletzt nur noch an einige Naturlaute, welche die Gegenſtände ſeiner dringendſten Bedürfniſſe bezeichnen. Daß übrigens in den Buſchmännern, wie bei den oben erwähnten Balalas, die geiſtige Bildungsfähigkeit dieſelbe ſei, als bei anderen Völkerſchaften der Erde, dies bezeugt das Beiſpiel vieler Einzelner aus ihrer Mitte, welche mit der Bekehrung zum Chriſtenthume zugleich alle Vorzüge der bürgerlichen Ordnung, der Geſittung und Arbeitſamkeit in ſich aufgenommen haben.

Zur Statistik China's.

Von

S. Wells Williams.

In dem eigentlichen China, welches den Kern des chinesischen Reiches bildet und von dessen mittelbaren und zinspflichtigen Ländern wohl zu unterscheiden ist, haben theils schon im Mittelalter, theils und hauptsächlich seit der Mitte des 17. Jahrhunderts Volkszählungen stattgefunden, die keineswegs ganz und gar unzuverlässig sind, wie man vielleicht voraussetzen möchte, sondern im Ganzen eben so viel Glauben verdienen, als manche Volkszählungen in Europa. Die letzte Zählung geschah im J. 1812; und wir geben nun zunächst folgende Uebersicht der seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts vorgenommenen Volkszählungen der 18 Provinzen, in die das eigentliche China zerfällt.

Provinzen.	Flächenraum in geographischen Quadratmeilen.	Auf der D. M. wohnten, nach der Zählung von 1812.	Letzte förmliche Zählung im J. 1812.	Zählung im J. 1710 oder vorher.	Zählung im J. 1711.	Zählung im J. 1753.	Angebliche Zählung im J. 1762 oder 1765.	Schätzung der Bevölkerung im J. 1792, nach Macartney.	Einkünfte in span. Piastern, davon 1½ = 1 Tael.
Petscheli	2786	10,000	27,990,871	3,260,075	3,274,870	9,374,217	15,222,940	38,000,000	5,256,000
Schantong	3077	9,355	28,958,764		2,278,595	12,769,872	25,180,734	24,000,000	8,458,666
Schanfi	2612	5,385	14,004,210	1,792,329	1,727,144	5,167,351	9,768,189	27,000,000	8,417,333
Honan	3077	7,432	23,037,171	2,005,088	3,0 4,150	7,114,346	16,332,507	25,000,000	7,534,666
Kiangsu	2103	18,019	37,843,501	3,917,707	2,656,465	12,618,987	23,161,409	32,000,000	15,644,000
Nganhoei	2290	14,820	34,168,059	1,350,131	1,357,829	12,435,361	22,761,030		
Kiangsi	3411	6,750	23,046,999	5,528,499	2,172,587	5,055,251	11,006,640	19,000,000	4,992,000
Tschekiang	1850	14,104	26,256,784	2,710,649	2,710,312	8,662,808	15,429,690	21,000,000	7,808,000
Fokien	2527	5,812	14,777,410	1,468,145	706,311	4,710,399	8,063,671	15,000,000	3,125,333
Hupe	3329	8,190	27,370,098	469,927	433,943	4,568,860	8,060,603	14,000,000	2,788,000
Hunan	3512	5,280	18,652,507	375,782	335,034	4,336,332	8,829,320	13,000,000	2,540,000
Schensi	3185	3,244	10,207,256	240,809	2,150,69-	3,851,043	7,287,443	18,000,000	4,056,000
Kansu	4093	3,684	15,193,125	311,972	368,525	2,133,222	7,812,014	12,000,000	1,750,666
Setschuen	7882	3,000	21,435,678	144,154	3,802,689	1 368,496	2 782,976	27,000,000	1,290,666
Kuangtong	3755	5,072	19,174,030	1,148,918	1,142,747	3,969,248	6,797,597	21,000,000	2,924,000
Kuangsi	3698	1,961	7,313,895	205 995	210,674	1,975,619	3,947,414	10,000,000	1,058,666
Kuntschen	3051	1,730	5,288,219	51,089	37,731	1,718,848	3,402,722	9,000,000	246,666
Yünnan	5102	1,090	5 561,320	2,255,666	145,414	1,003,058	2,078,802	8,000,000	576,000
	61,340	5873	360,279,897	27,236,935	28,605,716	102,828,318	197,545,701	333,000,000	77,462,666⅔

Außer dieſen Angaben gibt es noch andere, die theils von chineſiſchen, theils von europäiſchen Schriftſtellern herrühren, welche Letztere nach ihrer Verſicherung aus Originalquellen geſchöpft, aber dieſelben nicht weiter namhaft gemacht haben. Wir wollen die glaubwürdigſten, zuſammen mit den in der Ueberſichtstabelle befindlichen, in chronologiſcher Ordnung hier wiedergeben.

	Regierung des Monarchen.		Nach Chr. Geb.	Bevölkerung.	Autoritäten.
1.	Hungwu, im 26.	Jahr	1393	60,545,811	Mirror of History; Chinese Repository, Vol. X., page 156.
2.	Hungtſchi, » 4.	»	1492	53,281,158	
3.	Wanleih, » 6.	»	1579	60,692,856	
4.	Schuntſchi, » 18.	»	1662	21,068,600	General Statistics of the Empire; Medhurst's China, page 53.
5.	Kanghi, » 6.	»	1668	25,386,209	
6.	» » 49.	»	1710?	23,312,200	
7.	» » 49.	»	1710?	27,236,985	Yih Tung Chi, ein ſtatiſtiſches Werk; Morrison's View of China.
8.	» » 50.	»	1711	28,605,716	General Statistics; Chinese Repository, Vol. I. page 359.
9.	Kienlung » 1.	»	1736	125,046,245	Mémoires sur les Chinois, tom. VI., angeführt von Groſier; und von De Guignes, Voyages à Peking, tom. III. page 72.
10.	» » 8.	»	1743	157,343,975	
11.	» » 8.	»	1743	149,332,730	
12.	» » 8.	»	1743	150,265,475	Les Missionaires. De Guignes, tom. III. page 67.
13.	» » 18.	»	1753	102,828,318	General Statistics, Chinese Repository; Vol. I., page 359.
14.	» » 25.	»	1760?	143,125,225	Yih Tung Chi, ein ſtatiſtiſches Werk; Morrison's View of China.
15.	» » 25.	»	1760?	203,916,477	Mémoires sur les Chinois, tom VI. De Guignes, tom. III., page 72.
16.	» » 26.	»	1761	205,293,053	
17.	» » 27.	»	1762	197,545,701	Allerſtein; Groſier; De Guignes. tom. III., page 67.
18.	» » 55.	»	1790	155,249,897	Z. (von Zedlitz?) zu Berlin, im Chinese Repository, Vol. I., page 361.
19.	» » 57.	»	1792	307,467,200	General Statistics; Dr. Morrison, Anglo-Chinese Coll. report, 1829.
20.	» » 57.	»	1792	333,000,000	Lord Macartney.
21.	» » 17.	»	1812	360,279,897	General Statistics; Chinese Repository, Vol. I., pag. 359.

Sechs dieſer Volkszählungen, nämlich die 7., 8., 13., 17., 20. und 21., ſind in der vorangeſtellten Tabelle auch mit Beziehung auf die einzelnen Provinzen gegeben. Die aus den Jahren 1393, 1492 und 1579 gehören der Ming-Dynaſtie an, und ſind entlehnt aus dem Kang Kien J Tſchi oder »Spiegel der Geſchichte,« worin dieſe Angaben einfach angeführt ſind, ohne Mittheilungen über die Bevölkerung jeder einzelnen Provinz. Dasſelbe Werk enthält das Ergebniß einee ſchon im J. 1000 nach unſerer Zeitrechnung vorgenommenen Volkszählung, welche 9,955,729 E. ergeben haben ſoll. Während der Herrſchaft der Ming-Dynaſtie ſtand ein Theil der, jetzt unter der Benennung der 18 Provinzen zuſammengefaßten Landſtriche nicht unter der Botmäßigkeit Hungwu's und ſeiner Nachfolger aus jener Dynaſtie. Die Art, wie man damals die Volkszählungen vornahm, iſt nicht deutlich angegeben; aber wenn die drei genannten glaubwürdig ſind, ſo hätte die Bevölkerung in einem mehr als 150jährigen Zeitraume nicht zugenommen. Die Kriege mit den Japanern und den Völkerſchaften im Norden und Weſten, und ſodann die Bürgerkriege und Kämpfe zwiſchen den Chineſen und den Kin in der Mandſchurei müſſen allerdings auf die Bevölkerungsverhältniſſe einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt haben.

Der Zählung von 1662 (Nr. 4) geſchieht von einem chineſiſchen Schriftſteller beiläufig Erwähnung bei Gelegenheit, wo er über die Zunahme der Landesbevölkerung einige Bemerkungen macht und die früheren Volkszählungen mit der von 1790 vergleicht. Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß die bei 1662 aufgeführten 21,068,600 E. nicht die ganze damalige Bevölkerung China's war; denn wenn die Mandſchu auch ſchon um die Mitte des 17. Jahrhunderts in China zur Herrſchaft gelangten, ſo währte es doch faſt bis Anfang des 18. Jahrhunderts, bevor ſie derſelben ſämmtliche Provinzen unterworfen hatten; folglich konnte 1662 nur in einem Theil der Provinzen die Volkszählung vorgenommen ſein.

Die Zählung von 1668 (Nr. 5) zeigt einen geringen Zuwachs ſeit 1662, iſt aber ebenfalls auf die ſchon eroberten Landestheile beſchränkt, und in dieſen gab es große Strecken, die bei der Eroberung beinahe entvölkert worden waren. Die von 1711 (Nr. 8) iſt die erſte aufgezeichnete Volkszählung, welche den Anſchein von Glaubwürdigkeit an ſich trägt, wenn man die Einzelnheiten derſelben mit einander vergleicht. Die Data der vorhergehenden (Nr. 6 und 7) ſind etwas ungewiß; die letztere wurde von Dr. Morriſon einem, im J. 1790 erſchienenen chineſiſchen Werke entlehnt, und er glaubte, daß dieſelbe ſchon 1650 vorgenommen worden ſei, was jedoch nicht wahrſcheinlich iſt. Die erſtere iſt von Dr. Medhurſt ohne erläuternde Bemerkungen mitgetheilt worden, und ihre ſtarke Abweichung leitet auf die Vermuthung, daß beide unrichtig datirt ſind. Die Zählung von 1711 iſt in ſich ſelbſt mehr übereinſtimmend, obwohl manche Gründe vermuthen laſſen, daß auch ſie nicht die ganze Bevölkerung China's in ſich ſchließe. Die Zählung wurde damals noch immer zu dem Zweck der Aushebung für den Militärdienſt und der Erhebung einer Kopfſteuer von allen Perſonen männlichen Geſchlechts zwiſchen 16 und 60 Jahren, vorgenommen; daher erregte ſie bei dem Volke eine ſolche Unzufriedenheit, daß nicht nur die Kopfſteuer aufgehoben, oder doch modificirt mit zur Grundſteuer geſchlagen, ſondern auch die Volkszählungs-Maßregel auf eine geraume Zeit eingeſtellt wurde. Erſt der Kaiſer Kienlung rief ſie wieder ins Leben, in der Abſicht, einen

Leitfaden zu erhalten, um in Zeiten einer Hungersnoth und bei anderen allgemeinen Nothſtänden angemeſſene Hülfe zu gewähren, Vorrathshäuſer anzulegen und die Polizei bei Ausübung ihrer Pflichten zu unterſtützen. Daher konnten Diejenigen, welche bisher auf alle mögliche Weiſe ſich der Zählung zu entziehen geſucht hatten, um nicht abgeſchätzt oder zum Militärdienſte einberufen zu werden, keine weitere Einwendung dagegen machen, ſobald es ſich darum handelte, ihnen vorkommenden Falles eine Wohlthat zu erzeigen.

Dem allen ſei übrigens wie ihm wolle: genug, die Volkszählungen, welche den meiſten Glauben verdienen, ſind, ſo weit man die Quellen in Betracht zieht, die von 1711, 1753, 1792 (Nr. 19) und 1812; und man darf überhaupt ſagen, daß es in China eben nicht ſchwerer fällt, eine Volkszählung vorzunehmen, als in manchen Ländern Europa's, ſchon wegen der Art, wie das chineſiſche Volk auf dem Lande in Weilern und Dörfern, Hiang genannt, gruppirt iſt, von denen ein jedes unter der Aufſicht von Dorfälteſten und Beamten ſteht. In dem Diſtrikt Nanhai, der den weſtlichen Theil der Stadt Canton und die mehr als 20 Q. M. umfaſſende Umgegend bildet, gibt es 180 Hiang, und die Bevölkerung eines jeden derſelben wechſelt von 200 bis 100,000, hält ſich aber gewöhnlich zwiſchen 300 und 3500. Wenn jeder der 88 Diſtrikte der Provinz Kuangtong eine eben ſo große Anzahl Hiang umfaßt, ſo kämen, mit Einſchluß der Diſtriktsſtädte, im Ganzen 15,928 Dörfer, Flecken und Städte heraus, mit einer durchſchnittlichen Bevölkerung von 1200 Einwohnern für jeden dieſer Oerter. In der Flußmündung vor Canton liegen verſchiedene Inſeln, deren eine von den Europäern die Däneninſel genannt wird und hügelig iſt. Von einer der dortigen Anhöhen nun laſſen ſich, außer Canton, nicht weniger als 35 Städte und Dörfer überſehen; die meiſten darunter ſind anſehnlich, und von den Dörfern enthalten manche wenigſtens 1200 bis 1500 Häuſer. Die zahlreichen Dörfer des Diſtriktes Hiangſchan, worin Macao liegt, ſind dabei noch nicht einmal mitgerechnet, obwohl ſie doch ziemlich nahe liegen. Die verhältnißmäßig nicht ſehr große Inſel Amoy, auf der die gleichnamige Handelsſtadt liegt, enthält mehr als 80 Dörfer und ſtadtähnliche Oerter, und doch bildet dieſe Inſel nur einen Theil des Diſtrikts Tungngan. Die Ufer des Fluſſes, von Amoy hinauf nach Tſchangtſchaufu, ſind in ähnlicher Weiſe ſtark bevölkert. Das Nämliche gilt von den nächſten Umgebungen Ningpo's und Schanghai's. Im J. 1819 wurden auf der Küſte von Schantung 140 Dörfer durch eine Sturmfluth unter Waſſer geſetzt, was ebenfalls auf eine dicht bevölkerte Gegend ſchließen läßt.

Rückſichtlich der Volkszählung in China beſteht ein beſonderes Geſetz, welches mancherlei Strafen für das Nichteinregiſtriren der Familienglieder beſtimmt und überhaupt der Art abgefaßt iſt, daß man auf das häufige Vorkommen von Saumſeligkeitsfällen ſchließen muß, oder, mit anderen Worten, daß die vorgenommenen Zählungen im Allgemeinen eine geringere Volksmenge angeben, als in Wirklichkeit vorhanden iſt. Die angedrohten Strafen ſind freilich echt chineſiſch; denn wenn ein Hausvater ein Mitglied ſeiner Familie einregiſtriren zu laſſen verſäumt, erhält er 80 bis 100 Stockſchläge; und ſelbſt für das Einzeichnen einer, mit ihm zuſammenwohnenden fremden Familie iſt er, bei Strafe dieſer Stockſchläge verantwortlich. Alle Perſonen, weß Standes ſie ſein mögen, müſſen bei der Einregiſtrirung zugleich ihr Gewerbe oder ihre Beſchäftigung ange-

ben, wenn ſie nicht der Züchtigung mit dem Bambusrohr anheimfallen wollen; und dieſer ſetzt ſich derjenige aus, der ſich für einen Civilbeamten ausgibt, um dem Militärdienſte ſich zu entziehen, oder umgekehrt für eine Militärperſon, um nicht zum Civildienſt gezogen zu werden.

Der verſtorbene Dr. Morriſon, der vermöge ſeines langjährigen Aufenthaltes in China ein ſehr genauer Kenner der dortigen Zuſtände war, äußert in einer ſeiner Schriften unter anderm: »In dem chineſiſchen Adminiſtrativweſen herrſcht große Regelmäßigkeit und Methode. Jeder Diſtrikt hat ſeine beſondern Beamten, jede Straße ihren Polizeivorſtand, je zehn Häuſer haben ihren Zehntmann; zugleich ſind für die Volkszählungen eigenthümliche, aber an ſich ganz zweckmäßige Maßregeln angeordnet. Jede Familie iſt verpflichtet, vor ihrem Hauſe eine Tafel aufzuhängen, auf der die Namen aller in demſelben befindlichen Perſonen, Männer, Frauen und Kinder, verzeichnet ſein müſſen. Dieſe Tafel wird Munpai oder Thürtafel genannt, weil ſie an der Hausthür aufgehängt wird. Im Allgemeinen ſollen die Tafeln ganz richtige Verzeichniſſe enthalten, wenn auch freilich manche Nachläſſigkeiten dabei vorkommen mögen.«

Alſo, kurz geſagt, es liegen alle Gründe vor, um annehmen zu können, daß das eigentliche China im Weſentlichen eine ſo ſtarke Bevölkerung hat, wie ihm beigelegt wird.

Ein Ausflug nach dem Innern der brasilianischen Provinz San Paolo.

Aus dem Schreiben eines deutschen Colonisten.

Das weiterhin folgende Schreiben, in welchem verschiedene interessante Einzelnheiten über Gegenden und Pflanzungen in der südbrasilianischen Provinz San Paolo enthalten sind, ist aus der »Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs- und Colonisations-Angelegenheiten,« vom 12. Oct. 1853, entlehnt. Diese erst Ende Juli's 1853 ins Leben getretene Zeitung äußert im Eingange ihres Programmes: »Von vorn herein liegt ihr die Absicht durchaus fern, zur Auswanderung irgendwie auffordern und dieselbe empfehlen zu wollen. Vielmehr wird sie umgekehrt überall da von dieser abmahnen, wo nichts als momentane Mißstimmung, leichtsinnige Abentheuerlust und bloßes, jedes zwingenden Grundes entbehrendes Belieben den Entschluß dazu motiviren. Der Schritt der Auswanderung ist ein eben so sehr für den Auswanderer selbst, wie für die zurückzulassende Heimath bedenklicher, und einerseits nur dringende Nöthigung und andererseits die Gewißheit, in der neuen Heimath eine gesicherte und den bezüglichen Ansprüchen gemäße Existenz zu finden, vermögen ihn zu rechtfertigen. Die Absicht der »Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs- und Colonisations-Angelegenheiten« ist daher auch nur die, der *nicht* abzumahnenden Auswanderung zur Seite zu stehen und dahin zu wirken, daß wenn einmal der folgenschwere Schritt unabänderlich gethan werden soll, derselbe in einer Weise gethan werde, die den möglich günstigsten Erfolg in Aussicht stellt.« Wir zweifeln keineswegs an der Aufrichtigkeit dieser Aeußerung; doch aus den uns bis jetzt zugekommenen Nummern der genannten Zeitung tritt unverkennbar eine Tendenz hervor, den Strom deutscher Auswanderer vorzugsweise nach *Brasilien* zu lenken, namentlich nach den bereits in der südbrasilianischen Provinz Sta. Catharina gegründeten deutschen Colonien; und dies scheint nicht ganz zu billigen zu sein. In Hamburg besteht seit 1849 ein Colonisations-Verein, der besonders für die Auswanderung nach diesen Niederlassungen thätig ist, und Hamburg selbst steht in lebhaftem Handelsverkehr mit Brasilien; demnach ist die so eben angedeutete Tendenz erklärlich. Aber, abgesehen davon, daß uns Briefe aus Donna Francisca und anderen südbrasilianischen Colonien zu Gesicht gekommen sind, welche ein sehr trübes Bild von der Lage dortiger deutscher Fa-

milien entwerfen, ließen ſich manche triftige und auf ſchlagende Thatſachen ſich ſtützende Gründe, die überhaupt gegen die Auswanderung von Deutſchen nach Braſilien ſprechen, anführen. In Einzelnheiten hier einzugehen, oder auch über das Geeignete oder Ungeeignete des Auswanderns an ſich uns hier auszuſprechen, würde mit dem Zweck und der Tendenz des Portfolio unvereinbar ſein. Jedoch können wir bei dieſer Gelegenheit die Frage aufzuwerfen nicht unterlaſſen, weßhalb denn die Coloniſations- oder Auswanderungs-Vereine, die in Deutſchland ſich gebildet haben, durchaus immer nach fremden Welttheilen die Auswanderungsluſtigen zu befördern ſich bemühen, da doch im Oſten unſeres eigenen Welttheils, wie namentlich in Ungarn, Siebenbürgen und Südrußland, bei weitem beſſere Gelegenheiten als dort ſich bieten, um, wie die Hamburger Auswanderungszeitung ſich ausdrückt, »dahin zu wirken, daß wenn einmal der folgenſchwere Schritt unabänderlich gethan werden ſoll, derſelbe in einer Weiſe gethan werde, welche den möglich günſtigſten Erfolg in Ausſicht ſtellt?« Iſt es dem Auswanderer wirklich darum zu thun, ſeine äußere Lage zu verbeſſern, oder, um wiederum mit der Hamburger Zeitung zu reden, »eine geſicherte und den bezüglichen Anſprüchen gemäße Exiſtenz zu finden,« ſo erreicht er grade in den eben genannten europäiſchen Ländern ſeinen Zweck weit eher, als in fernen Welttheilen, wo ihm die im Vaterlande ruhenden »Wurzeln ſeiner Kraft« völlig abgeſchnitten werden und wo ihm andererſeits die geordneten bürgerlichen Verhältniſſe und Rechtszuſtände fehlen, deren er ſich in Europa zu erfreuen hat. Schon im J. 1852 bemerkte ein öffentliches Blatt: »Oeſterreich mit ſeinen weiten, naturgeſegneten, theilweiſe dünn bevölkerten Gebieten iſt vorzugsweiſe geeignet, den Strom deutſcher Auswanderung in ſich aufzunehmen; und wenn Deutſchland in eine möglichſt innige und dauernde Zoll- und Handelsverbindung mit Oeſterreich getreten ſein wird und die deutſche Auswanderung nach Ungarn, Siebenbürgen u. ſ. w., ſo wie jetzt beinahe ausſchließlich nach Amerika ihren Zug nimmt, dann geht weder das Capital noch die Arbeitskraft der Auswanderer für Deutſchland verloren, ſondern Beides wird ihm durch den ungehemmten, wechſelſeitigen Verkehr reichlich erſetzt.« Seit dem 1. Jan. 1854 iſt dieſe Zoll- und Handelsverbindung ins Leben getreten; aber auch ſchon vorher wurden Anſiedelungsverſuche in Ungarn gemacht von Landleuten aus verſchiedenen Gegenden Deutſchlands, namentlich aus Schwaben, und ſind ſo günſtig ausgefallen, daß ihnen bald andere Familien in die neue Heimath nachgefolgt ſind. Die Zuſtände in den ruſſiſch-deutſchen Colonien werden wir in dem auf dieſen folgenden Aufſatz kennen lernen.

Doch, um nach dieſer Abſchweifung auf das hier in Rede ſtehende Schreiben aus Braſilien wieder zurückzukommen, ſo theilen wir daſſelbe ſeinem weſentlichen Inhalte nach aus dem Grunde mit, weil es eine lebendige Schilderung über Gegenden gibt, die im Allgemeinen noch zu den weniger bekannten und überdies zu einem Lande gehören, welches durch ſeine Naturſchönheiten in ſo hohem Grade ſich auszeichnet. Die Provinz San Paolo liegt an der Weſtſeite derjenigen, welche die braſilianiſche Hauptſtadt Rio Janeiro enthält; und die Provinzialhauptſtadt San Paolo (woher der Brief datirt iſt) liegt etwa 8 Meilen landeinwärts von der Seeküſte und weſtlich und 45 Meilen von Rio Janeiro.

Das Schreiben alſo iſt aus dieſer Stadt San Paolo, und zwar vom Juni 1853 datirt und lautet wie folgt:

Am 12. Mai, Morgens 4 Uhr, verließen wir San Paolo und ritten bald durch die etwa eine Legoa *) weite Ebene, die der Tiete **) durchſtrömt, wobei wir weniger Gelegenheit hatten, tropiſche Vegetation u. dgl. m. als den kalten Morgenwind zu bewundern, der uns bis auf die Haut durchfröſtelte, obgleich wir uns doch nur auf der Grenze des tropiſchen Himmelsſtriches (23½° S. Br.) befanden. Nach anderthalbſtündigem Ritt ſtieg der Weg ins Gebirge aufwärts, und hier hatten wir denn die Probe einer Landſtraße, wie ſie kaum toller ſein kann: zähe und weich, ſo daß unſere Thiere bis an den Leib einſanken und ſich nur mit Noth aus dem Kothe wieder herausarbeiteten. Jetzt iſt man freilich daran, den Weg auszubeſſern; aber das ganze Verfahren dabei beſteht in nichts anderem, als daß man ein Paar Baumſtämme in die grundloſen Tiefen wirft, womit die Sache abgemacht iſt. Meilenweit führt die Straße durch ein Gebirge, weniger wild als der Harz, und etwa wie der Odenwald; und die Gegend wäre lieblich zu nennen, wenn ſie nicht ſo verwahrloſt ausſähe. An den großartigen Urwald, der früher hier prangte, erinnert nur hin und wieder ein rieſiger verdorrter Baumſtamm; des Menſchen Hand hat ihn niedergebrannt; aber ſie hat keine Cultur an ſeine Stelle geſetzt, und nur dann und wann gewahrt das Auge zwiſchen verbrannten Bäumen und Sträuchern eine Maispflanzung. Auch tritt da und dort eine einzelne Wohnung hervor; aber die meiſten ſind im Bauſtyl der Schwalben aus Lehm gebaut, ziemlich trauriger Art und Zeugniß gebend von der unendlichen Geringfügigkeit der Anſprüche ihrer Beſitzer auf häusliche Bequemlichkeit. In vielen gibt es kaum einen Tiſch, eine Bank oder ein Bett, und in nicht wenigen iſt eine Strohmatte auf bloßer Erde das ganze Ameublement. Glücklicher Weiſe trafen wir für unſer erſtes Nachtquartier eine Wohnung von etwas civiliſirterer Art. Unſer Wirth hatte ſchon etwas mehr geſehen, als ſeine Hütte und ſeinen Wald, und ſo wurden uns denn eine gute Mahlzeit und erträgliche Betten zu Theil. Aber der durch die Spalten in den Wänden einbringende Wind ließ uns wenig Behaglichkeit, und ſo gingen wir ſchon um 3 Uhr Morgens auf die Weide, um unſere Thiere einzufangen.

Nachdem wir die Kühle des Morgens und die Hitze des Mittags überwunden und das Städtchen Jundiahi (nordweſtlich u. 9 M. von San Paolo) paſſirt hatten, kamen wir gegen Abend in die Nähe von Campinas (17 Legoas oder etwas über 14 geogr. Meilen von San Paolo), wo die Landſchaft einen andern Charakter annimmt. Die großen Kaffeepflanzungen zu beiden Seiten des Weges geben der Gegend ein cultivirtes Anſehen, und eine Kaffeepflanzung nimmt ſich recht gut aus. Die Bäume ſtehen in langen Reihen etwa 6 Fuß von einander, und die Zwiſchenräume ſind nett und rein gehalten, zuweilen auch, wenn die Bäume noch jung ſind, ſo daß ſie noch nicht viel Schatten werfen, mit Mais, Bohnen u. dgl. bepflanzt. Wenn man von der Serra (dem eigentlichen Gebirge) kommt, findet man hier zuerſt froſtfreie Berge, wo niemals Reif fällt,

*) Eine Legoa iſt = ⅘ geogr. Meilen.

**) Der Tiete iſt ein Nebenfluß des Paraña, der bekanntlich in den unterhalb Buenos Ayres mündenden Rio de la Plata übergeht.

während etwa 10 Meilen im Umkreiſe von San Paolo derſelbe den Kaffeepflanzungen zu ſehr ſchaden würde, als daß ſie hier einen gewinnreichen Ertrag liefern könnten; dasſelbe iſt auch bei Campinas in den Thälern der Fall, eine Erſcheinung, die ſich ſchwer erklären läßt. Daß die Temperatur auf den Bergen wirklich höher ſein ſollte, als in den Tiefen, iſt nicht wohl anzunehmen, möglich aber iſt es, daß der Nebel, der Morgens in den Thälern lagert, Reif bildet, während dazu die Luft auf den Bergen zu trocken iſt, und daß andererſeits es weniger die Niedrigkeit der Temperatur als grade der Reif iſt, was den Pflanzungen ſchadet.

Campinas iſt ein aufblühendes Städtchen, und zumal der Reichthum der Pflanzer der Umgegend, die meiſtens auch ein Haus in der Stadt haben, befördert das Gedeihen manches Erwerbszweiges. Wir beſuchten hier mehrere Landsleute, die alle in guten Verhältniſſen ſind. Es wurden eben große Feſte zu Pfingſten veranſtaltet, und man zog noch mit großer Muſikbegleitung durch die Straßen umher, um die nöthigen Gelder zu Gaſtereien, Feuerwerken u. dgl. zu ſammeln; da man indeß einen höhern Regierungsbeamten erwartete, verzögerten ſich die Feſtlichkeiten, und wir reiſ'ten ab, ohne ihnen beigewohnt zu haben.

Von Campinas ritten wir in einem Tage die 9 Legoas ($7^1/_2$ geogr. Meilen) bis Mugimerim, nordweſtlich und 32 Meilen von San Paolo. Die Gegend, durch welche wir kamen, war weniger gebirgig als vor Campinas, und beſtand theils aus Wald, theils aus ſ. g. Campos oder weiten Grasflächen, mit einzelnen Bäumen darauf. Auf dieſem Wege fiel es uns ziemlich ſchwer für uns und unſere Thiere Nahrungsmittel zu bekommen; denn ſo häufig an den braſilianiſchen Landſtraßen die Kaufläden (vendas) ſind, die zugleich die Wirthshäuſer vertreten, ſo ſparſam ſind in denſelben die Waaren; meiſtens findet man nur Brettfächer mit leeren Flaſchen und ein Fäßchen ſchlechten Rum; die beſſern haben indeß Mais, Speck und Bohnen.

Mugimerim iſt ein Städtchen wie andere braſilianiſche Städtchen; d. h. man findet hier ein Paar Kaufläden und faſt durchgehends einſtöckige Häuſer, die ſtatt der Fenſter ein dichtes Gitterwerk haben, was den ohnehin ſchon nicht ſchönen Gebäuden ein recht trauriges Anſehen gibt. Ein Lehrer der lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache nahm uns gaſtfrei auf, und wir fanden in ihm einen liebenswürdigen und gebildeten Wirth. Obgleich er nie ſein Vaterland verlaſſen, war er nicht blind gegen die Mängel desſelben, die er als ein Erbſtück der Portugieſen anſah.

Mit einem Empfehlungsbriefe an den Beſitzer einer benachbarten Zuckerplantage verſehen, begaben wir uns nach einigen Tagen wieder auf die Reiſe und erreichten zur Zeit der Abenddämmerung die Pflanzung. Auf ſeiner Haustreppe ſaß ein großer dicker Mann mit einem jungen Mädchen. Es kam mir gar nicht in den Sinn zu fragen, ob ich die Ehre hätte, mit dem Herrn vom Hauſe zu ſprechen; denn Miene und Haltung des Mannes bejahten die Frage, bevor ſie noch ausgeſprochen war. Nachdem er das Empfehlungsſchreiben geleſen hatte, nöthigte er, ohne ſeine Stellung zu ändern oder eine Miene zu verziehen, uns zum Sitzen. Seine Tochter war nach braſilianiſcher Sitte bei unſerer Ankunft verſchwunden, und wir fingen denn an unſer Portugieſiſch auszukramen, das eben nicht auf Claſſicität Anſpruch machen konnte, aber der anſcheinend ſo barſche Mann kam uns freundlich entgegen, errieth was wir nur halb zu ſagen wußten,

und bemerkte, daß die deutſchen muito boa gente (ſehr gute Menſchen) ſeien und daß auch er mit deutſchen Coloniſten zu arbeiten anfangen wolle, und ſchon die Kaffeebäume dazu gepflanzt habe. Viel Vergnügen mache es ihm, zu Zeiten die nahe liegende Colonie des Herrn Senador Queiros zu beſuchen. Nach dem Thee rief er ſeine Tochter. Die junge Dame mußte ſich ans Fortepiano ſetzen, und der Alte commandirte »Walzer,« dann »Polka,« dann dieſes dann jenes, und blickte uns dann ſchmunzelnd an. Natürlich unterließen wir nicht, die große Fertigkeit der Senhorinha gebührend zu bewundern.

Nachdem wir am nächſten Morgen die Plantage und die Zuckermühle beſehen hatten, beurlaubten wir uns bei unſerem Wirthe und ritten der deutſchen Colonie San Geronimo zu. Hier fingen die Wälder zuerſt an unſere Aufmerkſamkeit zu feſſeln; bald war es die rieſige Höhe der ſchönen ſäulenförmigen Stämme, die frei von jeder Veräſtelung hoch emporſtrebten, ehe ſie ſich zu einer mächtigen Krone entwickelten und die graziöſen Palmen weit unter ſich ließen, bald war es die ungeheure Dicke und ſonderbar unregelmäßige Geſtaltung in der Nähe der Wurzel, über die wir erſtaunten. Wunderſchöne Schmetterlinge, buntgefiederte Vögel, als Papageien, Pfeffervögel, Spechte u. dgl. m. ſind auch hier bei weitem häufiger als in der Nähe von San Paolo. Als wir einige Stunden geritten waren, gelangten wir in die Kaffeepflanzung der Colonie San Geronimo, und bald ſahen wir Letztere vor uns. »Goden Dag ook! (guten Tag!) redete ich einen Arbeiter an, der ſeinen meerumſchlungenen (holſteiniſchen) Typus mehr denn tauſend Meilen weit in die neue Welt getragen hatte. Der Mann ſtutzte und hatte Divinationsgabe genug zu erwiedern: »Goden Dag, Sie ſein woll Landsleite, he?« (guten Tag, Sie ſind wohl Landsleute, nicht wahr?) Wir baten ihn, uns zum Direktor zu führen, und als wir durch die reinlichen Gaſſen ritten und die netten wohleingerichteten Häuſer ſahen, denen ſogar einiger Luxus, als Blumentöpfe vor den Fenſtern und Vorhänge, nicht fehlte, da ward mir ganz heimathlich zu Muthe; als ich aber unſere Waſſertrachten nebſt Eimer mit blanken Meſſingreifen, und endlich gar beierwandſche Röcke *) erblickte, da — ich geſtehe es — da trat mir eine Thräne ins Auge. Lacht nur! Ein beierwandſcher Rock ſo weit von der Heimath hat etwas ſehr rührendes. Der Direktor nahm uns für ſich ein; ein rüſtiger Graukopf mit markirtem Geſichte, einfachen Manieren, bedächtig im Geſpräche, ſchien er uns wenigſtens die äußern Gaben zu haben, mit dem Landmanne umzugehen und ihm Vertrauen einzuflößen; und ſolche Gaben ſind, wenn nicht die einzigen, doch ſehr wichtige Erforderniſſe für eine ſo wichtige Stellung, wo man es Allen recht machen ſoll, und es oft genug keinem recht macht. Der Landmann iſt von Natur mißtrauiſch; das Heimweh, welches ſich mehr oder weniger bei faſt Jedem einſtellt, macht ihn gereizt und ungerecht gegen alles, was anders iſt als in der Heimath; der Direktor ſoll ihm Vorſchüſſe bewilligen, daß es ihm an nichts fehle, aber auch darüber wachen, daß

*) Wer in Hamburg geweſen iſt, weiß, daß die dortigen Milchbauern die Milch in ſolchen Eimern, wie ſie hier gemeint ſind, umhertragen. Beierwand iſt ein geringes Zeug von Leinen und Wolle; beierwandſche Röcke ſind demnach aus dieſem Zeug verfertigt, und werden von holſteiniſchen u. a. Bauern der untern Elbgegend häufig getragen.

er nicht zu tief in Schulden komme, muß dem weniger Tüchtigen oft verſagen, was er dem Tüchtigeren zugeſtanden hat, dann ſoll er das Intereſſe des Herrn wahren, welches oft das der Coloniſten durchkreuzt, und ſoll endlich eine Polizei handhaben, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Wer ſähe in dem allen nicht eine unverſiegbare Quelle des Verdruſſes! Das Gedeihen einer Colonie hängt daher vorzüglich von dem Direktor ab, und dies können die Unternehmer nicht genug beherzigen; Herr Senador Queiros ſcheint indeß zu wiſſen, was Noth thut. Die Häuſer, je zwei und zwei unter einem Dache, ſtehen in drei Gaſſen an einem ſanften Abhange, der durch einen Bach begrenzt wird; jenſeits desſelben ſoll jetzt fortgebaut, und zunächſt eine Kirche, eine Schule und ein Pfarrhaus errichtet werden; Fruchtbaum-Alleen ſollen die Anlage zieren, und ſelbſt ein Tanzſaal wird ſpäter nicht fehlen. Kann man mehr verlangen?!

Nach mehrſtündigem Aufenthalte und nach einem tüchtigen Frühſtücke ritten wir über das Städtchen Limera nach der Colonie Ybicaba. Auf der Fazenda holten wir uns bei dem Herrn Senador Vergueiro die Erlaubniß, und begaben uns dann auf die etwa 10 Minuten entfernte Colonie. Der erſte Eindruck iſt nicht ſo freundlich, wie der von San Geronimo, die Häuſer ſind weniger gut gebaut und ihre Ausſtattung iſt ärmlicher, aber die Bewohner ſind auch keine Holſteiner, ſondern Rheinländer und Schweizer. Beim Direktor ſtiegen wir ab, und unſere Namen wurden ſogleich in einen mächtigen Folianten eingetragen. Der Direktor führte uns umher, und ſelbſt bei Leuten, mit denen wir von der Seereiſe her befreundet waren, wich er nicht von unſerer Seite; ſein forſchender Blick, der eng zugeknöpfte Rock, ſein dicker Spazierſtock brachten auch hier heimiſche Erinnerungen hervor, die aber weniger idylliſch waren als jene bei den beierwandſchen Röcken. Später wurde uns indeß behaglicher zu Muthe, der Direktor gewann bei längerem Zuſammenſein und überließ uns zuletzt ganz den Coloniſten, die jenen ſehr lobten. Abends war Hochzeit zwiſchen einem Holſteiner von San Geronimo und einer Süddeutſchen von hier. Es ging recht ordentlich und vergnügt zu; zumal wußten zwei Schweizer durch Lieder und Aufführungen die Geſellſchaft in die heiterſte Laune zu verſetzen; es fehlte nur ein Lokal zum Tanzen und ein gehöriges Getränk. Der Wein iſt den Leuten zu theuer, und der hieſige Branntwein zu berauſchend. Gutes billiges Bier oder ein leichter billiger Wein wäre ein wahrer Segen für das Land, denn der Trunk iſt hier der ärgſte Feind der Deutſchen. Unſere Landsleute klagten ſehr über die portugieſiſchen Coloniſten, die ſich Raubzüge in ihre Maisfelder erlauben, und die Jagdfreiheit bis auf ihren Viehſtand ausdehnen. Jetzt werden Wohnungen ziemlich entfernt von denen der Deutſchen für jene gebaut. Einige ſpaniſche Familien halten dagegen zu den Deutſchen, ja ſind ſchon mit ihnen verſchwägert. Ein großer Vortheil dieſer Colonie iſt, daß ſie zahlreiche Kaffeeanpflanzungen hat, ſo daß hierin der Fleiß der Leute nicht beſchränkt iſt.

Am folgenden Tage aßen wir in San Juan do Rio alaro zu Mittag, und nachdem wir ziemlich unwegſame Straßen zurückgelegt und einen reißenden Fluß, deſſen Brücke eingeſtürzt war, paſſirt hatten, langten wir um 9 Uhr Abends auf der Colonie des Herrn Dr. Elias an. Die Coloniſten ſchliefen meiſt ſchon, und der Direktor logirte uns in der Eile, ſo gut es ging. Hier waren nur Reiſegefährten von uns, aber leider fanden wir ſie weniger zufrieden als auf den andern Plätzen; ſchon ſeit drei Vierteljahren hier,

wohnten ſie noch theilweiſe in den abſcheulichen Negerhütten, weil die Häuſer nicht fertig waren; dabei klagten ſie über Mangel an Kaffeebäumen, daß ſie ſich nicht aus ihren Schulden herausarbeiten könnten. Weßhalb warten die Unternehmer nicht, bis alles gehörig vorbereitet iſt? Wie kann man weiße Leute in Negerwohnungen logiren? Dem Portugieſen und Braſilianer mögen ſie genügen, aber der Deutſche verlangt mehr. Unſerm Schiffskoch, den die Liebe zum Davonlaufen verleitet hatte, konnte ſelbſt ſein junges, hübſches Weib die Wolken des Unmuthes nicht von der Stirn ſcheuchen. Ein beſſeres Loos hatte ein Schiffsjunge gezogen; er war Hauslehrer beim Herrn und verdiente monatlich 15 Milreis oder etwa 16 Thlr. preuß., bei freier Station.

Ein Weg durch einen prächtigen, großartigen Urwald führte uns auf die Colonie San Lorenzo, Eigenthum des Herrn Luis Antonio Sanza Barros, Bruder des Herrn Senador Queiros. Hier, wo alles gegeben iſt, was bei guter Einrichtung die Colonie zu einer der beſten machen würde, fielen uns Mängel der Anlage um ſo unangenehmer in die Augen, da man an Allem ſah, daß nichts geſpart war. Die Häuſer waren gut gebaut, vielleicht am beſten von allen, die wir bisher geſehen hatten, aber ſtatt ſie einzeln aufzuführen, hatte man 3 lange Kaſernen daraus gemacht, was den Uebelſtand hat, daß die Leute in zu nahe Berührung kommen, zumal die Scheidewände nur bis ans Dach gehen, ſo daß man an dem einen Ende hört, was am andern geſprochen wird; ferner daß der Raum zu Gärten, Ställen und Scheuern zu ſehr beengt iſt, verſchlimmert durch ein ſchlecht gewähltes holperiges Terrain. Sodann beſtanden die Wohnungen der einzelnen Familien nur aus einem großen Raume, der zugleich Küche, Wohn-, Schlafzimmer und Vorrathskammer iſt. Scheidewände ſollen ſich die Leute ſelber machen. Den unmaleriſchen Anblick dieſer Bauart will ich als untergeordnet betrachten, obgleich das Schönere oft, wie auch in dieſem Falle, zugleich das Zweckmäßigere iſt. Die Coloniſten, ſämmtlich aus dem Darmſtädtiſchen, waren erſt kurze Zeit hier und hatten ſich noch nicht recht eingebürgert, zumal ſchienen mir manche Weiber noch ſtark am Heimweh zu leiden. Viele von ihnen waren auf Anrathen von Verwandten, älterer Coloniſten auf Ybicaba, herübergekommen. Es hatte hier ſchon kleine Unruhen gegeben, und die Behörde von Periſicaba hatte mit einer Macht, beſtehend aus 3 Mann Militär und einem Polizeibeamten, zu Gunſten des Direktors interveniert. Der ſtreitige Punkt war ein Poſten in der Rechnung, von deſſen Forderung der Eigenthümer der Colonie ſpäter abgeſtanden hat, wie ich höre. Uebrigens ſchien mir der Herr Direktor, ein ſo ehrenwerther Mann er auch ſonſt ſein mag, nicht ſo ganz für ſeine Stellung zu paſſen. Aeußerſt jung, ſchön und liebenswürdig, ſehr geſprächig und vielleicht nicht ſehr diseret, Liebhaber einer etwas theatraliſchen Kleidung, würden ſeine Vorzüge beim Handel von Colonialwaaren ſich vielleicht beſſer herausſtellen, als bei der Production derſelben; wenigſtens würde er dort bei den ſchönen Käuferinnen ein dankbareres Publikum finden, als hier bei den Bauern, die nur für derbere Eigenſchaften empfänglich ſind. — Nach allem, was ich gehört habe, iſt jedoch das Streben des Unternehmers, etwas Gutes zu Stande zu bringen, nicht zu verkennen; und durch Erfahrungen und Vergleiche der andern Colonien belehrt, wird er hoffentlich ſeinen Zweck nicht verfehlen.

Wir erreichten noch am hellen Tage die Stadt Perisieaba, die in einer anmuthigen Gegend liegt, am gleichnamigen Fluſſe, der dicht oberhalb der Stadt einen ſchönen Waſſerfall bildet. Am folgenden Tage ritten wir bis zur Zuckerplantage San Luis, ebenfalls Eigenthum des Herrn Luis Antonio Sanza Barros, wo er auch mit deutſchen Coloniſten Tabaks- und Flachsbau anfangen will. Von hier erreichten wir San Paolo in drei Tagereiſen über Campinas und Jundiahi, welche Oerter wir auch auf dem Hinwege paſſirt hatten.

Die deutſchen Colonien in Rußland.

Wir haben den Leſer im vorigen Aufſatze in braſilianiſch-deutſche Colonien geführt, und wollen ihn nunmehe in ruſſiſch-deutſche Colonien führen; nicht etwa blos des grellen Contraſtes oder irgend eines Nebenzweckes wegen, ſondern weil übee die ruſſiſch-deutſchen Colonien wenig Zuveeläſſiges bisher zur allgemeinern Kunde gekommen war, und ſie doch in ſo maucher Hinſicht ein großes Intereſſe darbieten, wie wir ſogleich ſehen werden.

Wir wollen zunächſt über die deutſchen Colonien am Dniepee und in Südrußland, ſodann über die an der Wolga im Königreiche Aſtrachan berichten, und zwar mit den Worten des Freiherrn von Harthauſen, aus deſſen ſo höchſt intereſſanten »Studien über die innern Zuſtände ꝛc. Rußlands« wir bereits im voeigen Hefte des Portfolio Notizen über die ruſſiſche Land- und Seemacht gegeben haben.

I.

Die Colonien, von denen zuerſt erzählt werden ſoll, liegen im ſüdruſſiſchen Gouvernement Jekaterinoslaw, und zwar im Kreiſe Chortitz, an und nicht weit vom Dnieper.

Als wir an den Dnieper kamen — eezählt Hr. von Harthauſen — waren es Deutſche, welche die Fähre beſoegten, und bald erreichten wir die Colonie Roſenthal, zu dee großen deutſchen Mennoniten-Anſiedlung des Kreiſes Chortitz gehöeig. Wir fühlten uns auf einmal nach Weſtpreußen in die Weichſelniederungen verſetzt, ſo heimathlich deutſch war alles um uns! Nicht blos die Menſchen, ihr Weſen, ihre Speache, ihee Teachten, die Wohnhäuſee und ihee Einrichtungen, jedes Geſchirr und Gefäß, ſelbſt die Hausthiere, der Spitz und Pudel, Kuh und Ziege, waren deutſch; die Coloniſten haben es abee ſogae verſtanden, der Natur ſelbſt, nämlich dee ganzen Gegend, ein deutſches Anſehen zu geben. Der Maler, der hieſige Landſchaften malte, würde ſie leicht für deutſche ausgeben können! Man ſieht den Feldern deutſche Eintheilung und Bearbeitung an, Kämpe und Wieſen ſind mit deutſchen Zäunen eingehegt. Die Anlage der Döefer und aller ihrer einzelnen Gehöfte, die Gärten, ihre Eintheilung, die Pflanzen,

die Gemüſe, vor allen Dingen die Kartoffeln, alles iſt deutſch. Das war bei der deutſchen Wolga-Colonie *) keineswegs der Fall, dort waren nur die Menſchen in ihrer Sprache, den Trachten und Sitten, Deutſche geblieben, alles um ſie her hatte weit mehr einen ruſſiſchen Charakter, nur noch mit Beimiſchung von deutſchen Bequemlichkeiten.

Dieſe aus 17 Dörfern beſtehende blühende deutſche Anſiedelung iſt lediglich von Mennoniten angelegt und bewohnt.

Partielle Verfolgungen führten ſchon früh, zwiſchen 1540 und 1550, zahlreiche Mennoniten aus Friesland und Holland nach Weſtpreußen, wo ſie in den Niederungen der Weichſel ſich anſiedelten. Anfangs erließen die Könige von Polen (unter deren Botmäßigkeit das jetzige Weſtpreußen damals ſtand) Verordnungen gegen ſie, ſpäter erhielten ſie Privilegien (ein noch erhaltenes iſt von 1642, bezieht ſich aber auf ſchon frühere). Preußens kriegeriſche Könige nahmen am meiſten Aergerniß daran, daß die Mennoniten aus religiöſen Gründen nicht Soldaten werden wollten. Sie wurden nun zwar dort, wo ſie waren, geduldet, mußten aber ihre Befreiung vom Soldatendienſte mit einer eigenen Steuer an die Cadettenhäuſer erkaufen, auch ſollten ſie nicht mehr Grundſtücke erwerben, als ſie eben beſaßen. »Sonſt ſei, bei ihrer Thätigkeit, Emſigkeit und Ordnungsliebe, zu erwarten, daß ſie ſich zu weit ausdehnten.« Wer aber nur den Grundſatz des Nicht-Soldaten-werden-wollens aufgeben werde, ſolle von allen dieſen Beſchränkungen frei ſein.

Bei den ſtrengen Mennoniten iſt der Ackerbau eine religiöſe Pflicht, der ſich Niemand ohne Noth entziehen darf, nach der Deutung, die ſie den Sprüchen 1. B. Moſ. 3, 17. u. 19. geben. — Da nun durch jene Beſchränkungen der Erwerb von Grundſtücken ungemein erſchwert wurde, indem die mennonitiſchen Höfe ihrer ſporadiſchen Lage halber nicht gut und füglich getheilt werden konnten, dieſe Theilung auch den Sitten und Gebräuchen widerſprach, — alſo innerhalb des den Mennoniten einmal zugetheilten Territoriums ſehr ſchwierig, außerhalb desſelben aber verboten war, die Bevölkerung hingegen bedeutend anwuchs, ſo beſchloſſen die Mennoniten eine Auswanderung derer, die in der Heimath keine angemeſſene Anſiedlung finden konnten. Sie erhielten von dem preußiſchen Gouvernement gegen Erlegung des Abſchoſſes oder Abzugsgeldes die Erlaubniß, und wendeten ſich an das ruſſiſche Gouvernement, welches bereitwillig die Aufnahme gewährte.

Die erſte Auswanderung geſchah 1783. Wohin ſie ſich zunächſt gewandt haben, iſt dunkel, wahrſcheinlich ſiedelten ſie ſich in Volhynien an, wo ſich bei Oſtrog noch jetzt eine in zwei Dörfern vertheilte Mennoniten-Colonie befindet. Von hier aus ſcheint denn der größere Theil, nachdem ihnen noch wohl aus der weſtpreußiſchen Heimath viele nachgezogen waren, an den Dnieper, 60 Werſt oder 8¼ deutſche Meilen ſüdlich von Jekaterinoslaw, ſich gewendet zu haben. Hier wies das ruſſiſche Gouvernement dem damaligen anziehenden Beſtande der Mennoniten, nämlich 330 Familien (zuſammen ungefähr 1650 Köpfe), ein Terrain von 32,648 Deſſjätinen oder von beinahe 6 Q. M. an. Jede

*) In der zweiten Abtheilung dieſes Aufſatzes wird davon näher die Rede ſein.

Familie ſollte 65 Deſſj. oder 260 preuß. Morgen erhalten und der Reſt für die ſich neu bildenden Familien verbleiben. Die heranziehenden Mennoniten waren keineswegs arm, doch ſchoß das ruſſiſche Gouvernement zur erſten Etablirung noch die beträchtliche Summe von 341,800 Silberrubeln vor, welche übrigens im J. 1842 bis auf 30,000 R. ſchon wieder zurückerſtattet worden waren.

Ich erhielt über dieſe aus 17 Dörfern beſtehenden Colonien an Ort und Stelle folgende ſtatiſtiſche Notizen.

Was zunächſt die Bevölkerung betrifft, ſo waren es, wie wir ſo eben geſehen haben, 330 Familien, welche im J. 1789 ſich in dieſer Dniepergegend niederließen. Im J. 1813 hatten ſie ſich bis auf 2446, im J. 1819 bis auf 2888 Köpfe vermehrt, und im J. 1843 waren 873 Familien, zuſammen 6376 Köpfe ſtark, vorhanden. Dieſe raſche Vermehrung der Bevölkerung in 30 Jahren um faſt 160 Procent iſt wahrſcheinlich nicht ſo ſehr der Ueberzahl der Geburten, ſondern wohl mehr dem Hinzukommen neuer Coloniſten aus Weſtpreußen beizumeſſen. Daher mag ſich auch das Uebergewicht des männlichen Geſchlechts in den früheren Jahren (1255 Perſonen männlichen gegen 1191 weiblichen Geſchlechts im J. 1813, und 1489 gegen 1399 noch im J. 1819) erklären laſſen, da wohl unſtreitig mehr Männer als Frauen zugezogen ſind. In den letzten Jahren hat dies aufgehört, und im J. 1843 überſtieg die Zahl der Perſonen weiblichen Geſchlechts die des männlichen um 20.

Im J. 1819 gab es unter den hier in Rede ſtehenden Coloniſten 2 Uhrmacher (im J. 1843: 5), 26 Zimmerleute (31), 18 Tiſchler (27), 9 Drechsler (2), 10 Böttcher (3), 20 Schuhmacher (17), 25 Schneider (11), 49 Weber (37) und 16 Schmiede (im J. 1843: 40). Die in Klammern beigefügten Zahlen beziehen ſich auf die im J. 1843 vorhandenen Handwerker; und man ſieht daraus, daß manche derſelben ſeit 1819 ſich vermindert hatten. Dies erklärt ſich ohne Zweifel dadurch, daß früher viele Handwerkserzeugniſſe an benachbarte Ruſſen geliefert wurden, und dagegen jetzt in dieſer Beziehung größere Concurrenz eingetreten iſt.

Die Zahl der Wohnhäuſer belief ſich 1819 auf 476 und 1843 auf 650; die der Windmühlen 1819 auf 22 und 1843 auf 43; die der Roß- und Grützmühlen 1819 auf 4 und 1843 auf 8. Kirchen waren 2 vorhanden.

Nur etwas über die Hälfte der Gehöfte ſind eigentliche Ackerwirthſchaften, die andere Hälfte wird von ſ. g. Anwohnern, Krämern, Taglöhnern und Handwerkern bewohnt.

Die fortſchreitende Blüthe der Colonie iſt am beſten aus der Vermehrung und Verſtärkung der Inventarienſtücke zu erſehen. Im J. 1813 zählte man hier 2735 Pferde, 4440 Rinder, 5921 Schaafe und 2154 Schweine. Im J. 1819 betrug die Zahl der Pflüge 345, der Eggen 542, der Wagen 532, der Pferde 2582, der Rinder 6090, der Schaafe 11,774 und der Schweine 2070. Im J. 1843, alſo 24 Jahre ſpäter, hatte ſich die Zahl der Wirthſchaftsgeräthe faſt verdoppelt und die der Pferde war faſt um die Hälfte (auf 3476) geſtiegen, die Rindvieh- und Schweinezucht war zwar etwas zurückgegangen, dagegen die Schaafzucht ſo enorm geſtiegen, daß ſich die Zahl der Schaafe (47,241) noch mehr als verviefacht hatte. Rechnet man 8 Schweine oder Schaafe auf 1 Stück Rindvieh, ſo hatte ſich der Verluſt in deren Zucht durch die vermehrte Schaaf-

zucht nicht nur gehoben, sondern der Werth des ganzen Viehinventars war zusammen um mehr als 50 Procent gestiegen.

Den Colonien ist im Ganzen ein Territorium von 32,663 Dessjätinen überwiesen. Hiervon kamen 1843 auf Ackerland 7120 Dessj. (oder, wenn man beiläufig 4 preuß. Morgen auf die Dessj. rechnet, 28,480 Morgen), auf geschlossene Gärten und Maulbeerpflanzungen 156 D., auf Gartenland zum Gemüsebau 55 $^{3}/_{4}$, auf Wiesen 6321, auf Viehweiden 8100, auf Weiden ausschließlich für Schaafe 10,677 und auf die Dorflagen, Wege, Teiche ꝛc. 254 $^{3}/_{4}$ Dessjätinen.

Man sieht hieraus, daß die Viehzucht den Ackerbau bei weitem überwiegt. Der Verkauf des Viehes und der Viehzuchtsprodukte gewährte daher auch (1843) folgende Einnahme:

187 Pferde verkauft für	10,675	Silberrubel	— Kop.
Aus dem verkauften Rindvieh gelöst	19,541	»	— »
1328 Schaafe, Hammel ꝛc. aus der Gemeindeschäferei verkauft für	5,515	»	26 »
17,617 Schaafe ꝛc. der Privaten verkauft für	50,566	»	39 »
Für 289 Pud 29 Pfund Wolle aus der Gemeindeschäferei	7,712	»	— »
Für 2775 Pud Wolle aus den Privatschäfereien . . .	75,716	»	— »
1434 Pud (oder etwa 57,360 Pfund) Butter verkauft für	13,564	»	— »
29 Pud (1160 Pfd.) Käse für	275	»	— »
20 Pud (800 Pfd.) geräuchertes Fleisch verkauft für .	191	»	— »
2 Pud 2 Pfund Seide verkauft für	745	»	15 »
Im Ganzen	184,500	Silberrubel	80 Kop.

Die Colonie hatte im J. 1843 eine Gemeindeschäferei von 4493 Stück. Die Gemeindemagazine besaßen einen Vorrath von 4026 Tschetwert (15,092 $^{1}/_{4}$ preuß. Scheffel) Wintergetreide und 497 Tschetwert (1863 $^{3}/_{4}$ pr. Scheffel) Sommergetreide. — Im Herbst 1842 ward ausgesäet 1437 Tschetwert (5388 $^{3}/_{4}$ pr. Sch.) Winterkorn; und im Frühjahr 1843 ward ausgesäet 3346 Tschetwert (12,547 $^{1}/_{4}$ pr. Sch.) Sommerkorn. — Von fabrikartigen Anlagen waren 1843 nur vorhanden 5 Leinwandfärbereien, 1 Essigbrauerei, 1 Bierbrauerei und 1 Branntweinbrennerei.

Das Terrain der Colonien ist der Nähe des Dniepers wegen nicht flach, sondern hügelig; die Dörfer liegen alle in den kleinen Thälern und Schluchten (da auf den Anhöhen das Wasser mangeln würde), die Dörfer Kronverde und Einlage sogar sehr schön zwischen bedeutenden felsigen Anhöhen nahe am Dnieper. — Der Boden ist sehr fruchtbar und bedarf nur geringer Bearbeitung, aber Klima und Witterung, besonders Dürre vereiteln doch oft alle Hoffnungen. Zum Pflügen von Neuland sind 6 Pferde vor dem Pfluge erforderlich, im zweiten Jahre nur 4, im dritten und den folgenden nur 2 Pferde. Weizen gedeiht selten, wird aber doch viel gebaut, weil er verhältnißmäßig sehr hohe Preise, oft das Dreifache der Roggenpreise gewährt. Die Wohlfeilheit des Korns veranlaßt die Colonisten, eine ungeheure Menge von Hausgeflügel zu halten. Die Viehzuchtprodukte finden um so leichtern Absatz, als die Russen und umwohnenden Tataren die deutsche Bereitung des Fleisches, der Butter, Käse ꝛc. allem vorziehen.

Eigentliche Wälder beſitzt die Colonie nicht, doch haben ſie eine Inſel im Dnieper mit einem hübſchen Holzbeſtand; auch cultiviren ſie in den Thälern, in Schluchten, ſo viel ſie können, Holz, ſo daß ſie ihr nothdürftiges Nutzholz, auch etwas Brennholz haben. — Auch haben ſie jetzt hübſche Obſtanlagen, während früher die Melone alles übrige Obſt bei ihnen erſetzen mußte.

Die 17 Dörfer bilden eine Geſammtgemeinde unter einer gemeinſamen Verwaltung; die Einkünfte von der Gemeindeſchäferei, von der Fähre über den Dnieper, die Pacht der Brauerei und Brennerei bilden gemeinſame Einnahmen. Sie haben ein Gemeindemagazin, eine Brandverſicherungs-Geſellſchaft, 2 Kirchen und in jedem Dorfe eine Schule. Im Dorfe Chortitz iſt das Gemeindehaus, der Sitz des Gemeindeamtes, dem ein Obervorſteher präſidirt. Ein Colonieſchreiber, der deutſch und ruſſiſch kann, ſteht ihm zur Seite.

Etwa 80 bis 90 Werſt (oder 11¼ bis 13 Meilen) ſüdlicher liegen, an der Malotſchnaja, die neuern Mennoniten, Colonien, welche wir ebenfalls beſuchten, und wo wir in dem Dorfe Halbſtadt von einem reichen Mennoniten gaſtfrei und freundlich aufgenommen wurden. Außerdem lernten wir hier einen Mann kennen, der wohl unſtreitig eine der intereſſanteſten Perſönlichkeiten iſt, die unter den Deutſchen in Rußland jetzt leben. Sein Name iſt Kornies. Johann Kornies, noch in Weſtpreußen geboren, zog als noch ganz junger Burſche im Anfange dieſes Jahrhunderts zur Anſiedelung nach der Molotſchnaja. Er hatte in der Jugend keine Schuldildung erhalten, beſaß aber einen hellen unbefangenen Geiſt, ſcharfen praktiſchen Verſtand und ein liebevolles Herz, ein tiefes Gemüth; und ſo hat er ſich denn rein aus ſich heraus zu einem Grade gebildet, daß man ihn völlig als auf der wahren geiſtigen Cultur ſtehend anerkennen muß. Und während er blos durch das Uebergewicht ſeines Geiſtes und ſeines durchaus redlichen und erprobten Charakters eine der einflußreichſten Perſönlichkeiten Südrußlands geworden, iſt er in ſeinem ganzen Weſen, in ſeiner Familie, in ſeinem Hausweſen, der ſchlichte, einfache, anſpruchloſe Bauer geblieben. Wie mächtig aber nichtsdeſtoweniger ſeine Perſönlichkeit ſein muß, läßt ſich ſchon daraus entnehmen, daß der Gouverneur von Südrußland, Fürſt Woronzoff, nicht leicht einen Schritt bei der innern Verwaltung dieſer Gegend that, ohne Johann Kornies um Rath zu fragen.

Wir brachten den Tag nach unſerer Ankunft damit zu, die hieſige Colonie in allen ihren Einzelnheiten zu beſehen; wir beſahen faſt jedes Haus und Gehöfte, die Ackergeräthe, den Viehſtand, die Gartengewächſe, die Feldfrüchte ꝛc.

Am folgenden Tage fuhr ich mit Hrn. Kornies nach einem benachbarten nogaiſchen Tatarendorfe, Akeima genannt. Ich war nicht wenig verwundert, äußerlich ein vollſtändig deutſches Dorf nach mennonitiſchem Muſter zu erblicken. Herr Kornies hatte die Tataren angeleitet, ihre Dörfer auf dieſe Weiſe anzulegen, und ihnen dabei auf alle Art geholfen. Im J. 1843 waren nach ſeiner Anleitung ſchon zahlreiche Dörfer von den Tataren gebaut worden. Andere Leute, nicht er ſelbſt, ſagten mir, er habe bereits 17,000 Tataren auf dieſe Weiſe angeſiedelt. Wir fanden eben in dieſem Dorfe wieder eine Deputation von einem noch nicht anſäßigen Haufen Tataren, welche zu ihm traten und ihm ſagten: »Du biſt der Vater unſeres Volkes, ſei nun auch unſer Vater und hilf uns, wie du den andern geholfen haſt.«

Die Häuſer dieſes Dorfes waren alle ganz regelmäßig und feſt gebaut; ſie hatten Schornſteine, lagen in einem geſchloſſenen Hofe, vor der Hausthür ſtanden meiſt einige Pappeln und rechts und links kleine Blumenbeete; in den Gärten fanden wir eine Menge veredelter Obſtbäume, im Hofe waren Pflüge, Eggen, Wagen nach mennonitiſcher Art, in einer Ecke deſſelben war ein großer Haufe von Miſtziegeln als Brennmaterial ſehr ordentlich aufgeſchichtet.

Der Wirth des Gehöfts, ein ſchöner, kräftiger Tatar, Vorſteher des Dorfes, empfing Herrn Kornies freundlich und ehrfurchtsvoll, und geleitete uns in ſein Haus. Die Einrichtung war ebenfalls nach dem Muſter der Mennoniten, die Ausſtattung der Küche und Wohnſtube an Geſchirr und Hausgeräth zwar nicht reichlich und altväterlich, wie bei den Mennoniten, aber doch auch nicht ganz ärmlich; es waren Tiſche und Stühle vorhanden, Keſſel und Eimer, ſelbſt eine Eierkuchenpfanne. Da ich den Wunſch äußerte, die Weiber in ihrer Tracht zu ſehen, ſo willfahrte unſer Wirth auch dieſem, einem Muſelmanne gegenüber, eigentlich ganz ungebührlichen Verlangen. Er ging hinaus und kam nach einer Viertelſtunde mit ſeinen, aufs Beſte geputzten drei Weibern herein. Nur der Mund war wie bei allen mahomedaniſchen Weibern ſtreng verhüllt. Sie waren jung, aber klein, dick und nicht ſchön.

Von hier fuhren wir nach einer, von Herrn Kornies angelegten und ihm zugehörigen großen Meierei. Unterwegs kamen wir an einigen, von ihm angelegten Holzpflanzungen und Anſaamungen vorüber, die im beſten Flor ſtanden. Namentlich war dies bei einer Anpflanzung von Eichen und Ulmen der Fall, trotz dem, daß ſie ſo ganz beſonders den Steppenwinden ausgeſetzt war. Die Meierei ſelbſt war mehrere tauſend Deſſjätinen groß. Die Gebäude alle neu von Backſteinen aufgeführt, ein vortrefflicher Viehſtand von weſtpreußiſchem Rindvieh und veredelten Schaafen. Auf der einen Seite des Hofes begannen deſſen Holzſämereien und Holzanpflanzungen. Man konnte hier alle mögliche Holzarten finden, jede Art hatte ihr Feld, worauf ſie geſäet, ein anderes, wo ſie zuerſt ausgepflanzt wurden, und an einem dritten Orte waren die größten geſetzt, um ſtehen zu bleiben. Aus den beiden erſteren Feldern wurden die jungen Pflanzen verkauft. Faſt alle Hauptarten der Bäume ſchienen vortrefflich zu gedeihen, doch, wie es mir ſchien, die Laubhölzer beſſer als die Nadelhölzer. Der Bruder des Hrn. Kornies ſtand als Verwalter an der Spitze dieſer Oekonomie.

Je länger man ſich unter den Mennoniten aufhält, deſto angenehmer muß einem das traulíche, brüderliche Verhältniß unter ihnen auffallen. Es iſt nicht jene ceremoniöſe Höflichkeit, die unter den ruſſiſchen Bauern herrſcht, nicht jene küß- und umarmungsbedürftige Zärtlichkeit, die ſich bei dieſen zeigt, ſobald der Branntwein in die Köpfe geſtiegen iſt, es ſich echte deutſche Bauern, ſteif und ungelenk in ihren Bewegungen, ſchweigſam, neben einander herrſchend, aber wo es auf die That ankommt, da ſieht man ſie jeden Augenblick bereit, ſich einander zu helfen, zu unterſtützen, beizuſtehen.

Nirgends tritt die auf religiöſer Grundlage beruhende Gleichheit der Menſchen entſchiedener hervor, als bei den Mennoniten. Da der Ackerbau für ſie eine religiöſe Pflicht iſt, ſo kann Niemand mehr und weniger ſein als ein Bauer. Jedes Gewerbe, Handwerk, Kaufmannſchaft ſubſummirt ſich dieſem Begriffe, ſchließt ſich dem

Ackerbau an, und bezieht ſich auf ihn. Ihre regierenden und verwaltenden Beamten, ſelbſt ihre Prediger ſind nicht blos aus dem Bauernſtande hervorgegangen, ſie ſind ſelbſt Bauern.

Die herrſchende Gleichheit ſpricht ſich am deutlichſten in dem Verhältniſſe zwiſchen Herren und Knechten aus. Dies ward mir beſonders klar, als ich das zwiſchen Herrn Kornies mit dem Knechte, der ausfuhr, beſtehende Verhältniß beobachtete. Es war durchaus, ſogar in den äußern Höflichkeitsformen, mehr das Verhältniß eines Sohnes zu ſeinem Vater, als eines Knechtes zu ſeinem Herrn.

Als ich Hrn. Kornies meine Bemerkung mittheilte, ſagte er: »Bei uns iſt es Regel, daß Jeder, ſelbſt der Sohn des reichſten Bauern, bei einem andern, einem Nachbar, ein paar Jahre als Knecht dient; das Knechtſein iſt daher bei uns kein Stand, ſondern ein Durchgang für's Leben, eine Schule; ein jüngerer Bruder war eine Zeitlang Knecht bei mir, und iſt noch jetzt mein Verwalter. Wir zahlen unſern Knechten und Mägden einen ſehr hohen Lohn, 30 bis 70 Rubel Silber, und halten dies als Sitte aufrecht; das gleicht ſich dann ohne Schaden aus. Da hat dann ſelbſt ein Armer Gelegenheit, ſich ein kleines Vermögen zu ſammeln, und hier, wo noch überall unangebautes fruchtbares Land vorhanden iſt, eine kleine Wirthſchaft zu gründen und oft ſelbſt Bauer zu werden. Da iſt es dann auch etwas Gewöhnliches, daß ſelbſt die Töchter reicher Bauern den Knecht des Hofes heirathen, oft ſelbſt den armen, wenn er brav und tüchtig iſt. Auch meine Tochter kann heirathen, wen ſie will, ſelbſt einen Knecht, wenn ſie ihn mag und er nur brav iſt.«

Hr. Kornies hatte nur einen Sohn und eine Tochter, ein hübſches achtzehnjähriges Mädchen, und man behauptete, er ſei weit über eine Million Rubel reich.

Es wird damit nicht zu behaupten ſein, daß nicht auch bei den Mennoniten Reichthum und Armuth oft eine Schranke bilde und bei Einzelnen Gelbhochmuth nebſt andern Untugenden ſich finde. Vielmehr hörte ich ſelbſt von allerhand Uebelſtänden bei den Mennoniten des Kreiſes Chortitz. Aber dergleichen findet wenigſtens keine Anerkennung in der öffentlichen Meinung und in den Sitten dieſer Leute. Es findet ſich als Ausnahme, nicht als Regel.

Wir ſpeiſ'ten zu Mittag bei Herrn Kornies; das Eſſen war nur echte und ſehr wohlſchmeckende Hausmannskoſt. Alles, was auf den Tiſch kam, ſelbſt der Wein, war Produkt aus der eigenen Wirthſchaft, Geſchirr und Meubeln altväterlich und ſolide. Die Frau und Tochter aßen nicht mit; die Frau blieb in der Küche und ordnete das Eſſen an, die Tochter aber wartete ganz nach uralter deutſcher Hausſitte den Gäſten beim Eſſen auf!

Mit Herrn Kornies fuhr ich auch nach den *andern deutſchen Colonien dieſer Gegend*, meiſt von württembergiſchen Bauern u. a. m. bewohnt. Es herrſcht hier weder die Ordnung und Zucht, noch die Wohlhabenheit und Behaglichkeit, wie bei den Mennoniten. Dieſe Colonien waren lange ſehr verkümmert, doch haben ſie ſich in neuerer Zeit etwas erholt, und in einigen Dörfern beginnt Wohlſtand ſich zu entwickeln.

Ueber die *Mennoniten-Colonie an der Malotſchnaja* erhielt ich von Hrn. Kornies ſehr ausführliche ſtatiſtiſche Notizen, die ich hier mittheile, da ſie einen Blick in alle Wirthſchaftsverhältniſſe dieſer intereſſanten Colonie gewähren.

Angeregt durch die glückliche Ansiedelung im Bezirke Chortitz, entschlossen sich im J. 1803 abermals 347 mennonitische Familien in Westpreußen, nach Rußland auszuwandern. Das russische Gouvernement wies ihnen einen Bezirk an der Malotschnaja zur Ansiedelung an. Die ersten Auswanderer legten in den Jahren 1803 und 1804 nicht weniger als 17 Dörfer an. Es zogen nun immer mehr Landsleute und Glaubensgenossen aus Westpreußen hinzu, auch stieg die Bevölkerung rasch. In dem Zeitraume von 1806 bis 1822 wurden 16 neue Dörfer angelegt, und von da bis 1843 noch 11 andere.

Diesen 44 Dörfern ward von dem russischen Gouvernement nach und nach ein Terrain von 96,812 Dessjätinen zur Nutznießung verliehen; allein hiermit begnügten sich die industriösen Colonisten nicht, sie kauften von ihren Nachbarn, den Tataren, den württembergischen u. a. Colonisten, den Malakanen und Duchaborzen, noch viele Ländereien im Gesammtbetrage von 48,446 Dessjätinen hinzu. Endlich schenkte der Kaiser noch 3500 Dessjätinen zu besonderem Zweck, so daß das ganze Territorium 148,767 Dessjätinen oder etwa 26⅝ Q. M. beträgt, demnach das Herzogthum Sachsen-Altenburg noch um mehr als 2 Q. M. an Flächeninhalt übertrifft. Die hierauf wohnende Bevölkerung zählte im J. 1838 freilich erst 5521 männliche Seelen, im J. 1842 dagegen 6334 männliche und 6227 weibliche Seelen in 2517 Familien. Hiervon begriffen 1041 eigentliche Landwirthe, 938 hauptsächlich nur Taglöhner und 538 Familien begriffen Handel- und Gewerbetreibende. Es standen 84 Personen, Colonistenkinder, in dienendem Verhältniß und außerdem 242 russische Arbeiter.

Das erwähnte Territorium war, *als die Mennoniten hierher kamen*, eine völlig baumlose Steppe, wiewohl mit sehr fruchtbarem Boden.

Da die hier in Rede stehenden Mennoniten das Schicksal und die ganze Lebensstellung ihrer Brüder im Chortitzbezirke vor Augen hatten, so bereiteten sie sich zu ihrer Uebersiedelung gehörig vor. Sie brachten Pferde und Wagen, auf denen sie Betten und alle mögliche Geschirre und Meublen geladen hatten, Rindvieh und Schaafe mit; so daß sie sich, als sie durch Polen zogen, des Viehfutters halber, in mehrere Colonnen vertheilen mußten. Sie bedurften keiner Vorschüsse von Seite der russischen Regierung zur Etablirung. Manche von ihnen hatten 10- bis 12,000 Dukaten baares Geld bei sich, und sämmtliche 347 Familien der ersten Auswanderung zusammen 150,000 Dukaten disponibel.

Die Dörfer wurden ganz regelmäßig angelegt, jeder Hof erhielt 40 Faden Breite, und zwischen zwei Höfen ward immer ein Zwischenraum von 14 Faden Breite gelassen.

Vom russischen Gouvernement erhielten sie zehnjährige Steuerfreiheit, nebst Versprechen nie zum Soldatendienste gezwungen zu werden. Jede Landwirthschaftsfamilie erhielt 65 Dessjätinen oder etwa 260 Morgen Landes zur Benutzung. Von dem, von der Krone verliehenen Terrain von 96,812 Dessjätinen waren im J. 1843 bereits 68,052 Dessj. unter die vorhandenen Familien vertheilt, und davon wurden 26,018 Dessj. als Ackerland, das übrige als Wiesen- und Weideland benutzt. Reservirt für fernere Ansiedelung waren noch 28,769 Dessjätinen.

Die Abgaben der Colonisten betragen 5 Kopeken Silber von jeder Dessjätine Land statt des Obroks, und 60 Kopeken Kopfsteuer von jedem Arbeitsfähigen männlichen und weiblichen Geschlechts zwischen dem 14. und 60. Lebensjahre. Demnach ist das Abgaben-

ſyſtem hier ganz anders, als im übrigen Rußland eingerichtet. Die Steuern werden von dem Gebietsamte jährlich feſtgeſtellt, eingezogen und an die Kronkaſſe abgeliefert. Im J. 1842 waren von 6434 männlichen Seelen nur 4976 zwiſchen dem 14. und 60. Jahre ſteuerpflichtig, 314 waren nicht ſteuerpflichtig, weil ſie noch die zehnjährige Steuerfreiheit genoſſen.

Zur Beſoldung des Gebietsälteſten, des Schreibers u. ſ. w. wurden 30 Kop. von jeder Feuerſtelle, und zur Unterhaltung der Gemeindeanlagen 14 Kop. Silber von jeder arbeitsfähigen Seele erhoben

An Gebäuden waren 1842 vorhanden 1779 Häuſer oder Gehöfte; denn bei den Mennoniten herrſcht die aus Weſtpreußen mitgebrachte Gewohnheit, daß Wohnung, Scheune und Ställe unter Einem Dache ſtehen, gewöhnlich dergeſtalt, daß zwei Flügel im rechten Winkel zuſammenſtoßen, wo dann in einem Flügel die Wohnung und ein Theil der Viehſtälle, im andern die Scheune ſich findet. Von den 1779 Häuſern waren 52 von Stein, 157 von gebrannten Ziegeln, 1240 von Lehmpatzen, 209 von Fachwerk und 121 von Holz.

Von gewerblichen Privatanlagen waren vorhanden: 5 Waſſermühlen (im J. 1844 waren noch 4 hinzugekommen), 45 Windmühlen, 18 Grützmühlen, 6 Roßmühlen, 31 Oelmühlen, 6 Eſſigbrauereien, 13 Ziegelbrennereien*), 3 Dachpfannenbrennereien**), 1 Kalkbrennerei, 12 Färbereien, 3 Tuchwalken und 1 Tuchfabrik, welche im J. 1844 6431¼ Arſchin (etwas mehr als eben ſo viel preuß. Ellen) Tuch lieferte, die zu 36,566 Rubel Aſſignaten verkauft wurden, aber keineswegs die Nachfrage deckten.

Die Zahl der öffentlichen und Gemeindehäuſer betrug 61; davon waren 3 Amthäuſer, 9 Bethäuſer, 47 Schulen (es gibt hier keinen Mennoniten, der nicht leſen und ſchreiben kann), 4 Gemeindeſchäfereien und 2 Gemeindebrauereien.

Von Gewerbtreibenden und Handwerkern befanden ſich in den Colonien an der Malotſchnaja: 12 Uhrmacher, 35 Tiſchler, 3 Böttcher, 25 Schneider, 68 Schmiede, 9 Maurer, 3 Schloſſer, 2 Buchbinder, 74 Müller, 31 Oelſchläger, 31 Zimmerleute, 8 Drechsler, 34 Schuhmacher, 142 Weber, 44 Stellmacher oder Wagner, 1 Seiler, 1 Bäcker (ſehr viele Haushaltungen backen ihr Brod ſelbſt), 2 Zinngießer, 2 Bierbrauer und 11 Färber.

Was den Viehſtand vom J. 1842 betrifft, ſo waren vorhanden: 9021 Pferde (darunter waren 5609 Zugpferde, die übrigen Füllen oder zum Verkauf ausgeſtellt: im J. 1844 betrug die Geſammtzahl der Pferde 10,086); 12,353 Rinder (darunter 5650 Milchkühe, und zwar deutſcher Raſſe; im J. 1844 waren im Ganzen 13,611 Rinder vorhanden); 4575 Schweine und 97,908 Schaafe (im J. 1844 betrug die Zahl der Schaafe 103,030).

---

*) Im Jahre 1842 wurden 1,319.800 Stück Ziegel gebrannt und davon 554.000 Stück, das Tauſend zu 25 Rubel Aſſignaten verkauft. Im J. 1844 wurden 1,742.593 Stück gebrannt und 1,423.723 Stück verkauft.

**) Von den 1842 gebrannten 51 119 Dachziegeln wurden 43.119, das Tauſend zu 60 Rubel Aſſignaten, verkauft; und mit den 1844 gebrannten 62.400 Stück ward noch nicht einmal der Bedarf gedeckt.

Der Viehbeſtand iſt in den Colonien an der Malotſchnaja verhältnißmäßig ſchwächer, als bei den Coloniſten im Chortitz-Bezirke. An Menſchen leben in jenen etwa doppelt ſo viel als hier; ihr Territorium iſt vierthalbmal ſo groß, ihr Viehſtand dagegen nur etwa zwei ein fünftelmal ſtärker, als der im Bezirke Chortitz. Die Fruchtbarkeit und Lage des Bodens erklärt dies hinreichend. Der Boden an der Malotſchnaja iſt fruchtbarer, daher der Ackerbau ſtärker, und der Abſatz des Getreides iſt leichter, da das Meer näher iſt. In Chortitz muß aus dieſen Gründen die Viehzahl ſtärker hervortreten.

Der Landbau an der Malotſchnaja iſt auf folgende Weiſe geregelt. Der von den einzelnen Coloniſten angekaufte privative Grund und Boden (48,446 Deſſj.) iſt der völlig freien Diſpoſition in Bezug auf Ackerbaubenutzung ꝛc. überlaſſen. Die von der Krone jedem Gehöfte beigelegten 65 Deſſj. (im Ganzen 68,052 Deſſj.) ſtehen dagegen in feſtem Gemeindeverbande und darauf gegründeten Feldbauverhältniſſen. Seit 1838 iſt die ſchon beſtehende Vierfelderwirthſchaft regelmäßig geordnet und feſtgeſtellt worden. Von jenen 65 Deſſj. ſind 25 Deſſj. eines jeden Wirthes zum Ackerfelde gezogen, wovon jährlich drei Theile zum Getreidebau benutzt und nur etwa 16 mit Kartoffeln bepflanzt wird, wogegen das Uebrige brach liegt. Im Herbſt 1842 wurden 1599 Tſchetwert Winterkorn und im Frühjahr 1843 wurden 13,402 Tſchetwert Sommerkorn ausgeſäet. Die Wieſen oder Heuſchläge ſind nach Beſchaffenheit in den verſchiedenen Dörfern in Bezug auf Ausdehnung und Größe ſehr verſchieden. Jeder Hof hat daher 6 bis 10 Deſſjätinen. Bei den Heuſchlägen ſteht es aber jedem Wirthe frei, ſie als Wieſe oder Privatweide oder als Acker zu benutzen. Der Reſt des Territoriums iſt zur Gemeindeweide für jedes Dorf beſtimmt, wobei die Zahl, die jeder Wirth auf die Weide treiben darf, feſtgeſtellt iſt. Sie ſchwankt zwiſchen 25 und 30 Stück Großvieh auf jeden Wirth, wobei 2 Füllen oder junge Rinder, 4 Schweine oder Kälber und 6 Schaafe für ein Stück Großvieh gerechnet werden.

An Ackergeräth ꝛc. waren 1842 vorhanden: 1518 Pflüge, 2317 Eggen, 2775 Ackerwagen, und, als Zeichen des Fortſchrittes nationeller ökonomiſcher Beſtrebungen, 89 Dreſchmaſchinen, welche mit Pferdekraft betrieben wurden, und 42 Häckſelſchneidemaſchinen, von denen 38 mit Pferdekraft, die 4 andern durch Menſchenkraft betrieben wurden.

Die Coloniſten gehen bei der Bewirthſchaftung ihres Bodens mit großer Einſicht und Ueberlegung zu Werke; und, weit entfernt am alten Schlendrian zu kleben, ſchreiten ſie nach ſorgſamer Prüfung in allen Verbeſſerungen fort. Als ſie vor beiläufig vierzig Jahren zuerſt hier ankamen, war, wie ſchon oben erwähnt, kein Baum auf der ganzen Fläche zu erblicken. Sie brauchten zum Brennmaterial damals Stroh, Schilf, Burgan (rieſiges Steppenkraut) und Miſtziegel; gegenwärtig gewähren ihnen ihre Holzpflanzungen und Beſaamungen ſelbſt ſchon einiges Brennholz. Da haben ſie denn in neuerer Zeit angefangen, den Miſt ſtatt zu Miſtziegeln, zur mäßigen Düngung zu verwenden; und es iſt ihnen dadurch gelungen, die Fruchtbarkeit zu erhöhen und die Brachen bedeutend einzuſchränken. Kornies verſichert*), im J. 1843 hätten die Felder der Coloniſten,

*) Im Journal des Miniſteriums der Krondomainen für 1843: Ueber den Zuſtand der Landwirthſchaft der Mennoniten an der Malotſchnaja, von Kornies.

welche gedüngt und sorgfältig bearbeitet worden, eine vier-, fünf- und sechsmal größere Ernte gewährt, als die Felder, welche nur nach früherem Schlendrian bearbeitet gewesen. Mißwachs, der früher sehr häufig war, stellt sich auf sorgfältig bebautem Acker selten ein, jetzt schon seit einer Reihe von Jahren nicht. Früher war, wie schon bei Chortitz erwähnt, besonders der Weizen häufigem Mißwachs unterworfen. Jetzt erweitert sich der Weizenbau mit jedem Jahre, wie er sich z. B. 1842 um 1547 Dessjätinen gegen drei Jahre früher vergrößert hatte. Ueberhaupt waren 1842 zweitausend Dessjätinen Land mehr dem Ackerbau zugewendet. Um die Felder gegen Stürme und gegen die Ungunst des Klima's überhaupt zu schützen, hat man angefangen, die Felder mit Bäumen, besonders mit Maulbeerbäumen, hin und wieder auch heckenartig zu bepflanzen. — Durchschnittlich wurden im genannten Jahre vom Weizen 7, vom Roggen 12, von der Gerste 9 und von dem damals mißrathenen Hafer 7 Körner geerntet. Im J. 1844 gab der Weizen 9$^1/_2$, der Roggen 11$^1/_2$, die Gerste 11, der Hafer 5 Körner. Der Weizen galt damals nur 10 Rubel Assignaten der Tschetwert; im J. 1842 hatte er an Ort und Stelle 14 Rubel gegolten, war aber am Verkaufsorte Berdjansk mit 17 Rubeln bezahlt worden (Roggen mit 3$^1/_2$ R.). Die Mennoniten treiben starken Kartoffelnbau, sogar schon zur Verfütterung, nicht aber etwa zum Branntweinbrennen, wie es denn überhaupt, soviel ich glaube, in ganz Rußland keine Kartoffeln-Branntweinbrennerei gibt. Die umwohnenden Russen haben von den Mennoniten den Kartoffelnbau nach und nach angenommen. Aber vorzüglich hat Herr Kornies das Verdienst, ihn bei den Nogai-Tataren eingeführt zu haben. Noch im J. 1838 kannten die Nogaier die Kartoffeln kaum dem Namen nach. Mit Ausnahme des den Mennoniten am nächsten liegenden Dorfes Ackerman wurde in allen hier gelegenen 75 nogaischen Dörfern nirgends eine Kartoffel gebaut. Aber schon im J. 1843, wo sie eine Mißernte im Getreide hatten, bildeten die Kartoffeln fast ihre einzige Nahrung.

Der Flachsbau wird zum Bedarf hinlänglich betrieben. Mit Spinnen des Flachses und Weben der Leinwand beschäftigten sich im Winter 1842 gegen 2570 Personen.

Auch der Anbau verschiedener Oelgewächse, vornehmlich des chinesischen Oelrettigs, hat sich in neuerer Zeit sehr erweitert.

Selbst die Wiesenverbesserungen durch Ueberrieselung u. s. w. haben die Mennoniten angefangen; im J. 1842 waren bereits 1384 Dessjätinen oder beiläufig 5540 Morgen Heuwiesen durch aufgeführte Erddämme im Frühlinge überrieselt, und der Ertrag des Heues war gegen früher auf das Doppelte gestiegen.

Auch mit dem Tabaksbau beschäftigten sich die Mennoniten etwas. Fürst Woronzoff hatte ihnen Samen von albanesischem Tabak geschickt, der gut gedieh. Für die s. g. kleinen Leute, die nur Gartenfelder haben, welche sie mit der Hand bearbeiten, könnte der Tabaksbau von großer Wichtigkeit werden.

Die Obstbaumzucht beginnt sehr bedeutend zu werden. Jedem der 1041 großen Landwirthe war gestattet, eine Dessjätine oder 4 Morgen von seinem Lande als Obst- und Gemüsegarten aus der Feldordnung auszuscheiden. Man berechnete, daß dann Jeder 500 Obstbäume besitzen könnte. (Die Besitzer der ältern Gärten verkaufen jetzt durchschnittlich des Jahrs für mehr als 300 Papierrubel frisches Obst; im J. 1844 war die Obsternte so ergiebig, daß gar für 6403 Rubel verkauft wurden.) Im Jahre

1842 waren bereits 167,153 tragbare Obstbäume vorhanden, und 25,608 junge Bäume wurden verpflanzt. Im J. 1843 wurden von Letzteren 35,169 und im J. 1844 noch mehr, nämlich 39,512 versetzt. Man hatte aber noch über 400,000 junge Obstbäume in den Baumschulen. Die umwohnenden Russen wurden durch das Beispiel angeregt, und fingen an, sich ebenfalls auf Obstbaumzucht zu legen. Das Nämliche geschah auch bei den benachbarten Nogai-Tataren.

Maulbeerbäume waren über 600,000 vorhanden. Im J. 1836 gewann man zuerst 15 Pfund reine Seide. Sechs Jahre später, d. h. 1842, beschäftigten sich 71 Ansiedler mit der Seidenzucht und gewannen 8 Pud 32 Pfund (352 Pfund) rein ausgehaspelte Seide, welche hier an Ort und Stelle mit 10½ Rubel das Pfund bezahlt wurden. Im J. 1843 wurden 14 Pud 26 Pfund gewonnen. Es waren fünf Seidenhaspelmaschinen vorhanden. Doch ward im Ganzen noch sehr ungeschickt gehaspelt, daher die hiesige Seide nur mit 10½ Rubel bezahlt ward, während sie sonst 14 bis 17 Rubel das Pfund gilt. Im J. 1844 beschäftigten sich 129 Familien mit der Seidenzucht und gewannen 23 Pud Seide.

Das Wichtigste für die Zukunft Südrußlands aber sind die Waldungen dieser Colonie, da sie den praktischen Beweis der Möglichkeit gewähren, bestimmte Gegenden der Steppen zu bewalden. Nachdem schon gleich Anfangs vereinzelte Versuche gemacht waren, kleine Besaamungen anzulegen und allerhand Holzarten zu pflanzen, nahmen im J. 1834 regelmäßige Holzpflanzungen ihren Anfang. In 39 Colonien setzten die darin lebenden 857 Wirthe jeder ½ Dessj. oder etwa 2 Morgen zur Waldanlage aus: ¼ davon sollte mit Maulbeerbäumen, das Uebrige mit anderen Holzarten bepflanzt werden. Von diesen 428½ Dessj. waren 1842 bereits 163 Dessj. oder 652 preuß. Morgen mit 29 verschiedenen Holzarten bepflanzt. Im Ganzen waren über 2,300,000 gepflanzte Bäume vorhanden, außer den Privatanlagen des Herrn Kornies.

Der Verkauf der landwirthschaftlichen Produkte im J. 1842 lieferte für die Colonien einen Erlös von 583,893 Rubel Bankassignationen; nämlich

für 15,597 Tschetwert Weizen und Roggen .	208,708	Rub.
» 682 » Kartoffeln	3,388	»
» 425 Pferde	33,292	»
» 466 Stück Rindvieh	20,660	»
» 15,048 Schaafe	64,480	»
» 7062 Pud 15 Pfund Wolle *) . . .	145,992	»
» 7412 Pud 20 Pfund Butter **) . . .	70,874	»
» 312 Pud 20 Pfund Käse ***) . . .	2,807	»
» 771 Pud 20 Pfund Schinken	3,038	»
» 554,000 Ziegelsteine, à 25 R. das 1000 .	13,850	»
Transport	567,089	Rub.

*) Im J. 1844 wurden 7053 Pud, und zwar für die Summe von 189,476 R., verkauft.
**) Im J. 1844 wurden über 10,000 Pud Butter verkauft.
***) Im J. 1844 wurden 500 Pud Käse verkauft.

	Transport	567,089 Rub.
für 51,119 Dachziegel, à 60 K. das 1000	.	3,067 »
» 352 Pfund Seide, à 10½ K. das Pfund	.	5,280 »
» 68,116 junge Obſtbäume	. . . . .	5,638 »
» friſches ꝛc. Obſt	. . . . .	2,819 »
	Im Ganzen alſo	583,893 Rubel.

Man könnte wohl die hieſigen Mennoniten in ihrer Iſolirung nach Außen und in ihrem Gemeinſinn nach Innen als eine, auf gemeinſames Eigenthum gegründete Geſellſchaft anſehen; und da würde dann von obiger Einnahme auf jeden Kopf der Bevölkerung 46 Rubel 11½ Kop. Bankaſſignationen, oder etwa 14 Thlr. preuß. Cour. fallen, nachdem jedoch ſchon alle gewöhnliche Lebensbedürfniſſe (Nahrung, Feuer, Licht, Hauskleidung ꝛc.) befriedigt wären. Gewiß ein ſehr günſtiges Reſultat der vorhandenen Wohlhabenheit bei einem Volke.

Zur Unterhaltung ihres Gemeinweſens bringen die Mennoniten theils Steuern und Abgaben auf, theils ſind beſtimmte Gemeindenutzungen gebildet. Daß zur Beſoldung der Gebietsälteſten und Schreiber von jeder Feuerſtelle 1 Rubel 5 Kopeken, und für ſonſtige Gemeindebedürfniſſe 49 Kop. Bankaſſignationen von jeder arbeitsfähigen Seele zwiſchen dem 14. und 60. Jahre aufgebracht wird, iſt bereits oben erwähnt worden. — Es exiſtirt ein Getreidemagazin, zu welchem jährlich Jeder ein beſtimmtes Maß Getreide liefern muß. Am 1. Jan. 1843 waren darin vorräthig 5212 Tſchetwert Winterkorn und 833 Tſchetwert Sommerkorn. Die Gemeindeſchäferei enthielt damals, die Lämmer mitgerechnet, 8220 Stück Schaafe, und hatte im J. 1842 einen Wollertrag von 437 Pud 15 Pfund geliefert, die für 11,025 Rubel Bankaſſignationen verkauft wurden. Endlich gewährte auch die Branntweinspacht der Gemeinde eine jährliche Einnahme von 15,316 Rubel Bankaſſignationen. Die geſammte baare Geldeinnahme der Gemeinde als Corporation mochte gegen 30,000 Rubel betragen.

Ich habe die landwirthſchaftlichen Verhältniſſe der Mennoniten-Colonie an der Malotſchnaja deshalb ſo ausführlich beſchrieben, weil ſie von dem deutſchen Fleiße, der deutſchen Ordnungsliebe, der hohen Cultur und Sittlichkeit ein unwiderſprechliches Zeugniß ablegen, und weil ſie zweitens von einer noch keineswegs hinreichend anerkannten Bedeutung für Rußland ſind. In ganz Rußland exiſtirt kein Landſtrich, wo im Ganzen eine ſo gleichmäßig hohe Cultur des Bodens und der Bevölkerung herrſcht, wie hier. Sie können dem Gouvernement als Maßſtab, allen ruſſiſchen Völkern aber als ein Muſter dienen, wie weit man es mit Fleiß, Sittlichkeit und Ordnung bringen kann. Dem Gouvernement gewähren ſie insbeſondere noch den ſichern Maßſtab, wie weit man es mit der Bebauung, vollends aber mit der Bewaldung der Steppe und ganz Südrußlands bringen könnte, und das iſt der wichtigſte Punkt für Rußlands Macht und innere Politik.

Gelegentlich ſprach ich den Iſprawnik des Diſtrikts, einen Ruſſen von echtem Schrot und Korn, dabei, nach allem was ich von ihm gehört, ein ſehr braver Mann. Ich fragte ihn, wie er mit den Mennoniten zufrieden ſei? Darauf antwortete er: ſo lange er denken könne, ſei nie auch nur ein leichtes polizeiliches Vergehen bei ihnen vorgekommen; nie habe er eine Klage über ſie gehört; ſie lebten mit allen ihren

Nachbarn im beſten Vernehmen und unterſtützten ſie, wo ſie könnten. Wahrlich ein ſchönes und unverdächtiges Zeugniß!

II.

Was nun die deutſchen Colonien an der Wolga und im Gouvernement Saratow (ſ. oben) betrifft, ſo läßt ſich Hr. Baron von Haxthauſen darüber folgendermaßen vernehmen.

Gegen Nachmittag am 29. Juni erreichten wir die erſte deutſche Colonie Schafhauſen. Schon ehe wir ins Dorf fuhren, erkannten wir die uns umgebende deutſche Atmoſphäre an einigen Weibern in deutſcher Bauerntracht, die vom Felde heimkehrten und ſtrickten. Ich ſah nie ſtrickende Ruſſinnen, wenigſtens ſtricken ſie nie im Freien umherwandelnd. Im Dorfe ſelbſt zeigten uns auch die vor den Häuſern gepflanzten Bäume und die mit Hecken umgebenen, gut erhaltenen Gärten deutſche Sitte und Art. Die Anlagen der Gehöfte ſind deutſch, die Bauart der Häuſer iſt aber faſt ruſſiſch, mit kleinen Säulen, Gallerien und Vorlauben. Die Einrichtung zeigt eine Miſchung von Deutſchem und Ruſſiſchem; in der Ecke der Stube hängt das ruſſiſche Heiligenbild, obwohl die Leute hier Lutheraner ſind. Das Mobiliar, das Haus- und Küchengeräth, die Tracht, die Betten ſind deutſch. Die urſprünglichen Coloniſten kamen aus allen Gegenden Deutſchlands, jeder brachte ſeine Kleidung, ſeine Sitten mit. Das iſt denn alles hier gemiſcht, daraus aber am Ende wieder eine conſtante Sitte geworden. Nur in denjenigen Dörfern, wo die erſten Coloniſten aus einer und derſelben Gegend ſich niederließen, haben ſich einige beſondere Sitten und Gebräuche aus der ſpeziellen Heimath erhalten. Dies Stückchen Deutſchland an Aſiens Grenze, an der Wolga, macht doch einen eigenen Eindruck! Es iſt nicht eine einzelne verkümmerte Colonie, ſondern ein blühendes Land mit weit über 100,000 Seelen, mit ganz deutſcher Phyſiognomie.

Wir hielten uns in dieſem erſten Dorfe nur ſo lange auf, als nöthig war, um die Pferde zu wechſeln. Dabei trat uns aber ſogleich die Verſchiedenheit der beiden Nationalitäten in kleinen Zügen frappant genug entgegen. Wir hatten nicht mehr den gewandten, höflichen, ſchlauen ruſſiſchen Jämtſchik auf dem Bocke, der einſchmeichelnd und höflich bei jedem Worte die Mütze zog, und deſſen Pferde uns im Galopp von einem Dorfe zum andern brachten; jetzt neigte ſich auf demſelben gemächlich der plumpe deutſche Fuhrknecht, der ſich ſtets bedachte, ob er auf unſere Fragen die Pfeife aus dem breiten Munde nehmen und uns auch nur überhaupt antworten ſollte. Von Galopp war bei ſeinen Pferden nicht die Rede, er ſchonte ſie und forderte nur einen gemächlichen Trab von ihnen. Dagegen war aber auch ſein Anſpanngeſchirr ſolide, es ſaß alles feſt; er brauchte nicht 5—6mal anzuhalten, herabzuſpringen und hier einen Strick zu knüpfen, dort einen zu verlängern oder wegzunehmen ꝛc., wie wir es beim ruſſiſchen Jämtſchik auf jeder Station gewohnt waren! Wir fuhren in einigen Stunden von Schafhauſen über Glarus, Zürich, Solothurn (das lautet doch curios genug an der Wolga!) nach Paninskoi, wo wir die Nacht zubrachten.

Ich ließ mir von den Einwohnern genaue Notizen über dieſes Dorf geben.

Paninskoi ist wahrscheinlich die älteste deutsche Colonie und 1765 gegründet. Die ersten Ansiedler kamen größtentheils vom Rhein und aus Westphalen. Wir fanden Nachkommen von Leuten aus Mainz, Trier, Bamberg und Paderborn. In der Sprache war der rheinische Dialekt vorherrschend geworden. Der erste gewählte Schulz des Dorfes hieß Schöninger. Die Colonisten siedelten sich hier auf wildem Steppenboden an, etwa eine Werst (¼ Meile) von der Wolga entfernt. Das Terrain zwischen dem Dorfe und der Wolga besteht aus Wiesen und Weiden und etwas Strauchwerk von Eichen, Ulmen, Espen und Weiden; vor dem Dorfe in die Steppe hinein liegen die Aecker. Dieser und einer andern Colonie ist 1812 die Benutzung von einem jenseits der Wolga liegenden Walde angewiesen worden. Anfangs, wo die Bevölkerung noch gering war, nahm ein Jeder von dem überflüssig vorhandenen Boden so viel, als er beackern konnte. Nachdem aber die Bevölkerung gestiegen war, führten sie freiwillig die russische Ackertheilung unter sich ein. Demgemäß theilen sie alle 3, 4 bis 6 Jahre auf jedesmaligen Gemeindebeschluß den Acker nach Seelenzahl. Mit besonderen Schnuren von 10 Faden Länge wird alles Land vermessen, und dann verloost. Das ursprünglich zugewiesene Terrain genügte bald nicht mehr, und das russische Gouvernement hat mehrmals, wie namentlich noch 1825, 1828, 1840, neue Anweisungen von Grund und Boden vorgenommen. Jetzt kommen auf die Seele 5 Dessjätinen unter den Pflug, also exclusive des Brachfeldes. Es wird Dreifelderwirthschaft gehalten, im Winterfelde nur Roggen, im Sommerfelde Weizen, Gerste, Hafer, Kartoffeln gebaut. Die Kartoffeln gedeihen hier am besten in tiefen Gegenden. Schon die ersten Colonisten haben die Frucht mit aus Deutschland gebracht. Außerdem wird ziemlich viel Tabak (von mancher Familie an 150 Pud) gebaut und weithin an die Tschuwaschen und Mordwinen verkauft, die ihn hier selbst abholen. Auch etwas Oelbau wird getrieben. Eine Dessjätine mit Tabak bepflanzt gibt bei guter Ernte bis 100 Pud. Zubereitet auf russische Weise wird das Pud zu 1 Rubel 40 Kopeken Bankassignationen verkauft, dagegen zu 8—10 Rubeln, wenn er auf deutsche Weise unter dem Namen »gelber Tabak« sorgsam zubereitet wird. Aber nur der auf Sandboden gewachsene kann auf deutsche Weise zubereitet werden.

Im Dorfe Paninskoi waren 93 Gehöfte mit 381 Seelen. Sie hielten zusammen 582 Pferde, 400 Stück Rindvieh, 450 Schaafe, — ein mir nicht recht begreiflicher Viehbestand. Der Preis der Pferde ist zwischen 50 und 150 Rubel Bankassignationen; eine gute Kuh kostet 40—50 Rubel, junge Ochsen zum Schlachten 20—30 Rubel. Die Getreidepreise von 1842 waren: Weizenmehl 7½ Pud — 22 Rubel Bankassignationen; Roggenmehl derselbe Preis, der Sack Hafer 8—11 Rubel. Gerste wird wenig gebaut und kommt nicht zum Verkaufe. Gedüngt wird gar nicht, der Dünger dient zur Feuerung. Der Tabak könnte eigentlich den Dünger recht gut vertragen; die Leute meinten auch, das nach ihm gebaute Korn gebe nur mittelmäßige Ernten, weil der Tabak zu sehr die Kraft des Erdreichs aussauge. Gepflügt wird zum Winterfelde zweimal, zum Sommerfelde einmal, und zwar nur mit Pferden, 2 — 3 auf einen Pflug. Die Pflüge in diesen Colonien sind eine Zusammensetzung aus dem Wendepflüge der Wetterau und dem märkischen Pfluge. Zum Aufreißen besonders der frischen Steppe bedient man sich der deutschen spitzigen Pflugschar, und bei Bearbeitung des

Kartoffel- und Tabaksfeldes meist des runden Pflugeisens. Die Eggen haben eiserne Zacken.

Die Nahrungsmittel sind vorherrschend deutscher Art. Des Morgens Kaffee, aber meist aus geröstetem Weizen oder Gerste, Mehlsuppe, Kartoffelsuppe, Gemüse, nur Sonntags Fleisch. Im Herbste werden Schweine eingeschlachtet. Der Lohn der Knechte nebst Kost und Wohnung beträgt 100 Rubel Bankassignaten, der Mägde 50 Rubel. Der Taglohn schwankt zwischen 80 und 125 Kopeken, in der Erntezeit steigt er bis 3 Rubel und freies Essen. Einige Arbeiten werden verdungen, z B. das Mähen, Binden und Einfahren von 1 Dessj., mit Korn bestellt, für 14 Papierrubel baar und 2 Pud Mehl und etwas Salz und Butter, im Ganzen auf 20 Papierrubel zu berechnen. — Ein Paar Stiefel kosten 4—8 Papierrubel. In der Ernte tragen die Leute oft Bastschuhe, die 12 Kopeken das Paar kosten, und etwa 8 Tage halten. Ein blauer Tuchrock kostet 30 Papierrubel.

In Paninskoi sind die Leute katholisch. Es ist eine Pfarre im Dorfe, auch eine Schule. Der Schulmeister erhält 130 Papierrubel, 13 Sack Weizen, 13 Sack Roggen, und für jedes Schulkind 30 Kopeken. In diesem Dorfe hatte ich die Freude, die Nachkommen eines Auswanderers aus meiner Heimath Paderborn, Namens Bernhard Evers zu finden. Er war lange todt, aber seine Tochter, an einen Colonisten Zimmermann verheirathet, lebte noch. Ich fand noch als rührendes Zeichen des Heimathlandes ein paderborniſches Gesangbuch, und da grade eine Taufe im Hause gefeiert wurde, so prangt von nun an mein Name als Pathe in dem Kirchenbuche zu Paninskoi an der Wolga!

Von hier fuhren wir nach dem reichen Colonistendorfe Orlowskoi. Der Ackerbau, den ich unterwegs sah, war mittelmäßig, freilich immer noch besser, als der umliegende russische, es war wenigstens ein gewöhnliches Dreifelderſystem sichtbar, aber zum Muster konnte er nicht dienen. Nur die Bestellung zu den Tabaksfeldern war sorgfältig. Diese deutschen Colonisten legen sich mehr auf Handel und Spekulationen als auf Ackerbau, daher man von den umwohnenden Russen häufig die Klage hört, statt ihnen Lehrmeister in Ackerbau, Viehzucht und Handwerken zu sein, drängten sie sich zu Handel und Spekulationen, und verkümmerten ihnen, den Russen, dadurch die Erwerbszweige, die ihnen am meisten zusagten. Ich fand daher überall viel Haß und Neid der Russen gegen die deutschen Colonisten an der Wolga. Wie ganz anders die deutschen Colonisten in Südrußland!

In Orlowskoi besuchten wir einen der ältesten Männer der deutschen Colonien, der noch als Knabe mit aus Deutschland eingewandert war. Er war 86 Jahre alt und hieß Rothermeier. Er war in Berlin geboren, sein Vater Lakai bei Friedrich II. gewesen, seine Mutter aus der französischen Colonie. Er war noch bei vollen Verstandeskräften und erzählte recht lebendig: »Die Colonisten, bei denen er mit seinen Eltern gewesen, seien 1764 die Wolga herabgefahren. In Kostroma seien die Schiffe fest gefroren, und sie hätten dort überwintert. Als sie nun im Frühjahr hierher gekommen, habe es trübselig genug ausgesehen. Die Häuser, die sie hier hätten finden sollen, wären zum größten Theil gar nicht aufgebaut gewesen; die vorhandenen hätten nur aus einer Stube bestanden. Kaum hätten sie das nothwendigste Baumaterial vorgefunden. Der nothwendige Viehstand, die Viehställe, die Einsaat, kurz alles, was

man ihnen vor ihrer Ueberſiedelung verſprochen, wäre nur im dürftigſten Maße vorhanden geweſen. Zwiſchen der Wolga und dem Uralsk hätte damals eine wüſte, menſchenleere Steppe gelegen, nur von räuberiſchen Kalmückenhorden durchzogen. — Jeder hätte nun ſo gut es gegangen wäre, ſich aufgebaut und dann in Beſitz genommen, was ihm angeſtanden. So hätten ſich denn Anfangs große und kleine Beſitzthümer gebildet. Als ſie nun aber erſt zum Säen und Ernten gekommen, hätten ſie geſehen, daß das Land vortrefflich und fruchtbar ſei, und ſo wäre denn auch bald die Noth überwunden worden. Die Kalmücken, die im Grunde ſo ſchlimm nicht geweſen, wären nach einiger Zeit fortgezogen nach der chineſiſchen Grenze, darauf wären aber die Baſchkiren und die Kirgiſen in die Steppe gezogen, wilde grauſame Völker, mit denen ſie oft ſchwere und blutige Kämpfe zu beſtehen gehabt. In Orlowskoi hätten ſich zuerſt 71 Familien angeſiedelt, welche jetzt auf 168 Familien angewachſen. Bei der raſchen Zunahme der Bevölkerung hätte der Ort dreimal neues Land (Otwod-Zuſchnitt) vom Gouvernement zugetheilt erhalten und noch jetzt erſt wieder pachtweiſe ſogenanntes Baſchkirenland, 80 Werſt (11¹/₂ Meilen) weit gelegen, wofür ſie pr. Deſſj. 98 Kopeken Bankaſſignationen Pacht zahlen müßten. Buſchland zu Hecken beſäßen ſie auf einer Wolgainſel. Die anfängliche Ungleichheit des Grundbeſitzes wäre ſpäter dadurch ausgeglichen worden, daß ſie das Prinzip der ruſſiſchen gleichen Landtheilung angenommen hätten.«

Der alte Rothermeler ſagte, die Weiber hätten bei ihnen ſehr viel mit der innern Wirthſchaft und der Bereitung des Tabaks zu thun: im Winter erfordere die Heizung mit Stroh und Miſtziegeln und die Hütung des Feuers ſo viel Aufſicht, und außerdem nehme das Stricken und Zeugausbeſſern ſo viel Zeit weg, daß an Spinnen und Weben nicht zu denken ſei; ſie müßten daher alles Leinen- und Wollzeug ankaufen.

Gegen Mittag erreichten wir die Colonie **Katharinenſtadt**, wo wir vom Prediger Wallberg, einem lebendigen, gefälligen Mann, freundlich aufgenommen wurden. Er führte uns zu einem Coloniſten, einem der reichſten Kaufleute des Ortes, Seiffert, der uns über die Handelsverhältniſſe einige Notizen gab. Der Haupthandel iſt in Getreide. Es iſt blos Reinhandel, d. h. gegen baare Bezahlung, wobei Zeitcontrakte auf ein Jahr und länger gebräuchlich ſind. Die ruſſiſchen Großhändler in Getreide zu Aſtrachan, Niſchnei-Nowgorod u. ſ. w. ſind ziemlich zuverläſſig. Die deutſchen Kaufleute verführen nicht blos das Getreide der Colonie, ſondern kaufen weit und breit auf. Sie haben ihre eigenen Fahrzeuge auf der Wolga, miethen aber noch bei weitem mehr. Das Getreide geht theils die Wolga aufwärts, theils abwärts. Abwärts nach Aſtrachan geht es aber nur als Mehl, weshalb hier und beſonders in der Umgegend von Saratow unzählige Windmühlen ſtehen. Von Aſtrachan geht das Mehl dann theils nach Perſien, theils bleibt es an den Küſten des kaſpiſchen Meeres. Die Wolga aufwärts wird faſt nur Weizen verfahren, aus den Colonien auch etwas Tabak; die Fahrt geht bis Niſchnei-Nowgorod, auch wohl bis Rybinsk. Als Rückfracht bringt man Balken, Dielen ꝛc. mit, während von Aſtrachan her nichts zurückgebracht wird. Die Rückfracht ſoll hier nicht lohnen, die Aufſicht zu ſchwer zu beſchaffen ſein u. ſ. w. Ihre Schiffsleute (Burlaki) miethen die Kaufleute gewöhnlich von den Gutsherren; ſie zahlen pr. Mann für die Dauer einer Reiſe nach Niſchnei-Nowgorod oder Aſtrachan

gewöhnlich 50 Papierrubel. Hiervon zahlen ſie gleich 22 Rubel als Obrok an den Herrn und den Reſt nach und nach während der Reiſe an die Leute. Dieſe kehren dann gewöhnlich zu Fuß nach Hauſe zurück und haben dann wohl weiter nichts verdient, als daß ſie ihren Obrok berichtigt und ſich für die Zeit ernährt haben.

Wir geben über die deutſchen Colonien an der Wolga noch folgende Notizen.

Ein Ukas der Kaiſerin Katharina II. vom 22. Juli 1763 berief vorzugsweiſe deutſche Coloniſten nach Rußland und in die damals noch unbebauten Wolga-Gegenden. Die Haupt-Einwanderung dauerte von 1764 bis 1776. Die Anſiedelung geſchah an beiden Ufern der Wolga zwiſchen Nikolajewsk und Saratow, doch mehr am linken als rechten Ufer. (Auf dem linken Wolgaufer liegen 56, auf dem rechten 46 Colonien, die in 10 Colonialkreiſe zerfallen.) Im J. 1775 hatten ſich 11,986 Männer nnd 11,198 Weiber angeſiedelt. Im J. 1806 betrug die Kopfzahl in dieſen Colonien ungefähr 40,000; im J. 1836 waren 108,934 Köpfe (55,476 männlichen und 53,458 weiblichen Geſchlechts), zwei Jahre ſpäter 117,880 und im J. 1843 gewiß über 150,000 Köpfe vorhanden. Mehr als $^{9}/_{10}$ ſind Lutheraner, der Reſt zur größern Hälfte Reformirte, zur kleinern Katholiken. Die Koſten der Berufung, Coloniſation und erſten Etablirung betrugen 5,199,813 Silberrubel, die als Vorſchuß gelten, den ſie allmälig wieder abtragen ſollten, was die Coloniſten, nachdem ihnen das Gouvernement 1,210,197 Silberrubel erlaſſen, im Jahre 1843 bis auf etwa 300,000 Rubel gethan haben mochten. Das ihnen urſprünglich zugewieſene Terrain hat ihnen beim raſchen Wachſen der Bevölkerung in verſchiedenen Zeiten vergrößert werden müſſen. Es erſtreckt ſich auf der linken oder Wieſen-Seite der Wolga etwa 48 Werſt oder 7 Meilen weit vom Strome in die Steppe hinein, iſt aber lange nicht mehr hinreichend, weßhalb faſt jeder Colonie noch ſ. g. Baſchkirenland, 100 bis 120 Werſt (14 bis 17 Meilen) entfernt, pachtweiſe überlaſſen iſt. Der Viehſtand der Colonien belief ſich 1842 auf 85,500 Pferde, 238,000 Rinder, 122,000 Schaafe und 92,000 Schweine. Den Coloniſten ward bei ihrer Anſiedelung, außer der Befreiung vom Militärdienſt, die Abgabenfreiheit auf 31 Jahre bewilligt. Nach Ablauf dieſer Zeit wurden ihnen die gewöhnlichen Abgaben der Kronbauern auferlegt, nämlich 3 Papierrubel Kopfſteuer, 10 Papierrubel Obrok und $2^{1}/_{2}$ Papierrubel verſchiedener Gemeindeabgaben für jede männliche Seele. Man hat aber dieſe Abgaben auf eine andere als die gewöhnliche Weiſe repartirt, und zwar nach dem Wunſch der Coloniſten, auf das in ihrem Beſitz befindliche Land gelegt. Im Jahre 1842 betrug die Totalſumme der Abgaben dieſer Colonien etwa 800,000 Rubel Bankaſſignationen, gleichmäßig vertheilt auf die vorhandene Morgenzahl. Das Gouvernement bekümmert ſich nun nicht darum, wie viel männliche Seelen in einer Colonie, ſondern nur wie viel Deſſjätinen Land dabei ſind, und überläßt es jeder Colonie, ihren Antheil durch zweckmäßige Vertheilung auf ihre Glieder aufzubringen.

Die Familienverfaſſung iſt deutſch. Der Vater wählt oder beſtimmt in der Regel unter ſeinen Söhnen, und in deren Ermangelung unter den Töchtern, wer Nachfolger im Hofe ſein ſoll. Von einem Vorrechte des Aelteſten oder Jüngſten weiß Niemand. Auch beſtimmt der Vater Kindestheile und Ausſtattungen. Sind die Eltern todt und die Kinder minderjährig, ſo wird die ganze Wirthſchaft unter Leitung der von der Gemeinde dazu beſtimmten Vormünder verkauft und das Gelöſte unter die Kinder nach den

Beſtimmungen des ruſſiſchen Rechts — welches überhaupt bei jedem Streite oder einer möglichen Aufſicht dazu maßgebend iſt — getheilt. Ein der Leibzucht ähnliches Inſtitut, unter dem Namen Ausgedinge oder Altentheil, iſt bekannt und gebräuchlich. Iſt die nachbleibende Wittwe tüchtig, ſo darf ſie die Wirthſchaft ſelbſt fortſetzen, auch wieder heirathen; doch gibt es keine eigentliche förmlich geordnete Interimswirthſchaft und Einkindſchaft. — Solche natürliche Verhältniſſe bilden ſich überall von ſelbſt, aber entbehren der geſetzlichen und gerichtlichen Beſtimmungen und Bürgſchaften, und ſind daher nur uſuell.

Die Dorfverfaſſung iſt nach deutſchem Muſter. An der Spitze der Gemeinde ſteht der jährlich neu zu wählende Schulz nebſt 2 Aelteſten, 2 Beiſitzern und einem Gemeindeſchreiber, die zuſammen das Gemeindegericht bilden. Vier bis ſechs Colonien bilden einen Kreis unter einem Obervorſteher und 2 Kreisbeiſitzern, die ſämmtlich auf 3 Jahre gewählt werden.

Sämmtliche Colonien ſtehen unter dem ſ. g. Colonien-Comtoir in Saratow, welches aus 1 Direktor oder Oberrichter, 2 Beiſitzern und 1 Sekretär beſteht. Dieſes leitet die ganze Adminiſtration, Polizei und Civilgerichtsbarkeit, ſogar einen Theil der Criminaljurisdiction. In Sachen der Coloniſten unter einander iſt das Comtoir allein competent. In Criminalſachen hat es die Inſtruction allein, und ſpricht das Urtheil mit dem Kreisgerichte zuſammen collegialiſch. Civilſachen der Coloniſten mit Perſonen anderer Jurisdictionen werden von beiden betreffenden Behörden collegialiſch geleitet und entſchieden. Alle Appellationen gehen an das erſte Departement der Reichsdomainen.

Früher ſtanden die Colonien unter dem Miniſterium des Innern. Seit Errichtung des Miniſteriums der Reichsdomainen ſind ſie unter dieſes geſtellt.

Die deutſchen Coloniſten bewahren auf echt deutſche Weiſe eine tiefe Anhänglichkeit an das kaiſerliche Haus. Sie wußten mit großer und rührender Liebe von dem Beſuche des Großfürſten Thronfolgers zu erzählen, der einige Jahre zuvor hier geweſen war, freundlich mit ihnen geſprochen und ſich nach ihren Umſtänden und Verhältniſſen ſorgfältig erkundigt hatte.

Auf dem Wege von Kaſan hierher ſtattete ich in Krasnaja-Sloboda, auf der Grenze der Gouvernements Kaſan und Simbirsk, dem General a. D. Herrn von Pirch, Beſitzer dieſes Gutes, einen Beſuch ab, von dem ich hier, als Seitenſtück zu der vorſtehenden Beſchreibung ruſſiſch-deutſcher Colonien, erzählen will.

Hr. von Pirch, ein geborener Deutſcher, aber früh in ruſſiſche Dienſte gekommen, hatte eine Ruſſin geheirathet, und war durch ſie ein vermögender Gutsbeſitzer geworden. Er war nunmehr ein eifriger ruſſiſcher Patriot, hatte ſich ganz in den ruſſiſchen Volkscharakter hineingelebt, und lebte namentlich mit ſeinen Bauern auf einem eigenthümlich guten Fuße. Er war ein Mann von Geiſt und von ſprudelnder Beredtſamkeit. Seine Erfahrungen waren mir wichtig, und ſeine rhapſodiſchen Bemerkungen über Volkscharakter, Lebensweiſe und dortige Landwirthſchaft ſchienen mir häufig ſchlagend.

Solcher Bemerkungen will ich hier einige, ebenſo auch ein Paar Anekdoten aus einem Leben folgen laſſen; ſie zeichnen charakteriſtiſcher, als ausführliche Beſchreibungen.

»Die Befehle, die der Herr ſelbſt ertheilt, müſſen unabänderlich ſein, nie darf ein Jota davon abgehen; man hüte ſich daher, zu viel ſelbſt zu befehlen und anzuordnen.«

»Wenn einer meiner Bauern mich um eine Unterſtützung angeht, ſo helfe ich ihm augen-

blicklich, und dann erſt unterſuche ich ſcharf und gründlich, ob die Unterſtützung wirklich nöthig war oder nicht. War ſie es nicht, ſo beſtrafe ich ſtreng. Seitdem die Bauern dies wiſſen, werde ich nie ohne wirkliches und unabweisliches Bedürfniß angegangen.«

Als Hr. von Pirch vor vielen Jahren das Gut übernahm und antrat, ließ er alle ſeine (ruſſiſchen) Bauern zuſammenkommen und hielt ihnen folgende Rede:

»Ihr Leute, hört aufmerkſam zu, was ich euch ſage, prägt es euch gut ein und vergeſſet es nicht, denn ich ſage es euch nicht zum zweiten Male! Ich bin in dieſem Augenblicke genau 38 Jahre 7 Monate 9 Tage 11 Stunden alt. Wer nun von euch allen auch nur eine Stunde älter iſt, deſſen vernünftige Rede und Vorſtellung will ich ſtets anhören; aber wer von euch nur eine Minute jünger iſt und ſich unterſteht, das Maul aufzuthun, mir in die Rede zu fallen, oder gar ſich mir in irgend einer Sache zu widerſetzen, deſſen Spur ſoll in vierundzwanzig Stunden in meinem Dorfe nicht mehr gefunden werden! Ich bin euer Herr, und mein Herr iſt der Kaiſer. Der Kaiſer kann mir befehlen, und ich muß ihm gehorchen; aber er befiehlt nicht euch! Auf meinem Gute bin ich der Kaiſer, und dem Gott oben bin ich für euch verantwortlich. Aber beugt euch nicht vor mir, ſondern ſehet mir in die Augen, denn ich bin ein Menſch wie ihr. — Ein Pferd muß erſt zehnmal mit der eiſernen Striegel gekämmt werden, ehe man mit der weichen Bürſte putzen kann. Ich werde euch tüchtig ſtriegeln müſſen, und wer weiß, ob ich je zur Bürſte kommen werde! Gott reinigt die Luft mit Donner und Blitz; in meinem Dorfe werde ich reinigen mit Donner und Feuer, ſobald ich es nöthig glaube.«

Die hier ausgeſprochenen Grundſätze hatte er bald Gelegenheit praktiſch auszuführen. Er hatte einen Weg nach dem Gute ſeines Schwiegervaters projektirt, der die Entfernung von 32 Werſt bis auf die Hälfte verkürzt haben würde, jedoch mußte der Weg zum Theil durch ein ſehr moraſtiges Terrain geführt werden. Die Arbeiten begannen, die Leute ſtellten ihm die vollſtändige Unmöglichkeit vor, dem Boden irgend Haltbarkeit zu geben. Er ritt ſelbſt hin, ſank aber, als er vordringen wollte, mit dem Pferde bis an den Leib ein, ſo daß man Mühe hatte, es zu retten. Ein alter weißbärtiger Bauer hatte bei dieſer Gelegenheit gelacht und einige ſpitze Redensarten fallen laſſen. Da wendet ſich Hr. von Pirch zu ihm und ſagt: »Du weißt, daß ich Jeden, der älter iſt als ich, anhöre und achte; ich verzeihe dir deine dreiſten Worte, aber ich gebe dir mein Wort als dein Herr, daß ich heute über drei Jahre mit ſechs Pferden über dieſe Stelle jagen will, und wenn ich das nicht halte, ſo Gott mir das Leben ſchenkt, ſo ſollſt Du mir hier ins Geſicht ſpeien.« — Es vergingen ein — zwei Jahre, dann kam ein ungemein ſtrenger Winter. Es gelang nun Hrn. von Pirch, den Moraſt mit Beilen und Hacken auszuhauen, tiefe Gräben zu ziehen, Sand zu einem Damm aufzuführen und überhaupt alles das bewerkſtelligen zu laſſen, was zur Erreichung ſeines Zweckes erforderlich war. Mit einem Worte, der Weg kam ganz nach ſeinem urſprünglichen Plane zu Stande. Als nun der dritte Jahrestag gekommen war, gab er an der nämlichen Stelle, wo er vor drei Jahren mit dem Pferde eingeſunken war, ſeinen Bauern ein Feſt, wobei ſie Eſſen und Trinken vollauf erhielten. Mitten in ihrem vollen Jubel kam er plötzlich in einem ſechsſpännigen Wagen angefahren, ließ an der ominöſen Stelle halten und richtete dann von ſeiner Kaleſche aus an die Bauern eine fulminante Rede, die ich leider nicht behalten habe, da er bei der Wiedererzählung abermals ins volle Feuer gerieth und die Worte wahrhaft

rollten und polterten. Nur ſo viel erinnere ich mich, daß ſie das ſonderbarſte Gemiſch von Bibelſprüchen, kerngeſunden Volksſprichwörtern, aber auch Flüchen und Schimpfreden war, das man nur hören konnte.

Von nun an aber war auch ſein Anſehen unter ſeinen Leuten, wie in der ganzen Gegend, für immer befeſtigt. Sein Wille gilt ſeitdem für ein eiſernes Geſetz. Aber wir hörten nun auch außerdem nur Gutes von ihm, er ſorgte auf das väterlichſte für alle ſeine Leute und war gefürchtet, aber auch ſehr von ihnen geliebt. In den letzten großen Hungerjahren, wo der Preis des Getreides ungeheuer geſtiegen war, hatte er nichts verkauft, ſondern ſeine Bauern damit unterſtützt und ſie ernährt, damit ſie nicht genöthigt ſein möchten, ihr Vieh und Inventarium zu verkaufen und ſich ſo völlig zu ruiniren. Da kam auf einmal eine Deputation ſeiner Bauern zu ihm — er war eben in dem Winter in Kaſan — und erklärte ihm: »es ſei kränkend für die Ehre ihres Gutes, daß ein ſolches mächtiges Gut gar kein Korn zum Verkauf auf den Markt ſende, auch laufe es denn doch gegen ihr Gewiſſen, ſich allein von ihrem Herrn füttern zu laſſen mit dem Getreide, welches ihm gegenwärtig einen ſo bedeutenden Gewinn abwerfen könne. Der Winter ſei bald zu Ende, das nächſte Jahr werde wohl wieder eine reiche Ernte bringen; es ſchade nichts, wenn ſie auch jetzt ein wenig hungern müßten, er möge nur darauf losverkaufen.«

Er führte uns in ſeiner ganzen Wirthſchaft umher. Das Gut, worauf er wohnte, beſtand aus einem ganz modernen zweiſtöckigen Herrnhauſe, ziemlich elegant eingerichtet und davor ein hübſcher, gutgehaltener Hof, der von einem Gitter von geſchmiedetem Eiſen umgeben war. Hinter dem Hauſe befand ſich ein anſehnlicher, parkartig angelegter Garten.

Vor dem Hofe lag ein großes, militäriſch gleichmäßig und regelmäßig gebautes Dorf. Eine gerade und ſehr breite Straße theilt es in zwei Haupttheile, jeder Theil iſt wieder von geraden Nebenſtraßen durchſchnitten. Je fünf Höfe ſind in einem Viereck zuſammengeſtellt, und die Bewohner derſelben bilden eine ſich auf die Frohndearbeiten beziehende Arbeiterabtheilung. Hr. von Pirch, das mächtige Verwandtſchaftsgefühl der Ruſſen im Auge haltend, hat Bücher über alle Verwandtſchafts-Verhältniſſe ſeiner Bauern angelegt und geführt; er ſorgt dafür, daß möglichſt die näheren Verwandten in einer und derſelben Arbeiter-Abtheilung zuſammenleben und wohnen. Die gegenſeitige Hülfe in Gefahr und Noth, aber auch die Aushülfe bei den herrſchaftlichen Arbeiten wird dadurch erhalten und erleichtert.

Herr von Pirch hat dieſe Regelmäßigkeit mit großer Mühe und vielen Koſten in den erſten zwölf Jahren ſeines Hierſeins durch völligen Umbau des alten Dorfes durchgeſetzt. Die Häuſer ſind gut gebaut und eingerichtet. Faſt auf jedem Hofe iſt ein eigener Brunnen. Die Leute ſehen wohlhabend aus.

Es waren 458 männliche Seelen im Dorfe. Etwas über drei Viertel der Feldmark iſt den Bauern zu ihrem Unterhalte überwieſen. Herr von Pirch hat hier nicht der Gemeinde, wie es ſonſt gebräuchlich iſt, die Vertheilung überlaſſen, ſondern jedem Gehöfte unveränderlich 2 Deſſjätinen oder etwas über 8 Morgen Landes in jedem Felde überwieſen. Es bleibt dann noch ein Reſiduum von 180 Deſſjätinen in jedem Felde übrig. Aus dieſem wird jedem Alten, der drei arbeitsfähige Söhne geſtellt hat und in dieſem Fall

von aller eigentlichen Arbeitspflicht befreit iſt, $^{6}/_{4}$ Deſſ. und jedem arbeitsfähigen, aber noch unverheiratheten Burſchen $^{1}/_{4}$ Deſſ. in jedem Felde zur Benutzung überwieſen. Was dann noch übrig bleibt, iſt zur Ausſtattung der allmälig ſich neu bildenden Familien beſtimmt. Herr von Pirch befördert dies nicht direkt, er duldet keine Heirath des Burſchen vor dem zwanzigſten, des Mädchens vor dem achtzehnten Jahre.

Bei unſerer Abreiſe von dem Gute ließ Hr. von Pirch, ſtatt durch ſeine Bauern uns fahren zu laſſen, wozu ſie verpflichtet geweſen wären, uns durch ſeine eigenen Pferde befördern, um die der Bauern zu ſchonen.

Einiges über die geographiſchen, topographiſchen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe in Sibirien.

Als der im vorigen Aufſatze erwähnte Freiherr von Harthauſen auf ſeiner Reiſe in Rußland nach Woronefch (liegt ſüdſüdöſtlich und 64 M. von Moskau) kam, beſuchte er den damaligen dortigen Gouverneur, Herrn von Hoven, und fand an ihm einen energiſchen, thatkräftigen und ſehr braven Mann, der früher lange in Sibirien geweſen war.

Dieſer behauptete, das ſüdliche Sibirien ſei eins der ſchönſten, fruchtbarſten und geſundeſten Länder der Erde, aber auch die dort wohnende ruſſiſche Bevölkerung, obwohl von Verbrechern und Verwieſenen herſtammend, zeichne ſich durch Bravheit, Sittenreinheit und Wohlthätigkeit vor allen ihren Landsleuten in Rußland aus. Er erzählte dann: »So entfernt von allem Verkehr iſt ein Fremder, der dort durch ein Dorf kommt, ein wichtiges Ereigniß für das ganze Leben der Bewohner. Alt und Jung verſammelt ſich mit kindiſcher Neugier um ihn, aber auch zugleich mit kindlicher, uneigennütziger Gaſtfreundſchaft. Man zankt ſich darum, wer die Freude haben ſoll, ihn aufzunehmen. Die Leute wohnen in vortrefflichen Häuſern, ſie ſind reich an Inventar, Vieh und allen Produkten, die der Boden gewährt. Reich ſind noch keineswegs diejenigen Bauern zu nennen, welche 100 Pferde, 100 Kühe, 1000 Schaafe beſitzen! Aber Geld haben ſie nicht, ſondern alles, was man bei uns für Geld kauft, bereitet und verfertigt ſich dort der Bauer ſelbſt, oder tauſcht es von ſeinem Nachbar ein. Auf der ſibiriſchen Grenze nach China hin ſoll es, nach Ausſage einzelner ſibiriſcher Abentheurer, die bis dahin vorgedrungen ſind, einen an Gold und Silber ganz außerordentlich reichen Gebirgsſtrich geben. Da jedoch die Grenze hier etwas zweifelhaft iſt, ſo hat das ruſſiſche Gouvernement bisher amtlich nicht näher Notiz davon genommen, um den Chineſen keinen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben. Uebrigens ſollen vor einiger Zeit kleine Koſakenhaufen jenen Gebirgsſtrich beſucht und große Schätze an Gold von dort mit zurückgebracht haben.«

Vielleicht daß dieſe kurzen, aber intereſſanten Bemerkungen Hrn. von Harthauſen veranlaßten, genauere Erkundigungen über Sibirien einzuziehen. Dem ſei wie ihm wolle, genug, er gibt in einem ſpätern Capitel ſeines Werkes mannigfaltige dieſes Land betreffende Data, welche wir, ſo weit ſie für das Portfolio geeignet erſcheinen, hier mittheilen wollen.

Der Verfaſſer leitet ſeine Notizen mit folgenden beachtenswerthen Worten ein:

»Sibirien iſt eins der Länder (man möchte beinahe ſagen, einer der Welttheile), welches einer ungeheuren und ganz unberechenbaren Entwickelung entgegengeht. Wenn man dies von den Vereinigten Staaten Nordamerika's behauptet und ausſpricht, ſo glaubt und weiß das ein Jeder; es iſt eine ausgemachte und unbezweifelte Sache. Von Sibirien wiſſen es aber Wenige. Jeder hat eine Art Grauen, wenn er den Namen Sibirien ausſpricht. Und doch iſt dieſes Land für die Betrachtung der großen ſocialen Weltverhältniſſe wohl eben ſo wichtig wie Nordamerika.«

»Für die Zukunft Europa's wird nichts einflußreicher ſein, als die Verhältniſſe zu den großen Reichen und Ländern des innern Aſiens in der Linie von Kleinaſien bis China. Von zwei Seiten aber verſucht nun gegenwärtig Europa einen Schlüſſel zu deſſen Erſchließung.«

»Den einen beſitzen die Engländer in Indien, und ſie ſind bereits ſeit langer Zeit in großer Thätigkeit, zu Lande nach der Bucharei (oder Freien Tatarei) und Tibet vorzudringen, während ſie mit dem rechten Arm China, mit dem linken Perſien durch ihre Flotten ſich zu erſchließen ſuchen.«

»Den andern Schlüſſel hat Rußland in Händen, es iſt Sibirien! Bis jetzt iſt von hier aus nur ein leiſer Anfang zur Erſchließung des innern Aſiens geſchehen. Rußland iſt noch zu ſehr beſchäftigt mit ſeinen Verhältniſſen zu Weſteuropa und mit ſeiner innern Conſolidirung, um auf das Innere Aſiens eine große Einwirkung zu ſuchen; doch haben ſeine induſtriellen und commerciellen neuern Entwickelungen es in der letzten Zeit mehr und mehr nach dieſen Richtungen hingewieſen, und es fängt an, vom Kaukaſus her in Perſien, und von Sibirien her in Turkeſtan und China ſich mit England auf den Märkten zu begegnen.«

»Dennoch würde Rußland, wie geſagt, nach andern Richtungen hin zu ſehr beſchäftigt und in Anſpruch genommen, noch wohl lange Zeit hingehen laſſen, ehe es eine Hauptrichtung nach Aſien aufnehmen und zu Sibiriens Entwickelung im Großen die erforderlichen Schritte mit allem Nachdruck thun möchte, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, deſſen Wirkungen, wenn nicht alles trügt, Sibirien nothwendig binnen zehn bis zwanzig Jahren zu einem Hauptpunkte der Betrachtung machen müſſen. Dies iſt der neu entdeckte unermeßliche Goldreichthum Sibiriens.«

(Wir haben bereits im 1. Hefte des Portfolio, S. 52—54, nach Leon Faucher einige Notizen über die Goldlager Sibiriens gegeben. Sie ſtimmen in manchen Stücken mit den Angaben des Hrn. von Harthauſen überein, weichen aber auch hin und wieder davon ab; und ſo wollen wir der Ergänzung und Vollſtändigkeit wegen, auch die letzteren mit den beigefügten Bemerkungen dem weſentlichen Inhalte nach hier wiedergeben.)

»Schon die Urbewohner, die alten Tſchuden, hatten in Sibirien Bergbau getrieben. Man findet ihre alten Gruben und Halden überall. Dann blieb alles liegen, bis die Ruſſen Sibirien eroberten, wo dann vorzüglich Peter I. die Sache wieder aufnahm. Daß Gold in Sibirien vorkomme, war Anfangs mehr eine Sage. Erſt 1745 wurden bei Baſowsk in der Nähe von Jekaterinenburg wichtige goldführende Quarzgänge entdeckt. Aber alles Gold, welches der Ural und Sibirien aus den Bergwerken lieferten, betrug jährlich nur wenig über 16 Pud oder etwa 460 Pfund; und dies will ganz und gar

nichts ſagen gegen das, was in neueren Zeiten durch Goldwäſchen aufgefunden iſt. So lieferten im J. 1830 die Goldwäſchereien am Ural eine Ausbeute von 352 Pud.«

»Neben dieſer uralſchen Goldgewinnung fanden aber nunmehr Privatleute, die ſich in großer Anzahl über ganz Sibirien verbreiteten, faſt an den meiſten öſtlichen Abhängen ſämmtlicher Gebirge, bis in Kamtſchatka hinein, ſolche Goldlager, und legten Goldwäſchen an. Das Gouvernement folgte, aber nur in geringem Maße. Im J. 1843 fand man in einer Thalſchlucht Kamtſchatka's die Leichname zweier erſchlagener Männer. Die neben ihnen liegenden Arbeitswerkzeuge waren von Blut gefärbt, und alles zeigte an, daß ſie ſich gegenſeitig niedergeſchlagen hatten. Zwiſchen ihnen aber lag auf einem aufgewühlten Haufen ein 8 Pfund ſchwerer Goldklumpen! In dieſem nämlichen Jahre waren nach amtlichen Angaben gewonnen: am Ural 339 Pud (davon 140 in Krouwerken und 199 in Privatwäſchen, und in Sibirien 1003 Pud (davon 78 in Krouwerken und 925 in Privatwäſchen), alſo im Ganzen 1342 Pud Gold. Das Gold, welches von 1814 bis 1842 im Ural und in Sibirien gewonnen worden, hatte, ebenfalls nach amtlichen Angaben, einen Werth, der dem von mehr als 25 Millionen Friedrichsd'or gleichkommt. Die Goldausbeute im J. 1846 betrug nach einer Notiz in der Augsb. Allg. Ztg. 1722 Pud.«

»Allein die wirklich gewonnene Quantität iſt bei weitem größer. Von dem, von Privaten gefundenen Golde iſt nur der geringere Theil der Behörde angegeben, die ja in dem weitläuftigen Sibirien ſie nicht zu controliren vermag. Viele Abentheurer ziehen in den öden Gegenden dieſes unwirthlichen Landes umher, und ſuchen und finden viel Gold, ohne daß die Behörde die geringſte Kunde davon erhält. Nach einer mir mitgetheilten Notiz möchten im J. 1842 gegen 2000 Pud Gold am Ural und in Sibirien gefunden ſein, — alſo ein Werth von mehr als 30 Millionen Thaler preuß.«

»Das ruſſiſche Gouvernement läßt jene abentheuerlichen Goldſucher vorläufig gewähren. Es hat nicht hinreichend ausgebildete Beamte, Bergleute und Arbeiter dazu, um die Sache im Großen und vollſtändig ſelbſt in die Hände nehmen zu können. Auch die größte diſponible Zahl Beamten vom Fach würde die unzähligen goldhaltigen Flußbette und Gebirgsſchluchten nicht ſo ſchnell zu finden und auszuſpüren vermögen, als die goldgierigen Abentheurer, welche obendrein dem Gouvernement wenigſtens den Vortheil gewähren, durch das Auffinden der goldhaltigen Stellen es ſie ebenfalls kennen zu lehren. Durch die aufgelegte Abgabe erhält das Gouvernement eine, ohne große Mühe und Abzüge gewonnene reine Einnahme, und durch das aufgefundene Gold, ſelbſt der Privaten, wird die Maſſe des vorhandenen edlen Metalles vermehrt, alſo der Nationalreichthum erhöht. Wenn ſo eben der Ausdruck Abentheurer gebraucht iſt, ſo darf man ihn deßhalb nicht im ſchlimmen Sinn nehmen, ſondern es ſind darunter Leute zu verſtehen, die vor dem gewöhnlichen Schlag Menſchen durch kühnen, allen Gefahren trotzenden Unternehmungsgeiſt ſich auszeichnen und auf außerordentlichen Wegen großentheils auch ein außerordentliches Glück gemacht haben. So iſt einer derſelben, ein Herr Aſtacheff, auf dieſe Weiſe unermeßlich reich geworden, und hat z. B. in dem Jahre 1843 allein 111 Pud Gold brutto, im Werthe von 1,701,630 Thlrn., gewonnen. In dem nämlichen Jahre gewann ein anderer, ein Herr Rjaſanoff, 106 Pud, im Bruttowerth von 1,624,980 Thlrn.,

und ein dritter Namens Galubkoff 90 Pud Gold, im Werthe von 1,379,700 Thlrn. Wie Viele aber gibt es in der Welt, die ſich einer Jahreseinnahme von mehr als 1½, mehr als 1¼ oder von beinahe 1¾ Millionen Thaler rühmen können? Das iſt denn alſo doch wohl etwas, was die Abentheurerluſt wecken kann!«

»Aber dennoch wird das Gouvernement nicht viele Jahre mehr anſtehen dürfen, die Leitung dieſer unermeßlich wichtigen Angelegenheit ſelbſtſtändig und im Großen in die Hand zu nehmen.«

Indem nun der Verfaſſer zu der ſpeziellen Beſchreibung Sibiriens übergeht, bemerkt er, er habe, da er nicht ſelbſt in Sibirien geweſen ſei, vorzugsweiſe folgende Hülfsmittel benutzt: der ugriſche Volksſtamm, von Ferd. Heinr. Müller. Berlin 1837 (eine gediegene Schrift); Sibirien, von Charles Herb. Cottrell, überſetzt von Lindau. Dresden 1846; Statiſtiſche Materialien für das Miniſterium des Innern. Petersburg 1839, beſonders die beiden ſehr inſtruktiven Aufſätze: Statiſtiſche Ueberſicht vom weſtlichen Sibirien von Kusminski 1837, und Beſchreibung des Kreiſes Iſchim im Gouvernement Tobolsk von Tſchernjakowski. — Das Uebrige habe der Verfaſſee aus mündlichen Erkundigungen erfahren.

Sibirien liegt mit einem, den Flächeninhalt Frankreichs mehr als zwanzigmal übertreffenden Areal *) zwiſchen dem 45. und 78. Grade nördlicher Breite, und zwiſchen dem 60. nnd 190. Grade öſtlicher Länge von Paris. Während ſeine nördlichſten Theile demnach nördlicher als irgend ein Theil Europa's liegen, haben die ſüdlichſten etwa dieſelben Breitengrade wie Bordeaux und Venedig. Ein ſehr großer Theil liegt demnach in der gemäßigten Zone. Allein es waltet bekanntlich ein bedeutender Unterſchied ob zwiſchen dem mathematiſchen und dem phyſiſchen; und letzteres iſt in Sibirien der Art, daß je weiter nach Oſten, das Klima um ſo rauher iſt und um ſo ſtärker die Gegenſätze von Hitze und Kälte hervortreten, ohne Rückſicht auf die Breitengrade. So iſt denn ſelbſt im ſüdlichſten Sibirien eine Kälte von 30—36° R. nicht ſelten, wiewohl durch ganz Sibirien die Hitze im Sommer oft auf 40—45° R. ſteigt.

Die ganze ſibiriſche Nordküſte längs dem Eismeere, über 1000 Meilen lang und 30—100 Meilen breit, iſt, ſoviel man ſie kennt, ein Moraſt mit Moos und Flechten überzogen, über welche Thiere und Menſchen im Sommer nicht gehen könnten, wenn nicht die Erde mehrere hundert Fuß tief ewig gefroren bliebe, und im Sommer meiſt kaum einen Fuß tief aufthauete. Solche Gegenden haben den Namen Tundra, ein finniſches Wort, wie man ſagt, aber von den Ruſſen adoptirt. Es gibt aber auch einzelne trockene Tundras, und die ſind ſtets mit Flechten übeezogen, während die naſſen mit Moos überzogen ſind. Der trockene Flechtenboden ſoll ſich im Sommer ſo ſehr erhitzen, daß man faſt die Füße daranf verbrennt.

Dann kommt ein breiter Gürtel, der nur mit Strauchwerk und zwergartigen Bäumen überzogen iſt. Hierauf folgen unermeßliche Wälder. Dieſe ſind ſchon überall längs

*) Hr. von Harthauſen ſpeicht von mehr als 211,800 Q. M.; nach den Berechnungen des Hrn. von Koppen und anderer ruſſ. Statiſtikee würden jedoch (freilich mit Inbegriff der Kirgiſenſteppe) 282,083 Q. M. als Flächeninhalt Sibiriens herauskommen.

den Flüſſen von Anſiedelungen mit Getreidebau durchzogen. Endlich kommen unermeßliche Flächen theils Steppenboden, theils herrlicher Humusboden, der ſich am Fuße des ungeheuren Altaigebirges gelagert hat.

Dieſer lange, vom Ural bis nach Kamtſchatka hin ſich ausdehnende Erdgürtel, durchgängig in der gemäßigten Zone liegend, größtentheils ſehr fruchtbar und zwiſchen 40- und 50,000 Q. M. groß, eignet ſich ganz dazu, ein gut gebautes und bevölkertes Land zu werden. Es iſt auch ſchon wirklich überall von Ruſſen, wenn auch freilich bis jetzt noch ſpärlich, bevölkert.

Weſtſibirien iſt, ſo weit man es kennt, eine ungeheure wellige Fläche von mehr als 57,000 Q. M., zwiſchen dem Ural und Jeniſei, ſowie zwiſchen dem Eismeere und Altai. Nur im höchſten Norden ſoll es einige Gebirgszüge haben, von denen man aber wenig weiß.

Oſtſibirien hat im Norden wirklich mehrere und zwar von Norden nach Süden ſtreichende Gebirgszüge, aber auch ſie ſind kaum gekannt.

Sibirien iſt das flußreichſte Land, das es gibt; Müller nennt es in ſeinem oben erwähnten Werke die koloſſalſte Stromgruppe der Erde. Vier ungeheure Ströme, faſt auf demſelben Punkte, auf der mittlern Gruppe des altaiſchen Gebirgsſyſtems entſpringend, gehen dann in ihrem mittleren Laufe 500—600 Meilen weit divergirend auseinander, um ſich in ihrem Mündungslande an den Küſten des Eismeeres wieder auf höchſtens 300 Meilen zu nähern. Indem ſie ſich von ihren Quellen zu der großen polariſchen Niederung Aſiens herabwälzen, nehmen ſie noch eine ſolche Maſſe zum Theil großer Flüſſe in ſich auf, daß z. B. der Irtiſch-Obiſtrom bei einer Länge von 460 Meilen ein Stromgebiet von 64,000 Q. M. hat.

Dieſe ungeheuren Ströme ſind in ihrem untern Laufe durch die Geſtadelandſchaften des Polarmeeres über ſechs Monate des Jahrs mit Eis belegt. Da ſchwellen dann ihre obern Gewäſſer zur Frühlingszeit ſehr an, weil ſie nicht ſo ſchnell einen Abfluß zum Polarmeere finden; mit Gewalt reißen ſie die umliegenden Ufer ein und wälzen ungeheure Erdmaſſen von den Höhen nach den Tiefen hinunter. Mit dieſen eingeriſſenen und fortgeſchwemmten Maſſen überſchütten ſie die Sumpfniederungen und Felsplatten des Tieflandes, und transportiren alſo ſtets das Culturland von Süden gegen Norden, wodurch die nördlichen Gegenden allmälig fähiger zur Anſiedlung der Menſchen werden. Das wichtigſte dieſer Stromſyſteme, das des Irtiſch-Obi, ſteht in Beziehung zu zwei ganz verſchiedenartigen Gebirgsſyſtemen, zu dem des Altai, aus welchem es herkommt, und des Ural, deſſen Oſtſeite es mit ſeinen weſtlichen Zuflüſſen von Süden nach Norden begleitet. Dadurch verknüpfen der Irtiſch und Obi eine dreifache Welt, zunächſt den aſiatiſchen Oſten mit dem aſiatiſchen Norden, und beide wieder mit dem europäiſchen Abendlande, jenſeits des Ural. Das Land dieſes Stromſyſtems iſt von Uralters her die Station geweſen, von wo die Völker Aſiens ſich nach Europa hin ergoſſen haben. Die Ebenen zwiſchen dem Altai und dem Ural bildeten das große Völkerthor, durch welches zuerſt die ſeythiſchen Stämme, von denen Herodot ſpricht, hereingedrungen ſein müſſen, um ſich im jetzigen Südrußland bis zur Donau niederzulaſſen. Später brachen durch dasſelbe die Hunnen, den ugriſchen Stamm der Magyaren mit fortreißend und in Ungarn abſetzend, hervor. Dann kam der turktatariſche Stamm dieſen Weg, und zuletzt drangen

auch die Mongolen und Tataren durch dieſe Völkerpforte, um Europa zu überſchwemmen.

Vorzüglich in dieſen Landſtrichen, wiewohl auch überhaupt auf dem ganzen ſüdſibiriſchen Erdgürtel finden ſich die Spuren früherer ſtarker Bevölkerung; unzählige Grabhügel, Ruinen und Ueberreſte alter Städte und Befeſtigungen überdecken das Land. Die bei weiten größere Zahl derſelben gehört Urvölkern an, von denen die Geſchichte ſchweigt. Allen jetzt dort lebenden Geſchlechtern ſind ſie unverſtändlich, weil ſie nicht von ihren Vorfahren herrühren. Jene Völker müſſen eine gewiſſe Cultur gehabt haben, denn durch ganz Sibirien findet man da, wo man neuerdings Bergbau begonnen hat, auch Spuren eines lange untergegangenen kunſtgerechten Bergbaues. Alte Gruben, Schachte und Stollen, große Halden von Schlacken und Waſcherzen liegen als Zeugen dieſer Arbeitsthätigkeit vor Augen. Die jetzigen Bewohner Sibiriens bezeichnen die Urbevölkerung des Landes mit dem Geſammtnamen Tſchudi, Tſchudski, Tſchudaki, allein welche Volksſtämme hierunter verſtanden werden, iſt nicht zu ermitteln.

Im Altaigebirge finden ſich noch finniſche und ſamojediſche Stämme. Vielleicht waren finniſche Stämme das hieſige Culturvolk (die Ruſſen nannten ja von jeher die finniſchen Stämme Tſchuden), welches dann wohl von einem der ſich herabwälzenden großen Völkerzüge der Hunnen, oder Turktataren, oder Mongolen verſchlungen, oder theils in das Altaigebirge, theils nach dem Norden hin verdrängt wurde. An den nördlichen Flüſſen Weſtſibiriens wohnt noch jetzt das Fiſchervolk der Oſtjäken, ein finniſcher, d. i. tſchudiſcher Stamm. Ein Theil der Flußnamen iſt tatariſch, z. B. Irtiſch, Tobol, ein anderer Theil aber wird für ſyrjaniſch, d. i. finniſch, anerkannt.

Als die Ruſſen gegen Ende des 16. Jahrhunderts Sibirien eroberten, fanden ſie hier folgende Völkerſchaften vor: 1) Im Norden Weſtſibiriens ſaßen ſamojediſche und finniſche Stämme (Wogulen und Oſtjäken). 2) Oeſtlich neben dieſen ſaßen Völker von bis jetzt noch nicht erforſchter Abkunft und Verwandtſchaft; manche derſelben, wie die anſäſſigen Tſchuktſchen, gehören zu der nordamerikaniſchen Raſſe, namentlich zu der der Eskimos. Faſt alle dieſe wenig zahlreichen Völker ſind umherirrende Jäger und Fiſcher, die in den unermeßlichen öden Wildniſſen ſich verlieren. Sie erkennen die ruſſiſche Herrſchaft dadurch an, daß ſie einen Tribut in Fellen und Pelzen (Jaſſak) entrichten. Sie ſind der ſchamaniſchen oder magiſchen Form der Naturreligion ergeben. 3) Im ſüdlichen Oſtſibirien wohnen meiſt nur nomadiſirende mongoliſche Stämme, wie die Tunguſen und Buriäten, dann weiter weſtlich, und im ſüdlichſten Weſtſibirien mit Tataren gemiſcht, die Kirgiſen, Kalmücken u. ſ. w., größtentheils der Lamareligion anhangend; endlich 4) in Weſtſibirien größtentheils anſäſſige turktatariſche Stämme, Tataren und Bucharen, ſämmtlich Mahomedaner. Von allen dieſen Völkern hatten nur die tatariſchen eine ſtaatliche Organiſation. Sie bildeten Chanate und ſtanden unter erblichen Fürſten.

Vor dem 16. Jahrh. kannte man in Rußland von Sibirien wenig. Nur die Nowgoroder hatten ſchon früh Handelswege durch Sibirien gefunden; auch kauften ſie den weſtſibiriſchen Jägervölkern ihre Pelzwaaren ab.

Als der Czar Ivan Waſiljewitſch gegen Ende des 16. Jahrh. die Koſacken ihrer Räubereien wegen züchtigte, entfloh ein Koſackenhäuptling, Jermak Timoſé, mit einem anſehnlichen Haufen zu ſeinem Verwandten, dem reichen Stroganow im Ural. Dieſer

beredete ihn zu einem Kriegszuge nach Sibirien und zwar gegen das dort mächtigste Tartarenchanat, deſſen Beherrſcher Kaſchum, angeblich ein Nachkömmling Dſchingis-chans, in der 20 Werſt oder 3 Meilen weſtlich vom jetzigen Toboisk gelegenen Stadt Isker oder Sibir reſidirte. Jermak ſchlug und vertrieb ihn, und unterwarf das Land dann dem Czar Ivan Waſilijewitſch, zwiſchen 1580 und 1584. Zwar kam Jermak um, und der größte Theil ſeiner Koſacken wurde erſchlagen, aber der Czar ſchickte neue Truppen, und allmälig conſolidirte ſich die Eroberung und breitete ſich über immer weitere Landſtriche aus. Das Wappen des Königreichs Sibirien ward damals in das ruſſiſche Reichswappen aufgenommen, und das Land bildete von nun an eins der vier Nebenländer Rußlands.

Von jener Zeit an ward Sibirien allmälig von Ruſſen und zwar bis nach Kamtſchatka hin bevölkert und coloniſirt; und dieſe coloniſirende Eroberung hat ſich jetzt völlig conſolidirt. In allen vorläufig bewohnbaren Landſtrichen des ungeheueren Landes findet man ruſſiſche Anſiedler, wenn auch freilich zur Zeit nur noch ganz oaſenartig, aber doch von dieſen Oaſen aus immer mehr ſich ausbreitend.

Die erſten Anſiedler waren die erobernden Koſacken. Ihre Nachkommen haben ſich durch Fortpflanzung und Zuzüge ſehr vermehrt. Sie ſind überall zerſtreut, bilden aber vorzugsweiſe die Grenzmacht gegen räuberiſche Angriffe. Sie leiſten vortreffliche, aber auch beſchwerliche Dienſte, haben dagegen große Privilegien, und bilden eine Art niedern Kriegsadel.

Dann haben ſich allmälig viele Kronbauern übergeſiedelt, vorzüglich viele Staroworzen und Roskolniki, die ſich in der Heimath beengt oder gedrückt fühlten. Die Petersburger Nachrichten von 1844 führen an, daß in einer ſüdlichen Gegend des Gouvernements Tomsk eine alte ruſſiſche Anſiedlung in unzugänglichen Bergen, unweit der chineſiſchen Grenze, exiſtire. Die Leute ſeien Roskolniki von der Sekte der Selbſtverbrenner (noch im vor. Jahrh. kamen Selbſtverbrennungen aus religiöſer Schwärmerei vor). Sie werden Kamentſchtſchiki genannt. Sie hatten Anfangs in der Ebene gewohnt und, weil ſie keine Abgaben gezahlt, ihren waſſerreichen Landſtrich Bjelowodie oder Weißwaſſerland genannt. (In ganz Rußland iſt der Ausdruck »auf weißem« gleichbedeutend mit »auf abgabenfreiem Lande« wohnen.) Zur Zeit Peters I. ſind ſie hierher gezogen. Als ſie nun 1764 gezählt wurden und Abgaben bezahlen ſollten, zogen ſie in die Gebirgsſchluchten, und der Name Bjelowodie rückte fort bis an die chineſiſche Grenze. Auch dort aufgefunden, wollten ſie nach China auswandern, allein die chineſiſchen Behörden ſchlugen ihre Aufnahme ab. Lange ſträubten ſie ſich gegen die Unterwerfung unter ruſſiſche Botmäßigkeit, fügten ſich aber endlich doch im J. 1790. Ein Obrok ward ihnen nicht auferlegt, ſondern nur ein Tribut an Fellen, der erſt 1824 etwas erhöht ward. Sie leben in 23 Dörfern, faſt jedes von 30 Häuſern. Bei ihnen herrſcht die Einfalt alter Sitten, große Gaſtfreiheit und viel Gemeinſinn. Sie haben eine ganz patriarchaliſche Selbſtregierung, aber häufig ſtrenges Gericht. So kam z. B. 1788 ein Fall vor, wo ſie einen unverbeſſerlichen Taugenichts auf ein Brett banden und den Fluß hinabſchwimmen ließen. Sie gehören zu einer pomoriſchen, wiedertäuferiſchen, bilderſtürmenden Sekte und haben keine Prieſter. Sie verſammeln ſich zu Gebeten, aber ohne Gemeinſamkeit darin; jeder betet, was er auswendig kann. Daß zwiſchen 1719 und 1723 häufig Selbſtver-

brennungen (ſ. oben) vorgekommen ſind, hat man damals in Erfahrung gebracht; vielleicht geſchieht es auch noch jetzt, aber man erfährt es nicht. — Andererſeits trat noch 1803 der Fall ein, daß die ganze, aus 132 Familien beſtehende Bevölkerung des Dorfes Petrowsk, im kaukaſiſchen Gouvernement, um die Erlaubniß bat, ſich auf eigene Koſten nach dem ſibiriſchen Gouvernement Irkutzk überſiedeln zu dürfen. Sie kamen im folgenden Jahre glücklich an Ort und Stelle, und im J. 1805 folgten ihnen 400 Bauern aus Rußland dahin nach.

In den früheren Kriegen wurden häufig auch Kriegsgefangene nach Sibirien gebracht, wo ſie ſich, bei langer Dauer des Krieges, anzubauen anfingen, was ihnen von Seiten des Gouvernements ſehr erleichtert wurde. Es gefiel ihnen dann mit der Zeit ſo ſehr in ihrer neuen Heimath, daß ſie nach der alten nicht wieder zurückkehrten.

Der wichtigſte Theil der Coloniſation in Sibirien aber iſt die Anſiedlung der Verbrecher und Verwieſenen aus Rußland. Die Verbannung nach entfernten wüſten Orten begann in Rußland ſchon früh. Ivan Waſiljewitſch verbannte Hofleute, Bojaren, Prieſter ꝛc. meiſt nach Wologda. Dann wurde Perm und Wiatka ein Hauptverbannungsort, ebenſo auch die Ukraine. Der Erſte, der nach Sibirien verbannt wurde, und zwar im J. 1688, war der ukrainiſche Knäs Samailow; es wurden ihm täglich 30 Kopeken zum Unterhalt gegeben. Dieſe Art der Verbannung geſchah von den Czaren perſönlich, und das geſchieht auch noch zuweilen bei Hofleuten, Adel, Beamten. *Verſchieden hiervon* aber iſt, wenn Leute *gerichtlich* zur Verweiſung nach Sibirien verurtheilt werden. *Dieſe* Maßregel wird wohl ihren Anfang genommen haben, als zwiſchen 1751 und 1753 die Kaiſerin Eliſabeth die Todesſtrafe beinahe ganz abſchaffte; wenigſtens iſt an deren Stelle die ſtrengere Verbannung nach Sibirien getreten. Sonſt aber glaube ich, daß ſich die Sache mit der Anſiedelung von Verbrechern in Sibirien ganz von ſelbſt gemacht hat, ohne vorausgefaßten Plan, und ſtets durch Verordnungen geregelt, wie ſie das Bedürfniß eben hervorgerufen hat. Die neueſten dieſer Verordnungen ſind vom 15. Aug. 1845 und legen ein unzweideutiges Zeugniß ab von der Vorſorglichkeit und Milde, welche in Betreff der zur Verbannung Verurtheilten obwaltet. Ich habe in Moskau die Gefängniſſe und die Lokalitäten der Sperlingsberge — von wo die nach Sibirien Verwieſenen abgeſendet werden — beſucht, und kann nur beſtätigen, was Coltrell in dem oben genannten Buche über die Milde der Behandlung ꝛc. anführt. Die Koſt der Verbrecher iſt gut. Die Gefängniſſe ſind hoch, luftig und im Winter warm. Der tägliche Marſch auf dem Wege nach Sibirien beträgt nur zwei bis drei Meilen, iſt alſo, wie man ſieht, nicht anſtrengend; die Stationen ſind gut eingerichtet, wie ich aus eigener Anſchauung weiß.

In Moskau verſammeln ſich die zur Verweiſung nach Sibirien Verurtheilten aus 26 Gouvernements, und in jeder Woche geht zweimal ein Transport derſelben nach ſeiner Beſtimmung ab.

Es liegt mir eine amtliche Liſte über die von 1823 bis 1832 nach Sibirien Verwieſenen vor, aus der ich folgende Notizen mittheile.

Die Zahl ſämmtlicher Verwieſenen aus den 48 europäiſchen und den beiden kaukaſiſchen Gouvernements während des genannten zehnjährigen Zeitraumes betrug 72,904 Männer und 10,795 Weiber, alſo im Ganzen 83,699, oder im Durchſchnitt jährlich

etwa 8000. Da aber die Weiber das Recht haben, ihren Männern, und umgekehrt die Männer ihren Weibern zu folgen, ja selbst ihre Kinder unter gewissen Modificationen mitzunehmen, so möchte die jährliche Durchschnittszahl der dorthin Wandernden zu 10,000 anzunehmen sein. Die Sterblichkeit auf dem Transporte ist natürlich trotz aller humanen Einrichtungen nicht unbedeutend, auch sterben Anfangs Viele, bevor sie an das dortige Klima und die dortige Lebensweise sich gewöhnt haben. Man wird also $^1/_3$ Verluste während der zwei Jahre des Marsches und der ersten dortigen Gewöhnung annehmen können. Der effektive jährliche Zuschuß der Bevölkerung für Sibirien beträgt sonach 8000 Individuen, unter denen vielleicht 6000 Männer und 2000 Weiber sein möchten.

Unter jenen 83,699 Verwiesenen befanden sich 42,995 Criminalverbrecher (37,736 Männer und 5259 Weiber), 35,310 aufgegriffene Vagabunden (30,705 Männer und 4605 Weiber), 3377 (nämlich 2798 Männer und 579 Weiber) wegen schlechter und ausschweifender Aufführung, 756 Individuen (716 Männer und 40 Weiber) auf Urtheil und Antrag der Dorfgerichte wegen schlechten Betragens verwiesen, und endlich 1261 Leibeigene (931 Männer und 330 Weiber), die auf Antrag des Gutsherrn nach Verfügung des Gouvernements wegen schlechten Betragens nach Sibirien verwiesen worden waren.

Die Verwiesenen werden nach Ueberschreitung der sibirischen Grenze, als hätten sie damit ihr früheres Leben hinter sich gelassen, fortan nicht mehr als Verbrecher angesehen und daher vom Volke sowohl wie in der amtlichen Sprache nur noch Nest tschatni Ludi oder die unglücklichen Leute genannt, dessenungeachtet aber doch der auf ihre Verbrechen einmal gesetzten Strafe unterzogen, in welcher Beziehung zwei Kategorien zu unterscheiden sind.

Die, zur ersten Kategorie gehörenden und Katorschniki genannten schwersten Verbrecher, gewissermaßen moralisch todt geltend, werden in den Bergwerken von Nertschinsk auf unbestimmte Zeit verwendet. Ehemals soll hier ihr Loos sehr traurig gewesen und ihnen nach dem Hinabsteigen in die Bergwerke nie wieder das Tageslicht zu Gesicht gekommen sein; gegenwärtig aber brauchen sie nur 8 Stunden in den Gruben zu arbeiten und sind die übrige Zeit und den ganzen Sonntag und die Feiertage (deren es in Rußland sehr viele gibt) oben in eigenen Wohnungen. — Man darf diese Verbrecher, als Bergwerksarbeiter, natürlich nicht verwechseln mit den dortigen eigentlichen Bergleuten. Es sind nämlich aus den nahen Dörfern gewisse Colonistenbauern den Bergwerken als Arbeiter gegen Lohn zugeschrieben.

Die der zweiten Kategorie angehörenden Verwiesenen, welche weniger schwere Verbrechen begangen haben, werden nur auf eine Zeit lang zu öffentlichen Arbeiten verwendet, namentlich bei den Salzsiedereien, den Kalkbrennereien ꝛc. Sie erhalten (wenigstens 1804 geschah dies noch) jährlich 36 Silberrubel zum Unterhalt. Da nun aber bei der außerordentlichen Wohlfeilheit der Lebensmittel sie kaum die Hälfte hiervon verbrauchen, so wird der Ueberrest für sie aufgesammelt; und wenn sie dann 4 bis 6 Jahre gearbeitet und sich gut gehalten haben, werden sie angesiedelt, wobei sie Land und Bauholz umsonst erhalten, ihre Häuser aber selbst aufbauen

müſſen. Das geſammelte kleine Kapital wird dann verwendet, um Hausrath und Inventar anzuſchaffen, doch erhalten ſie auch etwas Beihülfe: Saatkorn, Proviant des erſten Jahrs ꝛc.

Alle übrigen Verwieſenen, die ſonach in einiger Beziehung eine dritte Kategorie bilden, werden ſofort angeſiedelt; zu welchem Ende ſie theils in den vorhandenen Dörfern untergebracht, theils eigene Dörfer für ſie angelegt werden. Jeder erhält ein eigenes Haus, Land, Wieſen und Holz im ruſſiſchen Gemeindetheil, 1 Pferd, 1 Kuh, 2 Schaafe, 1 Pflug, Egge, Wagen, Sichel, Beil ꝛc., ſodann als Saatkorn 9 Pud Roggen, 1 Pud Gerſte, 1 Pud Hafer, 1 Pud Hanfſamen, ferner drei Jahre hindurch den Proviant eines Soldaten, und täglich 1 Kop. Silber für ſich, und wenn er Weib und Kinder hat, für jeden Kopf eine halbe Kopeke Silber. Die drei erſten Jahre ſind zugleich Freijahre, von da an aber müſſen die gewöhnlichen Kronabgaben bezahlt werden. — Die Anlage der Dörfer iſt vorgeſchrieben und ganz regelmäßig, ebenſo die Anlage eines jeden Gehöfts. Die Coloniſten dieſer wie der zweiten Kategorie ſind glebae adscripti und dürfen ohne Erlaubniß über Nacht nicht vom Dorfe entfernt ſein, keinen anderen Stand erwählen ꝛc. Einem jeden neuen Dorfe wird ein Soldat (wohl meiſt ein Koſak) als erſter Vorſtand vorgeſetzt. Er hält Ordnung und Polizei aufrecht und entſcheidet die kleinen Streitigkeiten. Fallen aber wirkliche Verbrechen vor, ſo arretirt er die Schuldigen und ſchickt ſie an die Behörden. Dieſe ſoldatiſche Regierung hört jedoch in der nächſten Generation auf, und macht der gewöhnlichen ruſſiſchen gewählten Staroſtenleitung Platz.

Der Sommerpalaſt von Beſchiktaſch.

Beſchiktaſch, d. i. Wiegenſtein, bildete bisher mit dem anderen großherrlichen Luſtſchloſſe von Dolmabaghdſche (Kürbisgarten), welches letztere der Sultan Abdul-Medjid jetzt zu einem der größten Bauwerke der Welt erhebt, einen combinirten Sommerpalaſt. Am europäiſchen Ufer des Bosporus, nahe bei der letzten Vorſtadt Conſtantinopels auf dieſer Seite, Fündüklü, gelegen, war der Ort von jeher der entſchiedene Lieblingsaufenthalt der osmaniſchen Sultane in der ſchönen Jahreszeit; — ein Vorzug, welchen er ſeiner reizenden Lage zwiſchen einem Paar romantiſcher Thäler, und der ſchönen Ausſicht, ſowohl vom Ufer, als von der hinter den Gebäuden aufſteigenden Höhe, verdankt. Die Gärten, obwohl nicht in der Ausdehnung, zu welcher die ſchöne Natur rings herum einladet, verrathen ſelbſt hinter den hohen, umſchließenden Mauern, durch die überragenden Baumgruppen und durch die über die Steine üppig herabwuchernden Rankepflanzen, eine Anmuth und Fülle der Vegetation, welche keiner anderen Hülfe der Kunſt, als ordnender Einſchränkung, bedarf. Der höchſte Reiz dieſer Ufergärten beſteht in dem ſchönen Contraſte, welchen das friſche Grün der Pflanzenwelt mit dem hellen Blau des Meeresſpiegels bildet, und wenn vollends der Frühling die zahlreichen Obſtwälder mit ſeinem Blüthenmantel deckt, kann man ſich keinen herrlicheren Spaziergang denken, als von Dolmabaghſche nach Beſchiktaſch.

Die erſte Anlage des Palaſtes geſchah im Jahre 1679 unter Mohamed IV. Im Jahre 1747 ſtiftete auch Mahmud I. hier ſeiner Baukunſt ein Denkmal durch einen prachtvollen, von zweiundzwanzig Marmorſäulen getragenen, »an den Himmel reichen wollenden,« perſiſchen Köſchk, welcher 1816 abbrannte und durch Mahmud II. wiederhergeſtellt wurde. Noch befindet ſich auf den Höhen zwiſchen Dolmabaghdſche und Beſchiktaſch der von Mahmud I. erbaute Köſchk, Gülhane, d. i. das Roſenhaus, genannt, berühmt ſowohl wegen ſeiner herrlichen Ausſicht, als dadurch, daß dort 1839 der Hattiſcherif von Gülhane erfloß, welcher die Grundlage zu der neuen, idealen Verfaſſung des Osmanenreiches bilden ſollte.

Schon im Alterthume waren die reizenden Umgebungen von Beſchiktaſch unter dem Namen Daphne hochberühmt und von Dichtern gefeiert. Die Byzantiner Großen

und Reichen hatten hier und anderweit an den Geſtaden des Bosporus zahlreiche Luſthäuſer. Hier landete ein Theil der venetianiſchen Flotte, mit welcher die Kreuzfahrer, unter Dandolo's Anführung, Conſtantinopel belagerten, während die Galeeren gegenüber von Skutari ankerten. Von hier aus endlich ließ Mohamed II. die flachen Schiffe und platten Boote zu Lande bis an das Ende des Hafens von Conſtantinopel auf Walzen rollen, wo dieſelben ins Waſſer gelaſſen, die Belagerten, als feindliche Flotte, mit Schrecken erfüllten.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07031 4367

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07031 4367

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07031 4367